<36636044680018

<36636044680018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

N. 4°
Inv. 8
Volume 1

BIBLIOTECA
NACIONAL
MADRID

<36636044680018

<36636044680018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Winckell's

Handbuch

für

Jäger und Jagdberechtigte.

Erster Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Handbuch

für

Jäger, Jagdberechtigte

und

Jagdliebhaber

von

George Franz Dietrich aus dem Winckell,

der herzoglich Sachsen-Gothaischen und Meiningenschen Societät der Forst- und Jagdkunde und der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften in Marburg ordentlichem, der Leipziger ökonomischen Societät und der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde Ehrenmitgliede.

Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage.

In drei Theilen.

Erster Theil.

Mit einem Kupfer, vier Tabellen und Musik.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1820.

Digitized by Google

BIBL
BE
MONA

Digitized by Google

Seiner Durchlaucht

dem

regierenden Herzog

Leopold Friedrich

zu

Anhalt-Dessau

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Digitized by Google

Vorwort zur zweiten Auflage.

Welchem Vater gewährt es nicht Freude, wenn sein Kind beim Eintritt in die Welt Glück macht? — Man beurtheile hiernach die Empfindungen, welche mich durchdringen mußten, als ich das gegenwärtige Werk nach seinem ersten Erscheinen in kritischen Blättern über alle Erwartung günstig — fast allzunachsichtig — beurtheilt sah und zugleich wahrnahm, daß diesem Urtheile die Stimme des Publikums, besonders des sachverständigen, sich anschloß.

Sehr wohl that es mir, — und mußte es das nicht? — wenn meine ältern Freunde Theilnahme an dem Gelungenseyn meines in mehr als einer Hinsicht gewagten Unternehmens bezeigten; wenn mehrere derselben ernstlich mit dem entstandenen Werke sich beschäftigten, mich auf hier und da in demselben eingeschlichene Mängel und Unrichtigkeiten aufmerksam machten, um bei einer dereinstigen zweiten Ausgabe den erstern abhelfen, die letztern verbessern zu können.

Ueberschwenglich belohnt find' ich mich für das nach besten Kräften Geleistete durch den unschätzbaren Erwerb des Wohlwollens, der Achtung, selbst — ich sage es mit Stolz! — der Freundschaft und Liebe vieler in Rücksicht ihres Herzens ehrwürdiger, in Rücksicht des Wissens und Könnens gefeierter teutscher Männer. Hochgeehrt fühl' ich mich durch die Aufnahme zum Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften, und dies um so mehr, da sie mir durchgängig ungesucht zu Theil ward.

Daß ich diesemnach alle Sorgfalt anwenden, alle zu Gebote stehende Hülfsmittel, alle von Dienstverrichtungen freie Zeit, alle seit dem ersten Erscheinen des Werkes von mir selbst, oder von andern glaubwürdigen, des Weidwerks kundigen Männern gemachte, mir bekannt gewordene Erfahrungen, nicht weniger die in öffentlichen Beurtheilungen, oder sonst erhaltenen Winke benutzen werde *), um dieser neuen

*) Vorzüglich die des von mir, so wie von der Jägerwelt überhaupt, hochverehrten O. F. M. v. Wildungen in der dem Publikum durch die Ankündigung der gegenwärtigen Ausgabe aufs neue in Erinnerung gebrachten Recension, welche in Nr. 13. und 14. des Hartigischen Journ. für Forst-, Jagd- und Fischereiwesen v. 1806 erschien, und dem Werke zur kräftigsten Empfehlung dienen mußte; dann die, welche in der dem Wittenbergischen Wochenblatte v. J. 1805. Nr. 15. und 16. eingerückten Beurtheilung enthalten sind, und von meinem ältesten Jugendfreunde, dem königlich preußischen Gleitsinspector, Hr. M. Flitner zu Weißenfels, herrühren.

Ausgabe den, in so weit ich es vermag, höchstmöglichen Grad von Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu geben; dafür sei dem Publikum der feste Wille und das regste Ehrgefühl eines rechtlichen Mannes Bürge.

Zur Erreichung dieses Zweckes habe ich es für nöthig gehalten, die Einleitung ganz neu zu bearbeiten. Andere mannigfaltige Berichtigungen und Zusätze, selbst Verbesserungen in Rücksicht der Schreibart, werden denen nicht entgehen, welche sich die Mühe geben wollen, die zweite Ausgabe mit der ersten zu vergleichen.

Uebrigens sind bei der gegenwärtigen Ausgabe, außer den in der Vorrede zur ersten namhaft gemachten Werken, und mehreren Zeit- oder kleineren Schriften, folgende zu Rathe gezogen und benutzt worden:

Annalen und Beiträge der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.

Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschaft I. und II. erste; dessen ornithologisches Taschenbuch, und der Naturgeschichte Teutschlands zweite Ausgabe.

Burgsdorfs Forsthandbuch.

Dumeril's analytische Zoologie, aus dem

Französischen mit Zusätzen, von L. F. Froriep.

Egerers (J. Ch. J. F.) Grundsätze des Forstrechts, Aschaffenburg, bei Knoder, 1818.

Fischers (J. C.) physikalisches Wörterbuch, VII Theile.

Hartigs (G. L.) Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen 1806—1808.

Desselben Lehrbuch der Jagdwissenschaft.

Desselben Archiv für Preußen.

Hildebrandts (F.) Anfangsgründe der dynamischen Naturlehre, II Theile.

Kunst (die) sich die zur Jagd und zum Vogelfang nöthigen Netze selbst zu verfertigen. (v. e. Ungen.)

Laurops Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft, und dessen Sylvan (sämmtliche Jahrgänge.)

Mellins (Gr. v.) Anweisung zur Anlegung ꝛc. der Wildbahn ꝛc.

Meyers und Wolfs Taschenbuch der Vögelkunde.

Meyers (Dr. J. C. F.) Forstdirektionslehre.

Müllenkampfs Forstordnungen, nebst andern handschriftlichen Mittheilungen des D. F. R. Laurop.

Museum der Naturgeschichte Helvetiens zu Bern.

Okens Naturgeschichte, Th. III. Zoologie, Abth. II.

Temmink (C. J.) Histoire naturelle générale des pigeons et des Gallinacés und dessen Manuel d'ornithologie d'Europe.

Wildungens (v.) Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde 1807 — 12., auch dessen Weidmanns Feierabende.

Allen denen, die mich durch schriftliche, oder mündliche Mittheilungen in den Stand gesetzt haben, in der ersten Ausgabe eingeschlichene Irrungen und Fehler zu berichtigen oder zu verbessern, sage ich hiermit den aufrichtigsten Dank; und zwar außer den vorerwähnten Freunden, namentlich dem Herrn Forstrath Fischer und Oberforstrath Laurop zu Karlsruhe; dem Freiherrn Truchseß v. Wetzhausen auf Battenburg und Bunndorf, und meinem alten lieben Verwandten, dem Kammerherrn von Wietersheim, auf Mensdorf.

Noch muß bemerkt werden, daß am Ende des dritten Theiles die sich bei Entfernung des Druckorts eingeschlichenen Druckfehler angezeigt werden sollen.

Zum Schlusse füge ich noch den Wunsch hinzu, daß es mir gelingen möge, das Wohlwollen, welches

durch meine zeitherigen Arbeiten bei einem großen Theile des Publikums mir zu Theil geworden ist, durch die gegenwärtige noch mehr zu verdienen.

Roßbach, im untern Mainkreise des Königreichs Baiern, im Jahr 1819.

Der Verfasser.

Vorrede zur ersten Auflage.

Unter den ältern, über das Jagdwesen erschienenen Werken kann vorzüglich Döbels Jägerpraktik, und, in manchem Betracht, von Flemmings teutscher Jäger, als klassisch betrachtet werden.

Beide aber sind zu weitläufig; auch herrscht in ihnen eine Darstellung und Sprache, welche in unsern Zeiten mehr zurückschreckend, als anziehend seyn muß.

Gelänge es mir, diese Unannehmlichkeiten in gegenwärtigem Handbuche zu vermeiden; dürfte ich hof-

sen, durch zweckmäßige Anwendung des Bessern, was ich in ältern und neuern Schriften *) — selbst in einigen handschriftlichen Quellen zerstreuet fand und durch das Hinzufügen mancher, bei zwanzigjähriger Erfah-

---

*) Folgende Werke sind es, welche ich zu Rathe gezogen und benutzt habe:

Jagd- und Forstrecht nach churſächsischen Gesetzen; C. G. Riccius Entwurf von der in Teutschland üblichen Jagdgerechtigkeit; Stissers Forst- und Jagdhistorie der Teutschen; Krünitz ökonomische Encyclopädie; Petri's Esthen und Esthland; v. Flemmings teutscher Jäger; Döbels Jägerpraktik; Büffons Naturgeschichte; Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Teutschlands; Funks Naturgeschichte; Naumanns Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Teutschlands und der angrenzenden Länder; Georgs vollständiges Handbuch für Jäger und Jagdfreunde, herausgegeben vom Prof. Leonhardi; v. Wildungens Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber; und endlich das von J. M. Bechstein herausgegebene Handbuch der Jagdwissenschaft, welches ich aber erst dann durch die Güte eines Freundes erhielt, als der erste und zweite Hauptabschnitt des gegenwärtigen Werks ausgearbeitet und rein geschrieben waren.

rung bestätigt gefundener Beobachtungen, Nutzen zu stiften: so würde ich mich für die Bemühung, alles zu leisten, was in meinen Kräften steht, hinlänglich belohnt fühlen.

Mein Zweck geht dahin, dem Jäger, Jagdberechtigten und Jagdliebhaber über alle ihm zu wissen nöthigen Gegenstände Aufschlüsse zu geben; mich, so weit es mit der Deutlichkeit vereinbar ist, einer möglichst gedrängten Schreibart zu befleißigen, und den Leser da, wo Trockenheit im Vortrage unvermeidlich ist, durch eingestreute Bemerkungen und Anekdoten einigermaßen zu entschädigen. Ob ich ihn erreichen werde, muß die Zeit lehren.

Der Plan, nach welchem ich gearbeitet habe, wird sich aus der Ansicht der Inhaltsanzeige ergeben. Ich hielt es für gut, alles, was über jede Wildgattung zu sagen war, in einem Kapitel zusammen zu stellen.

Bei der Ueberzeugung, daß ich fehlen kann und fehlen muß, bitte ich kompetente Richter um Zurechtweisung. Dankbar werde ich sie erkennen und zu seiner Zeit benutzen.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

§.		Seite
	Vom Jagdwesen im Allgemeinen	I — XXV
1.	Kurze Geschichte desselben	1
2.	Erforderliche körperliche Eigenschaften, Geistesfähigkeiten und Vorkenntnisse zu einem tüchtigen Jäger	IV
3.	Welches war und welches ist noch der gewöhnliche Weg zur Bildung eines praktischen Jägers?	VI
4.	Welche Rücksichten sind zu nehmen, und welche Grundsätze zu befolgen, um eine im guten Stande befindliche Wildbahn, ohne nachtheiligen Einfluß auf das Gemeinwesen, in solchem zu erhalten?	VII
5.	Fortsetzung. Bemerkungen über die Nützlichkeit und Schädlichkeit verschiedener Wildarten für den Naturhaushalt, nebst den daraus hervorgehenden Resultaten, für deren gemäßigte Schonung, oder nöthige Verminderung, oder mögliche Vertilgung	IX
6.	Allgemeinere Mittel, um den Wildschaden zu verhüten, oder doch möglichst zu vermindern	X
7.	Besondere Mittel zu gleichem Zweck für den Winter	XVI
8.	Allgemeine Regeln für die nachhaltige Benutzung der Wildbahn	XIX

§. Seite

9. Veranlassungen zum Ruin derselben; Auskunftsmittel, selbigem zuvorzukommen oder doch nach Möglichkeit entgegenzuwirken . . . XXI

10. Regeln zum Wiederemporbringen einer heruntergekommenen Wildbahn XXIV

Zweites Kapitel.

Rechtswissenschaftliche Erörterungen in Beziehung auf das Jagdwesen . . XXVI—LXVI

11. Verpflichtung des Jägers und Jagdberechtigten, sich mit dem durch Landesgesetze und Verordnungen bestimmten Ausflüssen des Jagdrechts bekannt zu machen und darnach strikte zu handeln XXVI

12. Was ist Gesetz? Eintheilung der Gesetze im Allgemeinen XXVII

13. Fortsetzung . . . . . —

14. Wodurch werden die aus dem Gesetze fließenden Rechte und Verbindlichkeiten bedingt? . . XXVIII

15. Welche Begriffe sind mit den Ausdrücken Recht — im Allgemeinen — und Jagdrecht — im Besondern — zu verbinden . . . . . —

16. Ausflüsse des Jagdrechts, als Regale betrachtet, auf den Staatsbürger XXIX

17. Auf welchen Wegen wird die Jagdgerechtigkeit vom Staatsbürger erlangt? XXX

18. Unter welchen verschiedenen Gesichtspunkten findet die Jagdgerechtigkeit statt XXXII

19. Wirkungen des persönlichen Jagdrechts . XXXIV

20. Besondere Erörterungen über die Berechtigung zur Koppeljagd; (Unterschied zwischen dieser und der Gemeinjagd) XXXV

21. Gleichen Inhalts mit dem vorhergehenden in Rücksicht der Gnadenjagd XXXVI

22. Von der Jagdverpachtung XXXVII

23. Verpflichtung des Jagdberechtigten und Jägers, in den Grenzen wohlerworbener Jagdberechtigung sich zu halten . . . . . —

24. Anzeige der vorzüglichsten Gegenstände der Gesetzgebung rücksichtlich des Jagdwesens . . XXXVIII

Digitized by Google

§. Seite

25. Vorschriften zur Wahrung und Sicherstellung der Jagdreviergrenzen (§. 24. Satz 1.) . . XXXIX

26. Jagdordnungsmäßige Subsumirung sämmtlicher Wildarten unter gewisse Klassen und Anzeige der Klassenbenennung (§. 24. Satz. 2). . . . —

27. Gesetzliche Vorschriften in Rücksicht der Hege-, Schon- und Schießzeit für die verschiedenen Wildklassen und Arten (§. 24. Satz 3. u. §. 26.), und Verordnungen, die Erhaltung der Wildbahn betreffend (§. 24. Satz 3.) . . . XLIV

28. Gesetzliche Verfügungen in Betreff der Wahrung des Jagdregale, wie der Jagdberechtigung der Staatsbürger (§. 24. Satz 4.) . . . LII

29. Verordnungen wegen möglichster Abwendung des Wildschadens, auch wegen Ausmittelung des Betrags desselben und des den nicht zur Jagd berechtigten Grundeigenthümern dafür zu gewährenden Schadenersatzes (§. 24. Satz 5.) . . LXII

30. Aus dem von §. 24 — 29. Vorgetragenen resultirende Nothwendigkeit für den Jagdberechtigten und für den Jäger, über die seines Orts bestehenden, von ihm zu beobachtenden Gesetze. Schlußbemerkung LXV

Drittes Kapitel.

Erörterungen aus dem Gebiete der Naturbeschreibung (Physiographie) . . LXVI

31. Vorwort . . . . . —

32. Aufzählung der verschiedenen Zweige der Naturbeschreibung der Thiere LXVII

A. Anatomische, physiologische und terminologische Erörterungen.

33. Was haben die Säugthiere und Vögel mit den übrigen Thierklassen gemein, und worin bestehen die charakteristischen Unterscheidungszeichen der ersteren? Erläuterungen LXVIII

34. Vom Wachen und Schlafen . . . LXX

35. Unterschied zwischen animalischer Begattung und vegetabilischer Befruchtung . . . LXXII

§.		Seite
36.	Von der willkührlichen Bewegung der Thiere .	LXXIII
37.	Von der Behäutung (Haut) des Thierkörpers .	—
38.	Vom Fleische und dessen Bestandtheilen . .	—
39.	Von den Knochen und deren Bestandtheilen. Vom Skelett	LXXIV
40.	Vom Herzen	LXXVI
41.	Von den Adern	LXXVII
42.	Vom Blute und dessen Kreislaufe . . .	LXXVIII
43.	Von den Lungen und deren Funktionen . .	LXXIX
44.	Vom Gehirn	LXXX
45.	Von den Sinnen im Allgemeinen . . .	LXXXI
46.	Vom Tastsinn	—
47.	Vom Geschmack und von der Zunge . .	LXXXII
48.	Vom Geruch	LXXXIII
49.	Vom Gehörsinn	LXXXIV
50.	Vom Sehesinn (Gesicht)	LXXXVI
51.	Von dem Organismus der Säugthiere im Allgemeinen	LXXXIX
52.	Hauptabtheilungen des Säugthierskeletts . .	XCI
53.	Von den äußeren und inneren Theilen des Kopfes	—
54.	Von den äußeren und inneren Theilen des Halses	XCVII
55.	Vom Rumpfe und dessen Theilen . . .	XCVIII
56.	Von den Gliedmaßen	CXII
57.	Von den flüssigen Materien im Säugthierkörper	CXV
58.	Von dem Aufenthalte, der Nahrung, der Lebensdauer, den Feinden und den Vertheidigungswerkzeugen der Säugthierwildarten . .	CXVIII
59.	Von dem Organismus der Vögel im Allgemeinen	CXIX
60.	Von der Bekleidung der Vögel — dem Gefieder	CXX
61.	Hauptabtheilungen des Vogelskeletts . .	CXXIV
62.	Von den äußern und innern Theilen des Kopfes	—
63.	Von den äußern und innern Theilen des Halses	CXXXII
64.	Vom Rumpf und dessen äußern und innern Theilen. Beiläufig von der Begattung, vom Nestbau, vom Eierlegen, vom Betriebe des Brütgeschäfts, von der successiven Ausbildung des Embryo im Ei ꝛc., von der Erziehung, Vollwüchsigkeit und Mannbarkeit der Jungen	CXXXV

§. Seite
65. Von den Gliedmaßen des Vogelkörpers . CL
66. Vom Schwanze der Vögel . . . CLIX
67. Von den flüssigen Theilen im Vogelkörper . XLXI
68. Von der Lebensweise (habitus), von der Lebensdauer, von den Feinden und von den Vertheidigungswerkzeugen der Vögel . . . CLXII

B. Anleitung zum Selbststudium der Systemkunde rücksichtlich der bei uns einheimischen oder periodisch vorkommenden jagdbaren und zum Jagdbetriebe anwendbaren Thiere.

69. Von dem Zweck der systematischen Eintheilungen im Allgemeinen und der der vorbenannten Thiere im Besondern CLXVIII
70. Welche Einrichtung muß die Klassifikation haben, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen soll? . CLXIX
71. Von den gewöhnlichen Klassifikationsabtheilungen —
72. Systematische Eintheilung der Säugthiere und Vögel, nach Linné CLXXIII
73. Systematische Eintheilung der vorbenannten Thierklassen nach Blumenbach . . . CLXXIX
74. Versuch des Verfassers, die bei uns einheimischen Haarwildarten unter zu Grundlegung der Pennantischen Eintheilung möglichst lückenlos zu klassificiren; nebst beigefügten Gattungscharakteren nnd Artkennzeichen . . . CLXXXI
75. Lathams Eintheilung der Vögel . . . CXCIII
76. Eintheilung der wilden Vögel Teutschlands, nebst Gattungscharakteren und kurzer Beschreibung der Arten nach Bechstein, Wolf, Meyer, Schinz und Temmink . . . CXCVII
77. Burgsdorf-Bechsteinische Eintheilung der bei uns öfters vorkommenden Haar- und Federwildarten, mit Einschluß der zur Jagd anwendbaren Thiere CCCCXLI
78. Cuviers Klassifikation des gesammten Thierreiches; Eintheilung der Säugthiere und Vögel im Besondern. Hierzu die Tabellen A. B. C. D. CCCCLIII
79. Kurze Anweisung zum Verfahren bei der die Bestimmung der Ordnung, Gattung, Art, und der systematischen Ordnungs-, Gattungs- und Artbenennung bezweckenden Untersuchung eines

§. Seite

oder des andern den Jäger interessirenden Exemplares aus der Klasse der Säugthiere sowohl, als aus der Klasse der Vögel, in besonderer Beziehung auf die §. 74. und 76. erörterten Eintheilungsmethoden CCCCLIII

Nachtrag

zu §. 60. der Einleitung. (Frei übersetzt nach *Temmink* Manuel d'ornith. d'Europe, Avant-propos p. XI — XIV.) . . . CCCCLXI

Erster Abschnitt, Hohe Jagd.

Erste Abtheilung, Haarwild.

Erstes Kapitel.

Vom Edelwild, Cervus elaphus, *Linn.*

1. Weidmännische Ausdrücke, deren man sich von dieser Wildart, von jedem Geschlecht und in jedem Alter derselben zu bedienen pflegt 1

2. Klassifikation und Heimath (Verbreitung) des Edelwildes. Farbe des bei uns einheimischen, des Rothwildes zu verschiedenen Jahreszeiten; Färbezeit, Stärke, Bau; vorzüglich fein organisirte Sinne, Gemüthsart, Alter 9

3. Eigenheiten und Auszeichnungen, durch welche sich der Hirsch vom Thiere unterscheidet. Zu welcher Zeit, unter welchen Umständen und auf welche Art er dem Menschen gefährlich werden kann 12

4. Brunft 16

5. Wann und wie viel Kälber das Thier in einem Jahre setzt. Einige Bemerkungen über Mutter und Kind 19

6. Aesung des Edelwildes zu jeder Jahreszeit . . 20

7. Stand, Veränderung desselben nach der Jahreszeit 21

8. Benutzung 1. des Wildpretes und der innern Theile, 2. des Gehörns; 3. der Haut. Zu welcher Zeit der Hirsch, das Thier, der Spießer, das Schmalthier und die Kälber den meisten Nutzen gewähren 23

9. Warum der Jäger Kenntniß von der Naturgeschichte haben muß 25

§.		Seite
10.	Mittel, den Auswechsel zu vermindern und den Zugang zu vermehren	26
11.	Ueber das Ansprechen des Hirsches nach seinen sogenannten Zeichen. Aufzählung und Beschreibung der gerechtesten	27
12.	Eintheilung der Jagd auf Edelwildbret in teutsche und Parforcejagd	35

A. Teutsche Jagd.

	Welche Hundearten dazu angewendet werden	35
13—19.	Vom Leithunde	35—47
20—24.	Vom Schweißhunde	47—51
25.	Wann er vom geübten Jäger, und unter welchen Einschränkungen vom Anfänger geführt werden soll	51
26.	Von den dänischen Blendlingen und teutschen Jagdhunden	52
27.	Beiläufige Erwähnung des Hauptjagens	52
28—37.	Vom bestätigten Jagen (zu §. 33. das Kupfer)	54—68
38.	Ueber andere eingestellte, vorzüglich über das Contrajagen	68
39 und 40.	Einrichtung eines eingestellten Jagens ohne vorheriges Verlappen und ohne Stallung im Weiten	70—72
41.	Wegen des Einfangens wird auf die Folge verwiesen. Jagdzeit nach Alter und Geschlecht	72
42.	Angabe der verschiedenen Arten zu pürschen. Der Anstand	73
43. a.	Der Bürschgang (das Schleichen)	78
43. b.	Das Bürschen auf den Ruf in der Brunftzeit	81
44.	Anwendung des Schießpferdes und Bürschwagens	84
45.	Treiben mit mehreren Jagdleuten und Schützen, (Buschiren)	85
46.	Zutreiben durch einen einzelnen Gehülfen	86
47.	Anwendung teutscher Jagdhunde	87
48.	Nachtrag zu §. 42 bis 47.	88
49.	Verfahren, wenn Edelwild erlegt worden. Vom Verbrechen, Nachhauseschaffen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen	95

§. Seite
50. Bestrafung der Fehler gegen weidmännische Gebräuche durch das Blatt 99

B. Französische oder Parforcejagd.

51. Was unter Parforcejagd zu verstehen sei . . 100
52. Nothwendige Erfordernisse dazu 101
53. Jägerpersonal 101
54. Eigenschaften eines Parforcejägers 102
55 Auf welche Weise er solche erlangen kann . . 103
56. Ansprechen des Hirsches 106
57. Ueber den erforderlichen Wildstand . . . 106
58. Ueber schickliches Terrain und Einrichtungen in den Waldrevieren 107
59. Ueber Jagdpferde, deren Eigenschaften, Wartung und Behandlung außer der Jagd. Wie viel Pferde jedem Individuo der Parforcejägerei zukommen, und wie sie beim Reiten überhaupt, besonders aber bei der Jagd zu behandeln sind 108
60, Allgemeine Bemerkungen über die Meute . . 110
61. Einrichtung des Jägerhofes 110
62. Oftere Reinigung der Hunde und Ställe, als eins der nöthigsten Erfordernisse zur Erhaltung der Meute 111
63. Fütterung und Ausführen der Hunde . . . 112
64. Zuzucht 113
65. Pflege und Behandlung junger Hunde . . . 115
66. Verbesserung der Race durch Ankauf echt englischer oder französischer Jagdhunde . . . 116
67. Alljährlich zu wiederholende Reinigungskur . . 117
68. Ausreiten mit der Meute 119
69. Trainjagd 121
70. Vorbereitungen zur Parforcejagd 123
71. Das Vorsuchen 124
72. Auswahl des Jagdhirsches 124
73. Der Direktor gibt die Auszeichnungen an, woran der Jagdhirsch zu erkennen ist. Das Lanciren . . 124

§. Seite
74. Auswahl des Platzes zum Anlegen oder zur Anjagd. Nie darf ein angeschossener Hirsch und nicht mehr als ein Hirsch an einem Tage gejagt werden. Ueber das Jagen mit Relaishunden . . . 126
75. Das Anlegen auf den lancirten Hirsch, und die Jagd selbst 127
76. Die Cüree 131
77. Vertheilung der Ehrenzeichen, der Läufe nehmlich und der Brüche. Bestrafung begangener Fehler und das Nachhausefziehen 132
78. Bekleidung der Jägerei 133
79. Bemerkungen für Jagdliebhaber. Anhang, Jagdstücke oder Fanfaren 133

Zweites Kapitel.

Vom Elen, Cervus alces, *Linn.*

1. Ueber die weidmännischen Ausdrücke . . 135
2—12. Naturgeschichte . . . . . 135—146
13. Fang und teutsche Jagd 146
14. Etwas über den Versuch, das Elen parforce zu jagen 147
15. Verbrechen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen . 147

Drittes Kapitel.

Vom Damwild, Cervus dama, *Linn.*

1. Weidmännische Ausdrücke 147
2—7. Naturgeschichte . . . . . 148—155
8. Benutzung, nebst Angabe der Zeit, zu welcher sie am vortheilhaftesten ist. Mittel, den Brunsthirsch eßbar zu machen 155
9. Wie der Auswechsel zu vermindern, der Zugang aber zu vermehren ist 156
10. Unterscheidungszeichen der Fährte des Hirsches von der des Thieres 157
11. Anwendbare Hunde zur Damwildsjagd 157
12. Ueber eingestellte Jagen 158
13. Das Einfangen 158
14. Das Wirschen 158
15. Das Verbrechen, Aufbrechen, u. s. w. 159
16. Ueber Parforcejagd 160

Zweite Abtheilung, Federwild.

§. Seite
Vorrrinnerung, die weidmännischen Ausdrücke betreffend 161

Erstes Kapitel.

Vom Schwan, Anas cygnus, *Linn.*

1—6. Naturgeschichte . . . 161—168
7. Benutzung 168
8. Jagd 169
9. Aufbrechen 169

Zweites Kapitel.

Vom Trappen, Otis tarda, *Linn.*

1—6. Naturgeschichte . . . 170—176
7. Benutzung 176
8. Jagd 176

Drittes Kapitel.

Vom Kranich, Grus cinerea, *Meyer.*

1—5. Naturgeschichte . . . 179—183
4. Benutzung 183
5. Jagd 185

Viertes Kapitel.

Vom Auerhuhn (Auergeflügel), Tetrao urogallus, *Linn.*

1. Erklärung des Ausdrucks Auergeflügel. Verschiedene Benennungen des Hahnes und der Henne 188
2—9. Naturgeschichte . . . 188—198
10. Benutzung 198
11 und 12. Jagd. Aufbrechen . . . 199 ff.

Fünftes Kapitel.

Vom Fasan, Phasianus colchicus, *Linn.*
(Ph. marginatus, *Meyeri.*)

1. Entstehung des Namens Fasan. Vaterland und Heimath. Churſächſiſche Befehle wegen Hegung der Faſane 203
2—8. Naturgeſchichte . . . 205—212

§. Seite
9. Das Aufſuchen und Zukaufen der Eier, als Mittel, die Vermehrung zu befördern 212
10. Zum Ausbrüten werden Truthühner angewendet. Behandlung derſelben vor und in der Brütezeit. Verfahren mit den jungen Faſanen, vom Tage des Auskriechens an bis zum Ausſetzen . . 215
11. Krankheiten und deren Behandlung während der Auferziehung 217
12. Wahl des Orts zum Ausſetzen, und ferneres Verfahren 221
13. Fortſetzung 222
14. Das Einfangen überzähliger Hähne . . 223
15. Futter auf der Kirrung 224
16. Der Rauch 224
17. Benutzung der Faſane 225
18. Jagd 225

Sechstes Kapitel.

Vom Focken, Ardea nycticorax, *Linn.*

1—6. Naturgeſchichte . . . . 228—232
7. Benutzung 232
8. Jagd 232

Dritte Abtheilung, Reißende- und Raubthiere.

Erſtes Kapitel.

Vom Bär, Ursus arctor, *Linn.*

1. Weidmänniſche Ausdrücke . . . 234
2—6. Naturgeſchichte . . . . 235—245
7. Benutzung 245
8. Fährten-Auszeichnung . . . 244
9. Zähmung 244
10—17. Jagd und Fang . . . 245—252

Zweites Kapitel.

Vom Luchs, Felis lynx, *Linn.*

1. Weidmänniſche Ausdrücke . . . 252
2—7. Naturgeſchichte . . . . 253—259

§.		Seite
8.	Benutzung	259
9 und 10.	Jagd und Fang	259 — 262

Zweiter Abschnitt, Mitteljagd.

Erste Abtheilung, Haarwild.

Erstes Kapitel.

Vom Reh, Cervus capreolus, *Linn.*

1.	Weidmännische Ausdrücke	263
2—11.	Naturgeschichte	264 — 291
12.	Zähmung	292
13.	Benutzung	293
14.	Unterscheidungszeichen des Bocks von der Ricke	295
15.	Bei der Rehjagd anwendbare Hunde	296
16.	Fang mit Netzen	296
17—19.	Andere Arten Rehe zu fangen und Jagd	298 — 302
20.	Verbrechen, Aufbrechen ꝛc.	302

Zweites Kapitel.

Von den Sauen, oder vom Schwarzwild, Sus scrofa, Aper, *Linn.*

1.	Weidmännische Ausdrücke	303
2—6.	Naturgeschichte	305 — 318
7.	Benutzung	313
8.	Unterscheidungszeichen des Schweines und Keilers von der Bache	319
9.	Vom Gebrauch des Leithundes	320
10—18.	Von den Hetzhunden, deren Behandlung und vom Hetzen überhaupt	323 — 336
19—21.	Vom Finder und dessen Abrichtung	336 — 340
22.	Von der Anwendung des Schweißhundes	340
23.	Von bestätigten und unbestätigten eingestellten Jagen	340
24.	Welche Zeugarten dazu angewendet werden	342
25.	Von der Scheidung der Sauen vom andern mit eingestellten Wildbret	342
26.	Wie der Lauf zum Abjagen einzurichten ist, und wo die Schirme auf demselben anzubringen sind	344

§.	Seite
27—30. Vom Abjagen	344—346
31. Vom Keſſeljagen	346
32. Von der Streifhetze	346
33 und 34. Vom Bürſchen	348—350
35. Vom Verbrechen	350
36. Vom Aufbrechen	351
37. Vom Zerwirken und Zerlegen	351
38. Von der Sauparforcejagd	351

Zweite Abtheilung, Federwildbret.

Erſtes Kapitel.

Vom Birkhuhn (Birkgeflügel, gabelſchwänziges Waldhuhn), Tetrao tetrix, *Linn.*

1. Ueber die weidmänniſchen Ausdrücke	353
2—7. Naturgeſchichte	353—359
10. Benutzung	359
11. Jagd und Fang	359—362

Zweites Kapitel.

Vom Haſelhuhn (Haſelgeflügel, ſchwarzkehliges Waldhuhn), Tetrao bonasia, *Linn.*

1. Weidmänniſche Ausdrücke	363
2—7. Naturgeſchichte	363—368
8. Benutzung	368
9. Jagd und Fang	368

Drittes Kapitel.

Vom lerchengrauen Regenpfeifer (Steinwälzer), Charadrius oedicnemus, *Linn.*

1. Verſchiedene Benennungen	370
2—7. Naturgeſchichte	370—374
8. Benutzung	374
9. Jagd und Fang	375

Viertes Kapitel.

Vom großen Brachvogel, Numenius arquata, *Latham.*

§. Seite

1. Verschiedene Benennungen 376
2—5. Naturgeschichte . . . . 376—380
6. Benutzung 380
7. Jagd und Fang 381

Dritte Abtheilung. Reißende- und Raubthiere.

Vom Wolf, Canis lupus, *Linn.*

1. Er wird zwar zur Mitteljagd gerechnet, darf aber in Sachsen von Jedem Jagdberechtigten erlegt werden 382
2. Weidmännische Ausdrücke 382
3—5. Naturgeschichte . . . . 383—391
6. Vorsichtsmaßregeln, um Menschen und Thiere vor seinen Anfällen zu sichern 391
7. In wie fern Versuche, ihn zu zähmen und Bastarde zu ziehen, gelungen sind 391
8. Benutzung 392
9. Fährtenauszeichnung 393
10. Zur Wolfsjagd anwendbare Hunde 393
11 und 12. Eingestellte Jagen . . . . 393—397
13. Treibjagen ohne Zeug. Andere Jagdarten . . 397
14. Vom Wolfsgarten 398
15. Von der Schießhütte 400
16. Von Wolfsgraben 400
17. Fang mit Eisen 401
18. Vergiftung 402
19. Vom Streifen 403

Anhang.

Erstes Kapitel.

Von dem zur hohen und Mitteljagd gehörigen Jagdzeuge.

1. Erklärung des Ausdrucks Jagdzeug. Angabe der verschiedenen Arten 404
2. Woraus die Tücher verfertigt werden. Anzeige der verschiedenen Arten derselben 404
3. Von den hohen Tüchern 405

§.		Seite
4.	Von den Mitteltüchern	407
5.	Von den halben Tüchern	408
6.	Vom Rolltuche	408
7.	Was verſteht man unter dem Ausdruck: ein Zuder Zeug und wie viel Tücher jeder Art ſind, nebſt Zubehör, auf ein ſolches zu rechnen?	408
8.	Anzeige des Zubehörs	409
9.	Ueber das Stellen der hohen, Mittel- und halben Tücher	411
10.	Stellung des Rolltuches und Gebrauch deſſelben beim Abjagen	415
11.	Vom Abheben, Wegſchaffen, Austrocknen und Ausbeſſern des Zeuges	416
12.	Sonſtiger und jetziger Gebrauch der Netze. Angabe der verſchiedenen Arten derſelben, von welchen hier gehandelt werden ſoll	416
13.	Beſchaffenheit und Verfertigung der Hirſchnetze, Angabe des Zubehörs	417
14.	In Rückſicht der Prellnetze gleichen Inhalts mit dem vorigen	418
15.	Beſchaffenheit, Verfertigung, Zubehör und Gebrauch der Saunetze	419
16.	In Rückſicht der Rehnetze gleichen Inhalts mit dem vorigen	419
17.	Von den Wolfsnetzen	420
18.	Stellung, Aufnehmen und fernere Behandlung ſämmtlicher Netze	421
19.	Vom Dupliren überhaupt mit Prellnetzen insbeſondere	423
20.	Vom Knüpfen und Schäften geſprungener Leinen	423
21.	Beſchaffenheit, Verfertigung, Zubehör und Stellung der Tuchlappen	425
22.	Von den Federlappen	427
23.	Von den Flintern	429
24.	Vom Zeughauſe	430
25.	Vom Zeugwagen	432
26.	Von den Wildkaſten	432

Zweites Kapitel.

Vom Pferde im Allgemeinen und vom Schießpferde und deſſen Abrichtung im Beſondern.

1—16.	Naturgeſchichte	434
17.	Abrichtung	462

Drittes Kapitel.

Vom Thier- oder Wildgarten.

§.		Seite
1.	Allgemeine Bemerkungen	455
2.	Schickliches Terrain zur Anlage eines Thiergartens. Bestimmung des auf einer gewissen Waldfläche eingeschränkt zu erhaltenden Wildstandes, in so fern Holzwuchs und Böden gut ist	456
3.	Vorläufige Einrichtung	457
4.	Was bei Anschaffung des auszusetzenden Wildes zu beobachten ist	460
5.	Zweckmäßiges Verfahren bei der ersten Einrichtung und ferneren Behandlung eines Wildgartens, mit Beziehung auf den sonstigen Macherischen. Ueber verschiedene Edelwildabarten, welche in diesem nicht gefunden wurden	460
6.	Die wenigsten Kosten verursacht die Anlage eines blos mit Damwild zu besetzenden Thiergartens	467
7.	Soll das eingeschränkte Wild gedeihen; so muß auf gehörige Behandlung des Holzes, der Wiesen und des Ackers, nicht weniger auf Erzeugung künstlicher Aesungsmittel Bedacht genommen werden. Wie dieses geschehen könne	470
8.	Einrichtung und Unterhaltung der Winterfütterung	
9.	Angabe des Verhältnisses, welches unter den eingeschränkten Wildarten, dem Geschlecht und Alter nach, statt finden muß	471
10.	Wie die immerwährende Gleichmäßigkeit dieses Verhältnisses zu erhalten ist	472
11.	Ueber das Bürschen im Thiergarten	473
12.	Ueber das Einfangen	474
13.	Obliegenheiten des Thiergartenwärters	474
14.	Vom Castriren der Hirsche	475

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Vom Jagdwesen im Allgemeinen.

§. 1.

Schon in den ältesten Zeiten beschäftigte sich der Teutsche, wenn er von seinen kriegerischen Unternehmungen heimkehrte, fast ausschließlich, theils zum Vergnügen, theils um seinen Körper abzuhärten, mit der Jagd, und zwar jeder Freigeborne auf seinem Eigenthume — der Nichtadelige wie der Adelige, der Edelmann wie der Ritter.

Bildung, Betriebsamkeit und Ordnung machten je mehr und mehr, obwohl immer langsame Fortschritte. Andere Einrichtungen wurden nothwendig und erfolgten. Durch das immer allgemeiner werdende Lehnwesen wurde auch der zeitherige, vorgedachtermaßen freie Jagdbetrieb in so fern beschränkt, daß nur der Lehnsmann mit dem Lehnherrn gemeinschaftlich zur Jagdausübung befugt blieb; wahrscheinlich, weil man schon damals zu bemerken Gelegenheit fand, daß die für Jeden freie Jagd zu mancherlei Unordnungen Anlaß geben muß, dem arbeitsamen Bürger aber doppelt nachtheilig ist, indem er dadurch seinen eigentlichen Broderwerb zu vernachlässigen oft bewogen wird.

Alsbald nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ward die schon im sechzehnten entstandene Idee *) von der Regalität der Jagd als Grundgesetz angenommen.

Aus diesem ging in der Folgezeit das Jagdrecht hervor, bildete sich stufenweise immer mehr aus und hat sich, nach mannigfaltigen, von Ort und Zeit abhängigen Verhältnissen modificirt, bis jetzt erhalten. Vielfältige, zum Theil nützlichere Beschäftigungen machten es in neuern Zeiten unmöglich, daß jeder, der das Recht zu jagen hatte, es immer persönlich benutzen konnte. Zunehmende Bevölkerung, vermehrte Bedürfnisse und daher entstandene Spekulationen auf Vergrößerung der Einnahmen führten allmählig auf bessere Einrichtungen in Rücksicht der Forsten und deren Benutzung herbei. Man sah sich jetzt nach Leuten um, denen man die Aufsicht über dieselben und zugleich über die Jagd auftragen konnte.

Durch den Eifer und das Nachdenken dieser bildeten sich sowohl beim Forst-, als beim Jagdwesen Systeme, an deren Vervollkommnung von jener Zeit an unablässig gearbeitet worden ist, so daß Eins wie das Andere durchaus nicht mehr handwerksmäßig erlernt, sondern wissenschaftlich studirt werden — sollte.

In den meisten Staaten ist die Forstverwaltung mit der Jagdverwaltung vereinigt und ich meine, man thut wohl daran, eines von dem andern nicht zu trennen. Dem Forstmanne gewährt die Jagd bei seinen, in unsern Zeiten so mühsamen, Geschäften Erholung; oft ist sie es, die ihn in Gegenden seines Revieres führt, welche er sonst nicht besucht hätte, und so gibt sie ihm Gelegenheit zu Wahrnehmungen, welche ihm außerdem entgangen seyn würden. Der vernünftige Jäger

*) Nach Andern soll diese schon im sechsten Jahrhunderte entstanden seyn.

aber, dem zugleich der Schutz und die Bewirthschaftung des Forstes mit übertragen worden, wird es sich seiner Ehre, selbst seines Interesses wegen angelegen seyn lassen müssen, den Wald um der Jagd willen nicht zu vernachlässigen.

Bei einer Absonderung hingegen entsteht ein viel stärkeres Dienerschaftspersonal, welches unter billiger Rücksicht auf die jetzige Theuerung der Lebensmittel und aller Bedürfnisse anständig bezahlt werden muß, wenn man die Sünde nicht auf sich laden will, dem sonst redlichen Manne zu Veruntreuungen Anlaß zu geben. Auch sind in gedachtem Falle beständige Uneinigkeiten zwischen dem Forstmanne und Jäger unvermeidlich. Der erste wird immer ein geschworner Feind alles Wildes *) seyn, der letzte den Wildstand nie stark genug haben können; denn ihm liegt die Erhaltung der Forste nicht am Herzen.

Das Forstwesen wurde seit einigen Jahrzehenden durch vereinte Bemühungen der wackersten Männer zu einem hohen Grade von Vollkommenheit getrieben; hier und da scheint man sogar nicht weit von Uebertreibung bis zur Gartentändelei entfernt zu seyn. Nicht ganz so ist es mit der Jägerei. Sie ist seit den letzten 50 Jahren, was besonders das höhere Fach derselben betrifft, offenbar im Verfall.

Weit entfernt, es zu tadeln, daß die Großen immer mehr davon zurückkommen, der Jagd wegen einen Aufwand zu machen, welcher zum allgemeinen Wohl zweckmäßiger verwendet werden kann; daß man billige Rücksicht darauf nimmt, wie viel kostbare Zeit dem Landmanne vorher durch die häufigen Jagdfrohne verloren ging, welche er jetzt, wenn er sonst will, dem bessern Betriebe seiner Wirthschaft widmen kann; daß man fast überall die Wildbahn nur so erhält, daß den

*) Es ist kaum nöthig zu erwähnen, daß unter dem Worte Wild sämmtliche wilde Thiere verstanden werden.

Aeckern, Wiesen und Holzungen dadurch gar kein, oder doch ein höchst unbeträchtlicher Schade zugefügt wird: so ist es doch nicht zu läugnen, daß die, welche allem, was Wild heißt, den Tod und allen Jägern ewigen Haß geschworen zu haben scheinen, in ihrem heiligen Eifer zu weit gehen. Um bei diesen Herren selbst anzufangen, so möchte man sie doch fragen, ob nicht viele von ihnen herzlich gern einen Wildbretsbraten in ihren Schüsseln sehen und ob es ihnen nicht recht unangenehm seyn würde, diese Leckerspeise für immer zu entbehren? Sollten sie nicht auch bedenken, daß die Jagd eine der sparsamen Vergnügungen ist, welche der Landesherr im Freien genießen kann? daß er durch die Reisen, die er dabei macht, wie bei der Jagd selbst, genauer mit seinem Lande, auch, wenn er will, mit seinen Unterthanen bekannt wird?. Soll nun der Landesherr sich mit der Jagd beschäftigen, so kann er dies nicht allein thun. Er muß Leute haben, welche die Sache anzuordnen verstehen, und diese müssen wenigstens auf einen Wildstand halten, welcher jenem die Beschwerde Meilen weit danach zu reisen, lohnt.

Gäbe es daher auch keine andern Gründe, aus welchen die Jagdkunde ein gründliches Studium fordern könnte, so würde doch schon das Gesagte hinreichen müssen, um Jeden, der sein Fortkommen als Jäger finden will, zu einem solchen anzutreiben; denn begreiflicher Weise gehören mannigfaltige Kenntnisse, Erfahrungen und Kombinationen dazu, um das Vergnügen des Herrn mit dem Interesse des großen Ganzen auf dem bestmöglichsten und sichersten Wege zu vereinigen.

§. 2.

Aber nicht allein für den, welcher auf höhere Jagdbedienungen Anspruch macht, sondern auch für den untern Forstbedienten, wie für den Revierjäger auf Rittergütern, sind mancherlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten unentbehrlich. Ich will mich daher bemühen, jeden, der sich der Jägerei zu widmen gedenkt, auf das

aufmerksam zu machen, was er von der Natur erhalten haben und zu erlernen streben muß, wenn er seinem Fache Ehre und auf Versorgung mit Recht Anspruch machen will.

Der Jäger muß eine feste, durch keine Strapazen zu erschütternde Gesundheit, ein scharfes Auge, feines Gehör, gefälliges Aeußere — mit einem Worte eine gute körperliche Konstitution — besitzen. Mit diesen Eigenschaften müssen Redlichkeit und Treue, Thätigkeit und Wachsamkeit, Selbstbeherrschung, Verschwiegenheit, Gegenwart des Geistes, schneller Ueberblick, ein gutes Gedächtniß und reine Sitten vorzugsweise sich vereinbaren; an dieses alles die unentbehrlichen Zweige des Wissens und Könnens sich anschließen.

Bei einem jungen Manne, welchem Vermögen und conventionelle Verhältnisse Aussichten auf höhere Staatsbedienungen eröffnen und der unter diesen Aussichten das Forst- und Jagdwesen in seinem ganzen Umfange recht eigentlich studiren will und muß, darf man mit Grunde voraussetzen und fordern, daß er, im väterlichen Hause mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, auf einem der vorzüglicheren Forst-Lehrinstitute gnügliche wissenschaftliche Bildung zu erhalten streben werde.

In der Natur der Sache liegt es, daß in diesen Lehrinstituten — besonders in Rücksicht der Jagdkunde meist nur theoretische Kenntnisse erworben werden können. Daß aber in keinem Fache des Wissens es nöthiger sei, als in diesem, unter der Leitung eines praktisch erfahrnen, geschickten Lehrers — der in jetzigen Zeiten allerdings nicht leicht zu finden seyn wird — so bald als möglich von der Theorie zur Praxis überzugehen, darin stimmt sicher jeder Sachkundige dem Verfasser eben so unbedingt bei, als darin, daß gerade hierdurch eigenes, eifriges und anhaltendes Studiren im Buche der Natur, welches stets vor Jedem offen da liegt, auch für den, der es zu benutzen versteht, immer wahr und klar sich ausspricht, mehr

Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erworben werden können, als der beſte Lehrer im Hörſale mitzutheilen vermag.

Den letzt erwähnten Weg ſchlug der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes vorzüglich ein; ihn verfolgend, durfte er endlich an die Bearbeitung deſſelben ſich wagen. Ein ſchöner, großer Lohn wurde ihm ſchon für die erſte Ausgabe deſſelben durch den Erwerb der Achtung eines großen und ehrwürdigen Theiles des Publikums, für welches er arbeitete.

Mögen recht Viele ihm glücklich nachfolgen. — Von ſolchen Subjekten hingegen, welche, in Verhältniſſen ſtehend, unter welchen ſie diejenigen umfaſſenden Kenntniſſe ſich nicht erwerben können, um auf höhere Forſt- und Jagdbedienungen Anſprüche machen zu dürfen, die ſich daher blos zum Revierförſter und Revierjäger qualificiren wollen, wird an Vorkenntniſſen weit weniger verlangt; nehmlich: gut und geläufig leſen, ſchön und richtig ſchreiben, feſtes Innehaben aller Theile der niedern Rechenkunſt (Arithmetik) und der Anfangsgründe der Meßkunſt (Geometrie).

So ausgerüſtet betrete und verfolge der junge Mann gedachter Klaſſe rückſichtlich des Jagdweſens den im nächſtfolgenden Paragraphen näher zu bezeichnenden Pfad.

§. 3.

Er ſuche zuvörderſt einen tüchtigen Lehrherrn, welcher ihm Anweiſung zu geben im Stande iſt, ſämmtliche Gewehrarten geſchickt und zweckmäßig zu gebrauchen, den Werth oder Unwerth derſelben gründlich zu beurtheilen, ſie gut und nett zu putzen, auch kleine Beſchädigungen zu repariren. (Zu dem Allen ſoll im erſten Anhange des dritten Theiles dieſes Werkes, welcher auch die leichteſte Methode, ſich zum guten Schützen zu bilden, enthält, Anleitung gegeben werden.) Ueber die natürlichen Eigenſchaften jeder Wildart, wie der zum Jagdbetriebe mittelbar anzuwendenden Thiere, die-

sen seinen Lehrling zu belehren, kann der verständige Principal vorzüglich Gelegenheit finden, wenn er mit ihm die Jagd praktisch betreibt; doch muß hiermit — wenn das Weidwerk nicht zum Handwerk herabsinken soll — Unterricht in der Stube und verständiges Lesen guter Schriften für das Jagdfach verbunden seyn. Zu gleicher Zeit wird der Lehrherr, seiner Pflicht gemäß, ihn 1. hirsch- und fährtengerecht machen, d. h. er wird ihm Anweisung geben, jede Wildart an dem Tritte, den sie im Erdboden zurückläßt, und nach der Stellung dieser Tritte bei jeder Bewegungsart zu erkennen, auch die Stärke jedes einzelnen Stückes richtig zu beurtheilen. Dann muß er ihn 2. anleiten, jagdgerecht zu werden, (d. h. ihn lehren, eine Wildbahn zweckmäßig zu behandeln und jede Jagdart gehörig zu betreiben), ihm die Kenntniß und den Gebrauch alles Jagdzeuges beibringen; ihm die Mittel an die Hand geben, dem Wilde anzukommen (sich, um demselben Abbruch zu thun, unbemerkt zu nähern), auch nicht versäumen, ihn zu der Abrichtung und Behandlung der zum Jagdbetriebe erforderlichen Hunde umfassenden Unterricht zu geben. Nächstdem muß 3. der Lehrling von ihm lernen:

a) bei jeder vorkommenden Gelegenheit in der eingeführten Weidmannssprache sich kunstmäßig — richtig auszudrücken;

b) alles erlegte Wild nach Weidmannsgebrauch respective aufzubrechen, auszuwerfen oder auszuziehen, aus der Haut zu schlagen, abzuschwarten (zu zerwirken), oder zu streifen, dann die zur hohen und Mitteljagd gehörigen, eßbaren Arten zu zerlegen.

§. 4.

Sonst, ehe der wirkliche, zum Theil auch nur eingebildete, Holzmangel eintrat, ehe die überall so ansehnliche Zunahme der Menschenzahl es nöthig machte, die Vermehrung des Viehstandes, und den Ertrag der

Felder und Wiesen auf einen möglichst hohen Grad zu treiben, war es eben nicht schwer, eine Wildbahn in gutem Stande zu erhalten. Fand man damals in derselben nur von jeder Wildart eine recht große Quantität, so bestand der Jäger, dessen Aufsicht ein Revier anvertraut war, gewiß mit Ehren.

Jetzt, da so viele Rücksichten täglich nothwendiger werden, hat der Jäger mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn er bewirken will, daß der Wildstand mit dem Flächeninhalte des Revieres und besonders mit dem Holzbestande desselben in gehörigem Verhältnisse stehe, so daß die Jagd dem Grundherrn Nutzen und Vergnügen gewähre, ohne die bürgerliche Gesellschaft auf irgend eine Weise wesentlich zu belästigen. Er vergesse deshalb nie, daß jeder Einzelne ein unbestreitbares Recht auf eine mit dem Gesetze im Einklange stehende, bestmögliche Benutzung seiner Grundstücke hat, daß also, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, dieser Benutzung auf keine Weise Eintrag geschehen dürfe — am wenigstens durch die Jagd, die in ökonomischer und merkantilischer Rücksicht nur als eine, an sich nicht einmal ansehnliche Nebennutzung erscheint; als Vergnügungssache angesehen, kaum irgend eine Berücksichtigung zulässig macht; ja selbst als Hülfsmittel zu neuen Entdeckungen im Gebiete der Naturkunde betrachtet, nur dann mit in Anschlag kommen mag, wenn dieser Zweck ohne wesentlichen Nachtheil eines Dritten erreicht werden kann. Befolgt er diesen Grundsatz gewissenhaft, so darf er sich durch das Geschrei, welches jetzt gewöhnlich erhoben wird, sobald man da, wo sonst beträchtlicher Wildschaden, ohne ein Wort zu sagen, ertragen wurde, nur ein Stück Wild bemerkt, nicht weiter irre machen lassen. Entspränge aber ja durch den vorhandenen Wildstand für irgend Jemanden wirklich ein fühlbarer Schade; so sorge der Jäger dafür, daß dasjenige Wild, welches ihn verursachte, weggeschafft, dem Beschädigten aber eine billige Schadloshaltung gewährt werde. Er versäume es daher nie, in dergleichen Fäl-

len seinen Vorgesetzten, oder seinem Herrn unmittelbar, bei Zeiten Vorstellungen zu machen, weil Zuvorkommen von Seiten der Herrschaft selbst den Unterthan für die Folge zu billigen Forderungen geneigt machen wird.

§. 5.

Diejenige Wildart, welche Aeckern und Wiesen den wesentlichsten Schaden zufügen kann, ist unstreitig die wilde Sau. Unter allem zur hohen und Mitteljagd gehörigen Wilde vermehrt sie sich am schnellsten, und durch die Art sich Aesung (Nahrung) zu verschaffen, gibt sie gar leicht zu gerechten Klagen Anlaß. Deshalb darf sie entweder gar nicht, oder nur mit vieler Vorsicht und in Vermachungen gehegt werden.

Das Roth- oder Edelwild ist im Ganzen weit weniger schädlich, wenn der Bestand nicht zu stark ist. Auch kann man es durch Hüten leichter von jungen Gehauen und Aeckern zurückhalten.

Damwild ist vorzüglich dem Walde nachtheilig, weil es die ganz jungen Schläge durch das Verbeißen des Aufschlages, des Anfluges, besonders aber des Stockausschlages ungemein niederhält; in ältern aber, durch das Abschälen der Stämme, der Ziege gleich, an den meisten Holzarten viel Unheil anrichtet. Es sollte also im Freien gar nicht, sondern höchstens in Thiergärten, deren Lage so wäre, daß darin nur Erlenholz wüchse, welches keine Wildart leicht angeht, geduldet werden. Uneingeschränkt lasse man es nirgends überhand nehmen; denn unter allem bei uns einheimischen Haarwilde ist es das, welchem man seiner Scheue wegen am schwersten Abbruch thun kann.

Rehe, im Uebermaaße gehegt, sind gleichfalls dem jungen Walde eine Geißel und werden darin so leicht einheimisch, daß sie selbst durch Hüten nicht daraus zu verdrängen sind. Auch ihr Bestand darf aus diesem Grunde nicht zu stark seyn.

Alles, was zur Niederjagd gehört, schadet — Raubthiere und Kaninchen ausgenommen, welche zu je-

der Zeit und überall verfolgt werden müssen — nicht leicht. Doch können auch Hasen, wenn sie in Menge vorhanden sind, den Feldern, besonders in harten Wintern, jungen Laubholzschlägen überhaupt, vorzüglich aber dem Buchenkernwuchse lästig werden. Gartenbesitzer werden sich durch feste Umzäunungen und durch das Bewinden der jungen Obstbäume mit Stroh leicht schützen.

Fasane fügen, im Uebermaaße gehegt, den Gärten und Feldern vielen Schaden zu, weil sie davon auf keine Weise zurückzuhalten sind, und fast alle Sämerei und grüne junge Pflanzen zu ihrer Nahrung wählen; auch geben sie, wenn sie in der Nähe einer Stadt zu emsig geschont werden, Gelegenheit zur Vermehrung der Ratten und Mäuse. Denn keine Wildart hat von Natur weniger regen Instinkt, sich den Nachstellungen der wilden und zahmen Raubthiere zu entziehen. Diesen muß daher mit allem Fleiße durch den Fang mit Eisen und Fallen nachgestellt werden, wenn die Fasanerie nicht zu Grunde gehen soll. Da nun vorzüglich die Katzen den Fasanen nachgehen, sich aber auch im Eisen sehr leicht fangen; so kann es nicht fehlen, daß ihre Zahl sich gar sehr vermindert. Auch finden die, welche ja entgehen, leichter eine leckerere Beute an den Fasanen, als an Ratten und Mäusen. Sie ziehen sich daher aus den Gebäuden weg nach dem Gehege, so daß in einem wie in dem andern Falle die Vermehrung des Ungeziefers mit der der Fasanerie gleichen Schritt halten muß.

§. 6.

Um das zur hohen und Mitteljagd gehörige Wild (s. u. §. 26.) von den Fluren zurückzuhalten, hat man in verschiedenen Gegenden die Wälder umzäunt. Ich meines Theils würde für dieses Verfahren im Großen nicht leicht stimmen.

Schon die erste Herstellung einer solchen Vermachung ist mit ansehnlichem Holz- und Kostenauf-

wand verbunden, und dieser wird durch alljährliche Ausbesserung, wie durch die unumgänglich nöthigen Gatterwerke zur besondern Ansetzung der Schonungen, welche ohne Umsetzung vom Wilde, weil es sich nicht gnüglich ausbreiten kann, völlig zu Grunde gerichtet werden würde, beträchtlich vermehrt. Nächstdem müssen die Wiesen, welche in dergleichen großen Thiergärten liegen, der Natur der Sache nach, die Sommeräsung für das Wild größtentheils hergeben; sie können also fast gar nicht für die Viehwirthschaft benutzt werden. Der hierdurch entstehende Schade ist ansehnlich! — Lieber zahle man den Grundeigenthümern und ganzen Dorfschaften, deren Felder dem Wildschaden ausgesetzt sind, jährlich so viel an baarem Gelde, als die Unterhaltung der nöthigen Hutleute, welche mit kleinen Hunden das Wild von den Feldmarken zurückdrängen, kosten kann. Räthlicher würde es vielleicht auch seyn, im Walde die Schonungswächter abzuschaffen und, wie oben gedacht, die jungen Holzschläge mit leichtem transportabeln Gatterwerk so lange zu umsetzen, bis sie vom Wilde nicht mehr verbissen werden können. Das Verscheuchen des Wildes von den Wiesen, welche in den Wäldern liegen, dürfte aber dann freilich nicht gestattet werden; auch darum nicht, weil sonst das Wild aus Unruhe und Bedürfniß sich nach den Feldern zu drängen nicht aufhören kann. Mir selbst sind Reviere bekannt, wo das Unterlassen der Verscheuchung desselben von den Wiesen den größten Nutzen für die Felder schon seit vielen Jahren äußert. Entfernte man dort die Wächter von den Schonungen und umzäunte diese, so würde das Wild noch mehr Ruhe haben und fast gar nicht in die Felder gehen. Ich muß hier noch einmal erwähnen, daß ich nur von Rothwild und Rehen spreche; denn Schwarz- und Damwild sollte, wie schon gesagt, überall nur in sehr geringer Zahl vorhanden seyn.

Zusatz. Der Verfasser, der in Nr. 49. des Journals für das Forst-, Jagd- und Fische-

reiwesen, herausgegeben von G. L. Hartig, Jahrgang 1806 eingerückten Abhandlung über den juridischen Theil des vorliegenden Handbuches wird finden, daß ich seine Winke in mancher Rücksicht nicht nur beherzigt, sondern auch benutzt habe. Ich glaube darüber Rechenschaft schuldig zu seyn, warum ich in Rücksicht der von ihm — wie von Herrn Ober-Forst-Assessor Meyer zu München, in dessen Forstdirektionslehre Bd. I. §. 85. — desiderirten genauen Bestimmung eines normalen Wildstandes für ein gegebenes Revier, auch in dieser neuen Ausgabe bei den §. 5—8. aufgestellten Sätzen es habe bewenden lassen.

Stimmt nehmlich jeder in praxi sich bewährte Forstmann der Aeußerung des Pr. F. L. Walther in §. 2. der Einleitung zu dessen Lehrbuche der Forstwissenschaft (zweite Ausgabe) „daß die Forstkunde keine Grundsätze — stets nur generelle Regeln, nie universelle habe," bei: so wird um so weniger der irgend erfahrne Weidmann in Abrede stellen, daß diese Aeußerung noch nähere Beziehung auf die Jagdkunde im Allgemeinen und eine ganz genaue auf den vorliegenden Fall im Besondern habe. Denn unter Berücksichtigung der in diesem Betracht fast von jeder einzelnen Landesstelle so abreichend motivirten und modificirten kameralistischen Maximen, der Verschiedenheit der Waldbewirthschaftungsmethoden, der nothwendigen Beachtung der in einem und demselben Jagdterritorium oft so mannigfaltig veränderten Verhältnisse in Hinsicht auf Klima, auf Boden, auf Lage, auf Waldbestand, auf Servituten und Observanzen — wird es ohne Weiteres einleuchtend werden, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört, auch nur generelle Regeln darüber aufzustellen, wie stark der Wildstand rücksichtlich der verschiedenen Wildarten und der Geschlechter jeder Art im Freien seyn dürfe und könne, ohne auf Feld-, Wiesen-, Vieh- und Waldwirthschaft wesentlich nachtheilig zu wirken.

Mehrere sehr achtungswerthe Männer haben sich dennoch an der Lösung dieser Aufgabe versucht und die aus derselben hervorgegangenen Resultate bekannt gemacht.

So z. B. sagt

1. der Herr Graf v. Mellin — nach Meyers Forstdirektionslehre Bd. I. §. 84. — in der Beilage A. S. 76. zu Webers Abhandlung über die Einführung der Wildsteuer: es könnten auf einer Waldfläche von 1000 Magdeburger Morgen ohne besondern Schaden 20 St. Edelwild, 30 St. Damwild, und in einer bruchigen Gegend, noch 20 St. Sauen bestehen;
2. v. Burgsdorf in seinem Forsthandbuche (Th. II. §. 318.): auf einer mit dem Weidgange von 230 St. Rindvieh und 1200 Schafen belästigten Waldfläche an 4000 Magdeb. Morg. könne — nach Abzug von 666⅔ Morg. für umzäunte Schonungen und, vorausgesetzt, daß 1 St. Edelwild 8 Morg., 1 St. Damwild 4 Morg., 1 St. Rehwild 6 Morg. zu seinem Unterhalte bedürfe — ein Stand a) von 152 St. Edelwild, oder b) von 300 St. Damwild, oder c) von 202 St. Rehwild, oder d) 219 St. Edel-, Dam- und Rehwild im Gemenge, unterhalten werden;
3. Meyer in seiner Forstdirektionslehre (Th. I. §. 82—84.), daß nach den angenommenen Skalen für den Schaden, welcher von verschiedenen Wildgattungen an verschiedenen Holzarten, unter regelmäßiger Anwendung einer oder der andern der jetzt anerkannt pfleglichen Waldbewirthschaftungsmethoden, dem Forste zugefügt werden möchte, auf einer Buchenhochwaldfläche *)

*) Der Kürze wegen übergeht man die für Eichenhochwald gemischten und reinen Niederwald aufgestellten Berechnungen.

von 4000 Normalm. (1 Normalm. = 40,000 □′ rhein. nach §. 40. Bd. 2. b.) der Stand auf 100 St. Edelwild, oder auf 109 St. Edel- und Rehwild, ¾ des erstern und ¼ des letztern im Gemenge zu berechnen seyn würde.

In einer Waldung von 40,000 (Meyerschen) Normalmorgen sollen folglich zu unterhalten seyn:

nach Nr. 1.

1273 St. Edelwild, 1699 St. Damwild und 1273 St. Sauen neben einander;

nach Nr. 2.

a) 2345 St. Edelwild, oder b) 4629 St. Damwild, oder c) 3117 St. Rehwild, oder d) 3379 St. Edel-, Dam- und Rehwild neben einander;

nach Nr. 3. im Buchenhochwalde

a) 1000 St. Edelwild, oder b) 818 St. Edelwild und 272 St. Rehwild neben einander.

Ohne bei der Untersuchung der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Annahmen, von welchen Burgsdorf und Meyer bei ihren Berechnungen ausgingen, zu verweilen — worüber Vieles gesagt werden könnte und müßte, wenn eine Recension geschrieben werden sollte — will man dem sachverständigen Publikum nur folgende Fragen zur Beherzigung vorlegen:

Wo fand sich im Freien je ein Wildstand von der unter 1 und 2 angegebenen Stärke in einem Reviere von der gesetzten Größe? und hätte ein solcher statt finden können, ohne nicht nur den Waldbestand, sondern auch die in- und umliegenden Feld- und Wiesengrundstücke in kurzer Zeit zu ruiniren? —

Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß — selbst unter den günstigsten Verhältnissen aller Art — die Unterhaltung eines Wildstandes, wie der unter Nr. 3. berechnete, früher oder später ähnliche Folgen wie die nach dem Vorhergehenden als unvermeidlich vorauszusetzenden nach sich ziehen werde? —

Wer — sei er Gutsherr, oder höherer oder niederer Jagdofficiant — dürfte es in unsern Zeiten wagen, irgendwo einen noch um die Hälfte gegen den vorerwähnten verminderten Wildstand herzustellen, ohne von einer Legion unberufener, übermüthiger Schreier und Skribler als Böswicht, als Unmensch, der sich einer vor Gott und Gemeinwesen unverantwortlichen Sünde schuldig mache, öffentlich angeklagt, von der Forstpolizeibehörde hier einmal über das andere zur Verantwortung, dort — selbst als Diener — zur Strafe gezogen und zu einem Schadenersatze verurtheilt zu werden, der, ausgemittelt zur unrechten Zeit oder von Personen, denen es oft an gnüglicher Sachkenntniß, öfter noch an gutem Willen fehlt, der übernommenen Verpflichtung Genüge zu leisten, den wahren Werth der beschädigten Sache um das Doppelte übersteigt? —

Wem in Folge des Gesagten die Unmöglichkeit, generell anwendbare und ausführbare Regeln zur Bestimmung eines im Freien zu unterhaltenden normalen Wildstandes auf irgend einem Wege auszumitteln, nicht einleuchtet, der stelle deren so viele auf, als er Lust und Zeit dazu hat. Der Verfasser kann sich nicht dazu entschließen, sein Publikum durch unnütze Schreiberei in vergebliche Unkosten zu setzen *).

---

*) Kurz vor der Absendung des Manuskriptes zur Druckerei war ich im Stande, mir G. L. Hartigs Lehrbuch für Jäger ꝛc. — wovon mein eigenthümliches Exemplar mir abhanden gekommen ist — zu verschaffen.

Ich glaube, meinen Lesern die Mittheilung der Ansicht dieses, in seinem eigentlichsten Fache — der Forstkunde — klassischen, in dem, meiner Meinung nach, verschwisterten, — der Jagdkunde — in vieler Beziehung achtbaren Schriftstellers, rücksichtlich des oben erörterten Gegenstandes, auszugsweise schuldig zu seyn.

Herr Hartig stellt (Bd. II. S. 33.) folgende Regeln für einen, in keiner Hinsicht übertriebenen Frühlingswildstand auf:

„Für jedes Tausend Morgen Wald (zu 160 □' rhein.) im Durchschnitt genommen, kann derselbe — den jährlichen Zuwachs ungerechtet — sich belaufen:

§. 7.

Um den Schaden, welcher dem Walde zur Winterzeit durch das Wild zugefügt werden kann, nach Möglichkeit zu mindern, den Wildstand selbst aber zu

---

1. In großen, zusammenhängenden Waldungen, wo das Wild die Felder niemals erreicht;
   a) in Laubholzrevieren, die mit Eichen und Buchen vermengt und hinlänglich mit guten Waldwiesen versehen, oder sonst grasreich sind, auf
      8 St. Edelwild, 8 St. Rehe, 6 Sauen; also in 6000 Morgen auf 48 St. E. W., 48 R., 36 S.
   b) In Nadelholzrevieren auf
      6 St. E. W., 6. R, 3 S.; also in 6000 Morg. auf 36 St. E. W., 36 R., 18 S. ohne wesentlichen Nachtheil für den Wald;
2. in Gegenden, wo mehrere Tausend Morgen zusammenhängenden Waldes von Feldern begrenzt werden,
   a) im Laubholze, wie oben bestanden, auf
      4 St. E. W., 8 R., 2 S.; also in 6000 Morg. auf 24 St. E. W., 48 R., 12 S.;
   b) im Nadelholze auf
      3 St. E. W., 6 R., 1 S.; also in 6000 Morg. auf 18 E. W., 36 R., 6 S., ohne wesentlichen Nachtheil für Feld und Wald.
3. In Gegenden, wo einige Hundert Morgen, oder weniger in den Feldern liegen, wird es kaum möglich seyn — bei gänzlicher Verbannung der Sauen —
   a) im Laubholze, wie oben bestanden
      2 St. E. W., 8 R.;
   b) im Nadelholze
      2 St. E. W., 6 R., ohne großen Schaden für Feld und Wald zu unterhalten."

„Selbst bei obigen Ansätzen ist es immer noch nöthig, das Wild durch tragbare Waldwiesen im Sommer, durch gut und reichlich unterhaltene Fütterungen im Winter von den jüngern Holzschlägen so viel als möglich abzuziehen; auch da, wo es der Aesung wegen im Frühling, Sommer (und Herbste) in die Felder wechselt, durch aufgestellte Wildwächter es davon abtreiben zu lassen." —

Der Verfasser des gegenwärtigen Werkes kann — so sehr er die Verdienste des Herrn Staatsrathes Hartig anerkennt und so aufrichtig er denselben verehrt — nicht umhin, zu Vorstehendem Folgendes zu bemerken:

Zu 1. Auch die ausgedehnteste, zusammenhängendste Waldung wird von Feldern begrenzt. Der leckern Feldäsung wegen wird im Frühlinge, Sommer und Herbste sich das Wild immer in die anstoßenden Vorhölzer ziehen, von da in die Felder wechseln, der Fall aber durchaus nicht eintreten können, daß dies „niemals" geschehe. Soll dieses „niemals" die conditio sine qua non für die Annahme jener Wildstandsnorm seyn, so bedurfte es der Aufstellung derselben gar nicht.

erhalten, muß man auf die Anlagen der Fütterungen für Edel- und Schwarzwild bei Zeiten bedacht seyn.

Für das Edelwild wende man dazu Eicheln an, welche, wenn deren vorhanden sind, im Herbste gelesen werden — auch Roßkastanien, Kartoffeln (Solanum tuberosum) und Erdäpfel (Helianthus tuberosus). Diesen füge man etwas an Heu bei. Wären vorgedachte Früchte nicht zu haben, so muß deren Stelle durch Hafer ersetzt werden; nie aber würde ich mehr auf ein Stück Rothwild, als bei dem härtesten Winter täglich höchstens den vierten Theil einer Dresdner Metze Hafer oder Eicheln und anderthalb bis zwei Pfund Heu bewilligen.

Zu dieser Fütterung wähle man einen freien Platz im Holze, lasse dort ein kleines Häuschen zur Verwahrung des Hafers und eine Heuscheuer ganz leicht bauen. Von den vorher angefahrnen Vorräthen wird

---

Zu 2. Zuwechsel wie Auswechsel kann bei freier Wildbahn nirgends und nie fehlen. Wenn dem so ist, so erscheint jede Berechnung obiger Art als unhaltbar und immer kommt man am Ende wieder auf den einzig wahren Satz hinaus: „Die freie Wildbahn muß, mit steter Rücksicht auf örtliche Verhältnisse und Jahreszeit, so behandelt werden, daß das Interesse des Waldeigenthümers und Jagdberechtigten, wie das der Feldgrundstückbesitzer so wenig als möglich gefährdet wird. Aufstellung genereller Wildstandsnormen gehört daher im Freien zu den Unmöglichkeiten und muß den Stubenjägern und Papierrechnern — zum Zeitvertreibe — überlassen bleiben.

Zu 3. Dem Herrn Staatsrath Hartig wird es schon von selbst einleuchtend geworden seyn, daß unter den hier angenommenen Lokalverhältnissen die Erhaltung eines Reh-Standes in den meisten Fällen problematisch, die des Edelwild-Standes in praxi überall undenkbar seyn muß.

Noch dürften die oben erwähnten schreib- und rechenlustigen Stubenjäger dem Herrn Staatsrathe vielleicht — wie dem Verfasser dieses Werkes einst — den Vorwurf machen, daß er bei Aufstellung obiger Wildstandsskalen eine nähere Bestimmung der Geschlechter bei jeder Wildart nicht beachtet habe; Ueberlassen wir das ihnen!! Zur zweiten Ausgabe.

täglich so viel Heu, als nöthig ist, auf errichtete Raufen gesteckt, die Eicheln aber und der Hafer in kleinen, möglichst vereinzelten Häufchen kreisförmig herumgeschüttet. Wird das Wild an der Fütterung nicht beunruhigt oder gar beschossen, so wird sich dasselbe sehr bald und zu jeder beliebigen Zeit herantreiben oder rufen lassen.

Auch sorge man dafür, daß sämmtliche Nadelholz- und Laubholzhochwaldhauungen so zeitig als möglich unternommen werden, damit bei tiefem oder berindetem Schnee das Wild überhaupt, besonders aber das leckere Reh, Aesung an den Knospen und an der Schale des gefällten Holzes findet. Sind dann die Schonungen auch nicht umsetzt, so wird denselben das Wild doch um Vieles weniger zur Last fallen.

Sauen werden auf der Fütterung am besten und wohlfeilsten mit Eicheln, Kartoffeln *), Malz und wildem Obste unterhalten. Hiervon schüttet man in einer beliebigen Entfernung von funfzehn bis zwanzig Schritten mehrere kleine Portionen, einem Wege oder einer Wildbahne entlang, hin, damit sich die Sauen auf dem Futterplatze vertheilen können, und so die Schweine und starken Sauen nicht alles abnehmen, ohne den Schwächern etwas zu überlassen **).

Bei der niedern Jagd sind für Hasen die Fütterungen selten nöthig; doch muß bei sehr harten, schneereichen Wintern auch für sie dadurch gesorgt werden, daß man in verschiedenen Feldgegenden Möhren, Kohl und gutes Heu, oder, besser, Erbsenstroh herumstreuen läßt. Die Rebhühner aber werden so zeitig

*) Kartoffeln müssen außer einer Vermachung überall so wenig als möglich gefüttert werden, weil sonst das Wild die neuen und vorjährigen Kartoffelfelder mit doppelter Lüsternheit anfällt.

**) In Rücksicht des hier und im Vorhergehenden erörterten Gegenstandes s. das Ausführlichere in der, Laurops Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft, Bd. I. Heft 4. Bd. II. Heft 1—4. eingerückten, sehr instruktiven Abhandlung über die Anlegung und Unterhaltung eines Thiergartens.

als möglich durch schlechten Weizen, welchen man täglich streut, in die Remisen oder Gärten gezogen. Hierdurch vermindert man zugleich den Schaden, welchen sonst Raubvögel verursachen. Vom Einfangen und Aufbewahren der Rebhühner in Zimmern halte ich nicht viel, weil sie leicht zu fett werden und künftiges Jahr aus diesem Grunde gelte bleiben. Von der Unterhaltung der Fasanerie wird an einem andern Orte die Rede seyn.

§. 8.

Eine nach richtigen Maximen behandelte Wildbahn muß allerdings auch möglichst benutzt werden. Soll aber dies mit Widerhalt geschehen, so darf natürlicher Weise der Wildstand durch die Jagd nicht zu stark angegriffen werden. Es ist daher Pflicht des Jägers, sich auf seinem Reviere von der Stärke desselben so genau als möglich zu unterrichten.

Zu diesem Zwecke bediene man sich zu seiner Zeit — besonders da, wo Edelwild Stand und Wechsel hält — des Leithundes zur Vorsuche. Demnächst, besonders aber, wenn — wie jetzt fast überall — der Leithund selbst oder ein Jäger, der ihn und mit ihm zu arbeiten versteht, mangelt, müssen hier und da, vorzüglich an den Grenzen, Wildfuhren angelegt, und diese alljährlich wenigstens viermal umgepflügt werden. Täglich verspüre man diese, d. h. man begehe sie und gebe genau Acht, wie viel Wild jeder Art in der vergangenen Nacht aus- und eingewechselt ist, d. h. wie viel Stücke aus dem Reviere hinaus und in dasselbe aus andern Revieren hereingezogen sind, weil man dadurch in den Stand gesetzt wird, zu berechnen, wie viel durch den Auswechsel zu verlieren und durch den Zugang zu gewinnen seyn möchte. Die Fährten vertrete man jedesmal, damit die alten bei trockener Witterung den folgenden Tag nicht wieder mitgezählt werden. Ist der Boden feucht, das Wetter aber gut, so bemerkt man leicht, welche Fährte frisch und welche älter ist, weil die letztere zusammentrocknet. Eben so

verfahre man im Winter, vorzüglich wenn eine Neue, d. h. frischer Schnee, gefallen ist, weil man da am allergenauesten spüren kann. Auch versäume man es nicht, im Sommer den Thauschlag und zu seiner Zeit am frühen Morgen den Reif zum Verspüren zu benutzen.

So oft es andere Geschäfte zulassen, begehe man mit Tagesanbruch und Abends gegen Sonnenuntergang die Saatfelder und Wiesen, welche im oder am Holze liegen; eben so die jungen Gehaue, wenn solche nicht umsetzt sind; überhaupt aber suche man das Wild so oft zu Gesichte zu bekommen, als es möglich ist.

Man gebe hierbei genau Acht auf die verschiedene Farbe, Körperform und Stärke jedes Stückes; vorzüglich beobachte man bei Hirschen und Rehböcken die Stellung und den Bau der Gehörne. Dies alles wird dazu beitragen, daß man, bei gehöriger Aufmerksamkeit, den Stand des vorhandenen Wildes ziemlich genau angeben und jedes einzelne Stück von einem andern derselben Art unterscheiden, auch die gesammte Stärke der Wildbahn beiläufig beurtheilen kann.

Nach diesen und ähnlichen Wahrnehmungen wird der erfahrne Jäger zu bestimmen vermögen, wie viel Wild jeder Art und jeden Geschlechtes er jährlich von seinem Reviere durch die Jagd ohne Schaden wegnehmen darf. Hierbei muß er es sich zum Gesetze machen, nicht mehr zu schießen, als er im künftigen Jahre Zuwachs erwarten kann, vorzüglich aber das Muttergeschlecht jeder Art zu schonen und nur solche Stücke desselben wegzunehmen, welche nicht mehr setzen, d. i. Junge ziehen; denn gewöhnlich setzt ein Thier oder eine Ricke (Rehgeis) nicht wieder, wenn eines oder das andere zwei Jahre hinter einander gelte geblieben ist, d. h. nicht gesetzt hat. Alter, oder organische Fehler sind hieran immer Schuld. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unberührt lassen, daß viele Jäger lieber ein Schmalthier oder Schmalreh, d. i. ein solches, welches noch gar kein Kalb gezogen hat, schießen,

als ein altes Thier oder altes Reh. Ich habe mich erklärt, in welchem Maaße ich das letztere nur zugebe. Schmalwild aber zu bürschen, ist, nach meiner Meinung, gerade das, was dem Wildstande den meisten Schaden bringt; denn die Jugend und Munterkeit desselben berechtigt zu guten Erwartungen in Rücksicht der Zuzucht. Nie sollte, nach meinem Dafürhalten, irgend ein Stück Wild oder weibliches Reh geschossen werden, von dem man nicht überzeugt ist, es sei nicht tragend.

Der Jäger lasse sich unter keinem Verhältnisse eine Zuwiderhaltung gegen die in dem Lande, wo er lebt, oder in Wirksamkeit steht, geltenden Verordnung, in Betreff des Jagdwesens im Allgemeinen und der Schonzeit im Besondern, zu Schulden kommen; er halte mit Strenge darüber, daß diese Verordnungen auch von jedem Dritten gleichpünktlich befolgt werden; stets mache er es sich und Andern — in so weit, als dies von ihm abhängt — zum Gesetz, beim Jagdbetriebe die Jahreszeit zu berücksichtigen, zu welcher jede einzelne Wildart zum Hausbedarf, wie im Handel, am besten benutzt werden kann.

Auf diesem Wege stellt er sich nicht nur gegen Verantwortlichkeit sicher, sondern es wird ihm, außer der Beruhigung, welche treue Pflichterfüllung gewährt, auch das Recht zu Theil, das, was er selbst thut, von seinen Grenznachbarn fordern — wenigstens erwarten zu dürfen.

§. 9.

Sehr leicht kann der Fall eintreten, daß der Jäger ein Revier unter seine Aufsicht bekommt, in welchem die Wildbahn völlig oder zum Theile zu Grunde gerichtet ist. Ich werde mich daher bemühen, die Veranlassungen des Ruins, einige Mittel, diesem nach Umständen zuvorzukommen und die Art und Weise, wie einer verwahrlos'ten Wildbahn aufgeholfen werden kann, anzugeben.

Oft sind es 1. in kurzen Zeiträumen nach einan-

der folgende strenge Winter, welche derselben einen auf viele Jahre fühlbaren Schaden zufügen. Werden auch alle im Vorherigen angezeigte Maaßregeln angewendet, und wird durch sie dem Verluste, welchen außerdem tiefer Schnee und die dadurch für das Wild entstehende Unmöglichkeit, Aesung zu suchen, veranlaßt, zum Theile vorgebeugt; so kann doch entweder außerordentlich heftige Kälte verursachen, daß ein großer Theil des vorhandenen Wildes zu Grunde geht — kunstmäßig zu reden, fällt (oft wird man zu solchen Zeiten noch nicht verendetes finden, welches durch beständiges Umhergehen und Drehen in einem Kreise anzeigt, daß es Schaden am Gehirne gelitten hat; dies muß sogleich, doch, wenn es seyn kann, ohne Schuß erlegt werden, um das Brauchbare davon nutzen zu können); oder es tritt Thauwetter ein, welches nur einen Theil des Schnees verzehrt; den gelinden Tagen folgt dann ein starker Frost, durch welchen der übrige Schnee mit einer Eisrinde überzogen wird. Bei der erforderlichen Anstrengung, diese mit jedem Tritte zu durchbrechen, kommt schon das Wild sehr herunter; tödtlich aber wird ihm bei anhaltender Kälte die Verwundung, welche das Reiben der Läufe an der Eisrinde verursacht, und es muß sich verkümmern (d. h. durch den Schmerz und Hunger, welchen es leidet, das Leben verlieren); oder der Brand tritt ein, und es fällt (stirbt) an den Folgen desselben.

Gegen diese und ähnliche Unglücksfälle — als Ueberschwemmung und Krankheiten — gibt es freilich kein sicheres Mittel. Es bleibt daher nichts übrig, als unter möglichster Vorsicht das noch vorhandene Wild nie und nirgends zu beunruhigen, das gefallene (verendete) aber aufzusuchen, um doch die Benutzung der Haut nicht zu verlieren.

Andere Veranlassungen des Verfalls der Wildbahn können 2. Krieg oder häufige Durchmärsche, 3. Wilddieberei, 4. die nur zu gewöhnliche, unbegrenzte Jagdleidenschaft eines jungen Gutsbesitzers seyn. Unbe-

kümmert um das nöthige Verhältniß zwischen Zu- und Abgang findet ein solcher oft nur daran Vergnügen, recht viel zu erlegen, ohne zu bedenken, daß ein kurzer Zeitraum hinreicht, ihn seines Vergnügens auf mehrere Jahre zu berauben.

Unter 1. sind die völlig unabwendbaren Fälle und deren Folgen schon erörtert.

Bei 2. ist Ruhe, Geduld und Ergebung nöthig; doch kann ein kluges Benehmen des Grundherrn, wie des Jägers, Mittel an die Hand geben, manchen Schaden zu verhüten.

Um diesen Zweck zu erreichen, versuche man es ja nicht, Strenge anzuwenden, oder Klagen zu erheben; vielmehr bemühe man sich, die Befehlshaber durch ein artiges, zuvorkommendes Benehmen zu gewinnen und unter den in der Nähe sich befindenden übrigen Officieren mit denjenigen, welche aus Liebhaberei, oder Oekonomie, oder aus beiden Gründen zugleich die Jagd betreiben, bekannt zu werden. Den Liebhabern der Jagd verschaffe man so viel Befriedigung ihrer Leidenschaft, als es nur irgend die Umstände gestatten; jedoch nur unter der Bedingung, daß der Grundherr oder der Jäger immer bei den Jagden gegenwärtig ist. Selten wird es fehlen, daß wirkliche und verständige Jagdfreunde sich damit nicht begnügen sollten, nur das zu schießen, was ohne merklichen Schaden entbehrt werden kann.

Ist es Oekonomie oder Bedürfniß an Lebensmitteln, welche diesen oder jenen verleiten, Jagdexcesse zu begehen, oder zu dulden; so suche man nicht ganz unbilligen Wünschen durch freiwillige Lieferung entgegenzukommen.

Finden beide Fälle zugleich statt, so wende man auch beide Mittel an: man gebe selbst Gelegenheit zur Jagd und versorge die Küche. Indem man auf solche Art die Befehlenden sich zu Freunden macht und sie in sein Interesse zieht, werden diese meistentheils wieder

gefällig seyn, und die, welche ihnen gehorchen müssen, im Zaume zu halten suchen.

Der unter 3. erwähnten Wilddieberei hingegen ist Strenge und Wachsamkeit von Seiten des Jägers und gehörige Unterstützung desselben von Seiten der Obrigkeit entgegenzusetzen.

Am schwierigsten ist freilich die Lage des Jägers, wenn der unter 4. angeführte Fall eintritt. Ist sein Herr ein vernünftiger Mann, so kann man voraussetzen, daß er bescheidenen, mit Gründen unterstützten Vorstellungen des redlichen Dieners Gehör geben werde; beim Gegentheile bleibt diesem nichts übrig, als geduldige Ergebung und Hoffnung, daß wo nicht Fühlbarkeit des bei fortgesetzter Verfolgung des eingeschlagenen Weges unvermeidlichen Schadens, doch früheres oder späteres Wahrnehmen des durch eigene Schuld verminderten Jagdvergnügens jenen von selbst zum Schonungssysteme zurückführen werde *).

§. 10.

Ein heruntergekommenes Revier wird durch Schonung des Wildes — besonders weiblichen Geschlechts — am sichersten wieder in die Höhe gebracht. Waren harte Winter an dem Verfalle Schuld, so ist dies ein allgemeiner Schade und es tritt dann zuweilen von Seiten des Landesherrn ein Jagdverbot auf bestimmte Zeit ein, welchem jeder rechtliche Jäger willig Folge leisten wird. Das Revier muß übrigens in diesem Falle immer ruhig gehalten werden, damit das etwa noch vorhandene Wild nicht austrete, vielmehr eben der Ruhe wegen sich einiges von andern Orten heranziehe. Hierzu wird eine sorgfältige Unterhaltung der Winterfütterungen (s. §. 7.) auch — vorzüglich in

*) Das in der ersten Ausgabe angedeutete Vorbeugungsmittel hat der Verfasser, als der strengen Moral widerstreitend und als für den Diener — in der Anwendung — gefährlich anerkannt und deshalb hier gestrichen.

Rücksicht des Edelwildes — der Salz-Theer-Lecken — zu deren Anlegung und Verfertigung am gehörigen Orte Anleitung gegeben werden soll — das meiste beitragen; besonders aber muß das Herumlaufen der Hunde verhütet werden. An andern Orten Wild einfangen zu lassen und auszusetzen, lohnt nur selten, — in kleinen Revieren gar nicht — die großen, damit verbundenen Kosten. Muß der Jäger aber auf ausdrücklichen Befehl seines Herrn dies Mittel zur Vermehrung des Wildstandes ergreifen; so bringe er das eingefangene Wild in solche Gegenden seines Revieres, wo es die beste Aesung, die meiste Ruhe, und wo möglich einige Stücken seiner Art findet. Dabei sorge er, daß in Rücksicht der Geschlechter kein Mißverhältniß obwalte, weil sonst die Fortpflanzung mehr gehindert, als befördert wird. Vollkommen hinreichend ist es, wenn man auf sechs Stück Edel-, Dam- und Rehwild weiblichen Geschlechts ein männliches Stück rechnet. Bei Hasen findet hierbei eine Ausnahme statt. Man kann für diese so viel Rammler als Häsinnen annehmen. Federwild wird paarweise ausgesetzt; bei zunehmender Vermehrung aber müssen, bei Fasanen und Rebhühnern einige Hähne, bei Enten, welchen man die Flügel lähmt, einige Entvögel weggenommen werden. Die Gründe für dieses Verfahren werden sich aus dem Verfolge dieses Werkes ergeben

Zweites Kapitel.

Rechtswissenschaftliche Erörterungen.

§. 11.

Wo, in wie fern und so lange, Trotz des dagegen in Zeitschriften und Zeitungen unabläſſig erhobenen Geschreis, noch ein Jagdrecht beſteht, hat der Jagdberechtigte ſowohl, als der Jäger die Verpflichtung, mit den Ausflüſſen deſſelben, wie ſolche durch Geſetze und Verordnungen in dem Lande beſtimmt ſind, deſſen Bürger er iſt, ſich nicht nur genau bekannt zu machen, ſondern auch unverbrüchlich danach zu handeln. (§. 8.)

Die Grenzen und der Zweck des gegenwärtigen Werkes würden es an ſich ſchon gebieten, in Rückſicht des Jagdrechts nur das Nothwendigſte beizubringen. Noch mehr hält der Verfaſſer deſſelben zu möglichſter Kürze ſich hier verbunden, weil er auf den Titel eines Rechtsgelehrten nicht Anſpruch machen, und daher nur — wie man zu ſagen pflegt — mit fremdem Kalbe pflügen kann *). Hiernach bittet man das Folgende zu beurtheilen, deſſen Entſtehen die in Nr. 49. des Hartig'ſchen Journals für Forſt-, Jagd- und Fiſchereiweſen 1806 eingerückte Abhandlung, über den juridiſchen Theil des vorliegenden Handbuches, vorzüglich bewirkt hat.

*) Als Hülfsquellen ſtanden hierbei zu Gebote: Burgsdorfs Forſthandb. II. S. 141. u. ff.; Eyerers Grundſätze des Forſtrechts. Aſchaffenburg, bei Knoder, 1818.

§. 12.

Was eine gewisse Nothwendigkeit wirkt, ist — Gesetz *) und zwar

a) physisches — in so fern die Nothwendigkeit durch natürliche Kräfte — deren Thätigkeitsäußerung bei den Thieren Instinkt genannt zu werden pflegt — herbeigeführt wird;

b) moralisches oder Vernunftgesetz — wenn Vernunft und freier Wille des Menschen Unterlassung oder Ausübung gewisser Handlungen als unbedingt nothwendig darstellen und sonach gebieten. Die durch moralische Gesetze erwirkte Nothwendigkeit kann daher im Allgemeinen Verbindlichkeit genannt werden.

Darf und kann deren Erfüllung von Seiten des Berechtigten durch physischen Zwang bewirkt werden; so entsteht eine rechtliche oder Zwangsverbindlichkeit; im Gegentheile findet nur eine moralische Verbindlichkeit — Liebespflicht — statt.

Für unsern Zweck kommt zunächst nur die Zwangsverbindlichkeit in Betracht. Als durch die Möglichkeit physischen Zwanges bedingt, resultirt aus ihr das, was man Recht nennt. Es muß daher jeder Verbindlichkeit ein Recht, und jedem Rechte eine Verbindlichkeit gegenüber stehen.

§. 13.

Ihrem Ursprunge nach sind die Gesetze entweder natürliche — solche, deren Befolgung Vernunft und eigenes Nachdenken dem Menschen gleichsam aufdringt, — oder bürgerliche — nach und durch den Willen der Staatsgewalt bestehende. — Die natürlichen Gesetze erhalten für den Staatsbürger in so fern verbindliche Kraft, als sie, nach den Verhältnissen der Staatsgesellschaft, bestätigt, oder aufgehoben, oder abgeändert

---

*) Eyerers Grundf. d. Forstr. Einleitung §. 1.

sind, — wonach sie sich in gebietende, verbietende und erlaubende abtheilen; — die bürgerlichen aber, wenn sie entweder ausdrücklich vorgeschrieben und öffentlich bekannt gemacht sind, oder wenn sie auf eine Erlaubniß, nach welcher aus gewissen Handlungen rechtliche Normen entspringen, sich gründen. Die bürgerlichen Gesetze werden hiernach weiter eingetheilt in geschriebene und ungeschriebene. Bei jenen, wie bei diesen findet auch die bei den natürlichen Gesetzen erwähnte Eintheilung in gebietende, verbietende und erlaubende statt.

Aus den ungeschriebenen Gesetzen können Gewohnheitsrechte (Observanzen) hervorgehen.

Erfordernisse zur Begründung der Gültigkeit derselben sind 1. Anerkennung einer gewissen Meinung als verbindliche Handlungsnorm, von der Mehrheit einer Klasse von Personen; 2. ununterbrochene Aeußerung dieser Meinung, durch offenkundige, gleichartige, positive und negative Handlungen. 3. Uebereinstimmung derselben mit der Vernunft; 4. ein, durch bestehende bürgerliche Gesetze nicht bestimmter Gegenstand.

Den bürgerlichen Gesetzen zuwiderlaufende Observanzen erhalten nur Rechtsgültigkeit durch besondere Genehmigung der Staatsgewalt, oder durch ununterbrochene Ausübung seit unvordenklichen Zeiten.

§. 14.

Das Daseyn einer Handlung, die ein Gegenstand eines Gesetzes ist, und allgemein erwiesene Offenkundigkeit des Gesetzes bedingen, vereint die aus demselben fließenden Rechte und Verbindlichkeiten.

Alle Personen und Sachen im Staate sind den Gesetzen unterworfen, deren Wirksamkeit sich in der Regel nur auf künftige Handlungen erstreckt.

§. 15.

Der Inbegriff aller Gesetze wird Recht überhaupt genannt. Aus den verschiedenen Gegenständen

auf welche die Gesetze sich beziehen, entspringen die verschiedenen Arten des Rechts.

Diejenigen Gesetze also, durch welche die Rechte und Verbindlichkeiten in Ansehung der Jagdsachen in einem Staate bestimmt werden, — mögen diese Rechte und Verbindlichkeiten von dem Grundeigenthume im Allgemeinen, oder von dem Waldeigenthume im Besondern, oder von der Staatsoberherrschaft (Staatsgewalt) ausfließen — machen zusammen das Jagdrecht aus.

§. 16.

Das Jagdrecht ist (nach §. 1.) ein Regal, d. h. ein ausschließendes Recht des Landesherrn, auf dem gesammten zu einem Staate oder Lande gehörigen Territorium die Jagd auszuüben und zu benutzen; durch Privilegien, Schenkungen — überhaupt durch Verträge — die Jagdberechtigung (Jagdgerechtigkeit) auf Privatgrundeigenthümer und Waldbesitzer, auch auf andere Familien und Personen — unter beliebigen Beschränkungen und Modifikationen zu übertragen; Jagdordnungen zu erlassen und diese, nach Zeit- und Ortsverhältnissen, durch besondere Gesetze abzuändern oder zu vervollständigen; begangene Jagdfrevel zu bestrafen; jeden Jagdberechtigten zum Ersatz des Schadens, welcher — erweislich — durch sein Wild *) verursacht wurde, anzuhalten; Verminderung eines zu starken Wildstandes, und Emporbringen eines zu sehr heruntergekommenen durch Schonung einer oder der andern Wildart zu gebieten; auch in Jagdsachen polizeiliche Anordnungen aller Art zu treffen. In wie fern nun der Landes-

*) Hierunter kann nun Wechselwild billiger Weise nicht mit begriffen werden — am wenigsten an Landesgrenzen, oder da, wo Privatreviere zwischen hoheitlichen Revieren inne liegen — in so fern der Jagdberechtigte darzuthun vermag, daß er die Jagd verordnungsmäßig und nach Weidmannsgebrauch betreibt, oder betreiben läßt, also schädliches Wild zur Ungebühr nicht heget.

herr sich seines Vorrechts zu jagen, zu Gunsten eines Staatsbürgers, begibt, in so fern erlangt dieser die Jagdberechtigung oder Jagdgerechtigkeit, d. h. die Befugniß — nach Maaßgabe der ihm zu Gute kommenden Rechtsquellen (Rechtstitel) — Wild aufzuspüren, zu verfolgen, zu erlegen oder zu fangen und sich anzueignen.

§. 17.

Die Jagdgerechtigkeit wird — wie dies bei allen Regalien (Landeshoheitsrechten) der Fall ist — nur auf folgenden zwei Wegen vom Staatsbürger erlangt, nehmlich:

1. durch Vergünstigung des Landesherrn,
2. durch Verjährung.

Zu 1. Landesherrliche Vergünstigung erscheint als Rechtsquelle zur Jagdbefugniß, wenn entweder Belehnung, oder Begnadigung (ein Privilegium) statt findet, und zwar — in so fern durch neuere Gesetze etwas anders nicht bestimmt worden ist — nach der in Teutschland durchgängig *) angenommenen Regel, daß, wenn die Vergünstigungsurkunde sich mit dem generellen Ausdrucke: Jagd, ausspricht, hierdurch blos die Befugniß, das zur Niederjagd gehörige Wild (mit Ausschluß des jeden Orts zur hohen oder zur hohen und Mitteljagd zu zählenden) zu erlegen, zu fangen, und in eigenen Nutzen zu verwenden, als zugestanden erachtet werden soll; dagegen wenn selbige besaget: die Vergünstigung erstrecke sich über alle und jede Jagden — dem Vasallen oder Begnadigten dadurch die Berechtigung zustehen soll, unter Beobachtung der jeden Orts bestehenden Gesetze und Jagdordnungen — alles Haar- und Federwild, es gehöre zur hohen und niedern oder zur hohen, Mittel- und niedern Jagd, nach Weidmanns Gebrauch,

*) S. Burgsdorfs Forsthandbuch II. S. 146. §. 93.

zu jagen, zu erlegen, zu fangen und zu benutzen. Wird übrigens die Befugniß zu jagen durch ein Privilegium ertheilt, so kann dies nur unbeschadet der Rechte eines Dritten geschehen.

Zu 2. Die Rechtsquelle oder der Rechtsgrund zur Erlangung der Jagdgerechtigkeit durch Verjährung liegt in der auf dem Territorium eines andern zur Jagd Berechtigten, mit Vorbewußt desselben, während eines gewissen Zeitraumes, ungestört und alljährlich statt gefundenen Ausübung der Jagd, verbunden mit der Aneignung des erlegten oder gefangenen Wildes.

Ob gegen den Lehnherrn von Seiten eines Vasallen oder Landsassen durch Verjährung die Jagdgerechtigkeit je erworben werden könne, oder welcher Zeitraum hierzu erforderlich sei, darüber müssen die Landesgesetze oder — in so fern diese hierüber schweigen — frühere rechtliche Entscheidungen Auskunft geben.

In ältern Zeiten nahmen einige Rechtsgelehrte in vorgedachter Beziehung gar keine Verjährung an; andere hingegen behaupteten, sie finde statt, wenn durch stete Ausübung der Jagd von unvordenklichen Zeiten, oder auch nur von Menschengedenken her, die Befugniß dazu erweislich gemacht werden könne.

Nach dem preußischen Landrecht (s. Burgsdorfs Forsthandbuch II. S. 147. §. 94.) wird in obiger Beziehung ein Zeitraum von 44 Jahren zur Verjährung erfordert; die Bestimmungen des neuen preußischen Gesetzbuches sind dem Verfasser unbekannt.

Ueber den erforderlichen Zeitraum zur Begründung der Jagdgerechtigkeits-Verjährung zwischen Privatpersonen finden in verschiedenen Staaten abweichende gesetzliche Bestimmungen statt, selbst in verschiedenen Provinzen eines und desselben Staates war und ist — so viel der Verfasser weiß — dies noch der Fall.

Im fraglichen Falle wurde zeither in der Ober-

lausitz der Beweis seit Menschengedenken gefordert, während im Königreiche Sachsen ein Zeitraum von 31 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen, wie in andern rechtlichen Fällen, auch in diesem Verjährung bewirkte.

Was hierüber das preußische Landrecht verordnet hat, besaget Burgsdorfs Forsthandbuch am eben angezogenen Orte.

Als gemeine Regel ist übrigens anzunehmen, daß

a) durch Verjährung einer Seits nur die Koppeljagdgerechtigkeit erworben werden, anderer Seits aber nur die Berechtigung zur Alleinjagd verloren gehen könne; daß,

b) da durch Verjährung im Allgemeinen nur so viel erlangt werden kann, als man erweislich im Besitz gehabt hat, dieser Satz auch in Beziehung auf Jagdberechtigung anwendbar seyn müsse.

Hätte nehmlich Einer auf des Andern Reviere, in welchem dieser zu allen und jeden Jagden allein berechtigt war, während des gesetzlichen Verjährungszeitraumes und unter den übrigen Verjährungsbedingungen nur die niedere und Mitteljagd betrieben; so würde der Erwerb der Jagdgerechtigkeit — und zwar in dem unter a) bestimmten Maaße — sich auch nur auf die niedere und Mitteljagd — mit Ausschluß der hohen — erstrecken.

§. 18.

Das Besitzthum der Jagdgerechtigkeit findet unter folgenden Gesichtspunkten statt, nehmlich:

1. als auf einem durch Kauf, Tausch, Schenkung, Erbschaft, Vermächtniß oder Verjährung rechtlich erworbenen Grundeigenthume *) ruhendes, dingliches oder Realrecht, und zwar

*) Man verstehe hierunter Grundstücken an Feld und Wald.

a) als Berechtigung zur Alleinjagd — indem der Berechtigte befugt ist, auf dem ihm allein zuständigen Grundeigenthume die Jagd für sich und die Seinigen allein zu betreiben oder betreiben zu lassen und zu benutzen;

b) als Berechtigung zur Gemeinjagd — wenn mehrere Personen oder Familien im gemeinschaftlichen Besitze eines Grundeigenthumes sind, dem die Jagdgerechtigkeit anhängt und wenn diese Mehrzahl von Personen oder Familien also ein Recht besitzen, die Jagd gemeinschaftlich zu betreiben und zu benutzen. Verträge müssen in diesem Falle den Antheil bestimmen, welchen jeder Interessent an der Jagd hat.

2. Als auf einem Grundeigenthume lastende Servitut zum Vortheile des Besitzers eines andern Grundeigenthumes. In diesem Falle kann der begünstigte — nach Maaßgabe der in den Erwerbsurkunden enthaltenen Bestimmungen — die Befugniß haben

a) zur Alleinjagd — mit Ausschluß des Besitzers des belästigten Grundeigenthumes, oder

b) zur Koppeljagd (s. unten §. 20.).

3. Als ein persönliches Recht, nach welchem einzelne Personen oder ganze Familien, die kein Grundeigenthum, auf welchem Jagdberechtigung ruht, besitzen, auf fremdem Grundeigenthume zu jagen befugt sind. Stellt sich Vergünstigung als Rechtserwerbsquelle dar, so fließt von ihr im gegenwärtigen Falle eine Berechtigung aus

a) auf Lebenszeit, oder

b) bis zum Erlöschen der Familie dessen, welcher die Berechtigung erwarb;

auch in beiden Fällen auf Alleinjagd oder auf Koppeljagd — je nachdem hierüber, wie über

die Ausdehnung der Befugniß in Rücksicht der zu erlegenden und zu benutzenden Wildarten die Concessionsurkunde sich ausspricht.

Eine in obiger Beziehung durch Verjährung erlangte Jagdberechtigung hingegen geht hier, wie überall, auf die Erben über und erlischt erst dann oder geht wieder an den Staat über, wenn gar kein Erbe mehr vorhanden ist.

§. 19.

In den §. 18. unter 2 und 3 erörterten Fällen können sich folgende Wirkungen des persönlichen Jagdrechtes gegen den Eigenthümer des Grundes und Bodens, auf welchem ein Dritter zu jagen befugt ist, äußern; nehmlich

1. in Rücksicht der Ausschließung des Grundeigenthümers von der Jagd;
2. in Rücksicht beschränkter Behandlung und Benutzung des Eigenthumes überhaupt.

Zu 1. Soll dieser Fall in Frage kommen, so muß auf dem Eigenthümer die Jagdberechtigung ursprünglich ruhen, diese aber durch Verjährung vom Besitzer dieses Eigenthumes auf einen andern übergegangen seyn.

Dann aber würde der Grundeigenthümer nur unter der Bedingung ausgeschlossen werden können, wenn demselben das Jagen von jenem Andern ausdrücklich untersagt worden wäre, er diesem Verbote sich gefügt und, dem zu Folge, während des zur Verjährung eines Rechtes erforderlichen Zeitraumes des Jagdbetriebes sich enthalten hätte.

Zu 2. Der Eigenthümer darf auf dem Seinigen nichts unternehmen, was zum Schaden dessen, der einiges Recht darauf hat, gereichen kann.

Mag daher die Jagdgerechtigkeit in einem fremden Walde durch Belehnung, oder Begnadigung oder Verjährung erlangt seyn; so bleibt dem Eigenthümer

desselben unverwehrt, selbigen forstmäßig und so, wie es ohne Beschädigung der Wildbahn geschehen kann, zu benutzen: er darf aber zum Nachtheile der Jagd den Wald weder ganz, noch zum Theile ausrotten, weder zur Ungebühr auslichten, noch darin in den Monaten, während welcher der Wald gesetzlich verboten ist — z. B. in der Setzzeit — Vieh auf die Weide treiben, oder Streu rechen u. dgl.

§. 20.

Die Berechtigung zur Koppeljagd — auch Mit- oder Gesammtjagd genannt — findet statt, wenn eine oder mehrere Personen (in der Regel Grundeigenthümer) auch wohl Communen, die Befugniß haben, mit dem Herrn eines fremden Grundstückes, oder mit diesem und mit einem oder mehreren Andern zugleich, oder mit letztern, unter Ausschluß des erstern, auf dem Grunde und Boden des Eigenthümers zu jagen.

Aus den §. 17. unter 1. und 2. im Allgemeinen angeführten Rechtsquellen zur Erlangung der Jagdgerechtigkeit entspringt auch die Befugniß zur Koppeljagd, und zwar in dem eines Theiles aus der Vergünstigungsurkunde, oder andern Theiles aus rechtskräftigen und zu Recht beständigen Entscheidungen erweislichen Maaße.

Nicht selten gründet sich auch die Koppeljagdberechtigung auf alte, bei väterlichen oder brüderlichen Erbtheilungen, geschlossene Verträge; wenn nehmlich einem von mehreren Erbschaftstheilhabern an einem Gute, auf dem die Jagdgerechtigkeit ruht, das Gut eigenthümlich überlassen, die Befugniß zur Koppeljagd aber sämmtlichen Interessenten ausdrücklich vorbehalten wird.

Zur Koppeljagd Berechtigte können sich über die Art des Betriebes derselben nach Maaßgabe der Be-

fugniß vergleichen. Ob jeder für sich allein jagen will, oder ob dies gemeinschaftlich und zwar im letztern Falle so geschehen soll, daß das erlegte Wild unter die Interessenten gleichheitlich vertheilt wird; dies hängt sonach von ihnen ab. Im ersten Falle gilt als Regel, daß, wenn zwei oder mehrere Berechtigte an einem Tage jagen und in einem Bezirke des Revieres zusammentreffen, der später kommende demjenigen weichen muß, welcher schon im Jagen begriffen ist.

Da der Koppeljagdbetrieb aus begreiflichen Gründen stets die Zugrundrichtung der Wildbahn nach sich ziehen muß, bei demselben nächstdem auch öftere Streitigkeiten unvermeidlich sind; so können die Vortheile des Aufhebens dieser — wie aller — Gemeinheit durch bezirksweise Abtheilung nicht zweifelhaft seyn. Doch ist eine solche Aufhebung immer bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen, welche theils von der dabei oft unabwendbaren Läsion des einen oder des andern Mitberechtigten, theils und vorzüglich davon herrühren, daß fast überall die Landeshoheit das Recht der Vorjagd — man versteht hierunter das Recht, vor dem gesetzlich erlaubten Eröffnungstermine der Koppeljagd mehrere Wochen oder Tage hindurch auf dem mit derselben belasteten Territorio die Jagd zu betreiben — sich vorbehalten hat.

Uebrigens ist die Koppeljagd von der Gemeinjagd (§. 18. b) dadurch ganz unterschieden, daß letztere als Realrecht von den Grundeigenthümern, erstere aber als persönliches Recht von Fremden exercirt wird.

§. 21.

Wenn von Seiten der Landeshoheit — vermöge des derselben zustehenden Jagdregales — einem oder dem andern Staatsdiener, oder sonst Jemandem auf einem gewissen Bezirke zu jagen verstattet ist; so wird diese Vergünstigung durch den Ausdruck Gnadenjagd bezeichnet. Sie ist widerruflich und erlischt

jeden Falles mit dem Leben des Begünstigten, in so fern die Vergünstigungsurkunde ein Anderes nicht bestimmt.

Ohne besondere Einwilligung erwirkt zu haben, kann und darf der Begnadigte die ihm zu Theil gewordene Vergünstigung auf einen Dritten nicht übertragen.

Jeder durch Belehnung oder Verjährung zur Jagd Berechtigte aber kann da, wo und in wie fern er zu jagen befugt ist, einen Andern mit theilweiser oder gänzlicher Abtretung seines erworbenen Rechtes begünstigen. Für diesen Fall gilt in Rücksicht der Widerruflichkeit und der nicht statt findenden Befugniß weiterer Cession das Vorhergesagte durchgängig.

§. 22.

In wie fern die im Vorhergehenden Paragraphen erwähnte Befugniß, die Jagd aus Gnaden und unentgeldlich zu gestatten, ein Ausfluß des Jagdrechtes ist, in so fern ist es auch die Befugniß, selbige gegen ein bestimmtes Locarium zu verpachten. Alles, was die Gesetze in Rücksicht anderer Pachtungen bestimmen, gilt auch hier. Polizeiliche Verfügungen, durch welche in einem oder dem andern Lande den Jagdberechtigten untersagt ist, anerkannte Wilderer und Bauernschützen mit auf die Jagd zu nehmen, schließen jedoch diese von der Jagdpachtung aus *).

§. 23.

Auf welchem der oben §. 17. unter 1 und 2 bemerkten Wege ein Staatsbürger die Jagdgerechtigkeit erworben haben mag, so ist er verpflichtet, bei der Ausübung derselben in den Grenzen sich zu halten, welche vorgezeichnet sind entweder durch Landesgesetze oder durch Gewohnheitsrechte (§. 13.),

*) Zu den sonderbaren Erscheinungen gehört es dann aber allerdings, wenn obige an sich löbliche, polizeiliche Verfügung in einem Lande gilt, und in eben demselben landesherrliche Jagden an Bauern ꝛc. verpachtet werden.

in so fern diese letztern durch vorerwähnte Gesetze oder durch Jagdschiede, Recesse und Verträge, welche zwischen benachbarten Staaten, zwischen Staat und Unterthanen oder zwischen Privatleuten geschlossen wurden, nicht aufgehoben oder beschränkt sind.

§. 24.

Die in einem Staate unter gewissen Titeln eines allgemeinen Gesetzbuches, in dem andern in besondern Forst- und Jagdordnungen zusammengestellten, in dem dritten zu verschiedenen Zeiten einzeln promulgirten Jagdgesetze umfassen hauptsächlich folgende Punkte:

1. Vorschriften zur Wahrung und Sicherstellung der äußern und innern Grenzen;
2. die Abtheilung der verschiedenen Wildarten in gewisse Klassen, deren jede eine die Gesammtheit des zu selbiger zu rechnenden Wildes bezeichnende Benennung erhält; um
   a) in den Jagdberechtigungsurkunden die Ausdehnung der Befugniß für Jeden, der eine solche aus irgend einem Rechtstitel erworben hat;
   b) bei der Gesetzgebung selbst — in so fern sie generelle Bestimmungen in Rücksicht der Jagdausübung ꝛc. bezweckt — des Gesetzes eigentliche Beziehung mit kurzen Worten bestimmen zu können.
3. Die Feststellung der Schieß- und Hegezeit für die verschiedenen Wildarten und hiermit in Beziehung stehende, die Erhaltung der Wildbahn betreffende, Verordnungen.
4. Verfügungen zum Schutze des Jagdregales auf Seiten der Landeshoheit und der Jagdberechtigung auf Seiten der Staatsbürger, welche im wohlerworbenen Besitze derselben sind, gegen Beeinträchtigung jeder Art, besonders aber gegen solche, welche in Jagdexcessen und Jagdfreveln ihren Grund haben.

5. Verordnungen über möglichste Abwendung des Schadens, welcher den zur Jagd nicht Berechtigten auf ihrem Grundeigenthume durch das Wild zugefügt werden kann; auch über das für legal zu achtende Verfahren bei Schätzung und Ausmittelung des durch das Wild auf dem Grundeigenthume eines zur Jagd nicht Berechtigten angerichteten Schadens.

Die nächstfolgenden Paragraphen sind nähern Erörterungen rücksichtlich der vorbemerkten Hauptvorwürfe der Jagdgesetzgebung gewidmet.

§. 25.

Dem Jagdberechtigten und dem Revierjäger liegt es schon an sich ob, zuvörderst mit den Grenzen desjenigen Bezirkes, welchen er bejagen darf, auf das genaueste sich bekannt zu machen; über die Erhaltung der bestehenden Grenzzeichen sorgfältig zu wachen; auch da, wo solche durch Zeit oder Zufall verschwunden, oder noch gar nicht errichtet sind, auf sichere Konstatirung der Grenze selbst durch schwer verrückbare und dauerhafte Markzeichen zu dringen.

In wie fern und auf welchem Wege dies alles auf zu Recht beständige Weise bewirkt werden müsse, darüber spricht sich in der Regel das Landesgesetz im Allgemeinen, oder die bestehende Jagdordnung im Besondern aus *); für den Revierjäger aber muß hierüber die demselben beim Dienstantritte zugekommene Instruktion das Nähere bestimmen.

§. 26.

Zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Staaten haben auch verschiedene Eintheilungen der

*) Unter andern die herzogl. sachsen-koburg-saalfeldische Jagdordnung von 1810, §. 1 — 3.; dann die fürstl. anhalt-bernburgische neue Jagdordnung vom Jan. 1801 K. I. Tit. I. §. 2. 3. 4. und 6.

Jagd — d. h. (nach §. 24. Satz 2.) Klassenabtheilungen des gesammten in unsern Gegenden vorkommenden Wildes — statt gefunden. Ueber den Zweck derselben ist gleichfalls oben — §. 24. — gesprochen worden; hier mögen die dem Verfasser bekannten Eintheilungen selbst ihre Stelle finden.

Am gewöhnlichsten wird noch heut zu Tage die Jagd eingetheilt 1. in hohe und niedere, das gesammte Wild aber in edles und unedles — bei welchem letztern Unterschiede bloße Willkühr, durchaus kein hinreichender Bestimmungsgrund obzuwalten scheint —; oder 2. in hohe, mittel und niedere.

Wo die unter 1. bemerkte Eintheilung gilt, wird gerechnet

A. zur hohen Jagd

a) an Haarwild

Rothwild.	Hirsche, Stücken Wild, Hirschkälber, Wildkälber,	Hochrothwild	edel.
	Rehböcke, Ricken, Rehkälber,	Niederrothwild	
Damwild.	Damhirsche, Damthiere, Damhirschkälber, Damwildkälber,		edel.
Schwarzwild.	Bären, Wilde Sauen,		Mittelgattungen zwischen edel und unedel
Raubthiere*).	Luchse, Wölfe,		unedel.

*) Fast überall ist es in jetzigen Zeiten auch den zur Niederjagd Berechtigten nachgelassen, Raubthiere und Raubvögel aller Art, auch Trappen, zu jagen.

b) an Federwild

Schwane,		
Trappen,		
Kranche,		
Storchvögel,		
Reiherarten,		
Rohrdommeln,		
Fiſchadler,		
Fiſchhabichte,		
Fiſchgeyer,		
Große Seeadlergeyer,		
Alle Arten von allen Federwild,		
Kleinere Arten,		
Eulen,		
Habichte,		
Sperber,		
Raubvögel.		

	ohne Unterſchied der Jagd und Zeit ganz gefreyt.

b) Federwild

Waldschnepfen,	edel.
Wasserschnepfen,	
Rebhühner,	
Wilde Gänse,	
Wilde Enten,	
Wasserhühner,	
Wilde Tauben,	
Kiebitze,	
Wachteln,	
Schnärren,	
Ziemer,	
Amseln,	
Zippen,	
Drosseln (Weindrosseln),	
Kleine Brachvögel,	
Lerchen und alle kleine Vögel,	

Raubvögel	Busarde,	unedel.
	Eulen und alle übrige Raubvögel,	
	Raben,	
	Krähen,	
	Elstern,	
	Heher,	

Wo — wie im Königreiche Sachsen, besage Edikts vom 8. November 1717 — die unter 2 bezeichnete Eintheilung statt findet, gehört

A. zur hohen Jagd

Bär,	Damhirsch,
Bärin,	Damthiere,
Junge Bären,	Damwildkälber,
Edelhirsche,	Luchse,
Edelthiere,	Schwane,
Edelwildkälber,	Trappen,

Kraniche,
Auerhähne,
Auerhennen,
Fasanhähne, } *)
Fasanhennen, }
Focken (?).

B. zur Mitteljagd

Rehböcke,
Rehe (Ricken),
Rehkälber,
Hauende Schweine,
Angehende Schweine,
Keiler,
Bachen,
Frischlinge,
Wölfe,
Birkhähne,
Birkhennen,
Haselhähne,
Haselhennen,
Große Brachvögel.

C. zur Niederjagd

Hasen,
Füchse,
Dachse,
Biber, } beide gehören im Oesterreichischen zur Fischerei.
Fischotter, }
Marder,
Wilde Katzen,
Iltisse,
Eichhörner,
Wiesel,
Hamster,
Waldschnepfen,
Sumpfschnepfen,
Rebhühner,
Wilde Gänse,
Wilde Enten,
Reiher,
Taucher,
Meven,
Wasserhühner,
Wilde Tauben,
Kiebitze,
Wachteln,
Wachtelkönige,
Kleine Brachvögel,
Ziemer,
Schnärer,
Amseln,
Zippen,
Roth- (Wein-) Drosseln,
Lerchen und andere kleine Vögel, wie sie Namen haben mögen **).

---

*) Auch der blos zur Mittel- und Niederjagd Berechtigte darf im Königreiche Sachsen Fasanerie halten, wenn seine Befugniß aus dem Lehnbriefe oder durch Concession erwiesen werden kann. Seit mehrern Jahren ist eben daselbst allen Jagdberechtigten die Unterhaltung wilder Fasanerie gestattet worden, wenn sie eine vorgeschriebene Anzahl Fasanhähne und Hennen aussetzen.

**) Da in der vorstehenden Eintheilung kein Raubvögel vorkommt,

Die hier zuletzt stehende Eintheilung ist auch in der §. 25. angezogenen koburger Jagdordnung (§. 6.) im Allgemeinen beibehalten worden; jedoch hat man den Adler (?) und die Falken (??) zur hohen Jagd, alle übrige Raubvögel aber — mit Ausschluß des Geiers, — auch den Fecken — mit Recht — zur niedern gezählt.

Ferner ist zu erwähnen, a) daß sonst — ob jetzt noch, darüber ist dem Verfasser nichts bekannt — in Rücksicht des nach 1 zur hohen Jagd zu zählenden Wildes an einigen Orten eine Abtheilung in rare und gemeine Jagd eingeführt gewesen ist, wonach vom Haarwilde Gemsen, Steinböcke, nebst dem Elenwild, vom Federwilde aber Auerhühner, Fasane und Reiher zur raren, alle übrige zur hohen Jagd gehörige Wildarten hingegen zur gemeinen gezählt wurden; b) daß (sonst wenigstens) in Oesterreich und Baiern Hirsche und Thiere, Bären und Schweine (wilde Sauen) durch Wildbahn, alle übrige Wildgattungen und Arten aber durch Reißgejägd bezeichnet wurden; c) daß endlich im Lauenburgischen bis 1754 — ob späterhin und noch jetzt, ist dem Verfasser unbekannt — nur Hirsche (wahrscheinlich auch Thiere) zur hohen Jagd, alle andere Wildarten hingegen zur niedern gerechnet wurden.

§. 27.

Gesetzliche Vorschriften über die Zeit im Jahre, während welcher es den Jagdberechtigten erlaubt seyn soll — nach Maaßgabe der rechtlich erlangten Befugniß — eine oder die andere Wildart — mit Rücksicht auf Geschlecht und Alter — nach jeder dem Weidmanne ziemlichen Jagdmethode zu erlegen oder zu fan-

---

so scheint hierdurch angedeutet zu werden, daß jeder, auch nur zur niedern Jagd Berechtigte, solche zu allen Zeiten und auf jede Art zu fangen und zu erlegen befugt sei.

gen, bezwecken, einer Seits Verhütung des Mißbrauchs der Jagdgerechtigkeit zum Ruin der Wildbahn, anderer Seits Vereinbarung des gemeinsamen Interesses mit dem Privatvortheile der Jagdberechtigten dadurch, daß jede Wildart nur zu der Zeit erlegt oder gefangen werden soll, wo das Ganze oder jeder einzelne Theil derselben im Haushalte, wie beim Gewerbsbetriebe, am vortheilhaftesten benutzt und sonach am besten verwerthet werden kann.

Gesetze jener Art werden diesen Zwecken um so mehr entsprechen, jemehr die Vorschriften derselben mit der Lebensweise und mit den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Wildarten in treffender Beziehung stehen.

Bekanntschaft im Gebiete der Naturbeschreibung des gesammten Wildes ist es daher allein, welche den Gesetzgeber vor Mißgriffen zu sichern vermag.

Wenn in ganz alten Verordnungen über die Zeit, zu welcher eine oder die andere Wildart dem Jagdbetriebe unterworfen seyn soll, dergleichen Mißgriffe statt fanden; so kann das nicht auffallend seyn — damals lag die gesammte Naturkunde noch in der Wiege; schwer begreiflich aber und nur durch die überall offenbar werdenden Rückschritte in der eigentlichen Jagdkunde erklärt es sich, wie bis auf unsere Zeiten Jagdedikte und Jagdordnungen in Wirksamkeit bleiben konnten, welche gestatten, daß Hirsche, Thiere und Wildkälber vom ersten Sonntage nach Trinitatis an bis zum Sonntage Invocavit geschossen werden dürfen *). Denn wenn hier die von Seiten des Regenten sich offen-

*) Churſächſ. Mandat v. 5. Jul. 1712. Die Mittel- und Niederjagd soll nach demselben auf den Tag Aegidii aufgehen, zu Invocavit (!) sich schließen. Dieses Mandat war im Jahre 1812 noch in Wirkung! —

barende zarte Schonung des Herkommens und der von den Ahnherrn den Vasallen und Landsassen zugestandenen Rechte und Vergünstigungen im schönsten, ehrwürdigsten Lichte erscheint; so stellt sich dagegen die immer noch fortwährende Ausdehnung dieses Rechtes auf Erlegung des Muttergeschlechtes von Seiten der Begünstigten als wahrhaft sündlich gegen die Kreatur und als streitend gegen achtungswerthen Weidmannsbrauch jedem dar, der es weiß, daß der viel zu früh anberaumte Jagderöffnungszeitpunkt, wie der viel zu spät hinausgerückte Schlußtermin Vernichtung des Kindes zugleich mit der Mutter häufig zur Folge haben muß.

Möchte es möglich seyn, jeden, der so groben Mißbrauch verliehenen Rechtes sich zu Schulden kommen läßt, vor das Gericht zu ziehen, welches der ehrwürdige Oberpriester Dianens, der Herr Oberforstmeister von Wildungen, in seinen Weidmanns-Feierabenden, I. Bandes Seite 40 für dergleichen Unbilden eröffnet hat! —

Ueberhaupt enthalten die ältern Jagdgesetze und Jagdordnungen nie oder doch nur selten geeignete Bestimmungen, durch welche beide oben angegebene Zwecke derselben erreichbar werden könnten.

Mehr geregelt und zweckmäßig — obgleich nicht hinlänglich umfassend und genau — sind die Bestimmungen, welche in dieser Hinsicht die beiden oben (§. 25.) erwähnten neueren Jagdordnungen machen.

I. Die Bernburger v. J. 1801 setzt nehmlich, indem sie über die Erhaltung des Wildstandes und über die Schonung in der Setz- und Brutzeit sich ausspricht, Folgendes fest:

a) Hirsche dürfen vom 1. Mai *) bis zum 20. September, gelte, alte und Schmal-

*) Der Anfang der Schießzeit wäre hier mindestens um einen Monat später hinauszurücken gewesen.

thiere vom 1. Oktober bis zum 31. December geschossen (§. 8.);

b) wilde Sauen vom 12. Oktober bis zum 15. Februar — mit Ausschluß der Bachen vom 15. Januar (wohl besser vom 1. Januar) an — Keiler und Frischlinge aber da, wo sie in den Feldern Schaden thun, auch in den Sommermonaten zum Verscheuchen *) erlegt — (§. 9.);

c) starke Rehböcke zu allen Zeiten, alte Ricken, Schmalrehe und Rehkälber aber nur da, wo der Rehstand zu stark wird, oder in Feldbüschen geschossen; sonst aber sollen weibliche Rehe ganz geschont werden (§. 10.) **).

d) Rücksichtlich der Niederjagd besagt der eilfte Paragraph und die ganze Urkunde nichts weiter, als daß vom Anfange des Monats März bis zum 21. August im Unterfürstenthume und bis zum 1. September im Oberfürstenthume das Hetzen, Reiten, Hasenjagen und Schießen in den Feldern gänzlich eingestellt bleiben soll. Ueber die Federwildjagd, ingleichen über das Schießen in Gehölzen und Wiesen findet sich eine nähere Bestimmung der Schonzeit nicht vor; eine Lücke im

*) Eine sehr löbliche Verfügung, mit welcher die hier und da getroffene wohl nicht eben vortheilhaft kontrastirt, nach welcher mitten im Sommer große Treibejagen auf Sauen angestellt wurden, zu denen der Landmann in der dringendsten Arbeitszeit frohnen mußte, bei denen — in Laubholzwäldern veranstaltet — meist gar nichts, oder, im glücklichen Falle, eine Bache erlegt wurde, deren Frischlinge, zu schwach, um sich im Gebrech oder von Frucht zu nähren, elendiglich verkümmerten. Sechs Monate früher oder vier bis fünf Monate später würden diese Jagen bei gehöriger Einrichtung erfolgreich und nützlich haben seyn können, zur oben erwähnten Zeit waren sie beides nicht, und noch weniger weidmännisch.

**) Hier vermißt man in Rücksicht des weiblichen Geschlechtes die Bestimmung des Zeitraumes, während dessen unter den gesetzten Verhältnissen das Schießen statt finden soll; auch ist nicht abzusehen, warum Ricken, die Alters wegen gelte bleiben, geschont werden sollen.

Gesetze, welche zu mancherlei Excessen führen kann.

e) Vogelfang (§. 87 — 92) ist den fürstlichen (jetzt herzogl.) Revierjägern (wahrscheinlich doch auch den Jagdberechtigten in ihren eigenthümlichen Waldungen? —), andern nur dann gestattet, wenn sie vom Oberjägermeister die nachgesuchte Erlaubniß dazu erhalten haben, und zwar unter folgenden (löblichen) Beschränkungen: a) dem Waldbestande darf dadurch kein Schade zugefügt werden, b) der Fang im Frühlinge darf unter keiner Bedingung statt finden, c) Fallen, Drahtschlingen u. dergl. dürfen zum Fange andern Federwildes durchaus nicht gestellt werden. Finge sich aber ein Haselhuhn ꝛc. in der Schneuße eines zum Vogelfange Concessionirten, so soll er solches bei zehn Thalern Strafe — an den Revierförster, und dieser es an die fürstl. (jetzt herzogl.) Küche abliefern,

f) In §§. 29 — 33 wird die Ausrottung und Vertilgung der Raubthiere und Raubvögel zu allen Jahreszeiten durch Jagd und Fang anbefohlen. Dagegen sollen die fürstl. (jetzt herzogl.) Forst- und Jagdbedienten — gegen monatliche Ablieferung der Raubthier-Sommerbälge mit den Zeichen (Nase und Ruthe vermuthlich?) — das ausgesetzte Schieß- und Fanggeld, von den Raubthieren aber, die im Winter erlegt werden, die Bälge statt des Schießgeldes beziehen (s. unten unter II. f) die Anmerkung).

Benutzung fremder Zeichen und Fänge zum eignen Vortheil durch Verrechnung des Schießgeldes wird (wie recht und billig) bei Strafe des vierfachen Ersatzes untersagt.

Die Paragraphen 17 — 28, 46 — 55 enthalten zweckmäßige Vorschriften über das, was außer (nächst!) der Schonzeit und zur Erhal-

tung des Wildstandes überhaupt beobachtet werden soll.

II. Die Koburger Jagdordnung vom Jahr 1810 befiehlt in Rücksicht der Schieß-, Fang- und Hegezeit Folgendes.

a) „Das weibliche Geschlecht vom Roth- (Edel-) und vom Rehwild (Geltthiere und Geltrehe ausgenommen) soll ganz geschont und nur im Nothfalle vom 1sten September bis zum Ende des Decembers gebürscht werden (§. 7.)."

Wenn nun unmittelbar zuvor gesetzt wird, daß „für das Rothwild" — wozu man sämmtliche Arten der Gattung Hirsch (Cervus) zu rechnen scheinet — „die Schießzeit mit dem 1sten Julius beginnen, und mit dem letzten December sich schließen soll;" so mag der Gesetzgeber hier wohl nur das männliche Geschlecht dieser Wildgattung im Sinne gehabt haben. So richtig nun in diesem Falle der Beginn der Schießzeit bestimmt ist; so hätte doch der Schluß derselben — besonders für den Damhirsch, dessen Wildbret im Oktober und November, während der Brunft, selten nur genießbar und späterhin schlecht ist — viel früher angesetzt werden sollen.

b) Wilde Sauen sollen vom 1sten Oktober bis zur Mitte des Januars geschossen werden *) (§. 7.).

c) Die Niederjagd soll — wenn Witterung und andere dringende Umstände es nicht nöthig machen, den Aufgangstermin durch besondere

*) In Rücksicht der Nutzbarkeit des Wildbrets und der Schwarte ist diese Bestimmung vollkommen richtig; in Hinsicht auf die Schädlichkeit dieser Wildart für den Feldbau hingegen hätte, wie in der Bernburger Jagdordnung, der Jagdbetrieb auf Keiler und Frischlinge, wenigstens für die Reife- und Erntezeit des Winter- und Sommergetreides, untersagt werden können.

Verordnung weiter hinauszurücken — mit dem 1sten September ihren Anfang nehmen und mit dem 1sten Februar sich endigen. Für das zur hohen und Mitteljagd gehörige Federwild soll der nehmliche Termin gelten (§. 7. u. 8.) *).

d) Das Vogelstellen (die Vogelweide) ist von den dazu Berechtigten observanzmäßig und nur in dem Maaße zu betreiben, daß die Singvögel möglichst geschont werden, auch dem Walde durch die Schneußanlagen kein Schade geschehe. In den Schneußen sollen weder Fallen, noch starke Laufschlingen, um Auer-, Birk-, Hasel-, Rebhühner und Waldschnepfen zu fangen, gestellt werden — bei 10 Thalern Strafe — (§. 21.) **).

e) Hasen und Rebhühner im Winter auf Fütterungen und Kirrungen zu fangen oder zu schießen, verboten (§. 20.) ***).

f) Möglichste Vertilgung der Raubthiere und Raubvögel durch Jagd und Fang zu allen Jahreszeiten geboten (§. 26.) †).

---

*) Nach dem Buchstaben dieser Verordnung würde es den jagdberechtigten Vasallen und Unterthanen nicht gestattet seyn, Auer- und Birkhähne in der Balzzeit, Schnepfen auf dem Frühlingszuge, junge wilde Enten und Gänse, auch alte in der Mauser — vom Ende des Monats Junius an zu erlegen; eine Beschränkung, die dem Gesetzgeber wohl kaum in den Sinn gekommen seyn kann.

**) Hier wäre wohl jeder Vogelfang, besonders die Stellung der Laufschneuß auf Drosseln im Frühlinge zu verbieten, auch in Rücksicht des Herbstfanges zu bestimmen gewesen, daß, zur möglichsten Schonung der Stand- und Heckvögel, die Vogelstellerei vor dem 20sten September nicht statt finden dürfe.

***) Sollte es im Koburgischen wohl so eigennützige Jagdberechtigte geben, daß, um Mißbrauch zu verhüten, es unumgänglich gewesen wäre, das zu Erhaltung der Rebhühner in harten, schneereichen Wintern, zum Behuf der paarweisen Wiederaussetzung im Frühlinge, oft so nöthige und nützliche Einfangen in der Schneehaube, das freilich ohne Anposchung (Kirrung) nicht möglich ist, unbedingt zu untersagen? —

†) Nur dann, wenn der Jägerei zu allen Jahreszeiten und von allem Raubzeuge — sogar, wie im Anhalt-Dessauischen, von den in der Tracht erlegter Raubthiere gefundenen Embryonen — ein verhältnißmäßig hohes Schieß-

Zur Erhaltung des Wildstandes ist im Allgemeinen Folgendes verordnet:

1. Während der Setzzeit — vom 14. Mai bis zum 14. Junius — und während der Hirschbrunst — vom 14. September bis zum 14. Oktober — soll der Wald vor jeder Beunruhigung geschützt werden. Hirten und Schäfer sollen, wenn sie in der Setzzeit den Wald betreiben dürfen und müssen, ihre Hunde am Riemen führen; sonst jederzeit mit Schleifknütteln von 2′ Länge und 4″ Dicke behängen. Gleichmäßig sollen Metzger und Viehhändler im Bezirke der Wildbahn ihre Hunde an Stricken führen; überhaupt aber zum Weidwerk nicht Berechtigte Hunde nicht mit sich ins Feld oder in den Wald nehmen, oder solche gar frei herumlaufen lassen. Alles bei nahmhafter Strafe (§. 11.).
2. Forst- und Jagdbediente werden zur strengsten Handhabung allgemeiner Hege der Singvögel angewiesen. Alles Fangen derselben in Sprenkeln, Schlingen, Meisenkasten u. s. w. ist für nicht zur Jagd Berechtigte verpönt; eben so das Ausnehmen der Eier und jungen Vögel aus den Nestern, ingleichen das Fangen der Alten auf den Nestern. Jeder Wiesenbesitzer (nicht auch der eines Kleefeldes?) ist verbunden, die Stellen, wo Rebhühnernester befindlich sind, so lange stehen zu lassen, bis die Jungen „(ausgeflogen)" ausgekommen sind. Wer bei der Heu- (Klee-) und Getreideernte oder sonst junge Rebhühner, Wachteln und ande-

---

und Fanggeld ausgeworfen, ihr (der Jägerei) dagegen aber die Ablieferung aller Winterbälge bei harter Ahndung, zur Pflicht gemacht wird, kann das obige Gebot seinem Zwecke entsprechen. Man kann kaum glauben, daß diese Einrichtung bei der herzoglichen Jägerei nicht statt finden sollte; wenn sie aber statt findet, so dürfte es doch nöthig gewesen seyn, hierüber, rücksichtlich der Jagdberechtigten, gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

res Federwild, oder junge Rehe und Hasen fängt und entwendet, verfällt in 20 — 30 Thaler Strafe (§. 18. 19.).

§. 28.

In neuern Zeiten wurde das Jagdregale oft und vielfältig angefochten; dennoch hat es sich, nicht nur durch Aufrechthaltung alter Jagdordnungen und Jagdgesetze, sondern auch durch Aufstellung neuer bis jetzt überall geltend erhalten. Mit mehr oder weniger Rücksicht auf den Geist der Zeit wurden in diesen Jagdordnungen und Jagdgesetzen die Grenzen des Jagdregales — in einem Lande weniger, in dem andern mehr ausgedehnt — bestimmt, und gelindere oder strengere Verfügungen getroffen, um das Hoheitsrecht (Regale) gegen Eingriffe einer Seits, die Jagdberechtigung der Staatsbürger anderer Seits gegen Beeinträchtigungen zu schützen.

In allen diesen Beziehungen spricht sich die herzoglich sachsen-koburg-saalfeldische Jagdordnung vom 10. März 1810 am ausführlichsten und bestimmtesten aus, und zwar folgendermaßen:

1. Die Landjäger und Forstmeister sollen strenge darüber wachen, daß Adeliche und andere Jagdberechtigte während der gesetzlichen Schonzeit in keinem Maaße die Jagd betreiben (§. 4.) *). Wo ausnahmsweise Koppeljagd concessionirt ist, darf während der Schonzeit, außer den inspicirenden herzogl. Jagdbedienten, Niemand die Koppel mit Schießgewehr begehen (§. 46.).
2. Adeliche Kommunen und andere, die in den herzogl. Landen Waldungen besitzen, sollen selbige

*) Auf jeden Uebertretungsfall sind nach §. 7. dieser, wie nach §. 12. der Bernburger Jagdordnung 50 Thaler; im Königreiche Sachsen, nach dem Mandate vom J. 1626, 100 Vrtl. Hasen und nach dem Mandate v. J. 1670 ist der Verlust der Jagdgerechtigkeit als Strafe gesetzt.

pfleglich behandeln, keinesweges aber, zum Nachtheile der Wildbahn, sie gänzlich abtreiben oder ausrotten dürfen (§. 5.).

3. Jagdberechtigte, wenn sie
   a) um auf ihr Jagdterritorium zu gelangen, die herzoglichen Gehege durchziehen müssen, sollen ihre Hunde ankoppeln und an der Leine halten, den Hahn vom Gewehr abgeschraubt oder das Schloß zugebunden haben (§. 10.); sie dürfen
   b) wenn sie in der herzogl. Wildbahn die niedere Jagd haben, auf Standorten des Hoch- und Mittelwildes weder Treibejagen halten, noch mit Hunden hetzen, sondern sich nur der Federlappen bedienen, und die Suche exerciren (§. 13.); auch
   c) wenn sie zur hohen Jagd befugt sind, nicht über die Grenze treten, um sich guten Wind zu machen und um von jenseits der Grenze nach ihrem Reviere hineinwärts zu schießen (§. 14.) *).
4. Das Recht, Salzlecken und Fütterungen zu unterhalten, steht ausschließlich dem Landesherrn zu; Landsassen oder benachbarte Herren, welchen die hohe Jagd in einigen Distrikten der herzogl. Lande zusteht, sollen dergleichen bei Verlust des Jagdrechts nicht anlegen **) (§. 15.).
5. Eichel-, Obst- und andere Wildmastung darf der Holzbesitzer sich nicht aneignen (?).

Wo der Wildstand unbedeutend ist, soll die Befugniß zum Lesen und zum Schlagen (?) der

---

*) Das oben untersagte Verfahren ist schon an sich ein widerrechtliches; in höherem Grade aber dasjenige noch, wenn jenseits der Jagdgrenze stehendes Wild von diesseits aus geschossen wird.

**) Für sehr strenge Winter hätte rücksichtlich der Fütterung wohl Ausnahme statt finden können.

Eicheln und Bucheln, zum Besten der Unterthanen, an nahe gelegene Gemeinden oder an Einzelne verstrichen werden. (Für herzogliche Rechnung ?? — §. 17. —)

6. Aufgefundene Hirschstangen und Rehbocksgehörne sollen gegen Vergütung von 1 Kreuzer (pr. Stück oder pr. Ende?) eingeliefert werden (doch wohl nur aus herzoglichen Jagdrevieren?) bei 5 Thaler Strafe für ein dergleichen unterschlagenes Gehörn (§. 23.).

7. Der Finder gefallenen Wildes — es mag gebürschet oder von Raubthieren gefället seyn — soll dem betreffenden Revierjäger selbiges anzeigen und dafür eine verhältnißmäßige Vergütung erhalten. Ist das Wildbret von Hunden oder Raubthieren nicht ruinirt oder in faulige Gährung übergegangen; so soll es an die Wildbretspachter, oder sonst verwerthet, vom verdorbenen aber nur die Haut zu Gelde gemacht werden. In keinem Falle soll es dem Forst- und Jagdbedienten anheimfallen *) (§. 24. 25.).

8. Nach §. 27. wird in Rücksicht der Jagdfolge die allerdings von Alters her angenommene gemeine Regel **), sie könne nur zwischen zwei souveränen Territorialherren — in

---

*) Dem Sinne der obigen Verordnung gemäß, soll nur von zu Holze geschossenem, — oder von Raubthieren gerissenem — Wilde, wenn es frisch und gut gefunden wird, das Wildbret und die Haut, wenn es aber angegangen ist, blos die Haut für herrschaftliche Rechnung verwerthet werden. Das ist recht und billig; dagegen der Ausdruck: Fallwild, gefallenes Wild, nicht echt weidmännisch gewählt, indem dieser in der Jagdkunstsprache solches Wild bezeichnet, welches an Krankheit oder wegen Mangels an Aesung zu Grunde gegangen ist.

**) Als allgemeine Regel kann der obige Satz nicht gelten. — Die Vorfahren des Verfassers besaßen Rittergüter, welche vom fürstlich anhalt-dessauischen Territorium rings umgeben, theils im damaligen Churſachſen, theils in Dessau zu Lehn gingen. Diese Rittergüter waren zur Jagdfolge in die fürstlich anhalt-dessauischen Reviere berechtigt. Obwohl

Gemäßheit bestehender Verträge — reciprocirlich statt finden, als geltend aufgestellt, und zwar unter folgenden Bedingungen:

a) Ausriß und Bürschzeichen, Uebergang über die Grenze und auf demselben befindlicher Schweiß muß von dem Jäger, welcher das Wild anschoß, verbrochen, dann erst mit dem Schweißhunde (am Hängeseile) nachgearbeitet und wenn das Wild auf die Haut gebracht ist, dem Grenznachbar der Vorgang gemeldet, demselben auch Ausriß, Bürschzeichen und Grenz-Uebergang vorgezeigt werden *).

b) Die Dauer der Folge wird (wie gewöhnlich) auf 24 Stunden, vom Moment des Anschusses an gerechnet, bestimmt.

c) Nach §. 28. soll auch dem fremden Souverän, wenn ihm in einem Bezirke der herzoglichen Lande die Jagdgerechtigkeit zusteht, die Jagdfolge in die herzogliche Wildbahn nicht gestattet seyn; sie wird aber im Gegenfalle, vom herzoglichen Reviere aus, in jenen Bezirk, dem Territorialherrn vorbehalten.

d) Noch besonders wird §. 29. festgesetzt, daß die Landeshoheit die Jagdfolge in den Revieren ihrer Vasallen und Landsassen uneingeschränkt auszuüben habe, die jagdberechtigten Vasallen und Landsassen sich selbige hin-

---

dieses Recht eine Zeit lang streitig gemacht wurde, so gewannen doch meine Vorfahren den deshalb mit dem fürstlichen Hause geführten Prozeß, und ich und meine Brüder haben das Folgerecht bis zum Verkauf jener Güter exercirt.

*) Zu Vermeidung aller Irrungen scheint es besser zu seyn, wenn Meldung und Vorzeigung des Ausrisses, Burschzeichens und Uebergangs der Jagdfolge vorangeht, der grenznachbarliche Revierjäger auch dabei zugegen ist. Ueber die an einigen Orten übliche Abgabe der sogenannten Folgekeule müssen Urkunden entscheiden.

gegen reciprocirlich nicht anmaßen dürfen. (Uebereinſtimmend mit dem zeitherigen gemeinen deutſchen Jagdrechte.)

e) „Den mediatiſirten und einem fremden Souverän untergeordneten Standesherrn — wenn ſie auch die hohe Jagd in ihrer mediatiſirten Herrſchaft beſitzen — kann (nach §. 30.) das Recht der Jagdfolge um ſo weniger geſtattet werden, weil daſſelbe nur allein von wirklichen Souveräns, nach den hierüber getroffenen Verträgen, wechſelſeitig ausgeübt werden kann" *).

f) Den jagdberechtigten Vaſallen und Landſaſſen bleibt (nach §. 31.) unbenommen, da, wo ihre Reviere zuſammenſtoßen, ſich reciprocirlich der Jagdfolge zu bedienen; jedoch müſſen ſie ſich des Nachhängens mit Hunden enthalten (§. 31.). Durch dieſe Beſchränkung wird in den meiſten Fällen die Jagdfolge begreiflicher Weiſe ein non ens **)!

---

*) Obenſtehendes iſt von Wort zu Wort abgeſchrieben.

**) Die fürſtlich anhalt-bernburgiſche Jagdordnung ſpricht ſich in Rückſicht der Jagdfolge (§. 56. bis 59.) dem Sinne nach folgendermaßen aus:

„In Anſehung der hergebrachten wechſelſeitigen Folge mit den an fürſtliche (jetzt herzoglichen) Forſte grenzenden Revieren ſollen die fürſtlich (herzoglichen) Forſtbedienten überhaupt das, was deshalb Rechtens und, nach weidmänniſchem Gebrauche, üblich iſt, beobachten;" nehmlich

1. Verbrechen des Ausriſſes, Bürſchzeichens und Ueberganges. 2. Nachhängen in dem benachbarten Reviere, bis das verwundete Wild erlegt iſt, während 24 Stunden nach dem Anſchuß. 3. Verſchiebung der Heimſchaffung des erlegten Wildes, bis nach ſtatt gefundener Meldung an den benachbarten treffenden Revierförſter, und bis nach, auf Verlangen, erfolgter Vorzeigung des Ausriſſes, Bürſchzeichens und Ueberganges. Nach dieſer Vorſchrift ſoll wechſelſeitig verfahren, auch wenn Alles richtig befunden wird, jede Weiterung vermieden werden. Sollte von Seiten eines Grenznachbars die Wegſchaffung des auf der Jagdfolge erlegten Wildes ohne vorhergehende Meldung erfolgt ſeyn; ſo ſoll der fürſtliche (herzogliche) Forſtbediente deshalb dem einſchlägigen Forſtamte unverzüglich Anzeige machen. —

g) Jeder Jagdberechtigte, welcher die Jagd persönlich zu betreiben nicht gemeinet ist, soll hierzu einen redlichen und erfahrnen

---

Noch mögen folgende Bemerkungen rücksichtlich der Jagdfolge hier ihre Stelle finden.

a) Wie die Jagdberechtigung überhaupt, und unter den nehmlichen Bedingungen kann auch die Jagdfolge durch Verjährung erlangt werden und verloren gehen.

b) Wenn von einem zur Folge Berechtigten angeschossenes Wild über die Grenze geht und vom Nachbar vor der Meldung erlegt wird; so fällt (nach L. G. Riccii in Teutschland üblicher Jagdgerechtigkeit Kap. 8. das Wild dem Nachbar als Erleger, nicht dem zur Folge berechtigten Verwunder zu.

c) Bei der Jagd mit Hetz- oder Jagdhunden darf ein auf dem benachbarten Reviere zur Folge nicht Berechtigter das über der Grenze gefangene Wild nicht in Anspruch nehmen, sondern muß dasselbe an den Nachbar abgeben, wenn derselbe es für taxmäßige Bezahlung nicht ablassen will. Auch ist es Rechtens — mindestens rechtlich — einen dergleichen Fangfall sofort dem Nachbar zu melden. Unnachbarlich — obgleich, wenn besondere Verträge wegen des Gegentheils nicht statt finden, nicht widerrechtlich — würde es erscheinen, wenn ein Nachbar, welcher dem andern die Folge zuzugestehen nicht verbunden ist, jenseits der Grenze mit Jagd- oder Hetzhunden angejagtes Wild, nach erfolgtem Uebergange in sein Revier, während der Jagd vor den Hunden todt schießen wollte. Rechtens hingegen ist's in ähnlichen Fällen, daß vom Moment des Ueberganges der Jagd über die Grenze, selbst wenn der Jagende das Folgerecht hat, die Jagdhunde weder durch Horn, noch durch Jagdgeschrei zum Weiterjagen aufgemuntert werden dürfen.

d) So lange der teutsche Reichsverband existirte, war der Churfürst von Sachsen, als Landgraf zu Thüringen, Markgraf zu Meißen und als Reichserzjägermeister, nach einem von Carl IV. im Jahre 1350 demselben ertheilten Lehnbriefe befugt, nicht nur in seinen eigenen Landen überall, sondern auch in denen der angrenzenden Fürsten und Herren die Jagdfolge zu exerciren, selbige aber gegenseitig nicht zu gestatten. (S. Stisser's Jagdhistorie der Teutschen. Beil. Q. Q. Leipzig, bei Langenheim, 1754.)

e) Nach des Verfassers individueller Ansicht sollte — unter vorausgesetzter Meldung und Vorzeigung des Ausrisses, Bürschzeichens und Ueberganges — die Jagdfolge überall und unter jedem Verhältnisse statuirt werden. Denn die Verweigerung derselben bringt höchst selten dem Verweigernden Vortheil, weil Meldung darüber, daß Wild angeschossen worden und übergegangen sei, zwar geboten, aber nicht erzwungen werden

Jäger annehmen, auch selbigen vor dem herzoglichen Jagdamte auf die promulgirte Jagdordnung und zu seiner Funktion verpflichten lassen (§. 31.). Die Anzahl der Jäger und Schützen darf zum Verderben der Jagd nicht vermehrt werden, und in dem Falle der Theilung eines mit der Jagd belehnten Gutes unter mehrere Besitzer soll nur ein gemeinschaftlicher Jäger gehalten werden, keinesweges aber jeder einzelne Besitzer (auch für seine Person nicht?) — der Ausübung der Jagd sich anmaßen (§. 32.).

10. Um der (leider, allerwärts!) überhand nehmenden Wilddieberei Schranken zu setzen, werden in den herzoglichen Landen im Einverständnisse mit den benachbarten Souveräns folgende Einrichtungen getroffen:

a) Bei Wahrnahme von Wilddieben sollen in Folge schleunigster Anzeige von Seiten der Jagdbedienten bei den treffenden Beamten, mit Zuziehung der nächstgelegenen Ortschaften, überall im Geheim, Streifzüge veranstaltet, alle allein liegende Gehöfte, Häuser und Mühlen ꝛc. unversehens visitirt und daselbst betroffene verdächtige Personen zur Haft gebracht werden (§. 33.).

b) Weißgerber und Lederhändler sollen — bei Verlust ihres Gewerbes und 50 Thaler

---

kann, wohl aber mehrfachen Nachtheil, weil bei dem, leider! so gewöhnlichen Jagdneide immer vorauszusetzen ist, daß der Verwunder das angeschossene Stück lieber den Raubthieren, als dem Grenznachbar, er sei wer er wolle, Preis geben wird, die Verweigerung aber häufig zu heimlicher Aneignung — also zu einem Frevel — Veranlassung gibt, und so der Moralität geschadet wird. Ausführlich ist dieser Gegenstand abgehandelt in Meyers Forstdirektionslehre, Würzburg bei Stahel, 1810. §. 508.

Strafe — rohe und unbearbeitete Wildhäute nur von Personen kaufen, die sich über den rechtlichen Erwerb derselben durch glaubwürdige Zeugnisse ausweisen, im Gegenfalle der Obrigkeit unverzüglich Anzeige machen, von dieser aber die unlegitimirten Verkäufer verhaftet werden (§. 34.).

c) Weder in der Stadt noch auf dem Lande soll von irgend Jemandem Wildbret, ohne Vorzeigung eines Legitimationsscheines, gekauft, im Ermangelungsfalle desselben der verdächtige Verkäufer der Obrigkeit angezeigt werden. Im Zuwiderhandlungsfalle wird der verdächtige Wildbretskäufer in Untersuchung gezogen und der Wilddiebshehlerei überwiesen, nach Befinden mit Geld- oder Zuchthausstrafe belegt (§. 35. 36.).

d) Allen Unterthanen wird zur Pflicht gemacht, der Wilddieberei verdächtige Personen den herzoglichen Beamten und Jagdbedienten anzuzeigen, in welchem Falle der Anzeiger, nebst Verschweigung des Namens, eine ansehnliche Belohnung zu erwarten hat. Wird Denunciat der Wilddieberei überwiesen, so besteht die Belohnung des Denuncianten in 2 bis 4 Dukaten.

e) Gegen zur Haft gebrachte, der Wilddieberei angeschuldigte oder verdächtige Personen soll strengste Untersuchung nach den Kriminalgesetzen statt finden. Werden sie derselben überführt, so steht folgende Geldstrafbestimmung fest:

Für einen Hirsch oder Spießer	500 Fl.
Für ein Thier . .	400 =
Für ein Wildkalb . .	200 =
Für ein Reh . .	200 =
Für einen Keiler . .	500 =
Für eine Bache . .	400 =

Für einen Frischling . . 200 Fl.
Für einen Auer- oder Birkhahn 200 -
Für einen Hasen . . 50 -
Für ein Hasel- oder Rebhuhn 30 -

Wilderer, die sich dem Jäger widersetzt, oder gar nach ihm geschossen haben, oder mehrmals der Wilddieberei sich schuldig gemacht, unterliegen, außer der Geldbuße, empfindlicher Leibesstrafe.

f) Die angestellten Jäger sind, wenn sie einen oder mehrere Wildschützen in der Wildbahn betreffen, und wenn diese sich zur Gegenwehr setzen oder die Flucht ergreifen, befugt, auf selbige Feuer zu geben.

Milder spricht sich — wie fast durchgängig — auch in Rücksicht der Bestrafung der Wilderer die Bernburger Jagdordnung aus, indem sie den betroffenen in 50 Thaler Strafe, oder, im Falle des Unvermögens, zu einjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt und nur im Falle der Widersetzlichkeit Verschärfung der Strafe gestattet. Im Allgemeinen erscheinen die in dieser Jagdordnung §. 35. bis 45. zur Entdeckung und Habhaftwerdung der Wilderer getroffenen Verfügungen allerdings weniger bestimmt und umfassend, als in der Koburger, sehr löblich jedoch ist im Besondern die, daß der seinen Beistand zur Inhaftirung der Wilderer blos aus Ungehorsam verweigernde Unterthan mit 5 Thalern Strafe, oder achttägigem Gefängnisse belegt werden soll.

Ueber den vorliegenden Gegenstand verbreitet sich ausführlich Meyer in seiner Forstdirektionslehre, Th. I. §. 534. — 537.

Dem Vorstehenden mag hier, ohne besondere Rücksicht auf die öfter angezogenen bei-

den Jagdordnungen, noch Folgendes beigefügt werden.

11. Koppeljagden führen überall aus begreiflichen Gründen den Ruin der Wildbahn herbei. Aufhebung derselben und Vertheilung der Koppel (der Wald- oder Feldfläche, welche der Koppeljagd unterliegt) an die zu derselben Berechtigten ist daher längst von jedem Sachverständigen als vortheilhaft anerkannt worden, dessen ungeachtet aber — ohne Machtspruch von Seiten der Staatsgewalt — an vielen Orten bis jetzt nich durchzusetzen gewesen.

Wo Koppeljagden noch bestehen (sei es zwischen Landesherrn und Vasallen, Kommunen und Landsassen, oder zwischen letztern allein — in welchem Falle der Landeshoheit, in der Regel die Vorjagd auf verschiedentlich bestimmte Zeit zusteht *), — bleiben, wie sich von selbst versteht, die gesetzlichen Verfügungen rücksichtlich der Jagd- und Schonzeit, so wie überhaupt die Jagdordnung, für sämmtliche Interessenten in Wirksamkeit. (Bernburger Jagdordnung §. 4.) **). Eben so verhält es sich in letzterer Beziehung mit der Gemeinjagd und mit der Gnadenjagd.

12. Im Königreiche Sachsen halten die königlichen Forstbedienten sich befugt, in den Revieren der Vasallen, welche nur mit der Niederjagd, oder mit der Mittel- und Niederjagd, nicht aber mit der hohen Jagd beliehen sind, alles Raubzeug und alles Raubgeflügel nicht nur gelegentlich mit Schießgewehr zu erlegen, son-

---

*) Im Königreiche Sachsen exerciren die königlichen Jagdbedienten die Vorjagd an einigen Orten 8, an andern 14 Tage vor dem gesetzlichen Jagderöffnungstermine.

**) Der an mehreren Orten wegen öfter vorgekommener Menschentödtung oder Verwundung unerlaubte Nachtanstand sollte ebenfalls deshalb in Koppelrevieren strenge verpönt seyn.

dern auch Füchse, Dachse u. dgl. auf dem Baue zu graben, auch Marder u. dgl. bei der Neue auszumachen, und auf jede mögliche Weise sich anzueignen. Nach des Verfassers Meinung muß sich die Befugniß zur Erlegung des Raubzeuges in dem vorliegenden Falle lediglich auf gelegenheitliche Erlegung, und zwar nur mit der Büchse beschränken, indem der königliche Forstbediente und seine Leute die hohe und Mitteljagd nicht anders als mit der Büchse betreiben sollen und sonach die Reviere der Vasallen, welche mit einer oder der andern nicht, wohl aber mit der Niederjagd beliehen sind, nicht einmal mit der Flinte zu begehen, geschweige ein Recht haben, die darin befindlichen Baue mit Hunden zu besuchen und zu begraben, viel weniger Marder aus hohlen Bäumen auszuhacken, oder die Bäume wohl gar fällen zu lassen.

§. 29.

Der schwierigste Theil der Jagdgesetzgebung ist der, welcher den oben §. 24. unter 5. erwähnten Gegenstand betrifft, nehmlich: Bestimmung zweckmäßiger Mittel zur möglichsten Abwendung des Schadens, welcher zur Jagd nicht berechtigten Grundeigenthümern durch das Wild zugefügt werden kann, und des legalen Verfahrens bei Ausmittelung und billig-mäßiger Würderung des vom Jagdberechtigten zu ersetzenden, vom Wilde erweislich auf dem Grundeigenthume eines Dritten angerichteten Schadens.

Als einzig sicheres, nur aus mancherlei Gründen nicht überall anwendbares Mittel, Wildschaden an Feldfrüchten zu verhüten, erscheint die feste Einschränkung des Hochwildes im Walde.

Wo diese nicht zu bewerkstelligen ist und wo der Wildstand und Wildwechsel seiner Bedeutenheit wegen

den nicht zur Jagd berechtigten Grundeigenthümern wesentlich lästig zu werden droht, da dürfte es am räthlichsten seyn, dem Jagdberechtigten die Wahl unter folgenden Auskunftsmitteln zu lassen; nehmlich

a) mit den dem Wildschaden ausgesetzten Ortschaften Uebereinkunft zu treffen, wegen alljährlicher Darreichung eines Aversionalquantums an Gelde, Getreide, Holz oder Waldstreu; wogegen es den Ortschaften überlassen bleibt, ihre Felder und außer dem Walde gelegenen Wiesen durch unschädliche Scheuchmittel *) oder durch Aufstellung eines Wildhüters, welchem gestattet werden dürfte, einen kleinen mit einem Querknüttel behängten Hund bei sich zu haben, gegen den Andrang des Wildes zu sichern, oder selbiges durch Selbsthüten — ohne Hunde oder Schießgewehr mitzunehmen — von den Grundstücken abzuhalten, ohne dann Anspruch auf weitere Entschädigung machen zu können; oder

b) der Schadenswürderung durch Sachverständige mit der Landesart (dem Naturalertrag des Bodens, nach Maaßgabe des Klima, der Lage und des Kulturgrades) vertraute unparteiische, vereidete, von beiden Seiten in gleicher Zahl zu stellende Taxatoren sich zu unterwerfen, welche, wie bei Pachttaxationen, schurzweise durchs Loos zusammengestellt, und jeder Schurz für sich, ihre Schätzung vor Gericht zu Protokoll zu geben haben, wobei jedoch Folgendes zu beobachten seyn würde.

aa) Bei jeder dergleichen Schadenwürderung

---

*) Alte wollene Lappen in eine Auflösung von vier Loth Asa foetida (Teufelsdreck) und vier Loth Schießpulver mit vier bis sechs Pfund Wasser getaucht, dann auf in einer Entfernung von 40 Schritten im Verband 5′ über der Erde stehende Stöcke gehängt, und nach der Wetterseite hin mit einem Bretchen gegen Regen geschützt, halten das Wild mehrere Wochen von Feldern und Wiesen ab.

muß die Gerichtsstelle zum Behuf der Vereidigung der Taxatoren und der Protokollaufnahme, dann der treffende Officiant wegen Anerkennung, daß der präsumtive Schade wirklich durch Wild — nicht, wie oft der Fall ist, durch zahmes Vieh — geschehen, zugegen seyn.

bb) Da, wenn im Herbste und im Frühlinge das Wild der Aesung halber auf die grüne Saat geht, oder über frisch bestelltes Feld wechselt, der Schade oft nur scheinbar ist, so kann und muß zu dieser Zeit zwar Lokalbesichtigung, die wahre Schätzung aber erst kurz vor der Ernte, in Folge Vergleichs der beschädigt seyn sollenden Grundstücken mit den nächstliegenden statt finden. Dies ist wegen möglicher Wetterschäden an den Früchten, welche in Rücksicht des zu leistenden Ersatzes des durch das Wild angerichteten Schadens dem Jagdberechtigten pro rata zu Gute zu rechnen sind, doppelt nöthig. Wenn hingegen zur Reifezeit der Früchte Wildschaden eintritt, so findet natürlich nur eine Taxation, und zwar zugleich mit der Lokalbesichtigung statt.

cc) Uebersteigt die Taxe das Doppelte der Schätzungskosten, so sind selbige vom Jagdberechtigten allein zu tragen, im Gegenfalle für beide Theile zu compensiren; wenn aber die Schadenswürderung weniger als die Hälfte der Schätzungskosten beträgt, vom Grundeigenthümer — wegen nicht zulänglichen Grundes zur Veranlassung derselben — allein zu entrichten *).

*) Dem Verfasser sind Schätzungsfälle vorgekommen, wo der gewürderte Schadenersatz nicht den sechsten Theil der Taxationskosten betrug.

§. 10. Zu der Zuständigkeit jedes Gemeinde-Ausschusses gehört die Beschlußnahme über alle Gegenstände, welche die Gemeinde betreffen, und welche nicht durch Gesetze oder Verordnungen der Gemeinde-Vorsteher oder dem Gemeinde-Vorstande zugewiesen sind. Insbesondere steht demselben auch die Beschlußnahme über folgende Gegenstände zu:

a) über die Wahl des Gemeinde-Vorstehers und seines Stellvertreters, dann der Gemeinde-Räthe, sowie über die Entlassung derselben von ihren Aemtern;

b) über die Wahl der Mitglieder in die Ausschüsse der Bezirksvertretung, dann in die Ausschüsse der Bezirks-Commissionen;

c) über die Wahl der Mitglieder in die Ausschüsse der Steuer-Bemessungs-Commissionen;

d) über die Wahl der Mitglieder in die Ausschüsse der Schätzungs-Commissionen.

§. 11. Zu der in §. 10 lit. a) des Gesetzes vom 17. Januar 1849 bestimmten Wahl des Gemeinde-Vorstehers und seines Stellvertreters, dann der Gemeinde-Räthe, sowie zu der in §. 10 lit. b) und c) des Gesetzes vom 17. Januar 1849 bestimmten Wahl der Mitglieder in die Ausschüsse der Bezirksvertretung, dann der Bezirks-Commissionen und der Steuer-Bemessungs-Commissionen

Nothwendigkeit und Verbindlichkeit recht anschaulich zu machen, von den jagdgesetzlichen Verfügungen desjenigen Staates oder Landes, dessen Diener oder Bürger sie sind — dessen von denen anderer Staaten und Lande mehr oder weniger abweichende Jagdgesetze also auch für sie verbindliche Kraft haben — genaueste Kunde sich zu erwerben.

Vielleicht wird Einer oder der Andere hier das ausgeführte Formular einer Jagdordnung, wie sie nach liberalen Grundsätzen seyn sollte — mindestens die Grundzüge zu einer solchen — vermissen. Für ganz unnütz verwendet würde der Verfasser die mit dem Entwurfe verbundene Arbeit nicht halten; er muß jedoch bekennen, daß es ihm dazu nicht nur an Raum, sondern auch an Zeit gebricht. Er begnügt sich daher, einstweilen auf das, in Meyers Forstdirektionslehre — Th. I. §. 124. — aufgestellte Schema, zu dessen Ausführung im Verfolge des angezogenen Werkes der Stoff reichhaltig verbreitet und sorgsam bearbeitet sich findet, zu verweisen. Vielleicht unterzieht der Verfasser sich dereinst dieser Arbeit und macht die Frucht derselben dann in einer, seinem Publikum gewidmeten Zeitschrift bekannt.

Drittes Kapitel.

Erörterungen aus dem Gebiete der Naturbeschreibung (Physiographie).

§. 31.

Wenn oben — §. 3. — der Lehrherr eines jungen Weidmannes für verpflichtet erklärt wurde, seinen Lehrling zum Studium der Naturbeschreibung (Physiogra-

phie) des Wildes (d. h. der jagdbaren wilden Thiere) und anderer zum Jagdbetriebe mittelbar anzuwendenden Thiere aufzumuntern und anzuleiten; so übernahm der Verfasser des gegenwärtigen Werkes gegen einen großen Theil der Leser stillschweigend dieselbe Verbindlichkeit.

Demnach soll das mit diesem Gegenstande in allgemeiner Beziehung Stehende hier, die nähere Beschreibung derjenigen Thiere aber, welche Objekte der Jagd ausmachen, — so wie das Gesammte des Technischen und des Zünftlichen in der Jagdkunde — im Verfolge des Werkes möglichst vollständig vorgetragen werden.

§. 32.

Die Naturbeschreibung der Thiere belehrt:

a) Ueber die jedem Körpertheile der Thiere von den Naturforschern beigelegte Benennung — physiographische Terminologie.

b) Ueber die Eigenschaften der Körpertheile und über Art und Weise, wie jeder derselben vermittelst jener Eigenschaften zum Leben und Gedeihen des Thierkörpers, dem er angehört, auch zur Fortpflanzung der Thierart, von welcher die Rede ist, beiträgt und mitwirkt — Physiologie (wir werden beide vorgedachte Lehrzweige in der Folge mit einander verbinden).

c) Ueber die Namen, die charakteristischen Kennzeichen und Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Thierart und deren dadurch begründete Stellenanweisung in einem oder dem andern Klassifikationssysteme, über die durch das Eigenthümliche des Thieres begründete Nützlichkeit oder Schädlichkeit desselben für den Naturhaushalt, endlich über die ökonomische und technologische Benutzung des ganzen Thieres oder einzelner Theile desselben. Für diesen Zweig der Naturbeschreibung — mit Inbegriff der Systemkunde — haben einige Neuere die Benennung Naturgeschichte gewählt.

Das, was im Vorhergehenden als für die gesammte Thierwelt geltend dargestellt worden ist, beschränkt sich für uns — auf sämmtliche in Teutschland, nebst angrenzenden Ländern vorkommende Wildarten und auf die zum Jagdbetriebe mittelbar anwendbaren Thiere.

Die vertraute Bekanntschaft mit den vorgedachten Zweigen der Naturbeschreibung sichert mehr, als alles, und im Voraus den Erfolg des Jagdbetriebes; auf ihr beruht die gute Unterhaltung der Wildbahn — mithin auch die möglichst hohe, nachhaltige Benutzung derselben in dem Maaße, daß dadurch andere wichtige Zweige der Oekonomie nicht wesentlich gefährdet werden —; sie gibt die Regeln zur zweckmäßigen Erziehung, Pflege, Abrichtung und zum richtigen Gebrauche der zum Jagdbetriebe mittelbar erforderlichen Thiere an die Hand; durch sie wird das Wissen und Leisten des Weidmannes über die Grenzen der Kunst hinaus bis zur Doktrin erhoben und es hängt lediglich von seinem Eifer und Fleiße ab, durch neue nützliche Entdeckungen sich Ansprüche auf den ehrenvollen Titel Naturforscher zu erwerben.

A. Anatomische, physiologische und terminologische Erörterungen.

§. 33.

Mit den übrigen Thierklassen haben die der Säugthiere und der Vögel

1. einen aus festen und flüssigen Theilen zusammengesetzten Körper, 2. das Vermögen, Nahrungsmittel durch den Mund einzunehmen und zu verdauen, 3. die Empfindung, 4. den Trieb, mit Wollust sich zu begatten, 5. die Fähigkeit, willkührlich und mit Bewußtseyn sich zu bewegen,

gemein.

Charakteristische Eigenthümlichkeiten der vorgedachten beiden Klassen des Thierreiches, durch welche sie sich von allen übrigen Thierklassen wesentlich unterscheiden, sind folgende:

a) die festen Theile ihres Körpers sind aus Haut, Fleisch und Knochen zusammengesetzt und die Knochen bilden ein artikulirtes Skelett;
b) sie haben ein Herz mit zwei Kammern und zwei Vorkammern;
c) in ihren Adern zirkulirt rothes, warmes Blut;
d) sie athmen durch Lungen und besitzen
e) vollkommenes Gehirn- und Nervensystem.

Zur Erläuterung des Gesagten — wobei die Bekanntschaft der Begriffe, welche mit dem Worte Körper überhaupt, wie mit den Ausdrücken fest (starr) und flüssig zu verbinden sind, vorausgesetzt wird — mag Folgendes dienen:

Verdauen heißt fremde, durch den Mund in eine Höhle des Thierkörpers aufgenommene Substanzen zur Vereinigung oder Einverleibung mit der eigentlichen Körpermasse vorbereiten. Durch die Verdauung wird die Ernährung, das Wachsthum und die Reproduktionskraft am Thierkörper bewirkt.

Die Ernährung erfolgt durch die Aneignung und Verkörperung wenigstens so vieler, aus den verdauten Substanzen ausgeschiedener Bildungssäfte, als zum Ersatze der auf natürlichen Wegen fortwährend verloren gehenden Theile erforderlich sind.

Das Wachsthum findet statt, indem der Körper mehr an Bildungssäften sich aneignet, als er auf natürlichen Wegen an eignen Theilen verliert, wodurch derselbe folglich an Größe und Umfang zunimmt.

Die Reproduktionskraft — unter welchem Ausdrucke die auffallende Wirkung der Ernährung zu verstehen ist, vermöge welcher verletzte oder verloren ge-

gangene Theile des Thierkörpers ergänzt oder ersetzt werden, bethätigt sich entweder ordentlicher Weise, indem zu gewissen Zeiten und nach bestimmter Ordnung bei den Säugthieren das Haren, bei einigen das Abwerfen und Wiederaufsetzen des Gehörns, bei den Vögeln das Mausern u. dgl. erfolgt; oder außerordentlicher Weise, indem zufällig verletzte oder verloren gegangene Körpertheile zu jeder Zeit ergänzt oder ersetzt werden. Auf der letztgedachten Erscheinung beruht die Heilung der nicht absolut tödtlichen Wunden, die Verheilung der Knochenbrüche, die Ergänzung der Knorpel, das Wiederwachsen verlorner Hufe und Nägel.

Empfinden heißt, durch die Sinneswerkzeuge, welche die Verbindung mit der Außenwelt vermitteln, Eindrücke empfangen; diese Eindrücke aber theilen sich durch die Nerven dem Gehirne, dem Sitze der Seele, mit, und erregen in der Seele Vorstellungen, bewirken Entschlüsse und diese bringen wieder Thätigkeitsäußerungen (Handlungen) hervor. Von der Empfindung scheint der Instinkt — worunter nach §. 12. jede Thätigkeitsäußerung natürlicher Kräfte, oder der natürliche Trieb der Thiere, sich zu ernähren, sich zu vertheidigen, sich zu begatten, schickliche Aufenthaltsorte zu wählen, die Jungen zu beschützen und zu versorgen, in Gesellschaft zu leben, insonderheit aber der bei manchen Thieren so thätige Kunsttrieb verstanden wird — abhängig zu seyn.

Klärere Begriffe von dem eigentlichen Wesen des Instinktes würden wir vielleicht erhalten, wenn Dr. Gall seine Gehirnorganenlehre in einem ausführlichen Werke selbst entwickeln und auf diesem Wege Männer von Geist, Kraft und gutem Willen in Stand setzen wollte, jene Lehre ernstlich und unparteiisch zu prüfen, Erfahrungen darüber zu sammeln und dann das Ganze zu würdigen.

§. 34.

Mit den bisher berührten, allen Thieren zukom-

menden Eigenschaften steht die Eigenschaft des Wachens und Schlafens in so genauer Beziehung, daß hier in gedrängter Kürze etwas darüber gesagt werden muß.

Die Thiere wachen nehmlich, wenn alle im vorhergehenden Paragraphen erwähnte Funktionen des thierischen Lebens mit Bewußtseyn und willkührlich vor sich gehen; sie schlafen hingegen, wenn anhaltende Anstrengung ihrer Kräfte bei Ausübung jener Funktionen Erholung nöthig macht, und wenn sie deshalb in einen solchen Zustand der Ruhe versetzt werden, welcher sie zur Empfindung mit Bewußtseyn und zur willkührlichen Bewegung unfähig macht. Dagegen dauern beim Schlafe die unwillkührlichen Bewegungen des Herzens, des Blutes und der Lungen unabläßig fort, weil davon das Leben der Thiere abhängig ist. Die Säugthiere schlafen in der Regel zusammengekrümmt liegend, die Vögel alle — die brütenden Weibchen abgerechnet — stehend, viele auf dünnen, schwankenden Aesten sich festhaltend. Hierzu erhalten sie das Vermögen durch eine Sehne, welche in alle Zehen sich verästet. Diese wird angespannt, indem der Vogel mit dem Rumpfe sich niederdrückt und dadurch ein Zusammenziehen der Zehen bewirkt. Der Ast, auf dem der Vogel steht, wird nun durch die Stemmung des Brustknochens auf die Beine mit den Zehen fest umschlossen, und diese können sich nicht eher öffnen, bis beim Erwachen der Körper sich hebt und so die Spannung nachläßt.

Manche Vögel schlafen auf einem Beine stehend, stecken aber gemeiniglich den Kopf auf der entgegengesetzten Seite des aufgezogenen Beines unter den Flügel, um das Gleichgewicht im ganzen Körper herzustellen, indem bei diesem Verfahren der Schwerpunkt gerade über das Bein fällt, auf dem der Vogel steht.

Das Träumen — eine Wirkung des Empfindens im Schlafe auf die Einbildungs- und Rückerinnerungskraft, durch welche Vorstellungen, oft auch aus

den Bedürfnissen gewisser Gegenden der Grund-Steuer unterworfen, so sollen sie auch in Ansehung der Gebühren, welche von Grund-Stücken zu entrichten sind, den Grund-Stücken gleich geachtet werden.

Diejenigen Häuser, welche zu Fabriken, Manufakturen, Handlungs-Gewölben, Kaufmanns-Buden, Schenken, Gast- und Wirthshäusern, Brau- und Brennhäusern, Mühlen, Bade-Stuben, Barbier-Stuben, Tabak-Spinnereien, Tabak-Stampfen, Tabak-Schneidereien, Tabak-Rollereien, Tabak-Pressereien, Tabak-Schnupf-Mühlen, Tabak-Reibereien, Tabak-Siebereien, Tabak-Packereien, Tabak-Niederlagen, Tabak-Verschleiß-Gewölben, Tabak-Verschleiß-Buden, Tabak-Verschleiß-Kellern, Tabak-Verschleiß-Kammern, Tabak-Verschleiß-Häusern, Tabak-Verschleiß-Hütten, Tabak-Verschleiß-Ständen, Tabak-Verschleiß-Karren, Tabak-Verschleiß-Wagen, Tabak-Verschleiß-Schiffen, Tabak-Verschleiß-Flößen, Tabak-Verschleiß-Kähnen, Tabak-Verschleiß-Nachen, Tabak-Verschleiß-Booten, Tabak-Verschleiß-Fähren, Tabak-Verschleiß-Brücken, Tabak-Verschleiß-Dämmen, Tabak-Verschleiß-Deichen, Tabak-Verschleiß-Wehren, Tabak-Verschleiß-Schleusen, Tabak-Verschleiß-Kanälen, Tabak-Verschleiß-Gräben, Tabak-Verschleiß-Teichen, Tabak-Verschleiß-Seen, Tabak-Verschleiß-Flüssen, Tabak-Verschleiß-Bächen, Tabak-Verschleiß-Quellen, Tabak-Verschleiß-Brunnen, Tabak-Verschleiß-Pumpen, Tabak-Verschleiß-Röhren, Tabak-Verschleiß-Leitungen, Tabak-Verschleiß-Kanälen, Tabak-Verschleiß-Gräben, Tabak-Verschleiß-Teichen, Tabak-Verschleiß-Seen, Tabak-Verschleiß-Flüssen, Tabak-Verschleiß-Bächen, Tabak-Verschleiß-Quellen, Tabak-Verschleiß-Brunnen, Tabak-Verschleiß-Pumpen, Tabak-Verschleiß-Röhren, Tabak-Verschleiß-Leitungen,

während des Begattungsaktes unmittelbar sich vermischenden Geschlechtern mit derselben verbunden ist, von der vegetabilischen Befruchtung, welche fast immer durch äußere Umstände veranlaßt zu werden pflegt und bei welcher Empfindung nicht statt findet, da diese den Pflanzen fehlt — deren Daseyn bei selbigen wenigstens nicht erwiesen ist.

§. 36.

Willkührlich und mit Bewußtseyn sich bewegen heißt, aus eignem Triebe, durch eigne Kraft und gleichsam bedächtlich mit dem ganzen Körper oder mit einem Theile desselben, den Ort verändern. Nur den Thieren ist diese Art von Bewegung eigen; die Bewegung der Pflanzen hängt jedesmal von äußern Veranlassungen ab, und es findet bei derselben eine Veränderung des Ortes mit dem ganzen Körper nicht statt.

§. 37.

Der feste Theil des Thierkörpers, welcher den Namen Haut führt, macht den Ueberzug oder die Bedeckung der andern festen Theile aus. Sie besteht aus drei Lagen. Die oberste Lage bildet die Oberhaut — eine zarte, weißgraue, halbdurchsichtige Membran, welche sich über die ganze Oberfläche des Körpers ausdehnt und die darunter verbreitete, aus sehnigen Fasern verflochtene und unzählbare kleine Gefühlwärzchen, Blutgefäße, Drüsen und Schweißlöcher enthaltende zweite Lage, Netzhaut genannt, schützt. Die dritte und unterste Lage, welche aus einer Menge mit Fett gefüllter Bläschen und Zellen besteht, heißt Fett- oder Zellhaut. Aus der Oberhaut gehen bei den Säugthieren die Haare, bei den Vögeln die Federn hervor.

§. 38.

Das Fleisch besteht aus Fasern, Nerven, und

deren Gefäßen. Die Fleischfasern laufen in vielfach veränderten Richtungen, doch stets in Verbindung bleibend, in der Fleischmasse fort. Durch die nähere Zusammenfügung gewisser Fasern in Bündel werden die Muskeln gebildet. Auf die Muskeln wirkt jeder äußere Reiz; durch sie erhält der ganze Körper und jedes Glied desselben, nach den Gesetzen des Hebels, Bewegung. Am Anfange und an Ende der meisten Muskeln, besonders solcher, die am Knochen befestigt sind, bemerkt man eine bei weitem dichtere und festere, weiße, bandartig ausgedehnte, auch faserige Masse, die den Namen Sehne oder Flechse führt und durch welche die Verbindung der Knochen unterhalten wird. — Die Nerven stellen sich als weiße Fäden dar, sind vielfältig durch alle Theile des Körpers verbreitet und stehen sämmtlich unter sich und mit dem Gehirn in Verbindung. In dieser Verbindung scheinen sie das Leben des Körpers und die körperlichen Bewegungen zu vermitteln, Empfindungen und Vorstellungen zu wecken und den Willen (hier den Instinkt) zu leiten.

Gefäße nennt man die Kanäle, in welchen das Blut zirkulirt und durch welche den Körpertheilen überhaupt Nahrung zugeführt wird.

§. 39.

Die Bestandtheile der Knochen sind theils fester, theils flüssiger Art. Die festen sind theils aus neben einander liegenden Längenfasern, theils aus über einander geschichteten Blättern zusammengefügt. Sie bilden den äußern Knochenkörper, die netzförmig in Fächer abgetheilte Ausfüllung der längern und stärkern hohlen zylindrischen Knochenröhren, den an beiden Enden derselben befindlichen zellig-schwammigen Theil und das Innere der nicht ausgehöhlten, plattgeformten Knochen.

Alle diese Knochenmassen haben bei der anfänglichen Bildung des Thierkörpers eine sehr geringe Konsistenz, in der Kindheit desselben aber eine knorpelartige Beschaffenheit. Bei zunehmendem Wachsthume und Al-

ter werden sie immer dichter, fester und nehmen erst nach und nach die eigentliche Knochenhärte an. Aeußerlich werden sie von der sogenannten Beinhaut umhüllt, die aus verschiedenen Faserschichten besteht und mit Gefäßen durchzogen ist, durch welche dem Knochenkörper Nahrung zugeleitet wird.

In den festen Theilen sind die flüssigen eingeschlossen, nehmlich das Knochenmark — eine weißliche oder röthliche, strengflüssige, ölige, mit zarter Haut umgebene Masse, welche die Füllung des Netzes in den hohlen Knochenröhren ausmacht; der Marksaft — eine mehr dünnflüssige, fettige Masse, die sich in den kleinen Knochenzellen, welche die Markröhre zunächst umgeben, befindet; die rothe Thiergallerte, die wir in den zellig-schwammigen Knochentheilen rothgefärbt und als zähe Flüssigkeit wahrnehmen. Bei den Vögeln sind die Höhlungen vieler Knochen blos, oder doch größtentheils mit Gasarten (Luft) gefüllt. Nächstdem was im Vorherigen über die Struktur der Knochen und die Bestandtheile derselben gesagt worden ist, bemerke man noch Folgendes: Vorsprünge und Verlängerungen an den Knochen heißen Erhöhungen. Bilden diese einen Auswuchs, welcher mit dem Knochen einen Körper ausmacht, so nennt man ihn Fortsatz (Apophyse); liegen sie aber als Vorragungen nur in scheinbarer Vereinigung an dem Knochen an, so heißen sie Ansatz, Anhang (Epiphyse). Zwei oder mehrere in besonderer Verbindung stehende, auf einander und zu gleichem Zweck wirkende Knochen werden — in dieser Verbindung zusammengenommen betrachtet — ein Gelenk (Junktur) genannt. Die breiten Bänder, mit welchen die Gelenke überdeckt sind, heißen Ligamente oder Sehnen. Durch diese werden, wie (§. 28.) schon bemerkt, die Gelenke in Verbindung erhalten, durch sie wird die Gelenkschmiere — eine fettige, in allen Junkturen vorräthige Feuchtigkeit — vor dem Entweichen verwahrt.

Uebrigens dienen die Knochen vermöge ihrer Fe-

stigkeit dem Körper zur Stütze und bilden durch ihre Gelenkverbindung die Grundgestalt — das Skelett — desselben. Das Skelett wird bei den Säugthieren und Vögeln, auch (bei der dritten und vierten Klasse des Thierreiches bei den Amphibien und bei den Fischen) artikulirt genannt, weil alle einzelne Theile desselben deutlich von einander zu unterscheiden sind. Dies ist bei den übrigen Thierklassen nicht der Fall.

Der das artikulirte Skelett am meisten auszeichnende Theil ist der Rückgrath — eine am Hinterkopfe anfangende, an oder in und mit dem Schwanze endigende Säule, welche aus an einander beweglichen Knochenwirbeln besteht, in denen eine Aushöhlung befindlich ist, die bei allen diesen Knochentheilen, so lange sie in der natürlichen Verbindung bleiben, einen fortlaufenden Kanal bildet, in welchem das Rückenmark, als Fortsetzung des Gehirns, eingeschlossen ist.

§. 40.

Das Herz ist eine fleischige, muskulöse, in der Brusthöhle liegende, einem Kegel ähnlich gestaltete Masse, welche mit einer häutigen Kapsel — Herzbeutel genannt — welche das Herz selbst festhält, jede Störung seiner Funktion und Bewegung hindert, letztere mäßigt, umhüllt ist. Zwei verhältnißmäßig große Abtheilungen, welche man Herzkammern nennt, werden im Innern des Herzens durch eine Scheidewand gebildet. Eine Herzkammer liegt nach der rechten Seite hin und heißt die vordere Herzkammer, die andere dehnt sich nach der linken Seite aus und heißt die hintere.

Ueber diesen Herzkammern liegen die zwei Vorkammern, — auch Herzohren genannt. Jede derselben steht mit ihrer Herzkammer in Verbindung; unter sich aber haben sie keine Gemeinschaft. Die abwechselnd zusammenziehenden und ausdehnenden Bewegungen, welche durch die beim Athmen der Lungen ge-

reizten Herzmuskeln hervorgebracht werden, sind nicht, wie fast alle übrige Bewegungen, nach dem Entschlusse des Willens von den Nerven abhängig, sondern sie erfolgen unaufhörlich und ohne Ermüdung, blos mechanisch, so lange der Lebensprozeß fortdauert. Durch diese Bewegungen wird das Blut in die Adern getrieben.

§. 41.

Die Adern — röhrenförmige Gefäße, in welchen das Blut zirkulirt — stehen mit dem Herzen in genauer Verbindung. Sie sind entweder Schlagadern (Pulsadern, Arterien), welche von den Herzkammern aus, das Blut nach allen Theilen des Körpers hinleiten und vertheilen, sich allmählig verengern, bei wechselsweisem Erweitern und Zusammenziehen stets in schlagender Bewegung sind (pulsiren); oder zurückführende Adern (Venen, Blutadern). Diese sind im Ganzen dicker als die ersteren, haben, wenn deren Durchmesser mehr als eine Linie beträgt, hin und wieder einfache, doppelte, dreifache, selten vier- und fünffache Klappen, welche das Zurücktreten des Blutes hindern. Sie erweitern sich nach dem Herzen zu, und leiten das Blut, mit den Herzohren in Vereinigung tretend, wieder zum Herzen. Die vorgedachten Klappen finden sich jedoch an den Venen des Gehirns, des Herzens, der Lungen und des Eingeweides nicht. Es gibt zwei Hauptschlagadern; nehmlich

a) die Lungenpulsader, welche aus der vorderen Herzkammer entspringt, in die Lungen geht, und da in unzählige Aeste sich vertheilt;
b) die große Pulsader, welche von der hinteren Herzkammer aus, in alle Theile des Körpers sich verästet.

Der Hauptblutadern finden sich ebenfalls zwei, nehmlich

a) die große Hohlader — sie führt das in allen Körpertheilen gesammelte Blut der Vorkammer

der vorderen Herzkammer, dann dieser leztern selbst zu, wo die Lungenpulsader es aufnimmt und den Lungen wieder mittheilt. Hier empfängt es

b) die Lungenblutader, welche es in die Vorkammer der hinteren Herzkammer leitet, von wo aus es sich in diese Herzkammer selbst ergießt.

Uebrigens erhalten sowohl die Schlag- als die Blutadern, je nachdem die Aeste derselben in verschieden benannte Gegenden des Körpers sich verbreiten, auch verschiedene Benennungen, z. B. Kopfpulsader, Brustblutader u. s. w. Endlich geht aus dem hervor, was von den Hauptschlagadern und von deren genauer Verbindung mit dem Herzen und mit den Lungen gesagt worden ist, daß jede Verletzung dieser edelsten Theile absolut tödtlich ist und um so schneller, je näher dem Ursprunge der Hauptschlagadern in den Herzkammern sie erfolgte.

§. 42.

Das Blut — in der Jägersprache Schweiß genannt — macht ununterbrochen in dem Thierkörper einen förmlichen Kreislauf *) und hat dabei, wenn das Thier gesund ist, eine Wärme von 100 Grad (Fahrenheit).

In besondern kleinen Gefäßen scheiden sich aus demselben gewisse Säfte ab, welche den Nahrungssaft ausmachen, in Bildungssaft verwandelt, allen festen Körpertheilen sich assimiliren und mit denselben die innigste Verbindung eingehen.

Jede gewaltsame und anhaltende Unterbrechung des Blutumlaufes hat den Tod des Thieres zur Folge.

---

*) Will. Harvey — ein Engländer — war der erste Entdecker der beständigen Zirkulation des Blutes. Er erwies die darüber aufgestellte Theorie in einem 1628 erschienenen Werke — de motu cordis et sanguinis — unumstößlich. Mehr hierüber s. in Bechsteins Handbuche der Jagdwissenschaft Th. I. Bd. 1. S. 70; auch in J. C. Fischers physik. Wörterbuche Th. I. S. 415. u. ff.

Das Blut, wenn es einem lebenden, oder eben erst getödteten Säugthiere oder Vogel entzogen wird, behält so lange, bis die natürliche Wärme entwichen ist, seine rothe Farbe.

Aus Versuchen, die man mit frischem, dem Thierkörper überhaupt und dem Adersystem im Besondern eben erst entzogenen Blute anstellte, ergab sich, daß durch zugesetzten Sauerstoff dasselbe eine mehr hellrothe Farbe, durch hinzugebrachten Kohlenstoff eine mehr dunkelrothe erhält.

In den Lungen ist wegen des durch das Einathmen der atmosphärischen Luft vermehrten Beitrittes an Sauerstoff das Blut hellroth gefärbt. In den Schlagadern erscheint es stets hochroth, doch nicht so dunkelroth, als in den Blutadern und in diesen desto tiefer roth, je entfernter die Theile des Thierkörpers, in welche sie sich verbreiten und verästen, von den Lungen sind. In der Milz und in der Leber ist es vorzüglich tiefroth — fast schwarz — gefärbt.

Diese Bemerkung ist für den Weidmann nicht unwichtig, indem sie ihn in den Stand setzt, aus der Farbe des Schweißes (Blutes), welchen verwundetes Wild verliert, mit Sicherheit — in den meisten Fällen wenigstens, besonders aber, wenn der gute Schütze weiß, wie und wo er abkam (welchen Zielpunkt er gefaßt hatte) — auf die Art und Tödtlichkeit der Wunde schließen zu können. (Vergl. Abschn. I. Abth. I. Kap. 1. §. 48.)

Aus der in einem Gefäße verkühlten und einige Zeit in Ruhe stehenden Blutmasse scheiden sich nach und nach die nächsten Bestandtheile ab, nehmlich das gelb gefärbte Blutwasser und der in diesem schwimmende rothe Blutkuchen.

§. 43.

Die Lungen sind zum Einathmen der atmosphärischen Luft, zum Hervorbringen der Stimme, zur Bewegung fast aller innern Theile, zur Abscheidung ver-

schiedener Säfte, zur Austreibung des Harnes und der Exkremente und wahrscheinlich noch zu vielen andern Lebensfunktionen bestimmt. Sie werden durch die Mittelhaut in zwei Lappen oder Flügel getheilt, und bestehen aus einer fleischartigen, blasig-schwammigen Masse, welche einige Nerven und mehrere sehr feine Luftgefäße, die aus der Luftröhre entspringen, und eben dergleichen Blutgefäße, die auf den Wänden sich verästeln, enthält. Lungenverletzungen sind fast immer tödtlich.

Der Kanal, durch welchen die beim Einathmen durch die Mund- und Nasenöffnungen eindringende Luft den Lungen zugeführt wird, heißt Luftröhre (Gurgel), in der Weidmannssprache Drossel. Sie ist aus Häuten und Knorpelringen zusammengesetzt, verengert sich nach unten und vertheilt sich an den Lungen in viele Aeste. Oben geht sie in den abgerundeten, etwas stärkern, gleichfalls knorpligen Drosselknopf oder Luftröhrenknopf aus, dessen verengte Oeffnung die Stimmritze, — das Organ des Lautes (der Stimme) — durch einen Deckel — Stimmritzdeckel genannt — geschlossen ist. Der Laut selbst entsteht, indem beim Ausathmen die Luft mit einer gewissen Geschwindigkeit und mit mehr Kraft, als dazu an sich erforderlich ist, durch die Stimmritze ausgestoßen wird, und erschallt tiefer oder höher, nachdem jene größer oder kleiner ist.

§. 44.

Das Gehirn — der edelste, vorzüglich fein organisirte Theil des Säugthier- und Vogelkörpers — liegt im obern Theile des Kopfes und wird von der Hirnschale umschlossen. Es besteht aus einer theils weißlichen, theils röthlich grauen mit vielen einander durchkreuzenden feinen Adern durchzogenen, mit mehreren Häuten bedeckten Materie. Der äußere, weißliche Theil der Gehirnmasse heißt Borke; der innere, röthlich graue starrere Hirnmark. Man pflegt das Ge-

hirn in das große und in das kleine einzutheilen. Jenes liegt im Vorderkopfe, dieses im Hinterkopfe und wird Zirbeldrüse genannt. Gehirnverletzungen sind, wie Rückenmarksverletzungen, unheilbar.

Im Gehirn ist auch der Ursprung der Nerven. Die Vollkommenheit des Nervensystems ist daher von der Vollkommenheit des Gehirns abhängig *).

§. 45.

Mit der Vollkommenheit des Gehirns und des Nervensystems steht das Empfindungsvermögen der Säugthiere und der Vögel durch die fünf Sinne im genausten Verhältnisse. Diese sind bekanntlich: der Tastsinn oder das Gefühl, der Geschmack, der Geruch, das Gehör, das Gesicht.

§. 46.

Das Eigenthümliche des Tastsinnes (Gefühls) besteht darin, daß die Thiere von der Gegenwart und Beschaffenheit äußerer Gegenstände oder Körper durch Berührung Eindrücke empfangen. Werkzeuge desselben sind die äußersten Enden der Nerven, die in Gestalt kleiner Wärzchen — Nervenwärzchen genannt — durch die ganze Haut des Körpers vertheilt, mit dem Malpighischen Netze, welches fast wie Schleim aussieht, aber doch eine an den meisten Stellen sehr dünne, höchst fein durchlöcherte Membran bildet, überzogen und durch die Oberhaut geschützt sind. An

*) So die ältere Theorie, von welcher die neuere des Dr. Gall wesentlich verschieden ist. Letztere scheint indessen theils immer noch nicht als völlig begründet anerkannt werden zu wollen, theils ist der Verfasser nicht gnüglich bekannt damit. Deshalb folgte man jener, nicht dieser in der gegenwärtigen, ohnedies nur skizzirten Erörterung. Eine ziemlich faßliche Darstellung der letztern findet man in folgender kleinen Schrift: Dr. F. J. Galls neue Entdeckungen in der Gehirn-, Schedel- und Organenlehre. Karlsruhe in der C. F. Müllerschen Verlagshandlung 1807.

manchen Körpertheilen sind die Nervenwärzchen größer und häufiger, z. B. an den menschlichen Fingerspitzen, oder an der Schnurre (den Barthaaren) der zur Gattung Katze (Felis) gehörigen Raubthiere, an den Lippen, Ohrmuscheln und bei den Fledermäusen an der Flughaut. An solchen Stellen ist das Gefühl dann desto feiner. Meistens verbindet sich der Tastsinn mit einem oder mehreren der übrigen Sinne *).

§. 47.

Der Sinn des Geschmackes läßt dem Thiere das Schmackhafte äußerer Körper durch Berührung mit der Zunge, als dem Werkzeuge desselben, empfinden. Die Zunge ist eine sehr muskulöse, verhältnißmäßig dicke, längliche, mit vielen Nerven durchzogene Fleischmasse. Sie liegt in der Mundhöhle und ist an der Wurzel theils mit dem Schlunde, theils mit dem Luftröhrenkopfe vermittelst des Zungenbeines und verschiedener Muskeln verbunden, auch nach allen Richtungen beweglich. Die Empfindung des Geschmackes wird wieder vorzüglich durch Wärzchen — Geschmackskörner genannt — in welchen die Zungennerven ausgehen, und die an der Spitze auf der Oberfläche und an der Seite der Zunge unter mancherlei Gestalt häufig verbreitet sind, wahrgenommen. Doch trägt auch eine gewisse dünnschleimige Feuchtigkeit dazu bei, welche aus einer Menge zwischen den Geschmackskörnern befindlicher blasenähnlicher Schleimhöhlen, so wie in der Grube auf der Oberfläche der Zungenwurzel, — das blinde Zungenloch genannt — abgesondert wird, und sich mit dem Speichel der den Gaum-, Backen- und Lippendrüsen entquillt, vermischt.

Diese Feuchtigkeit ist das Auflösungsmittel der Salztheilchen, die jeder Körper enthalten muß, welchen

*) Fischers physik. Wörterbuch II. 108. u. f.; Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 655.

das Thier schmecken soll, und dies geschieht, indem die aufgelösten Salztheilchen die Geschmackskörner berühren. Aus der Natur dieser Salztheilchen und aus der mit diesen verbundenen öligen und andern Theilen wird die Verschiedenheit des Geschmackes der Nahrungsmittel der Thiere erklärbar. Uebrigens ist der Geschmacksinn dem Thiere deshalb unentbehrlich, weil er ihm das Vermögen gibt, die dienlichen Nahrungsmittel von den schädlichen zu unterscheiden. Bei den Vögeln scheint er in geringerem Maaße vorhanden zu seyn, als bei den Säugthieren *).

§. 48.

Durch den Geruchsinn erhalten die Thiere vermittelst der Nase Eindrücke von den sich in der Luft verflüchtigenden Ausdünstungen äußerer Körper. Die Nase ist bei den verschiedenen Thierarten aus abweichend gestalteten Knochen- und Knorpeltheilen und aus Häuten, Muskeln, Nerven und Blutgefäßen zusammengesetzt. Inwendig ist sie überall mit der sehr zarten Schneiderschen oder Schleimhaut überzogen, die aus Nerven, Zellgewebe, aushauchenden, einsaugenden und Blutgefäßen besteht, aus welchen in einigen Drüschen der Nasenschleim abgesondert wird. Dieser Schleim hält die Schneidersche Haut stets feucht, damit die Nerven geschützt sind und die durch die Nasenlöcher eingeathmeten Theilchen sich anhängen können. Solche sich anhängende Theilchen wirken reizend auf die Nerven der Schneiderschen Haut. Dieser Reiz aber pflanzt sich vermittelst des Geruchnerven bis zum Gehirn fort und erregt dort die Empfindung des Geruches. Bei den meisten Säugthieren und bei manchen Vögeln ist dieser Sinn weit schärfer organisirt, als beim Menschen, und er schützt sie oft vor feindlichen Ueberfällen

*) Mehr hierüber s. Fischers physik. Wörterbuch II. 731. u. ff. auch Loders medic. Anthropologie §. 240.

und Nachstellungen. Die vorher erwähnten Nasenlöcher dienen auch zum Athmen, zum Hervorbringen des Stimmenlautes und — bei den Säugthieren besonders — zur Ableitung des überflüssigen Schleimes *).

§. 49.

Vermittelst des Gehörsinnes werden die durch den Schall erregten Erschütterungen der Luft empfunden. Das Werkzeug desselben ist das Ohr, welches aus verschiedenartigen Körpern zusammengesetzt ist. Wir bemerken von der Organisation desselben Folgendes:

Das allen Säugthieren, welche bei der Jagd in Betracht kommen, eigene, den Vögeln fehlende äußere Ohr — die Ohrmuschel — ist eine gekrümmte Höhle, mit einer fest aufliegenden Fortsetzung der mit Haut überzogenen Knorpelscheibe, welche am Kopfe ringförmig sich anschließt.

Es dient vorzüglich dazu, mehr Schallstrahlen in das innere Ohr zu leiten, als ohne dieses hineinfallen würden. Das innere Ohr liegt in einem sehr dichten harten Knochen, — dem sogenannten felsigen Theile — des Schläfenbeines. Der Gehörgang **), ein zylindrischer Kanal, führt zum Trommelfelle, einem dünnen, pergamentartigen, straff gespannten Häutchen, welches den Gehörgang begrenzt, und ihn von der Pauke oder Trommelhöhle scheidet. In der diesen Namen führenden knöchernen Höhle liegen die drei Gehörknöchelchen: der Hammer, der Amboß und der Steigbügel. Der Hammer hängt mit seinem Stiele am Trommelfelle. Mit seinem Kopfe ist der des Amboßes und mit dem längern Schenkel des letztern das Knöpfchen des Steigbügels gelenkartig verbunden. Der Fußtritt des Steigbügels füllt, wie

*) Das Ausführlichere s. in Fischers physik. Wörterbuch II. 729. u. 730.; Loders medic. Anthropologie §. 243. f.

**) Bei den Vögeln ist der Gehörgang so tief und gewunden, daß das Trommelfell von außen nicht sichtbar wird.

eine Klappe, das halbelliptische Fenster — ein Loch, das aus der Pauke in das Labyrinth führt. Dieses macht den innersten Theil des Ohres aus und besteht aus dem in der Mitte befindlichen Vorhofe — einer rundlichen knöchernen, mit wässeriger Flüssigkeit gefüllten Höhle; aus den hinter demselben sich hinziehenden drei Bogengängen — zylindrische, gekrümmte, knöcherne, in dem Vorhofe sich öffnende Kanäle, deren jeder einen häutigen Gang enthält; endlich aus der vor dem Vorhofe liegenden Schnecke — einem knöchernen, schneckenhausähnlichen Behältnisse, welches einen durch das nervig-häutige gewundene Blatt in zwei Fächern getheilten Kanal von drittehalb Windungen enthält, dessen vorderstes Fach in dem Vorhofe, das hinterste aber durch das halbelliptische Fenster in der Trommelhöhle sich öffnet. Das Letztere fehlt den Vögeln.

Der Gehörnerv endlich verbreitet sich nicht nur über alle nach innen gekehrte Theile des Labyrinthes, sondern auch des Gehörganges. Die Lage und Verbindung aller dieser Theile läßt mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Empfindung des Hörens erregt werde, indem der Schall das Trommelfell erschüttert, diese Erschütterung aber allen Theilen des Labyrinthes, und durch den Gehörnerven dem Gehirn sich mittheilen müsse, daß hier die Seele sich des Schalles bewußt werde, und zu Folge der Verschiedenheit der auf die Gehörnerven gemachten Eindrücke — auf eine allerdings unbegreifliche Weise — auch verschiedene Vorstellungen vom Schalle erhalte, welcher die Ursache jener Eindrücke war *).

Den wilden Säugthieren sowohl, als vielen Vögeln, z. B. dem Auerhahn, dem Birkhahn, der Eule, verlieh die Natur ein sehr scharfes Gehör, um

*) Mehr hierüber s. in Fischers physik. Wörterbuch II. 715. u. ff.; F. Hildebrandts dynamische Naturlehre II. §. 883. f.; Loders medic. Anthropologie §. 248. ff.

vermittelst desselben den feindlichen Ueberfällen bei Zeiten auszuweichen.

§. 50.

Vermittelst des Lichtes werden äußere Gegenstände durch das Gesichte vom Thiere wahrgenommen. Das Werkzeug dieses Sinnes — den wir Sehesinn nennen wollen — ist das Auge. Es liegt unter der Stirn, in der aus mehreren Knochen bestehenden, sehr fettigen Augenhöhle, welche bei den Säugthieren durch das häutig-faltige obere und untere Augenlied, bei den Vögeln — mit Ausnahme des Straußes und einiger wenigen andern — nur durch eines, das untere, vermöge gewisser Muskeln geschlossen und geöffnet werden kann.

Die Augenlieder nebst den daran befindlichen Augenwimpern — wo diese vorhanden sind — schützen das vermittelst anderer Muskeln nach allen Seiten bewegliche Auge nicht nur gegen zu starke Einwirkung des Lichtes, sondern auch gegen Verletzung durch andere äußere Gegenstände. Denselben Zweck scheint auch die bei einigen Thieren — z. B. beim Dachs — wahrnehmbare innere Augendecke — Nickhaut genannt — zu haben.

Der Augenkörper oder Augapfel ist kugelförmig gestaltet. Wir bemerken an demselben mehrere Kammern, Häute und Feuchtigkeiten; nehmlich die Vereinigungs- oder weiße Haut — eine Fortsetzung der innern Augenliederhaut. Sie umgibt den Augapfel äußerlich bis nahe an die Regenbogenhaut (Iris) und enthält viele kleine Blutgefäße. Die harte oder undurchsichtige Haut, — die festeste und stärkste von allen und weiß von Farbe. Sie begrenzt den Augapfel vom Sehnerven an bis zum Rande der leuchtenden Hornhaut, welche aus vielen durchsichtigen Blättchen besteht. Die innere Fläche der harten Haut wird von der dünnen zarten, aus dicht an einander liegenden Adern (ohne Nerven), die ein zartes, mit

einer dicklichen Flüssigkeit durchdrungenes Zellgewebe bilden, bestehenden Aderhaut umzogen. Letztere schlägt sich am Rande der erstern um, und macht, indem sie nach außen die Regenbogenhaut (Iris, nach innen die Traubenhaut bildet, den Augenstern aus. An dieser Membran wird eine nach außen sich erweiternde, durchsichtige Stelle — Oeffnung des Augensterns, Sehe, Sehloch oder Pupille genannt — bemerkbar. Sie ist zum Einfallen der Lichtstrahlen bestimmt, verengert oder erweitert sich nach dem Grade des Lichts und hat bei verschiedenen Thierarten eine verschiedene Gestalt. Der im Hintergrunde des Augapfels verbreitete, bis an den Rand der Krystalllinse sich hinziehende, in die feinsten Fäden sich verästende Sehnerv bildet — mit unzähligen kleinen Blutgefäßen gleichsam zusammengewebt — die weißlich gefärbte schleimige Netzhaut (Nervenhäutchen, Retina) und dies ist der empfindlichste Theil am ganzen Augenkörper.

Der Raum zwischen der durchsichtigen Hornhaut und der Regenbogenhaut macht die vordere Augenkammer aus; die hintere Augenkammer zieht sich von der Traubenhaut bis zur vordern Fläche der Krystalllinse hin. Beide Kammern sind mit einem wässerig-flüssigen Saft — wässerige Feuchtigkeit genannt — gefüllt, welcher, wenn er verloren geht, sich wieder ersetzt und wahrscheinlich den Zweck hat, das Zusammenwachsen und Austrocknen der Häute zu verhindern.

Hinter der Pupille liegt in einer ausgerundeten Vertiefung ein linsenförmig plattgedrückter, mehr fester als schleimiger, sehr durchsichtiger, aus dünnen Blättchen bestehender, muskelartiger Körper, — die Krystalllinse (Sehlinse, Augenkrystall). Sie wird von der Krystalllinsenkapsel, einem durchsichtigen, höchst zarten Häutchen, umschlossen und in derselben von der klar wässerigen Morgagnischen Feuchtigkeit umflossen.

Die ganze Höhle der Netzhaut und der größere Theil im Innern des Auges wird von der gallertartigen, helldurchsichtigen, feinzelligen, gläsernen Feuchtigkeit (Glaskörper) eingenommen, deren vordere Fläche mit dem starken, äußerst durchsichtigen Glashäutchen überzogen ist.

Auf dem Glaskörper verbreiten sich, die Krystalllinse umfangend, schwarze, strahlenartige Streife, welche zusammengenommen Strahlenband heißen.

Von der Art und Weise, wie der Sinn des Gesichts beim Thiere in Thätigkeit gesetzt wird, kürzlich Folgendes:

Die von einem Körper aus- oder zurückgeworfenen Lichtstrahlen dringen durch die durchsichtige Hornhaut und durch das Sehloch (Pupille) ein, werden in den Feuchtigkeiten, vorzüglich aber in der Krystalllinse gebrochen und bilden den Gegenstand auf der Netzhaut — aber umgekehrt — ab.

Von der Netzhaut aus erhält, auf eine jetzt allerdings noch nicht erklärte Art, die Seele im Gehirn vermittelst des Sehnerven eine deutliche Empfindung und Vorstellung von dem dort abgebildeten Gegenstande, und zwar nach seiner natürlichen Form und Stellung — *).

Bei vielen wilden Säugthier- und Vögelarten ist auch dieser Sinn sehr scharf, und viel schärfer als beim Menschen organisirt.

Geht aber einer oder der andern Wildart in Rücksicht der scharfen Organisation dieses oder eines andern Sinnes etwas ab; so wird der Mangel gewiß durch vorzügliche Feinheit der übrigen zur Genüge gedeckt.

---

*) Ein Mehreres über die Organisation des Auges ꝛc. s. in Fischers physik. Wörterbuch I. S. 177. II. S. 737. u. a. hierh. geh. Art; dann Hildebrandts dynam. Naturlehre II. §. 650. u. ff.

§. 51.

Die Säugthiere unterscheiden sich von allen übrigen Thierklassen dadurch am wesentlichsten, daß das weibliche Geschlecht die von ihm lebendig gebornen Jungen eine Zeit lang an und aus den Brüsten mit Milch nährt.

Aber ganz anders als bei den übrigen Thierklassen verhält es sich auch mit der Organisation der äußern und innern Theile des Säugthierkörpers. „Sie ist bei weitem vollkommner als bei den übrigen Thierklassen. Nie fehlt ein Sinnorgan; durchgängig sind die Geschlechtstheile an beide Geschlechter vertheilt; nirgends ist ein Eierstock vorhanden, sondern überall zwei Geilen, beim männlichen Geschlecht zwei Hoden und eine wahre Ruthe, wenn auch bei einigen Säugthierarten der Samenkanal an der Wurzel der Ruthe sich öffnet; durchgängig finden sich beim weiblichen Geschlechte Zitzen und zwar mindestens ein Paar *)."

Alle bei uns vorkommende wilde, ingleichen alle zur Jagd mittelbar anzuwendende Säugthiere haben eine überall, oder doch an den meisten Körpertheilen bald lang, bald kurz, dichter oder dünner, theils wollig behaarte Hautbedeckung. Das Haar selbst ist inwendig hohl und in der Zellhaut — aus deren fettigen Bestandtheilen es seine Bildungsstoffe sich zu eigen macht — gleichsam eingewurzelt. Nach den verschiedenen Stellen, die es am Körper einnimmt, erhält es verschiedene Benennungen, als Haupthaar — am Kopfe; Bart — verlängerte Haare am Kinn; Mähne — die langen Haare oben auf dem Halse (z. B. beim Pferde); Bartborsten — im Gesicht, auf besondern Wärzchen steif und struppig stehend, und wenn dies am obern Theile des Maules der Fall ist, Knebelbart, Schnurrbart; Naht — wenn die Haare

*) Auszugsweise aus Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 651.

an einem oder dem andern Körpertheile, von beiden Seiten die Spitzen gegen einander gekehrt, erhabene Streifen bilden; Stern — wenn sie nahtartig in einen Kreis gelegt erscheinen; Augenbraunen — wenn sie nahtartig über dem obern Theile der Augenhöhle sich hinziehen; Wimpern — wenn sie borstenartig den Augenliederrand bedecken.

Die haarige Hautbedeckung im Ganzen heißt gleichfarbig, wenn sie so an allen Theilen sich darstellt; im Gegentheile ungleichfarbig. Zeigen sich auf der Grundfarbe anders gezeichnete Stellen einzeln, so ist die Haardecke gefleckt oder gescheckt, und zwar — nach der Form der Flecken — getüpfelt, oder besprengt, rundgefleckt, augenfleckig, pfeilförmig, dreieckig, viereckig, mit in einander verlaufenden Flecken, mit Linien, Strichen, Streifen, Bändern, mit Ringeln (geringelt), wenn die Bänder einen walzenförmigen Körpertheil ganz umschließen.

Jedes einzelne Haar für sich betrachtet hat oft an der Wurzel eine andere Farbe, als in der Mitte und an der Spitze. Wäre nun die Farbe an der Wurzel z. B. rothgelb, in der Mitte braun, nur an der äußersten Spitze weißlich; so bezeichnet man dies durch rothgelb an der Wurzel, sonst braun, an der Spitze mit Weiß überlaufen (überflogen).

Bei den Säugthierwildarten bleibt sich die jeder Art eigenthümliche Farbe der Haarbedeckung — die Abänderung, welche die Jahreszeit herbeiführt, und welche in der Kindheit statt findet, abgerechnet — in der Regel gleich. Man sagt hiervon: die Farbe ist beständig. Ausnahmen von dieser Regel machen die an sich nicht häufigen ständigen oder nicht ständigen Farbenvarietäten. Der bei den Hausthieren gewöhnliche Farbenwechsel rührt von der beschränkten Freiheit überhaupt und besonders in Beziehung auf die Auswahl der Nahrungsmittel her.

Das Haar mancher Thiere, z. B. der Katzen,

Marder, auch mancher Hunde, ist mehr oder weniger elektrisch und deshalb, wenn solche Thiere — besonders im Dunkeln — mit der Hand gestrichen werden, ein leises Knistern hörbar und das Ausströmen von Funken sichtbar.

Die Haut selbst liegt bei manchen Säugthierwildarten überall stramm, bei andern auf einigen Körpertheilen stramm, auf andern schlaff oder lose an. Ihre Oberfläche erscheint bald glatt, bald knöpfig, knotig, gegittert, runzlig oder schwielig — alles Ausdrücke, die keiner weitern Erklärung bedürfen.

§. 52.

Am Skelette oder an der Knochengrundlage des Säugthierkörpers bemerken wir folgende Hauptabtheilungen, nehmlich: den Kopf, den Hals, den Rumpf, die Gliedmaßen. Jede derselben enthält äußere und innere Theile, welche wir hiernächst genauer betrachten wollen.

§. 53.

Am Kopfe sind folgende Theile zu unterscheiden:

A. Aeußere.

a) Die Hirnschale — die obersten Knochen des Kopfes, welche die Höhle bilden, die das Gehirn in sich schließt. Der Theil der Hirnschale, welcher die oberste mehr oder weniger gewölbte, oder plattgedrückte Decke ausmacht, wird Schädel genannt. Die Parthie, welche sich von der Mitte des Schädels bis zur Stirngrenze ausdehnt, heißt Vorderkopf; die hingegen, welche hinterwärts bis zum ersten Halswirbel sich hinzieht, Hinterkopf.

b) Das Gesicht — der ganze nach vorn gekehrte Theil des Kopfes. Zu oberst die Stirn. Diese nimmt den Raum zwischen der Hirnschale und den Augen — in der Regel den dritten Theil von der

Länge des Gesichts — ein. Sie erscheint flach, niedergedrückt oder gewölbt und die Haut auf derselben glatt, gerunzelt oder gefurcht. Unter der Stirn liegen die Augenhöhlen in diesen die hervorstehenden oder tiefliegenden Augen. Die Pupille in verschiedentlich gefärbten Augensternen stellt sich bei mehreren Säugthieren länglich und zwar bei einigen von oben nach unten gerichtet (dies ist vorzüglich bei den Raubthieren aus der Katzengattung der Fall); bei andern in die Quer gezogen (wie bei der Hirschgattung) dar; an wieder andern Säugthiergattungen aber nehmen wir eine kreisrunde Sehe wahr (s. §. 50.).

Nicht nur der Größe nach sind die Augen bei den Säugthieren sehr verschieden, sondern auch der Stellung und Richtung nach, je nachdem sie näher oder mehr von einander entfernt, gerade aus oder nach der Nase hin schief gerichtet erscheinen. Unter den Augen findet man oft gewisse Säcke und Beutel, beim Elen-, Edel- und Damhirsche aber die Thränenhöhlen. Letztere stehen unter dem vordern Augenwinkel. Sie sind inwendig faltig, dünn behäutet und enthalten den sogenannten Hirschbezoar.

Zwischen den Augen ist die Nase eingewurzelt, welche nach vorn sich hinzieht, hervorragend, auf- oder unterwärts gebogen oder gerade, plattgedrückt, zusammengedrückt, breit, trichterförmig erhaben berandet, im Ganzen sch dargestellt, am äußersten Ende aber pfriemförmig, lanzettförmig, herzförmig, zugespitzt, abgeschnitten, oder abgestumpft, auch abgerundet erscheint. Uebrigens erreicht sie entweder die Grenze der Oberlippe nicht, oder sie verlängert sich in einen Rüssel. Die einzige bei uns einheimische, mit einem Rüssel versehene wilde Säugthierart, die Saue, hat einen kurzen, abgestumpften, vorn schwielig berandeten und an diesem Rande beweglichen Rüssel. Die Nasen-

senlöcher der Säugthiere sind inwendig entweder behaart oder glatt, weit oder eng, kreisrund, länglichrund, warzig, röhrig, gespalten, gewunden, kammartig, hervortretend oder nicht hervortretend.

Unter der Nase liegt der durch die horizontal gerichteten Kinnbackenknochen — an welchen der unbewegliche Oberkiefer und der bewegliche Unterkiefer zu unterscheiden ist, und die, zusammengenommen, die Kinnlade ausmachen — sehr verschieden gebildete Mund. Der obere Theil des Mundes wird durch die Oberlippe, der untere durch die Unterlippe bedeckt, vermittlst der Lippenmuskeln der Mund geöffnet und geschlossen. Bei der Saue (dem Schweine) vertritt der Rüssel die Stelle der Oberlippe.

Der Mund heißt Schnauze, wenn die Nase länger ist als die Oberlippe und wenn der obere Kiefer über den untern an dem Vorderende hervortritt; bei den Raubthieren Rachen. Die Gestaltung des Mundes, der Schnauze und des Rachens wird durch konisch, zugespitzt, abgestumpft, abgerundet, vorn gefurcht oder nicht, kurz oder lang bezeichnet. Die unterste Parthie des Gesichts macht das am vordern Theile des Unterkiefers befindliche, äußerlich merkliche oder unmerkliche Kinn aus.

Unsere wilden Säugthiere haben sämmtlich ein äußeres Ohrenpaar. Es ist das äußere Ohr aber, im Verhältnisse zum Kopfe, lang oder kurz, breit oder schmal, zugespitzt oder abgerundet, dreieckig, eirund, mondförmig, krugförmig, trichterförmig, einfach oder doppelt, dickbehaart oder dünnbehaart, ganz nackt, am Rande nackt, an der Spitze mit einem Haarbüschel versehen, beweglich oder unbeweglich, aufgerichtet, halbhängend oder ganz hängend, oder blos an der Spitze hängend.

Bei sämmtlichen Arten einer einzigen bei uns einheimischen Säugthierwildgattung — bei der Gattung

Hirsch (Cervus) — und in der Regel blos beim männlichen Geschlechte derselben erheben sich aus der Hirnschale und deren Bedeckung, am Hinterkopfe zwischen dem Gehör (den Ohren) in dem Alter, wo die Mannbarkeit sich zu entwickeln beginnt, jährlich abfallende, sich wieder ersetzende knochenartige Auswüchse, von dichter Consistenz, welche in der Jägersprache Gehörne oder Geweihe genannt werden. Sie dienen dem Thiere zur Vertheidigung und zugleich zur Zierde. Ueber die Entstehung und Beschaffenheit derselben wird bei der nähern Beschreibung der hierher gehörigen Wildarten ausführlicher gesprochen, auch die terminologische Bezeichnung der Gehörntheile angegeben werden.

Zwischen den Ohren und Augen und noch eine Strecke unter diesen Theilen hin dehnen sich, ganz oder zum Theil behaart, oder nackt, die sogenannten Schläfe; zwischen den Ohren, der Nase und dem Munde die behaarten, breiten oder schmalen, aufgetriebenen oder eingefallenen Backen aus.

Die rundlich- oder beigedrückt-erhabene Gegend unmittelbar unter den Augen bildet die Wangen.

B. Innere Theile des Kopfes sind:

a) das Gehirn (s. §. 44.)

b) das innere Ohr (s. §. 49.)

c) die in dem Ober- und Unterkiefer der Zahl nach abweichend vertheilten, gleichsam eingewurzelten Zähne.

Sie bestehen aus Knochenmasse und sind als Werkzeuge zum Abrupfen, Zernagen, Zermalmen und Zerreißen der Nahrungsmittel bekannt. Manche Thierarten werden gleich mit Zähnen geboren, bei andern brechen sie erst nach der Geburt hervor, bei vielen werden die vordern gewechselt. Der obere aus der Kinnlade hervorragende Theil derselben — die Krone — ist

verschiedentlich gefärbt, glänzend und äußerst hart. Diese Härte schützt sie gegen das zu schnelle Abnutzen, Verfaulen und leichte Zerbrechen.

Die Wurzeln — der untere, in besondere Zellen eingekeilte, von dem Kiefer fest umschlossene rauhe, nicht glänzende, aus minder harter Knochenmasse bestehende Theil der Zähne — enthalten Nerven und Blutgefäße. Diese Wurzeln dienen nicht nur zur Befestigung im Kiefer, sondern auch zum Zuführen der Zahnbildungssäfte. Man pflegt die Zähne — ihrem Standorte im Kiefer zu Folge — in Vorderzähne, Eckzähne und Backenzähne einzutheilen.

Die Vorderzähne — auch Schneidezähne genannt — sind gewöhnlich an der Krone breit, scharfrandig und zum Abbeißen bestimmt. Die Eckzähne stehen meist einzeln, sind auch gewöhnlich länger, als die übrigen, bald mehr, bald minder gekrümmt und zugespitzt. Sie dienen entweder zum Ergreifen und Festhalten oder zur Vertheidigung. Die am weitesten hinten stehenden Backenzähne sind zum Zermalmen der Nahrungsmittel bestimmt. Bei fleischfressenden Thieren ist die Krone derselben oben scharf und gezackt, bei grasfressenden stumpf und mehr oder weniger gefurcht.

Allen zur Hirschgattung gehörigen Wildarten fehlen die Oberkiefer und Vorderzähne; andere Wildarten haben keine Eckzähne; die Backenzähne sind allen gemein.

Die noch übrigen hierher gehörigen physiographisch-terminologischen Unterscheidungszeichen beziehen sich auf die Stellung, auf die Richtung, auf die Gestalt, auf die Oberfläche der Zähne überhaupt, und auf die Schärfe der Krone besonders. Sie sind sämmtlich von der Aehnlichkeit mit andern Gegenständen hergenommen, und bei der nähern Beschreibung von selbst verständlich.

d) Die Zunge. Als Werkzeug des Geschmacks haben wir sie, nach ihrem Bau und ihrer Beschaffenheit im Ganzen, oben §. 47. schon kennen gelernt. Hier müssen wir noch Folgendes bemerken: Bei vielen Säugthieren dient sie zum Auf- und Einnehmen des Getränkes, und diese Thiere können sie hervorstrecken, an der Spitze krümmen und zurückziehen. Uebrigens ist die Zunge bei verschiedenen Thlerarten der gedachten Klasse sehr abweichend gestaltet, nehmlich: rund länglich abgerundet, schwertförmig, vorn löffelförmig ausgebreitet, zugespitzt, an der Spitze gespalten, lappig. Die Oberfläche derselben erscheint entweder glatt und eben, oder rauh bis zum Feilenartigen, oder warzig, oder haarig, oder stachlich.

e) Die Backentaschen — häutige Säcke, welche bei manchen Säugthieren, — z. B. beim Hamster — im Munde an den Backen sich befinden. In diesen Säcken sammeln die damit versehenen Thiere Nahrungsmittel ein, tragen sie an den Ort ihres Aufenthalts und leeren dort sie aus.

f) Die Thränen — eine klare, wässerige Flüssigkeit, welche aus der über den Augenwinkeln liegenden Thränendrüse sich absondert, durch mehrere am Innern des obern Augenliedes wahrnehmbare Kanäle sich in die Augenhöhle ergießt. Durch sie wird die Bewegung des Augenliedes und des Augapfels erleichtert, jede Unreinigkeit aus dem Auge gewaschen, die Durchsichtigkeit der leuchtenden Hornhaut unterhalten.

Das Ueberflüssige derselben sammelt sich in zwei Oeffnungen am Augenliederrande, — Thränenpunkte genannt. Bei zu starkem Zuflusse ergießt sich diese Flüssigkeit in hellen Tropfen über den Augenliederrand aus dem Auge.

g) Die Augenbutter, — eine Mischung der Thränenfeuchtigkeit, mit einer andern in der Au-

genhöhle sich absondernder Fettigkeit, welche die Reibung des Augapfels bei der Bewegung desselben vermindert und dadurch letztere erleichtert.

h) Das Ohrenschmalz — eine fettige, brennbare, gallenbittere, gelblich gefärbte Materie, welche aus einer, hinten am Gehörgange befindlichen, zelligen Haut ausschwitzt, und die Bestimmung hat, die Trommelhöhle geschmeidig zu erhalten, auch die zu starke Einwirkung des Schalles und der Luft überhaupt auf die Gehörorgane zu verhindern.

i) Der Nasenschleim — seigert er sich aus den Schleimdrüsen zu häufig aus, und ist er dünnflüssig, so fließt er von selbst durch die Nasenlöcher aus; wird er aber zähe, so muß er ausgeschnäuzt werden.

k) Der Speichel (Speichelsaft) — eine salzige Flüssigkeit, die sich aus den im Maule befindlichen Schleimdrüsen absondert, das Maul inwendig stets anfeuchtet, sich mit den eingenommenen Nahrungsmitteln vermischt, und so das Kauen, Verschlucken und Verdauen derselben befördert.

§. 54.

Der Hals — diejenige Parthie des Thierkörpers, durch welche der Kopf mit dem Rumpfe in Verbindung steht — ist bei den meisten Säugthieren, der Dicke nach, von geringerem Umfange als der Kopf. Er erscheint länger oder kürzer, je nachdem er aus mehr oder weniger langen, nach oben, nach unten und nach beiden Seiten beweglichen Knochenwirbeln zusammengesetzt ist. Der Hals aller Säugthiere, er sei lang oder kurz, enthält sieben Halswirbel *).

Die Verbindungsstelle des ersten Wirbels mit dem Hinterkopfe heißt Genick, der ganze nach oben ge-

*) Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 633.

kehrte Theil des Halses der Nacken, der nach unten und vorwärts gerichtete die Kehle. Dies die äußern Theile der Halses. Der Hals wird übrigens lang genannt, wenn er länger als der Kopf ist, im entgegengesetzten Falle kurz; der Form nach ist er rund, fast rund oder zusammengedrückt.

Zu den innern Theilen des Halses gehört das aus dem Rückgrath in die Höhlung der Halswirbel übergehende, auf diesem Wege mit dem Gehirn in Verbindung tretende Rückenmark; die von der hintersten Maulgrenze durch die Halshöhle bis zu den Lungen sich hinziehende Luftröhre; dann der mit dem Luftröhrenkopfe in Vereinigung stehende, längs dem oberwärts gekehrten Theile der Luftröhre, hinter den Lungen dem Rückgrathe entlang, von da durch das Zwerchfell bis zum Magenmund fortgehende, mit diesem verbundene Schlund (die Speiseröhre) — ein unten sich verengender, aus Häuten und Muskeln bestehender Schlauch, durch welchen die in das Maul aufgenommenen, mit den Zähnen zermalmten, mit Speichelsaft vermischten Nahrungsmittel verschluckt und dem Magen zugeführt werden.

§. 55.

Am Rumpfe sind folgende Theile zu unterscheiden:

A. Von außen sichtbare:

a) der Rücken — die oberwärts gekehrte Fläche des Rumpfes. Die Grundlage desselben ist der Rückgrath. An dem letzten Halsknochenwirbel schließt sich der erste Rückenknochenwirbel unmittelbar an. Von da geht die Rückgrathssäule durch den ganzen Rumpf bis zum Schwanze fort. An dem Hintertheile derselben verbreiten sich nach beiden Seiten die Knochen, welche oben das sogenannte Kreuz, unten aber, wo sie sich wieder vereinigen, das Schloß formen. Die vordere Hälfte des Rückgrathes bildet den Vorder-

rücken, die hintere den Hinterrücken. Der Rükken erscheint breit, schmal, gerade, kielförmig, eingebogen, ausgebogen, abhängig.

b) Der Schwanz — ein, wie der Rückgrath, aus an einander hängenden beweglichen Wirbeln, zusammengesetztes Ganzes. Die Wirbel nach der Wurzel hin bestehen aus einer mehr knochenartigen Substanz, weiter nach dem Ende hin werden sie immer mehr knorpelartig und weniger dick. Für eine Fortsetzung des Rückgrathes ist der Schwanz deshalb nicht zu halten, weil in den Wirbeln desselben kein Rückenmark befindlich ist; denn wäre dies der Fall, so müßten Schwanzverletzungen eben so unheilbar und tödtlich seyn, als Gehirn- und Rückgrathsverletzungen. Diesem aber widerspricht die Erfahrung.

Die Länge des Schwanzes wird durch die geringere oder größere Zahl der Wirbel und durch die Länge jedes einzelnen Wirbels bestimmt.

Terminologische Bezeichnung des Schwanzes: Nach der Bekleidung: ganz behaart, zum Theil behaart, zum Theil beschuppt (z. B. Biber), geringelt (wenn die Haarfarbe in Ringeln wechselt), fächerförmig (wenn die Haare nach beiden Seiten sich ausbreiten), gebüschelt (wenn am Ende ein Büschel längerer Haare hervorsteht).

Nach der Gestalt: rund, plattgedrückt, walzenförmig, konisch, eiförmig, zugespitzt, abgerundet, abgestumpft.

Nach der Art, wie das Thier ihn trägt: wagerecht, herunterhängend, aufwärts gebogen, unterwärts gebogen, rückwärts geschlagen. Er dient entweder zur Bedeckung gewisser Theile, oder zum Verjagen der Insekten, oder er trägt zur behenderen, geschickteren Bewegung des Thieres von einem Orte zum andern bei.

c) Die Brust, welcher das von der Kehle herab,

bis zwischen die Vorderfüße sich erstreckende, in einem Knorpel ausgehende Brustbein, und die daran sich anschließenden, mehr oder weniger an den Seiten sich auswölbenden, oben mit dem Rückgrathe verbundenen, langen Rippen zur Grundlage dienen. Inwendig bilden diese Theile die Brusthöhle. Von der Erhabenheit des Brustbeines und von der Biegung und Wölbung der Rippen hängt die Ausbreitung und Gestalt der Brust selbst ab. Sie erscheint demnach breit, oder schmal, flach, gewölbt, erhaben, hoch, eingedrückt, kielförmig, rinnenartig.

d) Die Seiten und der Bauch, welche zusammen die Bauchhöhle ausmachen, und so den Rumpf von der Brust an bis zum Schwanze bilden. Die am Rückgrathe befestigten kurzen oder falschen Rippen, welche hinter den langen mehr oder minder sich ausdehnen und ausbreiten, bestimmen vorzüglich die Wölbung der Bauchhöhle; diese aber wird durch die zu beiden Seiten sich ausdehnende knochenleere, häutige Fleischmasse — Wammen oder Weichen genannt — geschlossen.

e) Der Nabel. Er steht, bei beiden Thiergeschlechtern etwas hervorragend, unten fast in der Mitte des Bauches und dient dazu, dem Thiere, so lange es noch im Mutterleibe sich befindet, vermittelst der Nabelschnur Nahrung zuzuführen.

f) Das Gesäuge (das Euter). Es stellt bei dem weiblichen Geschlechte einiger Säugthierwildarten, dem Unterbauche entlang sich ausdehnend, bei andern blos zwischen den Hinterfüßen aufgetrieben und meist nackt sich dar. Im ersten Falle heißt es Bauchgesäuge, im andern Schamgesäuge oder Weichengesäuge. Einige unserer Haarwildsäugthiere haben auch nebst dem Bauchgesäuge ein Brustgesäuge. Man bemerkt an jedem Gesäuge die verlängerten Zitzen, und

am äußersten Ende derselben die Säugwarzen, aus denen die Jungen die Muttermilch sich aneignen. Auch am Bauche des männlichen Geschlechtes findet man Andeutungen von Zitzen — in welcher Beziehung der Hamster jedoch eine Ausnahme macht.

g) Die Schamtheile, oder Zeugungswerkzeuge des männlichen Geschlechts. Sie stehen zwischen dem Nabel und dem After, und man bemerkt an ihnen die meist mit einer dünn oder dicht behaarten, bebüschelten oder nicht bebüschelten Scheide — welche, wenn sie dicht anliegt, Vorhaut, schlaff und erweitert aber Schlauch heißt — umschlossene Ruthe. Bei einigen Arten liegt die Ruthe auch im Bauche versteckt. Sie besteht aus einer zellig schwammigen Masse, von welcher die darin befindliche Harn- und Samenröhre umschlossen wird. Bei einigen Säugthierarten — besonders bei reißenden — ist ein Knochen in der Ruthe.

Man unterscheidet an derselben die Wurzel, das Mittelstück und den Kopf — Eichel genannt. Letztere ist bei einigen Thierarten spitzig, bei andern abgerundet, bei andern flach, bei noch andern rundlich platt gedrückt. Die zwei Hoden bestehen aus Häuten, Nerven, Puls- und Blutadern und andern zarten Gefäßen. In ihnen erhält der männliche Samen seine erste Zubereitung. Bei vielen Säugthieren liegen die Hoden in einem besondern Hodensack, bei vielen im Bauche; bei manchen treten sie erst in einem gewissen Alter des Thieres aus dem Bauche in den Hodensack.

h) Der Eingang zu den Schamtheilen, oder Zeugungs- und Geburtstheilen des weiblichen Geschlechts. Er wird mit dem Namen Schamlefze belegt, und befindet sich hinten

zwischen den Keulen, etwas höher hinauf, als bei dem männlichen Geschlechte der Hodensack.

i) Der After — die Oeffnung, durch welche die Exkremente (der Unflath) abgehen. Er liegt zunächst unter dem Schwanze. Bei einer Säugthierwildart, — beim Dachse, — befindet sich zwischen dem After und dem Schwanze eine Queröffnung, die zu einem verhältnißmäßig großen, inwendig haarigen, mit weißer, strengflüssiger, klebriger, übelriechender Materie angefüllten Beutel führt; bei einer andern — dem Biber — bemerkt man in der Nähe des Afters ein aufgetriebenes Beutelchen, welches das Bibergeil (Castoreum) enthält; bei noch andern Arten — z. B. bei den Mardern — zeigen sich am Rande des Afters zwei eirunde drüsige Erhabenheiten, welche entweder mit einer moschusähnlich riechenden, oder ekelhaft stinkenden Feuchtigkeit geschwängert sind.

B. Innere, im Rumpfe eingeschlossene Theile sind:

a) das Herz. Das Allgemeine von der Beschaffenheit und von den Funktionen des Herzens, so wie von der Organisation des Adersystems, von dem Blute und dessen Umlaufe im thierischen Körper ist bereits oben (§. 40. — 42.) erörtert worden. In besonderer Beziehung auf die Säugthiere ist hier Folgendes zu bemerken.

Die Gestalt und Lage des Herzens bleibt sich bei dieser Thierklasse durchgängig sehr ähnlich. Es stellt sich nehmlich als ein oben abgerundeter, an der Seite etwas platt gedrückter, unten in einer gleichfalls zugerundeten Spitze verlaufender Kegel dar, und steht bei den Säugthieren nicht, wie beim Menschen, schräge, sondern fast senkrecht, ohne jedoch das Brustbein zu berühren. Bei den meisten Thierarten dieser Klasse steht in der frühesten Jugend und besonders vor der Geburt, die hintere Herzkammer mit der vorderen durch

eine eiförmige Oeffnung (ovales Loch, foramen ovale) und die Lungenpulsader mit der großen Pulsader durch einen Gang in Verbindung. Bei Thieren, die anhaltend lange unter dem Wasser sich aufhalten müssen, bleibt das ovale Loch immer offen, bei andern, selbst bei der Fischotter, verwächst es (s. Th. III. S. 39.).

b) Die Lungen. Sie liegen zu beiden Seiten des Herzens. Oben stehen sie mit der Luftröhre, durch die Mittelhaut aber mit dem Brustbeine und dem Rückgrathe in Verbindung. Von der Bestimmung und der Beschaffenheit derselben ist im Vorhergehenden (§. 43.) das Wesentlichste bereits erörtert worden. Beide unter a. und b. gedachten Theile liegen in der Brusthöhle.

c) Das Zwerchfell — die Scheidewand zwischen der Brusthöhle und der Bauchhöhle. Es wird durch eine muskulöse, mit vielen Nerven- und Blutgefäßen durchwebte Haut, die da, wo die langen Rippen aufhören, ringsum angewachsen ist, gebildet. Das Zwerchfell bewegt sich beim Athmen rück- und vorwärts, und befördert dadurch wieder mancherlei Bewegungen — vorzüglich bei verschiedenen Flüssigkeiten — im Körper. Uebrigens gehen durch das Zwerchfell der Schlund und viele Adern, Nerven, auch andere Gefäße, welche aus allen Theilen des Vorderkörpers in den Hinterkörper sich erstrecken.

d) Der Magen. So heißt der zunächst hinter dem Zwerchfelle in der linken Seite der Bauchhöhle liegende, nach der rechten Seite sich mit verbreitende, verhältnißmäßig große, feste, häutige Sack, welcher alles, was im Schlunde herabkommt, durch den mit dem Schlunde vereinigten Magenmund aufnimmt und die erste Werkstätte zur Verdauung der Nahrungsmittel ist. Er hat bei manchen Thierarten eine mehr runde, bei andern eine mehr längliche Gestalt, und besteht aus

mehreren über einander liegenden, mit Muskelfasern, Nerven, Blutgefäßen durchwebten Häuten. Er ist stets feucht, dabei aber sehr warm. In ihm vermischen die eingenommenen Nahrungsmittel an Speise und Trank sich mit andern Säften. Diese Mischung wird — wie der Magen selbst — durch das wechselnde Zusammenziehen und erweitern der Magenmuskeln, durch das Athmen der Lungen, durch das Pulsiren der Arterien in steter Bewegung erhalten, unter Mitwirkung der thierischen Wärme, auch anderer, theils ausdehnbarer, theils tropfbarer Flüssigkeiten in einen breiigen Zustand gebracht, und so zum ferneren Verdauungsprozesse vorbereitet. Ist der Magen leer an Speise, so entsteht, bei der fortdauernden Bewegung desselben, die drückende Empfindung des Hungers; mangelt es an einem gnüglichen Flüssigkeitszutritte, so wird eben dadurch die noch quälendere Empfindung des Durstes erregt.

Alle diejenigen zweihufigen Thiere (Thiere mit gespaltenen Klauen), welche blos von Vegetabilien leben, eignen sich die Nahrungsmittel sehr hastig an, und verschlucken sie kaum halbgekaut. In diesem Zustande würde in einem Magen, wie andere Thiere ihn haben, die Verdauung nicht vollständig erfolgen, daher die Ernährung nicht statt finden und also der Lebensprozeß nicht Fortgang haben können. Der Magen dieser Thiere erhielt zur Erreichung dieses Zweckes vier Abtheilungen — im gemeinen Leben sagt man: vier Magen — nehmlich 1. den Pansen (Wanst, Wampe), 2. die Haube (Netz), 3. den Psalter (Kalender, Buch), 4. den Laabmagen (Fettmagen, Rohm). Die mit einem solchen Magen ausgestatteten Thiere führen den Namen Wiederkäuer, weil sie die überschnell in den Pansen geförderten Nahrungsmittel,

nachdem sie aus selbigem, sobald das Thier zur Ruhe kommt, und wenn dasselbe vollkommen gesund ist, dem Munde nach und nach wieder zugeführt werden, noch einmal behaglich mit den Zähnen zermalmen und mit Speichel gnüglich vermengt, wieder verschlucken.

In diesem verfeinerten Zustande gehen die Nahrungsmittel aus einer Magenabtheilung in die andere über. Hier wird die Verdauung in so fern vollendet, als die Nahrungsmittel durch Zutritt des Magensaftes und durch Einwirkung der thierischen Wärme, in Nahrungsbrei verwandelt werden. Nun beginnt der Ernährungsprozeß durch Sekretion und Diskretion, welche in den Därmen vor sich geht. Bei den meisten Säugthieren, welche nicht wiederkäuen, bildet der Magen ein Ganzes ohne Abtheilung, und vermittelst des Blinddarms scheint dasselbe — nur auf anderem Wege — erzweckt zu werden, was die vorgedachten Magenabtheilungen bei den Wiederkäuern gemeinsam bewirken. An einigen Säugthieren findet zwar im Magen durch eine häutige Scheidewand oder — wie bei der Gattung Hase (Lepus) — durch eine häutige Falte eine Abtheilung statt, doch kann hieraus nicht auf das Vermögen, wiederzukäuen, geschlossen werden. Bei gedachten Thieren ist der Blinddarm länger als bei den wiederkäuenden und kürzer, als bei andern nicht wiederkäuenden.

e) Die Leber — eine mit Fasern, Nerven, Blut- und Fließwassergefäßen durchzogene, mit vielen Drüsen versehene, schwammige, bläulich oder braun gefärbte Masse — hat ihren Platz dicht hinter dem Zwerchfelle, bedeckt die rechte Seite des Magens, bildet zwei oder drei Lappen, ist die Werkstätte zur Absonderung der Galle aus dem Blute, und enthält die Gallenblase — wenn sie vorhanden ist — und die Gallengänge,

in welche die Gallenmaterie aufgenommen und in welchen sie weiter geführt wird.

f) Die Milz — eine bräunlich oder gräulich gefärbte, mit Blutgefäßen durchzogene Substanz. Länglich, schmal, vorn gewölbt, hinten ausgehöhlt, übrigens plattgedrückt gestaltet, stellt sie sich zungenförmig dar. Zur linken Seite des Magens liegt die Spitze der Milz am untern Theile desselben an; von hier aus dehnt sie sich nach dem Rückgrathe hin aus, und steht mit dem Zwerchfelle und der linken Niere in Verbindung.

Noch ist der eigentliche Zweck dieses Eingeweidetheiles beim Lebensprozesse nicht genau ausgemittelt, jedoch wird behauptet, er befördere die Verdünnung des Blutes. Daß das Thier der Milz entbehren könne, erhellt daraus, daß Versuche, sie auszuschneiden, den Tod nicht nach sich gezogen haben.

g) Die Därme stellen sich als lange, theils engere, theils weitere schlauchartige, häutige, inwendig und auswendig mit Drüsen besetzte, mit Milchgefäßen versehene, sonderbar sich durchschlingende Kanäle dar, welche mit dem Magen unmittelbar zusammenhängen und von gleicher Substanz sind. Ob sie gleich ein Ganzes bilden, so macht man doch einen Unterschied zwischen dünnen und dicken Därmen.

Dünne Därme sind: α) der Zwölffingerdarm — er geht vom Magen aus und erhielt diesen Namen von der Länge, die man an ihm beim Menschen wahrnahm, welche 12″ — zwölf Daumenbreiten — beträgt; β) der leere Darm (Lehrdarm) — er grenzt an den vorigen, ist gleich vom Anfange an enger, aber viel länger als jener, und hat seinen Namen deshalb, weil er des aufgenommenen Nahrungsbreies sich bald entledigt und daher oft leer ist; γ) der krumme oder gewundene Darm (Krumm-

darm). Bei einer großen Länge macht er mancherlei Windungen und Krümmungen, daher sein Name. Die Grenze zwischen den beiden letztgenannten Därmen ist so eigentlich nicht zu bestimmen; annehmen kann man jedoch, daß der Krummdarm da sich anfängt, wo man den Darm immer wieder mit Nahrungsbrei angefüllt findet.

Im Allgemeinen bemerkt man, daß bei den Wiederkäuern (s. d.) die dünnen Därme gewöhnlich noch einmal so viel Länge haben und weit mehr Milchgefäße enthalten, als bei andern Säugthieren.

Dicke Därme sind: α) der Blinddarm. Er heißt so, weil er eigentlich nur ein am Ende des Krummdarmes angehängter, spitz zulaufender Nebenbeutel ist, welcher den Nahrungsbrei aus der Oeffnung des Krummdarmes aufnimmt *) und jenen der Oeffnung des folgenden Darmes wieder übergibt. Dies ist β) der Grimmdarm, — deshalb so genannt, weil er vornehmlich der Entstehungsort der Kolikschmerzen (des Bauchgrimmens) ist. Er steigt an der rechten Seite der Bauchhöhle bis zum Zwerchfelle hinauf, an der linken Seite aber wieder herab und endigt γ) im Mastdarme — eigentlich nur eine Fortsetzung des vorigen — der dann in gerader Richtung bis zum After fortgeht, wo er von einem großen elastischen Muskel, der sich öffnet und schließt, je nachdem es nöthig ist, begrenzt wird.

Bei der allen Därmen eigenen wurmartigen Bewegung wird aus dem Nahrungsbreie der Nahrungssaft abgeschieden und andern Körpertheilen zugeleitet; der Ueberschuß von Unflath aber durch den After ausgeführt.

---

*) Bei den nicht wiederkäuenden Thieren ist er von einer verhältnißmäßig viel größern Ausdehnung, als bei den wiederkäuenden.

h) Das Darmfell — eine, die ganze Bauchhöhle umgebende Membran, welche hinten mit dem Rückgrathe verwachsen ist, in viele Falten sich ausbreitet und mit ihrem saumartigen Rande den ganzen Darmkanal umschließt. Ueber demselben ist

i) das Netz verbreitet, welches, aus zwei Häuten bestehend, vieles Fett enthält und die Gestalt eines Sackes hat. Es bedeckt und schützt die Därme von allen Seiten bis an den Nabel, legt sich in ihre Krümmungen und Windungen ein, verhindert auch durch Fettaussonderung die Nachtheile, welche die Reibung verursachen könnte, und gibt aus den in den Häuten befindlichen Blutgefäßen dünnflüssig-ölige Säfte zur Bereitung der Galle her. Zwischen den Krümmungen der Därme liegt

k) das Gekröse. — Es scheidet gleichsam die im obern Theile der Bauchhöhle befindlichen Därme von denen, welche im untern Theile verbreitet sind, vermittelt die Verbindung derselben und hält sie schlüpferig und schwebend. So erleichtert es — zu starke Reibung verhindernd — die Bewegung. Zwischen den beiden Häuten, aus denen es gebildet ist, nimmt man eine Menge dünner weißer Röhrchen — Milchgefäße (Milchadern) genannt — wahr, welche einen in den Därmen aus dem Nahrungsbreie bereiteten, milch-weißen Saft einsaugen, den sie bis zu dem Milchbehälter — einem bei den untern Lendenwirbeln befindlichen häutigen Sack — wo sie sich vereinigen, fortleiten. Von hier aus geht der Milchsaft durch den Milchbrustgang, dem Rückgrath entlang, durch das Zwerchfell in die Brust und ergießt sich in die linke Achselblutader.

l) Die Drüsen. Es sind dies theils rundliche, theils kreisrunde, allenthalben im thierischen Körper verbreitete Absonderungswerkzeuge, deren Membran von einer Pulsader und einer Blutader

durchzogen wird und einen Nerven, nebst vielen durchflochtenen Fasern enthält Jede hat einen Ableitungskanal. Man nennt sie einfache Drüsen, wenn sie einzeln stehen; zusammengesetzte, wenn mehrere mit einander verbunden, in einer Membran eingeschlossen, ein einziges Werkzeug ausmachen. Sie sind sämmtlich dazu bestimmt, an jeder Stelle, die sie einnehmen, den wesentlich nöthigsten und nützlichsten Saft aus den Schlagadern abzusondern, aufzunehmen, zu vertheilen und dadurch die Nahrung und das Wachsthum des Thierkörpers zu befördern.

Sie scheiden ferner mancherlei Substanzen, z. B. Thränen, Ohrenschmalz, Speichel, Galle ꝛc. ab, und tragen zur Abführung anderer überflüssiger Theile, als Schleim, Harn ꝛc. aus dem Körper bei. Nach der Stelle, welche ihnen angewiesen ist, und nach ihrer Gestaltung erhalten sie verschiedene Benennungen, z. B. Rückendrüsen, Mandeln ꝛc.

Auch die zwischen den letzten falschen Rippen liegenden, länglich runden, braunen, theils aus markiger, theils aus rindenartighäutiger Substanz gebildeten, mit Röhrchen, die von der Mitte aus laufen, und mit andern Gefäßen versehenen Nieren sind zwei drüsenartige Körper. Die rechte Niere liegt an der Leber, die linke an der Milz. Beide werden durch die Därme berührt. Sie sind dazu bestimmt, aus dem ihnen durch die Pulsadern zugeführten Blute, überflüssige, scharfe, Feuchtigkeiten an sich zu ziehen; — solche als Harn durch zwei eigene Kanäle in die flaschenförmige, häutige Harnblase zu träufeln, von wo aus sie, durch die unten am Blasenhalse befindliche Oeffnung, den Harngängen zu und durch diese aus dem Körper geführt werden. In den Nieren sowohl, als in der Harnblase werden nicht selten steinartig verhärtete Massen gefunden.

In dem vor den Nieren befindlichen Fettgewebe bemerkt man noch die sogenannten Nebennieren. Ihr Nutzen für den Lebensprozeß ist noch nicht bekannt.

Zu den Drüsen werden endlich noch die Hoden des männlichen Geschlechts gerechnet.

m) Die innern Zeugungstheile. Beim männlichen Geschlechte wird aus den Hoden die noch rohe Samenfeuchtigkeit den etwas höher liegenden Nebenhoden zugeführt. Aus dieser Verfeinerungswerkstätte geht er, durch zurück führende Gefäße in die an der Harnblase befindlichen, zweihäutigen Samenbläschen über, von wo er bei der Begattung durch die in der Ruthe befindliche Samenröhre ausgespritzt wird.

Beim weiblichen Geschlechte erstreckt sich ein Kanal — Scheide genannt — von den Schamlefzen bis zur Gebärmutter — einem verhältnißmäßig großen runden Körper, der aus verschiedenen Häuten, Fasern, Nerven und andern Gefäßen besteht, mit vielen Muskeln versehen und eben deshalb sehr elastisch ist. Sie geht in einem Halse aus, dessen Oeffnung Muttermund heißt. Zu beiden Seiten des Muttermundes schlängelt sich auswärts und aufwärts ein langer Kanal, dessen oberes, mehr erweitertes Ende Muttertrompete genannt wird. Mit dieser steht der Eierstock — eine gleichsam zusammengereihete Menge kleiner, runder, mit Saft gefüllter, den ungelegten Eiern ähnelnder Bläschen, welche die weibliche Samenfeuchtigkeit enthalten.

Von der Folge der Begattung — der Schwängerung, von der Entstehung und Ausbildung des Embryo (der Leibesfrucht) in den Zeugungstheilen der Mutter während der Schwangerschaft, und von der am Ende derselben eintretenden Geburt des jungen Thieres gibt die Physiologie folgende, allerdings nur hypothetische, Ansicht.

Die am Ende des Begattungsaktes aus der Sa-

menröhre des Männchens sich entschüttende Samenfeuchtigkeit gelangt bis zum Eierstock, zersprengt an demselben ein oder mehrere Bläschen und vermischt sich mit der in diesen enthaltenen weiblichen Samenfeuchtigkeit. Diese Mischung wird nun zum thierischen Bildungsstoffe, welcher in die auf dem feinen Häutchen der Eierstocksbläschen verbreiteten noch subtileren Gefäßchen übergeht. Diese Bläschen ziehen sich dann bis zur Gebärmutter herab, und hängen sich in derselben fest. Da, wo dies geschieht, zeigt sich die erste Andeutung des Embryo als ein Blutpunkt.

Späterhin nimmt man den Embryo — in die äußere schwammige Haut, in die mittlere Lederhaut und in die innere Wasserhaut (Schafhaut) eingeschlossen, und in wässeriger Feuchtigkeit schwimmend — als eine unförmliche Masse wahr, aus welcher die Thierkörpertheile sich nach und nach entwickeln, so daß, wenn die Hälfte der Schwangerschaft eintritt, das junge Thier in seiner ganzen Gestalt sichtbar ist. Dies ist der Zeitpunkt, wo die Lebenskraft im Embryo zuerst thätig wird. Schon vorher und während der ganzen Schwangerschaft zieht dieser seine Nahrung aus dem Blute der Mutter, aber nicht durch den Mund, sondern durch die von seinem Nabel ausgehende, häutige, mit zu- und abführenden Adern versehene, mit dem an der Gebärmutter befestigten schwammigen Mutterkuchen in Verbindung stehende Nabelschnur. Je mehr die Geburtszeit herannaht, desto mehr wird bei zunehmendem Wachsthume der Frucht die Gebärmutter, in welcher sie liegt, ausgedehnt. Die Geburt selbst aber erfolgt zu seiner Zeit, indem durch krampfhafte Reize — Wehen genannt — die Frucht in eine solche Lage gebracht wird, daß sie mit dem Kopfe nach der Scheide hin liegt. Indem sich dann bei den Wehen die Gebärmutter hinten krampfig zusammenzieht, wird das junge Thier immer weiter nach vorn getrieben, bis endlich die Geburt und mit ihr die Absonderung der Nabelschnur erfolgt. —

Alle Säugthiere, mit denen der Jäger zu thun hat, treiben übrigens Vielweiberei und Vielmännerei. Begattungs- und zeugungsfähig werden die kleineren Arten früher, als die größern.

Die Begattungszeit tritt bei allen Säugthierarten, die in der freien Natur leben, periodisch ein.

Diese Periode aber scheint theils von dem Genusse der kräftigsten Nahrungsmittel, theils von der Jahreszeit, abhängig zu seyn. —

Die Dauer der Schwangerschaft richtet sich nach der körperlichen Größe der Thiere. Bei größern dauert die Schwangerschaft daher verhältnißmäßig länger, als bei kleinern. —

Alle Säugthiere mit Schameutern erzeugen in der Regel nur ein oder zwei, selten drei Junge auf einmal; die mit Bauchcutern gewöhnlich mehrere.

Die Pflege, der Schutz und die erste Erziehung der Jungen liegt dem weiblichen Geschlechte ob, und es besorgt diese Geschäfte durchgängig mit Liebe und Treue. Das männliche Geschlecht nimmt an dem allen selten Antheil; blos einige Raubthierarten machen hierin eine Ausnahme. Manche Männchen stellen sogar dem Leben der Jungen nach.

Einige Säugthiere — z. B. die Raubthiere — werden blind geboren, und öffnen erst nach Verfluß mehrerer Tage die Augen; andere hingegen, z. B. die Wiederkäuer — kommen gleich sehend zur Welt.

§. 56.

Das Vermögen, von einem Orte zum andern sich zu bewegen, erhalten die Säugthiere durch gewisse Werkzeuge, die den Namen Gliedmaßen führen. Sie machen die dritte Abtheilung des Körpers aus. Im gemeinen Leben werden darunter die Beine verstanden, die in der Jägersprache Läufe heißen.

Jedes den teutschen Jäger interessirende Säugthier hat zwei Vorder- und zwei Hinterbeine (Läufe.) Bei einigen Arten haben die Vorder- und die Hinterbeine gleiche Länge; bei den mehresten sind letztere länger, als erstere. Unter den bei uns vorkommenden wilden Säugthieren sind beim Wolf allein die erstern etwas länger, als die letztern.

Die Vorderbeine (Läufe) bestehen:

a) aus dem Bug, oder Blatt (Schulterblatt), dessen Grundlage ein schaufelförmiger Knochen ist, welcher an der Seite des Vorderrückens mit der hervorstehenden Schulter zusammenhängt, nach unten zu weniger breit und rundlich wird, bis zum ersten Gelenke — dem Knie — sich ausdehnt und den Oberarm bildet;

b) aus dem eigentlichen Beine, welches durch zwei vom Knie bis zum zweiten Gelenke — dem Fesselgelenk — fortgehende Knochen gebildet wird und den Unterarm ausmacht;

c) aus dem eigentlichen Vorderfuße oder dem Fußblatt, welches den untersten Theil des Beines vom zweiten Gelenk an bildet. Er ist aus der Fußwurzel, aus dem Mittelfuße, und bei einigen von den uns angehenden Säugthiergattungen aus den Zehen (Klauen), bei andern aus einem Hufe, oder aus zweien — die dann in der Jägersprache Schalen heißen — zusammengesetzt.

Die Hinterbeine (Läufe) theilen sich ab:

a) in den Schenkel (das Hüftbein) — einem rundlichen röhrenförmigen Knochen, welcher die Grundlage der Keule ist und bis zum Kniegelenk fortgeht. Das über den Schenkel zu beiden Seiten des Afters verbreitete Fleisch bildet die Keule, welche gewölbt oder eingedrückt erscheint;

b) in das Schienbein — lange Knochen, welche

den Raum zwischen dem Kniegelenk und dem Fersengelenk einnehmen;

c) in das Fußblatt oder den eigentlichen Hinterfuß, welcher aus der Ferse (so heißt am Hinterfuße die Fußwurzel), dem Mittelfuße und aus Zehen (Klauen) oder Hufen — wie das vordere Fußblatt — besteht.

Die Zehen (Klauen) werden aus Gliedern gebildet, welche durch Gelenke mit einander in Verbindung stehen. Nach der Zahl der Zehen werden die ganzen Füße benannt, und so finden wir z. B. vierzehige und fünfzehige Füße. Bei manchen Thieren stehen über den wahren Zehen noch kleinere, die die Erde nicht berühren; sie heißen Afterzehen.

Die letzten Zehgelenke sind bei den meisten Säugthieren mit mehr oder weniger gekrümmten und einer schärfern oder stumpfern Spitze endigenden Nägeln oder Krallen bewaffnet, die an den verschiedenen Thierarten verschiedentlich gestaltet, und der Lebensweise der Thiere gemäß eingerichtet sind, das vorderste Zehengelenk aber nie ganz bedecken. Nach der Beschaffenheit der Zehen, Nägel und Krallen, des Fußblattes und der Beine überhaupt erhalten dann die ganzen Füße der Säugthiere ihre Namen, als α) Gangfüße — solche, deren Zehen in stumpfen, unbeweglichen Nägeln endigen und ganz oder nur zum Theil getrennt sind. β) Fangfüße — solche, deren Zehen in beweglichen, gekrümmten, scharfen, in eine Scheide zurückzuziehenden, und aus derselben hervorzuschiebenden Krallen ausgehen und zum Fangen anderer Thiere — zum Rauben — dienen. γ) Kletterfüße — deren sehr lange, stets freistehende, scharfe Krallen dazu eingerichtet sind, daß sie beim Ersteigen der Bäume in die Rinde derselben eingreifen. δ) Grabefüße — deren starke, ziemlich lange Zehen in starken, langen, scharfen, sehr gekrümmten Krallen endigen und zum Ausgraben der Erde dienen. ε) Schwimmfüße, wenn die Zehen ganz oder zum Theil durch eine Mem-

bran — Schwimmhaut genannt — verbunden sind. Sie werden nur an solchen Thieren gefunden, welche im Wasser sowohl, als auf dem Lande leben und Nahrung suchen. ζ) Springfüße — solche Hinterläufe (Hinterbeine), die viel länger als die Vorderläufe (Vorderbeine) und so eingerichtet sind, daß das damit versehene Thier weite Sprünge thun kann *).

Bei mehreren unserer Säugthiere ist der eigentliche Fuß nicht in deutliche Zehen getheilt, sondern mit einem schuhartigen hornigen Ueberzug ganz bedeckt, welcher Huf genannt wird. Der Huf ist entweder ungetheilt, und dann heißt der Fuß einhufig, oder gespalten, und dann heißt er zweihufig. Im letztern Falle bedient man sich gewöhnlich des Ausdrucks: gespaltene Klauen.

Endlich sind noch die Afterklauen (Aftern, Geäfter) zu erwähnen. So werden nehmlich die kleinen hufartigen Auswüchse genannt, welche bei den zweihufigen Wildarten über dem Hintertheile der eigentlichen Hufe stehen, und bei einigen Thieren immer, bei andern nur, wenn sie flüchtig sich bewegen, in die Erde eingreifen.

§. 57.

Von den flüssigen Materien, welche durch alle Theile des Säugthierkörpers sich verbreiten und von der Rolle, welche jede derselben beim Lebensprozesse des Thieres spielt, kürzlich Folgendes:

a) Das Fett, — eine unter der Haut und zwischen verschiedenen Theilen des Thierkörpers in einem nervenlosen Zellgewebe eingeschlossene, ölige Flüssigkeit, die bei einem sehr geringen Grade von

*) Bei der Polatusche (fliegendes Eichhorn, sciurus volans Linn.) wird das Vermögen, sehr weite Sprünge zu thun, mittelst einer Membran, durch welche die Vorderläufe mit den Hinterläufen in Verbindung stehen, noch erhöht.

Kälte gerinnt. Es geht in die äußern und innern Theile des Körpers über und macht sie biegsam und geschmeidig, gewährt den zärtern Schutz, erhöht dadurch den natürlichen Wärmegrad, trägt auch bei Krankheiten zur Ernährung und Erhaltung des Thieres das Seinige auf einige Zeit bei, und ist in Rücksicht seiner vielfachen Benutzung bekannt. Die Konsistenz des Fettes ist bei den Thieren verschieden, und diese Verschiedenheit von den Nahrungsmitteln abhängig. Säugthiere, die sich einzig von Vegetabilien nähren, haben konsistenteres Fett, als fleischfressende oder als solche, die fleisch- und pflanzenfressende zugleich sind. Bei den ersten heißt das Fett Unschlitt (Talg), bei den letztern Schmalz. — In der Jägersprache wird bei der Hirschgattung Unschlitt mit Feist synonym gebraucht; bei allen übrigen Haarwildgattungen, die zur hohen Jagd gehören, heißt das Fett Feist, bei den zur Niederjagd gehörigen wird Fett beibehalten.

b) Die Drüsensäfte; sie werden vermittelst der Drüsen aus den Pulsadern gesogen, wirken zur Ernährung des Körpers mit, und erhalten die festen Theile geschmeidig. Was an denselben überflüssig ist, verdünstet, oder geht auf natürlichen Wegen ab.

Aus den Magendrüsen z. B. entbindet sich der Magensaft, eine säuerliche, seifenartige, schleimige, die Verdauung fördernde Flüssigkeit; in den Gekrösdrüsen wird der speichelartige Gekrösdrüsensaft entwickelt, welcher sich dem Zwölffingerdarme mittheilt, die Mischung des Nahrungsbreies verdünnt und dadurch gleichfalls zur Verdauung beiträgt Eben so verhält es sich mit dem Speichel.

c) Die Galle — von deren Zubereitung in der Leber und Auffammlung in der Gallenblase schon

oben gesprochen worden — ist eine seifenartige, bittere, schwarzgrün gefärbte Flüssigkeit, welche durch die Gallengänge und den Gekrösdrüsengang in den ersten dünnen Darm übergeht. Wegen ihrer Bitterkeit widersteht sie der Säure und Fäulniß sehr kräftig, gibt ein vorzügliches Zersetzungsmittel des Nahrungsbreies und macht, daß aus diesem in der Gekröshaut der

d) Milchsaft (Chylus) — so wegen seiner Milchfarbe genannt — bereitet wird. Er scheidet sich in den andern dünnen Därmen ab, wird durch die Milchgefäße, dem Milchbehälter und von hier aus durch den Milchbrustgang dem Blute zugeleitet.

In dem Milchbehälter sammelt sich gleichfalls

e) das Fließwasser — eine wässerige Flüssigkeit, welche aus einer großen Zahl dahin führender Fließwassergänge dem Milchsafte beitritt, welcher dann verdünnt, als Bildungssaft in alle Theile des Körpers übergeht.

f) Das Blut — (in der Jägersprache Schweiß). Von dem Wesen dieser zum thierischen Leben unumgänglich erforderlichen Flüssigkeit ist oben schon das Meiste beigebracht worden. In Rücksicht der Entstehung des Blutes bemerken wir hier, daß es diese dem unter d) erwähnten Milchsafte verdankt, welchen die linke Achselblutader aufnimmt. Aus der Blutmasse aber scheidet sich in eigenen kleinen Gefäßen Bildungssaft, welcher in die feste Substanz des Körpers übergeht, und da alles das bewirkt, was oben von der thierischen Ernährung, dem Wachsthume und der Reproduktionskraft gesagt worden ist.

g) Der Harn ist eine wässerige scharfe flüchtige, Alkali (Ammoniak) und brennbares Wesen enthaltende Flüssigkeit. Sie scheidet sich in den Nieren aus dem Blute ab und wird auf dem dort

bezeichneten Wege als überflüssig aus dem Körper geschafft.

h) Der Schweiß — eine wässerige, mit Fett- und Salztheilchen geschwängerte Flüssigkeit — sondert sich durch Einfluß der äußern Wärme sowohl, als der eigenen thierischen in den äußern Körpertheilen ab, und wird durch die Schweißlöcher theils gas- und dunstartig verflüchtigt, theils in Tropfengestalt ausgetrieben. Beides ist zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig, indem dadurch schädliche Materien aus dem Körper getrieben werden. Zu starker erzwungener Schweiß entzieht jedoch dem Körper auch viele nützliche Säfte, schwächt also und wird dadurch schädlich. Bei der ganzen Gattung Hund (canis) erfolgt die Ausdünstung des Schweißes in Tropfengestalt nur durch die Zunge. Durch zufällige Erschwerung und Unterdrückung derselben werden bei dieser Thiergattung häufig Krankheiten erzeugt, unter denen die Tollwuth die schrecklichste und gefährlichste ist.

§. 58.

Die bei uns einheimischen Säugthierwildarten halten sich theils im Walde, theils im Felde, einige abwechselnd hier und dort, über oder unter der Erde, andere periodisch auf dem Lande oder im Wasser auf. Viele ziehen ihre Nahrung blos aus dem Pflanzenreiche, andere blos aus dem Thierreiche, wenige im wilden Zustande aus beiden zugleich. Einzelne, von frühester Jugend an zu Hausthieren gezähmte Individuen von den Arten, welche in der Freiheit nur von Vegetabilien leben, gewöhnen sich bisweilen zum Genusse des gekochten oder gebratenen Fleisches, und eben so fleischfressende Thiere zur vegetabilischen Nahrung.

Das Nähere über die eben berührten Gegenstände, so wie über die Ernährung der zur Jagd mittelbar anzuwendenden Säugthiere wird in der Folge bei der Beschreibung jeder einzelnen Art angezeigt werden.

Unter glücklichen Verhältnissen in Rücksicht des Aufenthaltes, der Nahrung und der Witterung können die Säugthiere — wie man aus Erfahrung weiß — ein Alter erreichen, welches der siebenfachen Zahl ihrer Wachsthumszeit gleich kommt, in so fern ihr Leben durch Feinde — unter welchen der Mensch oben an steht, und zu denen außerdem noch die Raubthiere und Raubvögel gehören — oder durch Unfälle und unglückliche Meteoreinflüsse nicht gewaltsam abgekürzt wird.

Gegen die vorgedachten Feinde, so wie zum Kampfe mit ihres Gleichen, wurden den meisten in einem oder dem andern Theile ihres Körpers von der Natur Vertheidigungswerkzeuge verliehen, welche viele im Nothfalle mit eben so großer Kraft, als Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen. Hierher gehören vorzüglich die Gehörne, die Eckzähne, (Gewehr, Fänge), die Beine (Läufe) überhaupt, und die Krallen (Waffen) und Hufe insbesondere.

Geplagt werden die Säugthiere von mancherlei Insekten und deren Larven, auch von Würmern auf mannigfache Weise.

§. 59.

Die Vögel unterscheiden sich von den Säugthieren, wie von den übrigen Thierklassen, wesentlich dadurch, daß die Fortpflanzung — bei einer gänzlich verschiedenen Organisation der dazu bestimmten Werkzeuge — durch das Eierlegen und Brüten bewirkt wird; daß ihnen der Stimmritzdeckel und die Lippen fehlen; daß sie einen hornartigen Schnabel, eine befiederte Haut, zwei Beine und zwei Flügel haben; daß sie endlich — dem Baue und der ganzen Einrichtung ihres Körpers zu Folge — das Vermögen besitzen, nicht nur gehend auf der Erde, sondern auch fliegend in der Luft — zum Theil auch schwim-

mend auf dem Wasser, sich von einem Orte zum andern zu bewegen.

§. 60.

Die Haut ist an den meisten Körpertheilen der Vögel mit Federn (Gefieder) bekleidet.

Es sind dies sehr elastische, von der Wurzel an rundliche, hohle, leichte Auswüchse, welche in regelmäßigen Reihen, je zu fünf in einem Quadrat stehend (in quincunce) aus der Haut sich erheben, und dieselbe in mehr oder weniger dicht geschichteten Lagen, bedecken. Durch ihre Leichtigkeit befördern sie den Flug der Vögel: sonst aber dienen sie dazu, daß die innere Wärme dem Körper nicht so leicht entweichen kann. Auch mildern sie den Einfluß des erhöhten Kälte- und vermehrten Feuchtigkeitsgrades der obern Atmosphäre, welche die Vögel so häufig durchstreichen, auf den Thierkörper.

Zuerst nimmt man das eigentliche dachziegelartig über einander geschichtete Gefieder wahr. Am untern in der Haut befestigten Ende jeder einzelnen Feder befindet sich die hornartige, durchsichtige, rundliche Spule, deren innere Höhlung mit einer häutigen, zelligen Masse — Seele genannt — locker ausgefüllt ist und an der Spitze eine mit jener Masse leicht verschlossene Oeffnung hat. Durch diese Oeffnung nimmt die Seele das Nährende für die Feder auf, und theilt es bis zum Ausfallen allen Theilen derselben mit. Da wo weiter oben die Spule mit trockenem Marke sich füllt und dann in einem viereckigen, an der unterwärts gekehrten Seite der Länge nach gerieften, starren, stiftartig geformten Stiele sich zuspitzt, beginnt der sogenannte Schaft. Schaft und Spule zusammengenommen, machen den Kiel aus. Zu beiden Seiten des Schaftes breiten sich gegen einander über stehend, parallellaufend über einander gereihete, mit kleinen Häkchen in einander greifende Fasern aus, welche die meist etwas gebogene Fahne bilden. Sie ist an man-

chen Federn gleichbreit, an andern — wie an den ersten (vordern) Flügelfedern — an der auswärts gekehrten Seite schmal; immer aber geht sie entweder in einer schärfern oder in einer kolbig abgerundeten Spitze aus.

Zwischen dem eigentlichen Gefieder erhebt sich an den meisten kurz befiederten Körpertheilen der Flaum (die Duhnen), welcher zart seidenartig oder höchst feinwollig sich anfühlt, und das Entweichen des Wärmestoffs aus dem Körper vorzüglich verhindert. Deshalb findet man ihn bei Vögeln, welche meist auf dem Wasser und in ganz kalten Erdstrichen sich aufhalten, besonders stark verbreitet.

Nach dem Verhältnisse, in welchem die Länge der Federn zur Größe des Vogels steht, unterscheidet man an dessen Körper große, mittelmäßige, kleine, lange und kurze; der mehr oder minder starken Seitenausbreitung der Fahne nach breite und schmale Federn.

Gewöhnlich stellt jede Feder einfach sich dar, zuweilen aber auch doppelt, wenn — wie beim Falken — aus der Schaftriefe (Rinne) ein flaumartiges Wesen hervorgeht.

Die abweichende Gestaltung der Federn wird durch spitzig, zugespitzt, abgerundet, abgestumpft, eckig, herzförmig, fadenförmig, linienförmig, pfriemförmig, gekräuselt, pinselförmig — letzteres, wenn an der Spitze ein Bart sich zeigt, — die sonstige Beschaffenheit durch hart, starr, weich, flaumartig, haarig, weitstrahlig (wie beim Nußheher), engstrahlig (wie beim Staar) bezeichnet.

Schon am Gefieder vieler bei uns einheimischen Vögel (z. B. der Mandelkrähe, des Nußhehers, des Pirols, des Eisvogels) — müssen wir die Schönheit der Farbe und des Farbenspiels bewundern; aber immer ist dies alles nur wenig gegen das lebhafte, hohe Kolorit an Vögeln, die unter den heißen

Zonen leben. Ueberall erscheint jedoch Farbenspiel und Farbenglanz zur Paarzeit am prächtigsten.

Mit Ausnahme der Raubvögel sind stets die alten Männchen schöner gefärbt und gestaltet, als die Weibchen. Fast alle jungen Männchen hingegen stellen sich bis zur ersten Mauser mit den jungen Weibchen meist gleich gezeichnet dar.

Zum Schutz gegen die nachtheiligen Einflüsse der Nässe und der Witterung überhaupt erhielt jeder Vogel am Ende des Mittelrückens auf dem Steiße eine mit weiß oder gelblich gefärbter, öliger Flüssigkeit geschwängerte Drüse — Fettdrüse genannt —. Fühlt nehmlich der Vogel, daß seine Federn äußerlich zu trocken werden oder zu viel Nässe aufnehmen wollen; so drückt er mit dem Schnabel aus jener Drüse etwas von der Flüssigkeit aus, und vertheilt sie vermittelst des Schnabels auf die Federn, so weit er reichen kann; wo dies nicht möglich ist, bedient er sich der Zehen zum Werkzeuge, indem er mit diesen das Fett vom Schnabel streicht, und es den Federn zubringt.

Die Wasservögel haben die größten Fettdrüsen, weil ihr Gefieder des stärksten Fettüberzuges bedarf, um dem Eindrange des Wassers zu widerstehen *).

Immerwährende Anstrengung, stetes Einwirken der Meteore und des Raubes auf so fein organisirte Körpertheile, wie die Federn es sind, machen, daß diese, trotz des eben gedachten Erhaltungsmittels, nur eine kurz-periodische Dauer haben können. Daher kommt es, daß alle Vögel — Kastraten ausgenommen — die

*) Bei eingeschränkt lebenden Vögeln verstopft sich zuweilen diese Drüse und es entsteht daher die unter dem Namen Darre bekannte Krankheit, deren Folge Auszehrung ist. Durch verrostetes Eisen und Safran, welches in das Trinkgeschirr gelegt wird, verhütet man diese Krankheit; durch vorsichtiges Oeffnen der Drüse mit einer scharfen Nadel und darauf folgendes Bestreichen mit Bleiweißsalbe wird sie zuweilen geheilt. Gänzliches Wegschneiden der Drüse zieht bei der nächsten Mauser den Tod nach sich.

alten Federn zu gewissen Zeiten verlieren und neue bekommen. Man nennt diese Erscheinung das Mausern oder Federn. Dies erfolgt, indem die vertrocknenden alten Federn keinen Nahrungssaft mehr aufnehmen. Letzter sammelt sich dann unter der Haut, und bildet in dieser den Keim des neuen Gefieders, bei dessen Ausbildung das alte ausgestoßen wird.

Bei den meisten Vögeln erfolgt das Mausern nur einmal des Jahres, während des Sommers — bei nasser und kühler Witterung später, bei anhaltend trockner und heißer früher. Bei den wilden Enten zeichnete sich in Sachsen aus dem angeführten Grunde in Rücksicht der Mauserverspätung das Jahr 1800, in Hinsicht der Beeilung das Jahr 1810 und 1811 aus; einige Vogelarten, z. B. die Wachteln — federn sich jedoch zweimal, im Frühlinge und im Herbste.

Während der Mauser sind die Vögel traurig, kränklich sogar, und sie begeben sich, da ihnen das Fliegen sehr beschwerlich, oft unmöglich wird, einzeln oder in Gesellschaft an solche Orte, wo Schutz gegen Feinde und Nahrung ihnen sich darbietet. Dieserhalb findet man im August wilde Tauben, Finken, Goldammer ꝛc. in Feldhölzern und Hecken häufiger, als sonst.

Alte Vögel federn sich gewöhnlich ganz, und das neue Gefieder erscheint bei ihnen jedesmal eben so, nur anfänglich lebhafter gefärbt, als vorher.

Junge Vögel behalten bei der ersten Mauser die Flügel- und Schwanzfedern, und verlieren nur das kleine Gefieder. Selbst noch bei zweijährigen ist die Gefiederfarbe nach der Mauser weniger lebhaft, als bei ältern. Die meisten Wasser-, Sumpf- und Raubvögel haben während der drei ersten Lebensjahre andere Gefiederfarben, als im spätern Alter. Daher die abweichenden Beschreibungen eines und desselben Vogels in verschiedenen ornithologischen Werken. Nur die Beschreibungen sind daher zuverlässig, die im Früh-

linge, während der Paarzeit, von alten Vögeln hergenommen wurden. Farbenabänderungen — z. B. weiße Schwalben, schwarze Lerchen, weiß gescheckte Zippen — sind gewöhnlicher, als bei den Säugthieren.

§. 61.

Die Hauptabtheilungen des Vogelskelettes sind dieselben, welche oben bei den Säugthieren angegeben wurden, nehmlich: Kopf, Hals, Rumpf und Gliedmaßen.

§. 62.

Wie bei den Säugthieren untersuchen wir zuvörderst den Kopf der Vögel, nach seinen äußern und innern Theilen.

A. Aeußere Theile.

a) Die Hirnschale. Die Knochenmasse, woraus sie besteht, ist weniger hart, viel leichter und enthält mehr Zellen, als bei den Säugthieren. Sie hat jedoch hinlängliche Festigkeit, um das Gehirn gegen Verletzungen von außen zu schützen. Sie muß bei den Vögeln leicht seyn und viele Zellen haben, in welche Luft aufgenommen werden kann, weil hierdurch das Schweben in der Luft beim Fluge erleichtert wird.

b) Die Stirn — der Knochentheil, welcher vorn an die Hirnschale grenzt.

c) Der Schnabel — eine hornartige Scheide, deren Wurzel über den Fortsatz des Stirnknochens sich ausbreitet, und beide Kiefer (die Kinnlade) umschließt. Der Oberkiefer ist bei den meisten Vogelgattungen, wie bei den Säugthieren, unbeweglich; nur bei einigen — z. B. bei den Ammerarten — beweglich. Der Unterkiefer ist bei sämmtlichen Vögeln beweglich und bildet hinten einen oberwärts gekehrten Bogen. Er ist

mit einem stabförmigen und einem andern kürzeren Knochen am Schädel befestigt.

Der Schnabel dient den Vögeln zum Auf- und Einnehmen der Nahrung, zur Vertheidigung, zum Bauen der Nester, zum Strafwerkzeuge für die Jungen und zu vielen andern Verrichtungen. Er ist ein für den Naturforscher höchst wichtiger Theil des Vogelorganismus: denn die Gestalt und Struktur desselben dienen, ihrer Unwandelbarkeit wegen, den systematischen Eintheilungen dieser Thierklasse vorzüglich zur Grundlage. In physiographisch-terminologischer Rücksicht bemerke man Folgendes:

Er ist *) nehmlich —

Seiner Gestalt und Richtung nach: gerade, bogenförmig, hakenförmig, scheerenförmig (Kreuzschnabel), gebrochen (fast in einem Winkel unterwärts gebogen), verengt (in der Mitte dünner), ausgebreitet, walzenförmig, pfriemförmig, röhrenförmig, fadenförmig, eingedrückt.

Nach seinem Umrisse: rund, eckig, (dreieckig, viereckig, vieleckig), bauchig aufgetrieben (gewölbt) kegelförmig (konisch), messerförmig, löffelförmig, plattgedrückt, dick, dünn.

Nach seiner Oberfläche: eben (glatt), gerunzelt, gefurcht (in die Länge oder in die Quere), mit kleinen Erhabenheiten oder mit größern Höckern besetzt, ringelförmig geschuppt, mit dünner Haut überzogen.

Nach seiner Wurzel: zusammengedrückt, plattgedrückt, erhaben, dreieckig, abgerundet; bei mehreren Vogelgattungen mit

*) Borkhausens zool. Terminologie S. 104 u. f.

einer Wachshaut (einem häutigen, glänzenden, verschieden gefärbten Ueberzuge), bei andern mit Schwielen; bei andern mit Fleischwarzen umgeben; bei andern mit wolligem Gefieder oder mit flachliegenden Borsten bedeckt; wieder bei andern mit steifen Haaren, wie mit einem Knebelbart besetzt oder gefranzt (an den Seiten mit steifen Haaren besetzt).

Nach seiner Spitze: zugespitzt, spitzig, scharf, stumpf, abgeschnitten, abgerundet, plattgedrückt, löffelförmig, keilförmig, röhrenförmig, rinnenförmig, ausgerandet, geründert, mit einem Nagel versehen (Gans), eingebogen, zurückgebogen, sanft abwärts gebogen, hakenförmig, hart, weich, biegsam.

Nach Maaßgabe des Randes der Kiefer: zahnlos, mit einem Zahn (einer scharf hervorspringenden Ecke (z. B. mehrere Raubvögel), gezähnt, gesägt, kammartig, gefranzt, ausgeschnitten, verdickt, verengt, verbreitet, eingebogen, offen.

Zu Folge des Verhältnisses der Kiefer gegen einander: von gleicher Länge, der obere länger als der untere, der obere über den unteren gewölbt, der untere inwendig hohl, in dem obern wie in einer Scheide verborgen.

Seiner Länge nach: lang (länger als der Kopf); mittelmäßig (so lang wie der Kopf); kurz (nicht so lang wie der Kopf.

Der Farbe nach: schwarz, roth, braun, gelb, oder wie sie sich dem Auge sonst darstellt.

Bei einigen Vogelarten ändert sich beim Männchen die Farbe des Schnabels im Frühlinge zur Paarzeit, bei andern sogleich nach dem Tode.

d) Das Ohr. Die Vögel haben kein äußeres

Ohr, sondern nur eine Ohröffnung. — Diese ist bei den Nachtvögeln (z. B. den Eulen) ausgezeichnet groß und mit beweglichen Deckeln versehen, die den Gehörgang, je nachdem es nöthig ist, mehr oder weniger öffnen und schließen. Bei den meisten andern Vögeln dient ein kleiner Federkranz, welcher die Ohröffnung umschließt, dem Gehörgange zum Schutz.

Die Ohröffnung wird bekleidet genannt, wenn sie mit eben solchem Gefieder belegt ist, wie der Kopf — z. B. beim Staar; — bedeckt, wenn sie mit längerem Gefieder überlegt ist — wie beim Buntspecht; — groß und offen, wenn sie vom Gefieder nicht bedeckt ist, wie bei der Eule.

e) Die Augen. Nach Verschiedenheit der Vogelarten, stehen sie näher an der Schnabelwurzel, oder näher an der Stirn, oder mitten inne. Aeußerlich werden sie durch das obere und untere Augenlied geschützt. Bei den Eulen sind beide Augenlieder beweglich; bei den meisten übrigen Vögeln nur das untere.

Die Wimpern fehlen gewöhnlich; öfters ist der Augenliederrand mit Wärzchen besetzt.

Die allen Vögeln eigene, innere Augendecke oder Nickhaut — ein halbmondförmiges, muskulöses, weißliches, halbdurchsichtiges, zarthäutiges Gewebe — faltet sich an dem innern Augenwinkel zusammen, oder bedeckt vermöge ihrer Ausdehnung das Auge ganz oder zum Theil, wenn und in wie fern es nöthig ist. Durch sie wird die Einwirkung der Lichtstrahlen gemäßigt, manche Verletzung abgewendet und der Augapfel von Unreinigkeiten gesäubert.

Der eigentliche Augenkörper zeigt sich bei den Vögeln nicht so weit hervorstehend aus der Augenhöhle, wie im Allgemeinen bei den Säugthieren, indem die harte Haut nicht, wie bei jenen, eine ganze, sondern nur eine halbe Kugel bildet.

Die durchsichtige Hornhaut hingegen erscheint mehr erhaben als bei den Säugthieren, und in Gestalt einer kleinen Kugel. In der harten Haut bemerkt man einen knochenartigen, aus elastischen Blättchen bestehenden Ring, auch einen schwarzen dreieckigen Beutel, welcher hinter dem Auge, da wo der Sehnerv liegt, sich anfängt, in die gläserne Feuchtigkeit dringt, und, wie einige behaupten, ein paar Fäden der Krystalllinse zusendet. Auch hierdurch wird die sonst zu starke Einwirkung der Lichtstrahlen gemildert. Die Regenbogenhaut oder der Stern ist verschieden gefärbt. Vögel mit orangefarbenem Stern sollen am schärfsten sehen. Bei der scheinbar mikroscopischen und telescopischen Einrichtung des Auges ist der Gesichtssinn an den Vögeln unter allen am schärfsten organisirt. Denn Gegenstände, die das menschliche Auge nicht erreicht, nehmen sie ganz deutlich wahr, z. B. das Rothschwänzchen, das aus einer großen Höhe ein sehr kleines, im Staube sich bewegendes Insekt erblickt. Auch sehen die Eulen und andere Nachtvögel bei Nacht wie die Katzen.

f) Die Nasenlöcher liegen im Oberkiefer. Aus der Beobachtung der Lage, Form, Ausdehnung, Bedeckung und Scheidewand derselben ergeben sich oft sehr standhafte Unterscheidungszeichen der Vogelgattungen und Arten.

Sie haben ihre Lage theils auf dem Rücken des Schnabels, theils zu beiden Seiten desselben, und zwar an der Mitte oder an der Wurzel. Nicht selten liegen sie auch hinter der Schnabelwurzel. Der Form nach sind sie rund, oval, mondförmig, länglich, röhrenförmig, gerundet, hervorragend, gewölbt.

Der Ausdehnung nach erscheinen sie weit geöffnet, eng, linienförmig, als ein kaum sichtbarer Riß.

In Rücksicht der Bedeckung sind sie freiliegend, ganz bedeckt, halbbedeckt, zum Theil bedeckt. Die Bedeckung macht entweder die Wachshaut — eine oft aufgetriebene, bald weiche, bald knorpelartig-harte häutige Substanz —; oder nur ein harter häutiger Rand, zurückgeschlagenes oder borstenartiges Gefieder, oder steife Borsten.

Zu der Beschreibung des Kopfes, so wie er dem Aeußern nach erscheint, sind folgende terminologische Bezeichnungen eingeführt:

Bei allen unserm Himmelsstriche immer, oder nur periodisch angehörigen Federwildarten (wilden Vögeln) ist der Kopf im Verhältnisse zum übrigen Körper klein. Um aber seine Größe möglichst kenntlich beschreiben zu können, mußte zur nähern Bestimmung der besondern Verhältnisse der Kopfgröße zur Körpergröße eine Norm festgestellt werden.

Zu dem Ende wird der Kopf groß genannt, wenn das Verhältniß desselben zum Rumpfe ungefähr so ist, wie bei den Eulen; mittelmäßig, wenn es so ist, wie bei den Drosseln; klein, wenn es ist, wie bei den Hühnern.

Die Form des Kopfes im Ganzen wird, je nachdem sie bei der Anschauung eines Vogels sich darstellt, durch die Ausdrücke: rund, erhaben, gewölbt, flachgewölbt, zusammengedrückt, plattgedrückt, spitzauslaufend, katzenköpfig (bei den Eulen) bezeichnet.

Die Stirn und der vordere Theil des Schädels, zusammengenommen, heißen Oberkopf; der hintere Theil des Schädels bildet den Hinterkopf.

Halfter heißen die äußersten Federchen am Rande des Schnabels; und zwar ist die Halfter zurückgebogen, wenn die Federspitzen sich nach vorn zu über die Schnabelwurzel legen.

Zügel — die befiederten oder nackten Streifen zwischen den Schnabelecken und den Augen.

Augenbraunen — der Ring, welcher die Augen zunächst umgibt.

Schläfe — die Gegend zwischen den Augen und den Gehöröffnungen. Sie sind befiedert oder nackt und im letztern Falle bald glatt, bald gerunzelt, bald mit Fleischwarzen besetzt.

Gesicht — die Gegend um die Augen bis an die Schläfe, nebst der Stirn; sonst alles, wie bei den Schläfen.

Wangen — die Gegend zwischen den Augen und dem untern Rande des Unterkiefers; sonst alles, wie bei den Schläfen.

Die Augenlieder stellen sich entweder nackt, oder befiedert, oder borstig dar.

Uebrigens ist der Kopf bald ganz oder zum Theil nackt; bald ganz oder zum Theil befiedert.

Bei einigen Federwildarten bemerkt man auf der Stirn, auf dem Scheitel, am Hinterkopfe, auch wohl am ganzen Oberkopfe und Hinterkopfe Gefiederverlängerungen, welche den Namen Holle, Haube oder Federbusch führen. Solche Hollen bestehen bald aus gewöhnlichen, bald aus schlanken, biegsamen, oder aus borstigen Federn. Sie stellen sich sehr verschieden gestaltet und gerichtet dar: kugelig, zugespitzt, oben ausgebreitet, zusammengedrückt, plattgedrückt, aufgerichtet, zurückgeschlagen, herabhängend, pfriemförmig, beweglich, unbeweglich. An den Öhröffnungen stehend, heißen ähnliche Verlängerungen Federohren — wie bei den Eulen —, oder Backenkragen — wie beim Ohrentaucher. —

B. Innere Theile.

a) Das Gehirn. — In Rücksicht desselben ist zu bemerken, daß es verhältnißmäßig zum Kopfe kleiner ist, aus weniger Kreisen und Windungen besteht, und in mancher Rücksicht weniger vollkommen organisirt zu seyn scheint, als bei den

Säugthieren. Der vordere Theil desselben ist fest, und aschgrau gefärbt.

b) Das innere Ohr. Wie früher bereits bemerkt worden ist, fehlt dem innern Ohre der Vögel die Schnecke; auch mangeln die Muskeln an den Gehörknöchelchen. Bei dieser einfachen Organisation der Gehörsinneswerkzeuge ist es desto mehr zu bewundern, daß manche Vögel so scharf hören. Diese Wahrnehmung muß uns davon überzeugen, daß unsere Vorstellungen darüber, wie die Thiere zur Empfindung des Hörens gelangen, nichts weniger als klar sind.

c) Geruchsorgane. — Sie sind mit vielen Nerven versehen; deswegen riechen die Vögel im Allgemeinen, vorzüglich aber die Raubvögel, sehr scharf.

d) Die Zunge. — Bei den Vögeln kommt sie eigentlich als Organ des Geschmacksinnes nicht in Betracht; denn obgleich alle Vögel — und in vorzüglichem Maaße die Sumpf- und Wasservögel — im Oberschnabel Geschmacksnerven haben; so scheint doch bei den meisten dieser Sinn der schwächste zu seyn. Wahrscheinlich ists daher, daß die Zunge mehr dazu nützt, die Nahrungsmittel im Schnabel so zu wenden, daß sie leichter verschluckt werden können. Nächstdem erhält durch sie die Stimme Töne und Modulation und letztere ist von der Gestalt der Zunge mit abhängig. Der Naturforscher nimmt von der Beschaffenheit derselben die Gründe zur Bestimmung der Gattungscharakteristik bei mehreren Vögeln her. Er untersucht die Zunge dann α) der Substanz nach, und findet sie bei manchen Vögeln fleischig, bei andern harthäutig, oder knorpelartig; β) der Gestalt im Ganzen nach, und da erscheint sie ganz, oder gespalten, oder eingeschnitten, oder ausgezackt, oder zerrissen; gefranzt, ausgerandet, oder ausgeschnit-

ten, pfeilförmig, fadenförmig, röhrenförmig, wurmförmig, federartig, an der Wurzel aufgetrieben, flach, breit, schmal, gleichbreit, hinten breiter als vorn; γ) der Spitze nach; hier stellt sie sich sehr verschieden geformt dar, nehmlich: spitzig, abgeschnitten, stumpf, dolchähnlich, zerrissen, widerhakig, borstig, mit einem fadenförmigen Ansatze; δ) der Länge nach, und man nennt sie hiernach lang, wenn sie bis zur Spitze des Unterkiefers reicht, kurz im umgekehrten Falle.

§. 63.

Der Hals der Vögel hat im Verhältnisse zum übrigen Körper nur eine geringe Dicke, aber eine bedeutende Länge. Der Ornitholog nennt ihn kurz bei Vögeln, wo das Verhältniß desselben zum Rumpfe ungefähr so ist, wie beim Finken; mittelmäßig bei denen, deren Hals dem der Hühner ähnelt; lang bei denen, wo die verhältnißmäßige Länge desselben zum Rumpfe ungefähr so ist, oder mehr beträgt, als bei der Gans und dem Reiher.

Als äußere Theile desselben kommen in Betracht:

a) die Wirbelknochen, aus denen er, als Verbindungsglied des Kopfes mit dem Rumpfe, besteht. Sie sind sehr beweglich und bei den Säugthieren den Rückgrathswirbeln analog. Jeder einzelne hat unten am Vordertheile einen Fortsatz, an der obern Abstutzung eine Aushöhlung, an der untern eine Erhabenheit, — beides der Quere nach ausgedehnt. Die oberwärts gekehrte Seite des dem Kopfe zunächst stehenden Wirbelknochens bezeichnet man mit dem Ausdrucke Genick; das Uebrige des Halses bis zum Rumpfe durch Nacken und beides zusammen bildet den Oberhals. Die unterwärts gekehrte Seite der dem Schna-

bel zunächst liegenden Wirbel wird Kehle genannt. Ungefähr vom dritten Wirbel an, bis zur Brust dehnt sich die Gurgel aus. Kehle und Gurgel bilden den Vorderhals.

b) Die Bedeckung. Sie besteht entweder aus Federn, oder aus wolligem Flaum. Umgeben lange abstehende Federn den Hals rundum, so wird dies ein Halskragen genannt; stehen zu beiden Seiten lange bewegliche Federn, so drückt man dies durch geflügelten Hals aus. Lange, längs dem Oberhalse hin über einander gelegte Federn bilden die Mähne. Stellt sich an der Kehle eine aus Federn oder aus Haaren bestehende Verlängerung dar, so wird dies durch Federbart oder Haarbart bezeichnet.

B. Innere Theile

a) Die Luftröhre. Sie ist bei den Vögeln in manchem Betrachte ganz anders eingerichtet, als bei den Säugthieren.

Sie liegt den Halswirbeln weniger nahe, als bei den Säugthieren und erscheint gewöhnlich groß und stark, ohne herunterhängenden Gaumen, ohne Zäpfchen und ohne Kehldeckel — alles Theile, die beim Säugthiere sich finden. Anstatt der zwei großen, bei den letztern in der Nase sich öffnenden Löcher bemerkt man an den Vögeln eine lange, enge, mit starken Muskeln versehene Ritze. Sie schließt und öffnet sich, je nachdem es aus irgend einem Grunde nöthig ist — ersteres vorzüglich deshalb, damit keine Nahrungsmittel in die Luftröhre, statt in die Speiseröhre, dringen. Auch vertritt sie die Stelle der Stimmritze. Unten, wo die Luftröhre zwei in die Lungen übergehende Zweige bildet, befinden sich die Stimmorgane. Am Ursprunge dieser Zweige bemerkt man zu beiden Seiten der Röhre einen vom Brustknochen ausgehenden Muskel, welcher Verengerung und Erweiterung derselben bewirkt. Auch stellt sich

in eben dieser Gegend eine in die Brusthöhle gehende Oeffnung dar. Das eigentliche Organ des Lautes bilden rundherumgehende Knorpelringe; bei den Säugthieren ist nur ungefähr der vierte Theil der Luftröhre mit einer häutigen Substanz ausgefüllt. Durch willkührliche Ausdehnung und Wiederverengerung jener Knorpelringe werden die Modulationen der Gesangmelodien vorzüglich bewirkt.

b) Der Schlund (Speiseröhre). Er geht an der rechten Seite der Halswirbel herab. Am Ende des Halses ist an demselben der Vormagen oder Kropf — ein häutiger, an der Außenseite mit vielen Drüsen besetzter Sack *) befindlich.

Dieser allen Vögeln eigene Vormagen ist bei den körnerfressenden Vögeln immer verhältnißmäßig größer, als bei den fleischfressenden. Bei den Raubvögeln ist er am kleinsten, und liegt unter dem Schlusselbeine. Durch den Saft, welchen die vorher erwähnten Drüsen in den Kropf abgeben, werden bei den körnerfressenden Vögeln die verschluckten Samen aufgequellt und zum Theil aufgelöst. Gewisse Vögelarten füttern mit dieser Masse, die sie durch die Speiseröhre wieder in den Schnabel bringen, ihre Jungen bis zur Flugbarkeit aus dem Kropfe, und eignen nur das Nothdürftige sich selbst zur Nahrung an; andere verwenden sie blos für sich und füttern die Jungen nicht. Bei den fleisch- und insektenfressenden Vögeln werden durch den schärfern Drüsensaft die mitverschluckten Knochen, Haare, Gräthen, Flügeldecken der Käfer ꝛc. von der Fleischsubstanz gleichsam losgebeitzt und in Gestalt runder oder rundlicher Ballen (die der Jäger bei den Raubvögeln mit dem Namen Gewölle belegt) durch

*) Der Vormagen liegt, nebst dem weiter unter zu erwähnenden Peyerschen Trichter, eigentlich schon im Rumpfe. Beide dem Magen Nahrungsmittel zuführende Werkzeuge müssen jedoch hier des Zusammenhanges wegen angeführt werden.

den Schlund wieder ausgeworfen. Der Theil der hier schon in Brei verwandelten Masse, welcher zur Nahrung des Vogels bestimmt ist, geht nun aus dem Kropfe durch den Peyerschen Trichter — welcher eine Fortsetzung des Schlundes und noch häufiger als der Kropf mit Drüsen besetzt ist, — mehr aufgeweicht und aufgelöst, in den wahren Magen über, wo dann die Verdauung vollendet wird.

§. 64.

Hinter dem letzten Halswirbel fängt der Rumpf an. Im Ganzen stellt er sich fast eirund geformt, oben etwas platt, bei einigen Vogelarten an den Seiten zusammengedrückt, bei andern abgerundet, unten — besonders nach vorn hin — zugeschärft dar.

A. Aeußere Theile.

1. Das Skelett und an diesem

a) der Rückgrath, dessen Wirbelbeine eben so, wie die im Halse ausgehöhlt sind, ohne jedoch unten die an jenen befindlichen Fortsätze zu haben. Auch fehlt ihnen die Beweglichkeit.

b) Das Schwanzbein. Es schließt sich mit einem beweglichen Wirbelknochen am Rückgrathe an und besteht gleichfalls aus einigen, an einander verwachsenen Wirbelknochen, deren letzter flach zusammengedrückt und der größte von allen ist.

c) Das Becken — am Rückgrathe sich anschließend, ist es vorn offen. Die Seitenknochen breiten sich weit aus, und am Vorderrande desselben nimmt man einen dünnen, ziemlich langen Fortsatz wahr.

d) Die Schlüsselbeine — sie sind gabelförmig verwachsen, liegen vorn am Rückgrathe und sind zur Befestigung der Flügel bestimmt.

e) Die Rippen. Sie bilden, wie bei den Säugthieren, die Brusthöhle.

f) Der Brustknochen. Er besteht aus einer weit sich ausbreitenden, wenig beweglichen, gewölbten

Platte, auf welcher eine andere schaarartig geformte, der Länge nach aufgerichtet, sich hinzieht. Zu beiden Seiten des Brustknochens liegen starke Muskeln.

2. Der Fleischüberzug. Er ist blos am Brustknochen und in der Gegend der Schlüsselbeine stark und fest; hinter den Rippen, wo durch ihn die Bauchhöhle gebildet wird, dünnhäutig und schlaff, sonst überall am Rumpfe fast nur straffhäutig.

3. Die Bedeckung. Sie besteht aus Federn und — wie schon oben gesagt — besonders bei den Wasservögeln, aus darunter und dazwischen verbreitetem Flaum. Die angeführten äußern Rumpftheile erhalten bei der Beschreibung eines Vogels folgende terminologische Bezeichnungen.

Rücken — der ganze Rumpftheil, welcher dem Rückgrathe entlang sich hinzieht. Man unterscheidet an ihm: den Vorderrücken, den Theil zwischen dem Halse und dem Schlüsselbeine bis hinter die Stelle, wo die Flügel mit diesen verbunden sind; den Mittelrücken — den Theil vom Ende des Vorderrückens bis zum Schwanzbeine; den Steiß oder Hinterrücken, welcher durch das Schwanzbein gebildet wird. Den Mittelrücken und Steiß zusammengenommen, begreifen einige unter dem Namen Bürzel zusammen.

Schultern — die Gegend über und an beiden Seiten der Stelle, wo die Flügel mit den Schlüsselbeinen in Verbindung stehen.

Achseln — die Gegend zunächst unter der eben gedachten Stelle.

Weichen — die schlaffe Haut, welche hinter den Rippen die Seite der Bauchhöhle bildet.

Brust — die Gegend vom Ende des Vorderhalses bis zur vordern Hälfte des Brustknochens.

Bauch — die Gegend von der eben bezeichneten Stelle längs den Weichen bis hinter die Füße.

After — die Gegend hinter den Füßen bis zum Schwanzbeine hinauf.

B. Innere Theile.

a) Die Luftbehälter — zwei häutige Säcke, welche durch eine Verlängerung der innern Brusthaut, da, wo sie an jeder Seite mit dem Zwerchfelle zusammenhängt, gebildet werden und — an der innern Fläche des Brustknochens und des untern Theiles des Rumpfskelettes befestigt — längs dem Bauche sich verbreiten. Sie nehmen die Luft auf, welche durch eine an der Luftröhre, da, wo sie die beiden mit den Lungen in Verbindung stehenden Zweige bildet, befindlichen Oeffnung, ohne durch die Lungen zu gehen, in die Brusthöhle eindringt. Vermehrung und Verminderung des Vorrathes an Luft in diesen Säcken hängt von der Willkühr des Vogels ab. Die Luftbehälter wirken — wie das muskulöse Zwerchfell und die Bauchmuskeln bei den Säugthieren — zur Verdauung, zu den Ausleerungen und zum Eierlegen mit; auch tragen sie dazu bei, daß der Vogel beim Gesange und beim Fluge nicht so gar oft athmen muß.

b) Die Lungen — zwei verhältnißmäßig kleine, mit einer nicht dichten, sondern durchlöcherten Haut — vermittelst welcher sie mit den Luftbehältern in Verbindung treten — umschlossene, rothe schwammige Körper. Sie haben ihre Stelle im obersten, äußersten Theile der Brusthöhle und dehnen sich bis zum Steiß und den Rippen aus, an welchen letztern sie angewachsen sind. Sie sind fast wie die menschlichen gestaltet.

In der besondern Organisation der Lungen und der unter a) beschriebenen Luftbehälter liegt der wesentlichste Unterschied zwischen dem innern Bau der Vögel und dem der Säugthiere. Beide Werkzeuge machen, indem durch sie viele Luft in der Brust- und Bauchhöhle sich verbreitet, daß der Vogelkörper beim Fluge leichter in und von der atmosphärischen Luft getragen wird.

c) Das Herz. — Es unterscheidet sich von dem

Herzen der Säugthiere durch seine etwas mehr verlängerte, im Breitendurchmesser mehr abgerundete, weniger plattgedrückte Form; durch den ungetheilten Bogen der großen Schlagader, durch die an der Oeffnung, welche aus der vordern Vorkammer zur vordern Herzkammer führt, befindliche, nur einfache fleischige Klappe, die weit kräftiger, als die häutige Klappe bei den Säugthieren, das Zurücktreten des aus der Vorkammer in die Herzkammer übergegangenen Blutes verhindert, und hierdurch zugleich — bei der zusammenziehenden Bewegung des Herzens — verursacht, daß der Trieb des Blutes nach der Lunge stärker wird.

d) Das Zwerchfell. Es ist nicht muskulös, wie bei den Säugthieren, sondern besteht aus einer dünnen Haut, die mit dem Herzbeutel zusammenhängt, und wird deshalb, — wie bereits oben unter a) bemerkt worden — von den Luftbehältern in seinen Funktionen unterstützt.

e) Der Magen. Er liegt bei allen Vögeln vor den Därmen; bei den meisten ganz vorn an der Brusthöhle, bei andern in der Mitte des Unterleibes, bei noch andern ganz tief unten, und enthält zwei starke Muskeln, welche auswendig mit einer Membran überzogen und inwendig zum Schutze gegen Verletzungen — z. B. durch verschluckte harte Körper — dicht und fest behäutet sind. Bei den Vögeln vorzüglich, welche zur Beförderung des Verdauens Steinchen und Sand verschlucken, bemerkt man an dem Ende der beiden behäuteten Magenmuskeln zwei sackähnliche Behälter, welche wahrscheinlich dazu bestimmt sind, die verschluckten unverdaulichen harten Substanzen, welche sich beim Uebergange des Nahrungsbreies in die Gedärme abscheiden, aufzunehmen und zu verwahren.

Untersucht man von zahmen Hühnern, die mit andern Exkrementen vermengt, durch den Mast-

darm abgegangenen oder durch den Schnabel zuweilen ausgeschleuderten Steinchen, so findet man sie an den Ecken rundlich abgescheuert. Dies läßt mit Grund vermuthen, daß die Verdauung der im Vormagen eingeweichten und zum Theil schon aufgelösten Nahrungsmittel, wenn sie in den wahren Magen gelangen, hier durch Reibung befördert werde. Bei den Raubvögeln ist der Magen weniger muskulös und dünner behäutet, weil die Fleischnahrung leichter verdauet werden kann, als die vegetabilische.

f) Die Leber. Sie hat mit der Leber der Säugthiere gleiche Bestandtheile und gleiche Funktionen; liegt aber nicht immer auf der rechten Seite, sondern läuft durch eine häutige Scheidewand in zwei gleiche Theile getrennt, der Länge nach fort.

g) Die Gallenblase liegt weiter von der Leber entfernt, ist auch verhältnißmäßig länger und überhaupt größer, als bei den Säugthieren. Manchen Vögeln — z. B. den Tauben — fehlt die Gallenblase, nicht aber die Galle. Bei ihnen wird diese in der Leber selbst abgesondert und geht aus derselben durch den Gallengang unmittelbar in die Därme über.

h) Die Milz. — Sie ist bei den Vögeln rund gestaltet, und stets in zitternder Bewegung. Ausführende Gänge sind nicht zu bemerken. Sie hat ihren Platz zwischen dem Magen, der Leber und dem Rückgrathe.

i) Die Nieren — zwei drüsenartige Körper von gleicher Struktur, wie bei den Säugthieren. Sie liegen an der Seite des Rückgraths in einer Knochenhöhle dicht neben einander, und sind länglich, rundlich, vorn etwas breiter, fast zweilappig gestaltet. In den Nieren sondert sich auch bei den Vögeln — die sämmtlich keine Harnblase haben — der Harn als eine weiße Materie ab, und wird aus denselben durch einen am untern Theile

einer jeden befindlichen bläulich gefärbten Kanal ausgeführt, der mit einer eigenen Oeffnung in die gemeinschaftliche Kloake ausgeht. Hier legt die Harnmaterie sich an den aus den Gedärmen abgeschiedenen Unflath an, geht mit ihm durch den After ab, und wird bei eintretender Verhärtung an der Luft zu einer kalkartigen Substanz.

Mit den Drüsen verhält es sich, wie bei den Säugthieren.

k) Die Därme. Auch bei den Vögeln findet, wie bei den Säugthieren, die Eintheilung in dünne und dicke Därme statt. Ueberhaupt können wir uns hier füglich auf bloße Anführung der Abweichungen beschränken, welche bei beiden Thierklassen in Rücksicht der Einrichtung der Därme statt findet.

Der Zwölffingerdarm tritt nahe am Eingange des Schlundes mit dem Magen in Verbindung. Seine Oeffnung ist von der Schlundöffnung nur durch eine Scheidewand getrennt, welche bewirkt, daß die verschluckte Nahrung nicht etwa grade in den Darm, sondern erst in den Magen gehen muß, um dort dem Anfange des Verdauungsprozesses sich zu unterwerfen. Aus dem Magen geht der Nahrungsbrei in den Zwölffingerdarm, welcher meist an der rechten Seite liegt, lose im Unterleibe hängt, wieder zur Leber hinaufsteigt und an diese sich anheftet. Zunächst der Stelle, wo er sich zu erheben anfängt, wird von ihm der Gallengang aufgenommen.

Die dünnen Därme sind bei den körnerfressenden Vögeln verhältnißmäßig länger, als bei den fleischfressenden, weil in Folge des Genusses fleischiger Substanzen die Verdauung, die Aneignung des Verdauten und das Fortschaffen des Unrathes schneller vor sich gehen kann, als nach dem Genusse vegetabilischer Nahrungsmittel überhaupt, besonders harthülsiger Samen. Bei den

körnerfressenden Vögeln schließt sich am Ende des letzten dünnen Darmes zu jeder Seite ein verhältnißmäßig großer Blinddarm an. Diese beiden Blinddärme — welche die Raubvögel aus eben dem Grunde nicht haben, aus welchem die dünnen Därme bei ihnen kürzer sind — nehmen den nach Vollendung des Verdauungs-, und beim Fortgange des Ernährungs- und Bildungsprozesses abgeschiedenen Unrath auf und führen ihn nach und nach in den Mastdarm und bis in die am Ende desselben, nahe am After befindliche gemeinschaftliche Kloake — welche diesen Namen deshalb führt, weil in ihr die Ausführungsgänge des Unraths, der sich aus den Därmen, den Harngefäßen und den Zeugungsorganen absondert, zusammenlaufen und hier sich entleeren. Aus der Kloake geht endlich alles durch den After ab.

l) Das Gekröse. Es besteht aus weit lockerer Masse und die Blutgefäße desselben sind weniger von Fett umhüllt, als bei den Säugthieren. Durch dasselbe hängen die kleinen Därme zusammen. Die Gekrösdrüse liegt zwischen zwei Falten des Zwölffingerdarmes und läßt den Gekrösdrüsensaft durch zwei oder drei Kanäle, nahe beim Gallengange in den Zwölffingerdarm übergehen.

m) Das Mittelfell — eine häutige Substanz, durch welche die Brusthöhle und der ganze Unterleib der Länge nach getheilt wird. Es hängt mit der Lunge, dem Herzbeutel, der Leber, dem Magen, und mit dem den Magen und die Därme umschließenden Fette — welches die Stelle des Netzes vertritt — zusammen.

n) Die Zeugungstheile.

α) Männliche. Von den beiden drüsigen, nierenförmigen Hoden liegt an jeder Seite des Rückenknochens einer. Sie sind im Verhältnisse zum Vogelkörper, besonders während der

Begattungszeit, groß. Der linke übertrifft stets den rechten an Größe. Jeder hat seinen Nebenhoden. Die aus ihnen entspringenden Samengefäße gehen erst gerade aus, dann wellenförmig bis in die Ruthe. Alle hühnerartige Vögel männlichen Geschlechts haben eine doppelte Ruthe.

β) Weibliche. Der Eierstock — er besteht aus vielen, gleichsam an einem ästigen Stamme hängenden, zart behäuteten Kügelchen von verschiedener Größe, in welchen die Grundmasse zum Dotter des künftigen Eies enthalten ist. Durch eine eigene, feine Haut steht der Eierstock mit dem Rückenknochen in Verbindung; zugleich aber auch mit der weiter hinterwärts am Mastdarme liegenden Gebärmutter, deren Oeffnung von dem Eierstocke abwärts gerichtet steht. Von dem Eierstocke bis zur Gebärmutter führt ein schlauchartiger Kanal — Trichter genannt.

Vermöge eines sehr heftigen, durch die Begattung erregten Reizes, der vorzüglich auf das Häutchen zu wirken scheint, durch welches die Gebärmutter mit dem Eierstocke in Verbindung steht, wendet sich die Oeffnung der Gebärmutter nach der untern Oeffnung des Trichters hin; zugleich reißt sich eines der größten Dotterkügelchen vom Eierstocke los, geht in den Trichter, nimmt hier einen dicklichen, gelblichen, aus besondern Drüsen abgesonderten Saft auf, und bringt in die Gebärmutter, die dann wieder in ihre vorherige Lage sich wendet. Hier folgt die Befruchtung des Dotters durch den männlichen Samen; zugleich mischt sich der aus dem Trichter mit übergegangene Saft einem andern, in der Gebärmutter vorräthigen bei, und aus dieser Mischung entsteht das Eierweiß (Eiweiß) und Eierklar. Sobald nun in der Gebärmutter das Ei seine Vollkommenheit erreicht hat, geht es

in die gemeinschaftliche Kloake über und wird gelegt.

Die Begattungszeit der allermeisten wilden Vögel tritt im Frühlinge ein; nur wenige machen eine Ausnahme, z. B. der Kreuzschnabel, welcher — wahrscheinlich vermöge des häufigen Genusses erhitzender Nahrungsmittel — sein Geheck im Winter macht.

Viele wilde Vögel schließen den ehelichen Verein paarweise auf Lebenszeit; andere, z. B. die hühnerartigen, treiben Vielweiberei und Vielmännerei (Polygamie). Das Erwachen des Begattungstriebes legt sich bei den Vögeln, wie bei den meisten Thieren, durch zum Theil sehr bizarre Zärtlichkeitsäußerungen des Männchens gegen das Weibchen zu Tage.

Die Vollführung des Begattungsaktes selbst — das sogenannte Treten, so wie das Einbeißen in die Kopfhaut, und das Schlagen mit den Flügeln dabei von Seiten des Männchens, kennt jeder von den Hausvögeln her.

Manche wilde Vögel üben ihn auf der Erde, andere auf Bäumen, noch andere auf dem Wasser aus. Bei den eigentlichen Singvögeln ist es nichts ungewöhnliches, daß das Weibchen das Männchen wieder tritt, wenn es von diesem getreten worden ist. —

Der nächste Erfolg der Begattung ist das Eierlegen. Dann folgt das Bebrüten der Eier, und hierzu treffen die Vögel — mit Ausnahme des Kukuks, welcher nicht selbst nistet und brütet, sondern sein Ei in das Nest anderer insektenfressenden kleinen Vögel legt — Vorbereitungsanstalten durch Verfertigung der Nester, an Orten und aus Materialien, die sie ihrem Instinkte, ihrer Lebensart und dem Bedürfnisse gemäß, mit Klugheit wählen. Diese Wahl des Ortes und der Materialien erbt ganz bestimmt von den Aeltern auf die Kinder fort und bleibt immer sich gleich.

Manche Vögel bauen das Nest demnach zwischen die Aeste hoher Bäume, andere zwischen die des dichten Gesträuches, andere in hohle Bäume, andere in

Sümpfe, ins Schilf am Wasser, andere auf die Erde, noch andere machen gar kein ordentliches Nest, sondern legen die Eier zwischen Kieselsteine, oder in eine kleine Erdvertiefung.

Die Wahl der Materialien zum Nestbau richtet sich nach der Brutwärme, welche jeder Vogelart eigenthümlich ist; auch nach dem Schutze und nach der äußern Wärme, in so fern beides den Eiern und den Jungen nöthig ist. Aus diesen Gründen wird das aus Reisig, Wurzeln, Flechten, Halmen, Schilf dichter oder leichter geflochtene, tiefer oder flacher ausgehöhlte, äußerlich mehr oder weniger abgerundete Nest mit Moos, Haaren, Wolle oder Federn inwendig ausgefüttert, auch wohl mit lehmiger Erde ausgekleidet, oder nicht. Die Erdvertiefung im Gegentheile, welche die Stelle des Nestes vertritt, wird nur spärlich mit Halmen oder Laub ausgelegt; der zwischen Kieselsteinen ausgesuchte Brüteplatz aber gar nicht verwahrt. Bei den Vögeln, welche polygamisch sich begatten, trägt das Männchen eben so wenig zum Bau des Nestes etwas bei, als es mit brütet. Bei denen, welche paarweise sich verbinden, und dann auch gemeiniglich abwechselnd brüten, trägt es wenigstens die Nestmaterialien zu, und hilft die erste äußere Anlage machen. Das Weibchen vollendet dann den Bau, wobei es sich in die Nestvertiefung setzt und in derselben im Kreise sich herumdreht, um den nöthigen Raum für sich, so wie für die Eier und Jungen zu bestimmen.

In diesen Nestern brüten einige wilde Vogelarten jedes Jahr nur einmal; andere zwei-, einige auch wohl dreimal. Manche bauen alljährlich neue Nester; manche suchen das alte wieder auf, und bauen dann nur ein neues, wenn das erste durch Feinde, oder durch Zufall vernichtet wurde.

Gewöhnlich legt das Weibchen an demselben Tage, an welchem der Bau des Nestes vollendet wurde — oder doch am folgenden — ein Ei, binnen den nächsten 24 Stunden wieder eins, und so — zuweilen

einen Tag aussetzend — fort, bis das für verschiedene Vogelarten verschieden bestimmte Gelege (die auf einmal zu bebrütende Anzahl von Eiern) vollzählig ist. Das Gelege einiger Vogelarten enthält nicht über zwei Eier; bei andern ist es mehrzählig; bei noch andern vielzählig; nie aber ist es stärker, als es seyn darf, um völlig bebrütet werden zu können. Manche Weibchen legen auch fort und in dasselbe Nest, wenn man die vorher gelegten Eier alle, oder sicherer, bis auf eins wegnimmt, — z. B. die Meven. Stets tritt beim Legen das obere (stumpfere) Ende des Eies zuerst aus der Kloake hervor.

In Rücksicht der Größe, Gestalt und Farbe der Eier findet große Verschiedenheit statt. In der Regel legen große Vögel große Eier. Ausnahme von dieser Regel machen die Strandpfeifer (Regenpfeifer) und die Strandläufer, die viel größere Eier haben, als andere Vögel von gleicher körperlicher Größe. Im Gegentheile ist das Ei des Kukuks nicht viel größer als das Ei der Grasmücke.

Die bekannte länglichrunde Form ist allerdings die gewöhnlichste bei den Eiern; doch findet man auch, nach Maaßgabe der verschieden gebildeten Geburtsglieder, an beiden Enden mehr als gewöhnlich zugespitzte, auch fast kugelrunde.

Das Aeußere des Eies erscheint entweder in einem weißen oder in einem andern überall gleich gefärbten Gewande; oder es stellt sich auf durchaus gleich gefärbtem Grunde mit einfarbigen, oder mehrfarbigen Punkten, Strichen, Flecken gezeichnet dar.

Sonst sind an dem Ei folgende Bestandtheile augenfällig bemerkbar:

α) Die Schale — eine kalkartige, dünne, harte und feste zerreibliche Masse, die mit unzähligen kleinen, ohne Vergrößerungsglas nicht genau zu erkennenden Oeffnungen, durch welche Brutwärme und Luft eindringt, übersäet ist.

β) Eine dünne, pergamentartige Haut, wel-

che an der inwendigen Seite mit einem feinern Häutchen überzogen ist.

γ) Noch ein höchst zartes Häutchen, welches

δ) das Weiße im Eie umschließt. Die obere Lage desselben bildet eine weiße, klare, flüssige Materie — Eierklar genannt —, die darunter befindliche besteht aus einer zäheren, schlüpfrigen, bei frischen Eiern gleichfalls durchsichtig weißen, bei bebrüteten gelblich gefärbten Masse, welche das eigentliche Eierweiß ausmacht. Dann folgt

ε) wieder ein zartes Häutchen, welches

ζ) den Dotter umschließt. An demselben unterscheidet man die lichter oder dunkler gelb gefärbte strengflüssige, zähe, schlüpfrige Materie, nach welcher das Ganze auch Eiergelb genannt wird; dann oben und unten den Hagel, welcher gleichsam zwei Bänder bildet, die den Dotter schwebend halten; ferner an der einen Seite des Gelben die Narbe (Hahnentritt) — einen linsengroßen, weißen Kreis, und in der Mitte derselben einen kleinen aschgrauen Körper, in welchem der Embryo (die Frucht) sich entwickelt. Diejenige Seite des Dotters, wo die Narbe liegt, soll leichter seyn, als die entgegengesetzte, und deshalb die letztere im Neste von selbst nach unten zu sich kehren. Meinen bei zahmen Tauben oft wiederholten Beobachtungen zu Folge scheint dem nicht immer, sondern nur im Moment des Legens, so zu seyn; denn nie konnte ich bemerken, daß eine Umwendung des Eies, das ich mit einem Stäbchen aus seiner Lage brachte, von selbst erfolgte; wohl aber sah ich, daß die vorher entfernte Taube, sobald sie wieder aufs Nest kam, das Ei mit dem Schnabel wieder in seine erste Lage wendete, und dies wahrscheinlich deshalb, weil sie wahr nahm, daß der durch das Brü-

ten vorzüglich erwärmte Theil des Eies anders als vorher gerichtet war.

Alle wilde Vögel, die in unsern Gegenden ihr Geheck machen — mit Ausschluß des Kukuks — betreiben und vollenden das Brütegeschäft vermittelst der ihrem Körper eigenthümlichen thierischen Wärme. Bei denjenigen Arten derselben, welche in Polygamie leben, liegt dies Geschäft dem Weibchen allein ob; bei denen, die paarweise sich begatten, nimmt in der Regel das Männchen zwar Antheil am Betriebe desselben, der größere fällt aber immer dem Weibchen zur Last; bei einigen übernimmt das Männchen blos den Schutz des Nestes; bei noch andern müssen die Weibchen allein brüten; bei einigen werden die allein brütenden Weibchen von den Männchen auf dem Neste gefüttert, in den meisten Fällen verläßt aber jenes das Nest nur auf kurze Zeit, um nothdürftige Nahrung zu sich zu nehmen.

Jeder brütende Vogel beweis't schon für seine Eier ungemeine Liebe und Sorgfalt; er beschützt sie sogar nach allen Kräften, nicht selten mit Aufopferung seines Lebens. Halb sitzend, halb stehend, so daß das Gefieder des Unterleibes und der Flügel sämmtliche Eier leise berührt und überdeckt, versetzt er diese in den erforderlichen Brütewärmegrad. Die ersten drei Viertheile der Brütezeit hindurch geht der Vogel zwar zuweilen, aber dann nur auf kurze Zeit vom Neste *); gegen das Ende derselben aber zeigen vorzüglich die Weibchen sich so emsig, daß sie fast gar nicht mehr aufstehen, und Fressen und Saufen vergessen. Nur bei unvorsichtiger Berührung bebrüteter Eier mit Menschenhänden und bei ganz ungünstiger Witterung, vorzüglich bei großer Kälte, werden diese von Brutvögeln verlassen.

Uebrigens richtet sich die Dauer der Brütezeit in

*) Manche Weibchen bedecken dann jedesmal die Eier mit in der Nähe liegendem Genist.

der Regel auch die Gefälle des Bischofs. Es scheint z. B. so, wenn die Urkunde von Speyer, die Wormsgefälle nur vorgibt Lage.

Die Urkunde von Speyer ist also, wie sich bis jetzt ergeben hat, eine Fälschung, die Urkunde Heinrichs III. ist ein Quell Verdächtiger[1] geringer Bedeutung betreffen dem der Bischof Rudolf von Worms die Fälschung selbst. Denn die schlimm Lücken betreffen bei Urkunden vorgenommen die gewöhnlich Lage, die jeder ist nur beliebt, bei der vorgeben Abweichung Lage.

Bischof Rudolf von Worms hat sich also nicht nach der Vorgängerin im Amt, als gleichsam in einer gewissen Gewohnheit.

Da der jetzigen Lücken gefälscht sind und Rudolf von Worms hat sich nicht nach der, auf deren Lage die Urkunde Heinrichs III. gefälscht, so glauben wir, am meisten jetzt sich zu entziehen, als Urkunden, die nicht nach der Vorgängerin und zu beziehen sie sind Schenkungen. Zu dem hat sich Rudolf von Worms nicht nach der, auf deren Vorgängerin gefälscht, so glauben wir, am meisten beziehen der Lage, schließlich gute Urkunden, in einer gelehrtesten Weise sind.

Da nun gegen Lage haben ist die Urkunden Heinrichs III. gefälscht, so glauben wir, am meisten sagen, und um diese Behauptung dadurch sich zu Kraften gegen offenbar gegen Unterschiedlichkeit durch Schenkungen sich lich, und Schenkungen Heinrichs Urkunden. Den jüngsten Tage — in der Regel — bekannt Lage. Die Urkunde von Speyer ist also, wie sich bis jetzt ergeben hat, eine Fälschung, die Urkunde Heinrichs III. ist ein Quell Verdächtiger geringer Bedeutung betreffen dem der Bischof Rudolf von Worms die Fälschung selbst. Denn die schlimm Lücken betreffen bei Urkunden vorgenommen die gewöhnlich Lage, die jeder ist nur beliebt, bei der vorgeben Abweichung Lage.

[1] Cod. lat. Bamb. Hs. I. 9. 4. 17.

picken den obern Theil des Eies mit dem Schnabel, an welchem man einen, wahrscheinlich zu diesem Geschäft allein bestimmten, knorpelartigen Ansatz bemerkt, der aber meist während der ersten 24 Stunden entweder von selbst abfällt, oder vom Geschwister abgepickt wird. Uebrigens zieht der Embryo bis zum Ausschlüpfen seine Nahrung aus dem Dotter und aus dem Eiweiße.

Bei vielen Vogelgattungen ist der Körper der Jungen, so weit er in der Folge befiedert erscheint, beim Ausschlüpfen mit Flaum bedeckt, aus welchem späterhin die Federn hervortreten.

Bei allen diesen Gattungen laufen die Jungen gleich mit der Mutter aus dem Neste, und werden von dieser allein zum Aufsuchen schicklicher Nahrungsmittel angeführt, gegen Feinde beschützt und gegen den Einfluße rauher Witterung unter den Flügeln gehübert.

Bei andern Vogelgattungen hingegen erscheinen die ausschlüpfenden Jungen nackt, oder doch nur sehr einzeln beboset. Diese werden in den Nestern von den Alten — in einer Stellung, wie beim Brüten — gegen zu großen Einfluß der Meteore so lange beschützt und erwärmt, bis sie befiedert sind; auch gefüttert, bis sie flugbar werden.

Vögel, welche Gewürm oder kleine Insekten fressen, füttern die Jungen unmittelbar aus dem Schnabel; solche aber, welche von Sämereien, von Käfern und vom Raube sich und ihre Jungen nähren, weichen die Nahrungsmittel erst im Kropfe mit Wasser ein, und reichen — oft selbst Hunger leidend — jenen, bis sie flugbar werden, das zur Erhaltung Nöthige — mittelbar durch den Schnabel aus dem Kropfe dar.

Flugbar und vollwüchsig werden die Jungen der wilden Vögel nach Verhältniß ihrer körperlichen Größe, früher oder später nach dem Ausschlüpfen — immer aber nach Verfluß einiger Wochen —; begattungs- und zeugungsfähig meistentheils mit Eintritt der Begattungszeit im nächstfolgenden Jahre.

Bei den meisten Raubvögeln scheint die Mann-

barkeit jedoch erst im zweiten, auch wohl im dritten Jahre einzutreten.

§. 65.

Als Gliedmaßen des Vogelkörpers ziehen wir in Betrachtung:

a) die Flügel. Schon diese Benennung deutet darauf hin, daß durch sie der Vogel das Vermögen erhält, sich fliegend — d. h. in der Luft schwebend — von einem Orte zum andern zu bewegen.

In Rücksicht auf den Bau der Knochentheile sind sie den Vorderbeinen der Säugthiere analog. Der oberste mit einem Gelenk an dem Schlüsselbeine befestigte Knochentheil ist einfach und bildet den Ober- oder Hinterarm. Dann folgt der aus zwei Knochenstücken bestehende Unter- oder Vorderarm. An diesem schließt sich die Handwurzel mit zwei Knochen, dann mit eben so vielen die Mittelhand an. An der letztern bemerkt man den aus einem Knochen bestehenden Daumen und zwei Finger, von denen einer zwei Knochen, der andere nur einen enthält. Alle diese Skeletttheile haben eine sehr geringe Fleischmassenumhüllung, aber einen desto stärkern Hautüberzug.

Die Flügel sind mit Federn besetzt und überdeckt, welche nach ihrem Zwecke, nach ihrem Stande und nach ihrer Größe verschieden benannt werden, nehmlich:

α) Schwung- oder Ruderfedern. — Sie haben im Verhältnisse zum übrigen Gefieder eine lange Spule, einen noch längern Schaft und zu beiden Seiten des letztern, oder doch an einer, eine breite Fahne. Der Name Schwungfeder deutet darauf hin, daß sie vorzüglich zu Werkzeugen dienen, vermittelst welcher der Vogel sich in die Luft aufzuschwingen vermag. Er

erhält dieses Vermögen nicht nur durch das Auf- und Niederwärtsschlagen mit den ganzen Flügeln, sondern vorzüglich durch die fächerförmige Ausbreitung der Schwungfedern im Moment des Erhebens. Ruderfeder heißen sie, weil vermittelst derselben der Vogel das Vermögen erhält, in der Luft fortzustreichen.

Sitzt oder steht der Vogel, so erscheinen sie dicht zusammen-, und zum Theil über einander geschoben, an den Seiten des Rumpfes anliegend, über die Gegend des Hinterrückens hinausreichend und dort mehr oder weniger sich kreuzend. Ihre Zahl bleibt sich bei den verschiedenen Vogelarten eben so wenig gleich, als ihre Länge an sich und im Verhältnisse zu einander.

Zu bemerken ist es übrigens, daß bei der Untersuchung eines Vogels und beim Vergleichen mit einer vorliegenden Beschreibung, die Zählung der Schwungfedern jedesmal von der Flügelspitze begonnen und nach dem Hinterarme hin fortgesetzt wird.

Der genaueren Bestimmung wegen werden sie eingetheilt in Schwungfedern der ersten Ordnung — unter diesen sind die, welche an den Fingern und die, welche an der Mittelhand stehen, zu verstehen; und in Schwungfedern der zweiten Ordnung — auch hintere oder kleine genannt — worunter alle folgenden begriffen werden. Die Zahl der letztern ist abweichend, und richtet sich nach der Länge der Arme. Nur bei einigen Vogelgattungen — z. B. bei den Schnepfen und Bachstelzen — verlängern sich die Schwungfedern wieder am Hinterarme. In diesem Falle bilden die wieder verlängerten Federn die dritte Ordnung.

β) Afterflügel — heißen die am Daumen sitzenden steifen Federn;

γ) Schulterfedern — die am Hinterarme stehenden, welche länger als die Deckfedern sind und am Rücken herabliegen;

δ) Achselfedern oder Bastardflügel — die steifen Federn, welche bei einigen Entenarten unter den eigentlichen Flügeln gefunden werden;

ε) Flügeldeckfedern — heißt daß kurze Gefieder, welches die Schäfte der Schwungfedern zum Theil bedeckt. Je nachdem sie auf der ober- oder unterwärts gekehrten Seite der Schwungfedern liegen, werden sie in obere, oder untere Deckfedern eingetheilt. An beiden unterscheidet man weiter, dem Stande nach, vordere und hintere; der Größe oder Länge nach, kleine und große. Letztere bilden zwei Reihen, liegen zu unterst und sind merklich länger und größer, als die obern kleinen.

Um die Längenausdehnung der Flügel und die Beschaffenheit und Gestalt der Flügelfedern so genau als möglich beschreiben zu können, wurden folgende terminologische Bezeichnungen festgesetzt:

Die zusammengelegten Flügel werden äußerst lang genannt, wenn sie weit über die Schwanzspitze; sehr lang, wenn sie nur ein wenig darüber hinausgehen; lang, wenn sie reichen bis zur Spitze des Schwanzes; ziemlich lang, wenn sie reichen bis über zwei Drittheile der Schwanzlänge hinaus; mittelmäßig, wenn sie reichen bis zur Hälfte derselben; ziemlich kurz, wenn sie reichen bis zum Anfange des zweiten Drittheiles derselben; kurz, wenn sie reichen bis zum zweiten Viertheile; sehr kurz, wenn sie ein wenig über die Schwanzwurzel hinaus, höchst kurz, wenn sie nur bis an diese, äußerst kurz, wenn sie nicht bis dahin reichen. Die Schwungfedern, einzeln betrachtet, sind entweder hart oder weich, je nachdem sie so, oder so sich anfühlen; breit oder schmal, je nachdem die Fahne mehr oder we-

niger sich ausbreitet; ganz, wenn sie überall gleiche Breite hat; winklich, wenn in der Mitte derselben ein Winkel sich bildet; säbelförmig, wenn die Spitze nach einer Seite hin gebogen erscheint; lanzettförmig, herzförmig, wenn sie so oder so gestaltet sind; sägezähnig, wenn an dem Rande der Fahne winklige ziemlich tiefe, nach der Spitze derselben gerichtete Einschnitte sich zeigen; gezähnt, wenn die Einschnitte weniger tief sind und nicht gleiche Richtung halten. Als spitzig, zugespitzt, abgerundet, rundlich, stumpf, schief, abgestumpft, stumpfeckig wird die Spitze der Schwungfedern angegeben, je nachdem sie einer der genannten Formen am meisten sich nähert; abgebrochen, wenn die Fahne über die Spitze des Schaftes hinaus reicht; pergamentartig, wenn an der Schaftspitze ein diesem Maaße ähnelnder Fortsatz befindlich ist (wie beim Seidenschwanz).

Die Länge der Schulterfedern wird als mittelmäßig bezeichnet, wenn sie die Spitze der zusammengelegten Flügel mit ihren Spitzen bei weitem nicht erreichen; ziemlich lang, wenn ihre Spitzen fast bis zur Flügelspitze reichen; sehr lang, wenn jene über diese etwas, äußerst lang, wenn jene über diese ein gutes Stück hinaus sich erstrecken.

Spiegel wird der bei vielen Entenarten auf den Schwungfedern der zweiten Ordnung sich darstellende große Fleck von ausgezeichneter, oft schön glänzender oder schillernder Farbe genannt.

Die Afterflügel werden nach der Zahl der Federn dreifedrig, vierfedrig ꝛc. benannt.

Als eine fast allgemeine Regel kann endlich Folgendes gelten: Bei den Vögeln, welche ihre Nahrung mühsam suchen und weite Reisen machen müssen, sind die Flügel größer, der Bau derselben ist überhaupt, und der der Schwungfedern im Besondern stärker, als bei denen, welche ihren Unterhalt ohne Schwierigkeit, ohne

große Anstrengung und ohne bedeutende Aufenthaltsveränderung finden.

b) Von den Gliedmaßen, welche Beine und Füße genannt werden, bemerke man Nachstehendes:

Sie sind die Werkzeuge, vermittelst welcher die Vögel sich stehend oder sitzend zu erhalten, auch kletternd, oder gehend, oder schwimmend, von einem Orte zum andern sich fort zu bewegen vermögen.

In Gemäßheit der genannten verschiedenen Zwecke, welche durch diese Gliedmaßen erreicht werden sollen, stehen sie bei verschiedenen Vogelgattungen auch an verschiedenen Stellen mit dem Vogelkörper in Vereinigung. Bei denen nehmlich, welche klettern oder gehen, so wie bei denen, welche abwechselnd gehen und schwimmen, unterstützen sie den Rumpf fast im Mittelpunkte; bei denen aber, welche meist schwimmen und fast gar nicht oder doch nur schlecht gehen, stehen sie (z. B. bei den Steißfüßen) am Hinterkörper.

Nicht ganz übereinstimmend mit der oben angegebenen Benennung der Hauptheile an den Beinen der Säugthiere werden folgende an denen der Vögel unterschieden; nehmlich: zu oberst am Rumpfe der Schenkel, dann das Schienbein und unten die Zehen.

α) Der Schenkel. Das Skelett desselben besteht aus zwei mit einander verbundenen Gelenktheilen. Der obere derselben enthält eine Knochenröhre und heißt Hüftbein; der untere wird aus einer etwas längeren Knochenröhre und einem schwächeren, gleichsam angehefteten Nebenknochen gebildet, welche zusammen Schenkelbeine genannt werden. Der fleischige Theil am Schenkel ist sehr muskulös und dunkler von Farbe, als am übrigen Vögelkörper. Die Gefiederbedeckung besteht entweder aus wahren

Federn oder aus wolligem Flaum, und dieſe umhüllt bei den meiſten Vögeln den ganzen Schenkel. Nur bei den Sumpfvögeln und bei den meiſten Schwimmvögeln ſtellt ſich der untere Theil der Schenkelbeine nackt (unbefiedert), oft faſt lederartig behäutet dar. Erſtreckt die Nacktheit ſich nur über einen ſehr geringen Theil der Schenkelbeine, ſo wird dies bei der Beſchreibung, durch faſt befiedert angedeutet; nimmt ſie nicht über den vierten Theil ein, durch kaum nackt; geht ſie weiter, ſo bezeichnet man den Grad derſelben ſo, wie dieſer ſich aus der Meſſung ergibt, als: zum dritten Theile, zur Hälfte nackt; ſtellt ſich mehr als die Hälfte der Schenkelbeine unbefiedert dar, ſo bezeichnet man dies durch den Ausdruck: faſt nackt.

Hat die Haut- oder Federbedeckung an dem Untertheile der Schenkelbeine eine ausgezeichnete Farbe in Vergleich mit den denſelben begrenzenden Theilen — wie bei einigen Sumpfvögeln —; ſo wird die anders gefärbte Fläche mit dem Namen Kniebänder belegt.

Durch den Ausdruck Knie bezeichnet man die ſtärkere oder ſchwächere Erhöhung, welche das Gelenk enthält, das durch den am untern Ende der Schenkelbeinröhre, und am obern der Schienbeinröhre befindlichen Fortſatz gebildet wird.

β) Das Schienbein — auch Fußwurzel genannt — beſteht aus einer meiſtentheils walzenförmigen, bei mehreren Sumpf- und Schwimmvögeln an der Seite breit gedrückten Knochenröhre, welche keinen fleiſchigen, ſondern blos einen ſehnigen und häutigen Ueberzug hat. Bei den meiſten Vögeln erſcheint es nackt, bei wenigen befiedert. Die Beſchaffenheit der nackten Haut wird angedeutet durch ge-

schildert; wenn die auf der Haut der Breite nach um die Röhre herumlaufenden Streifen sich schildartig abzeichnen; durch sägenartig, wenn am zusammengedrückten Schienbeine hinten die Schilder nicht dicht an an einander schließen; durch gepanzert, wenn auf derselben sechs- oder achteckige Blätterabtheilungen sich darstellen; durch schuppig, wenn kleine Blättchen dachziegelartig über einander zu liegen scheinen. Bei den Vögeln, welche befiederte Schienbeine haben, wird die Verbreitung des Gefieders bezeichnet: durch ganz befiedert, wenn das Schienbein überall mit Federn bedeckt ist; durch halb befiedert, wenn dies nur bei der obern Hälfte der Fall ist; durch vorn befiedert, wenn der hinterwärts gekehrte Theil nackt ist.

Uebrigens wird das Schienbein als sehr lang angegeben, wenn seine Länge ungefähr die Hälfte; als lang, wenn sie das Drittheil; als mittelmäßig, wenn sie das Viertheil; als kurz, wenn sie weniger, als den vierten und mehr als den sechsten Theil; als sehr kurz, wenn sie weniger als den sechsten und mehr als den zwölften Theil; und als äußerst kurz, wenn sie den zwölften Theil oder weniger von der Länge des Körpers ohne Schwanz beträgt.

γ) Die Zehen sind mit dem untersten Theile des Schienbeins gelenkartig verbunden und breiten sich von da fast rechtwinkelig-horizontal aus. Sie bilden das eigentliche Fußgestell — den Fuß. Die vorwärts gekehrten bestehen aus drei, die hinterwärts stehenden meist aus zwei Gelenkknöchelchen, von denen das vorderste in hornartigen Nägeln, Klauen oder Krallen ausgeht. Hinten, wo sie mit dem Schienbeine in Verbindung stehen, befindet sich unten eine

kleinere oder größere Erhabenheit, welche den Ballen bildet.

Sie erscheinen meist nackt, doch zuweilen auch befiedert. Die nackte Behäutung stellt sich eben so verschieden dar, wie bei den Schienbeinen, und zur Andeutung der Beschaffenheit der Haut bedient man sich der nehmlichen Ausdrücke, wie bei jenen. Außerdem sind bei einigen die Zehen kammartig eingeschnitten — z. B. beim Auerhuhne — und dann nennt man sie gefranzt. Befiedert sind sie ganz — d. h. oben und unten —, wie bei dem Schneehuhne; oder halb — d. h. nur oben —, wie bei der Schleiereule.

In der Zahl, Richtung und Verbindung der Zehen findet große Verschiedenheit statt.

Die meisten Vögel haben vier Zehen, drei vorwärts und eine hinterwärts; andere zwei nach vorn und zwei nach hinten gerichtet; einige haben nur drei vorwärts gerichtete Zehen. Zweizehige Vögel werden unter unsern Federwildarten nicht gefunden. Bei vielen Vögeln stehen die Zehen von ihrer Gelenkverbindung an ganz frei; bei andern ist nur die Mittelzehe mit der äußern Seitenzehe an der Basis verwachsen; bei andern sind drei derselben an der Basis, bei wieder andern bis zur Hälfte, bei noch andern bis zu den Krallen durch eine Membran vereinigt; bei einigen sind alle vier Zehen ganz durch eine Membran verbunden.

Bei einigen sind die Zehen durch eine Membran ganz vereinigt und diese dehnt sich zu Lappen aus; bei andern sind sie nur an der Basis verwachsen, und an jeder Zehe kleine, getheilte, unterwärts gebogene Lappen, oder nur sich schmal verbreitende häutige Ränder befindlich.

Dem zu Folge erhalten die Füße folgende Benennungen:

Kletterfüße, wenn zwei Zehen vorwärts und zwei rückwärts; Klammerfüße, wenn alle vier Zehen vorwärts gerichtet stehen; Gangfüße, wenn von

vier Zehen drei vorwärts und eine rückwärts und alle vom Fußgelenke an frei stehen, oder nur die drei nach vorn gerichteten durch eine schmale Membran vereinigt sind; Schreitfüße, wenn die Mittelzehe mit der äußern Seitenzehe an der Basis, oder bis zum vordersten Gelenke durch eine Memban vereinigt und eine Hinterzehe vorhanden ist; Lauffüße, wenn nur drei Zehen vorhanden sind und alle nach vorn hin sich erstrecken; halbe Schwimmfüße, wenn bei einer Membranverbindung an der Basis an den Zehen ein häutiger Rand sich verbreitet (Meerhuhn); Flossenfüße, wenn eine Membran die Zehen an der Basis vereinigt, an den Zehen aber kleine, getheilte, abwärts gebogene Lappen vorhanden sind (Wasserhuhn); Lappenfüße, wenn die Zehen durch eine Membran ihrer ganzen Länge nach verbunden sind und an jeder ein großer einfacher Lappen sichtbar ist (Steißfuß); Schwimmfüße, wenn die drei vordern oder alle vier Zehen von der Basis an bis zum Nagel durch eine Membran in Verbindung stehen. Ersteres ist z. B. bei der ganzen Gattung Ente, letzteres bei einigen Taucherarten der Fall.

Die Länge der Zehen wird bei der Beschreibung folgendermaßen unterschieden:

Die Mittelzehe — die längste von allen — heißt äußerst kurz, wenn sie nur zum vierten Theil so lang ist, als das Schienbein; sehr kurz, wenn sie zum dritten Theil so lang; mittelmäßig, wenn sie halb so lang; ziemlich lang, wenn sie eben so lang; lang, wenn sie um den vierten Theil länger; sehr lang, wenn sie ein und ein halbmal so lang; höchst lang, wenn sie ein und drei viertelmal so lang; äußerst lang, wenn sie noch einmal so lang ist als das Schienbein.

Die Seitenzehen werden kurz genannt, wenn sie viel kürzer; lang, wenn sie eben so lang; sehr lang, wenn sie länger sind als die Mittelzehe.

Die Hinterzehe wird als sehr kurz angege-

ben, wenn sie mit Einschluß des Nagels nicht ganz den vierten Theil so lang ist als die Mittelzehe; kurz, wenn sie den dritten Theil so lang; mittelmäßig, wenn sie halb so lang; ziemlich lang, wenn sie nur um ein Drittheil kürzer; lang, wenn sie eben so lang; sehr lang, wenn sie länger; äußerst lang, wenn sie noch einmal so lang ist, als die Mittelzehe.

Die Hinterzehe wird ferner Afterzehe genannt, wenn an der Stelle derselben nur eine wulstige Erhabenheit sich zeigt (Wintermeve); verstümmelt, wenn sie krallenlos erscheint; aufstehend, wenn sie beim Stehen, Gehen oder Sitzen bis an die Erde reicht; erhöht, wenn sie den Boden nicht berührt.

Die Nägel, Krallen oder Klauen, welche in der Jägersprache bei verschiedenen Vögeln verschiedentlich benennt zu werden pflegen, heißen in Beziehung auf ihre Länge kurz, wenn sie nicht halb so lang; mittelmäßig, wenn sie halb so lang; lang, wenn sie nicht um die Hälfte kürzer; sehr lang, wenn sie, was jedoch selten der Fall ist, eben so lang oder länger sind, als die Zehen. Der Gestalt nach sind sie stark gekrümmt, wenig gekrümmt, fast gerade, gerade, flach, spitzig, zugespitzt, abgestumpft, stumpf, rund, keilförmig, zusammengedrückt; am Rande schneidig, gezähnelt oder sägezähnig (Reiher), kammartig (Nachtschwalbe).

Manche hühnerartige Vögel haben über der Hinterzehe nach eine zehenartige, mit einem Nagel bewaffnete, nie bis zur Erde reichende Hervorragung, welche Sporn genannt wird.

§. 66.

Das Vermögen, selbst bei starkem Winde fliegend nach jeder Richtung willkührlich sich bewegen zu können, erhält der Vogel vorzüglich durch den Schwanz. Einige Taucherarten abgerechnet, haben alle un-

sere wilden Vögel einen deutlich zu unterscheidenden Schwanz.

Die Federn, aus welchen er gebildet wird, heißen Steuerfedern — und mit Recht in Beziehung auf die durch den Schwanz zu bewirkende Direktion des Flugs. Sie gehen aus dem Steiße hervor. Der Kiel derselben ähnelt dem der Schwungfedern sehr; nur ist die Spule weniger lang, und diese, wie der Schaft, weniger stark als bei jenen. Die Fahne erscheint an beiden Seiten meist gleich breit, am vordern Ende meist stumpf abgerundet.

Am häufigsten findet man deren zwölf Stück im Schwanze; doch steigert sich diese Zahl bei unsern wilden hühnerartigen Vögeln; bei andern Vogelarten (Kukuk) ist sie auch geringer.

Sie werden von beiden Seiten nach der Mitte zu gezählt, und dann die beiden letzten die mittelsten oder mittleren genannt.

In terminologischer Rücksicht ist vom Schwanze im Ganzen, und von den Steuerfedern im Einzelnen Folgendes zu bemerken:

Der Schwanz wird in Beziehung auf seine Länge, kurz genannt, wenn er nicht so lang ist als die Füße, im entgegengesetzten Falle lang. In Rücksicht der Form, die vermöge des Verhältnisses, welches zwischen den Federn in Beziehung auf ihre Länge, Breite und Stellung statt findet, erscheint er ganz (ungetheilt), getheilt (Hänfling), gabelförmig (Schwalbe), herzförmig (Zippe), ausgebreitet, auseinander gezogen (Birkhuhn), keilförmig, abgerundet, zugespitzt, flach (wenn die Federn horizontal liegen), zusammengedrückt (Haushuhn).

Wenn die Vögel ruhig sitzen und den Schwanz zusammengelegt haben, so werden gewöhnlich die äußern Steuerfedern von den innern verdeckt. Die einzelnen Steuerfedern werden bei der Betastung und Anschauung unterschieden: als hart, federhart (Specht), weich, sehr weich, breit, keilförmig, zuge-

spitzt, an der Spitze rund, abgerundet, abgeschnitten (eckig), abgebrochen (Specht), herzförmig, geschnörkelt, seitwärts gekrümmt (Birkhahn), gekräuselt, nach oben gekrümmt (die zwei mittelsten am Entvogel), schmal, halbbärtig, pinselförmig, borstenförmig, nadelförmig. Auch der Schwanz hat seine obern und untern Deckfedern. Erstere heißen kurz, wenn sie über das erste Viertheil; mittelmäßig, wenn sie über die Hälfte; ziemlich lang, wenn sie über drei Viertheile des Schwanzes, von der Wurzel an gerechnet, sich verbreiten; lang, wenn sie gleiche Länge mit den Steuerfedern haben; sehr lang, wenn sie etwas über dieselben hinausreichen. Die untern Deckfedern heißen kurz, wenn sie bis zur Hälfte, mittelmäßig, wenn sie bis zum äußersten Viertheile, lang, wenn sie — wie bei der Wachtel — bis zur Spitze des Schwanzes reichen.

§. 67.

In Rücksicht der flüssigen Materien, welche durch alle Theile des Vogelkörpers sich verbreiten, bemerken wir kürzlich Folgendes:

Die ältern Thierphysiologen behaupteten, die aus dem Nahrungsbreie ausgeschiedenen Bildungssäfte würden bei den Vögeln nicht durch eigne Gefäße, sondern durch die zurückführenden Adern eingesaugt und den Körpertheilen zugeführt. Jetzt weiß man, daß durch besondere Milchgefäße, die aus den Därmen entspringen und an einigen Stellen erweitert sind, der farbenlose klare Milchsaft, seiner Bestimmung gemäß, im Körper vertheilt wird. Lymphatische Drüsen aber bemerkt man an den Milchgefäßen eben so wenig, als an den im Unterleibe der Vögel vorhandenen lymphatischen Gefäßen und an den beiden Bruströhren, welche in die zurückführenden Hohladern ausgehen. Auch diese Bruströhren erweitern sich an einigen Stellen. Bei den lymphatischen Gefäßen der Vögel überhaupt tritt

dieser Fall mehr und öfter ein, als bei den Säugthieren, und gemeiniglich haben die des Halses bei den Vögeln zusammengenommen gleiche Stärke mit ihrem in die lymphatische Drüse sich öffnenden Stamme.

§. 68.

Nachdem bisher das Hauptsächlichste über die Organisation des Vogelkörpers erörtert worden, soll der gegenwärtige Paragraph noch einige Gegenstände berühren, welche auf die Lebensweise dieser Thierklasse im Allgemeinen Bezug haben.

Es mag demnach die Rede seyn:

a) vom Aufenthalte der bei uns vorkommenden wilden Vögel.

Beobachten wir unsere Federwildarten, so ergibt sich, daß einige stets oder doch meistentheils im Walde, andere meistentheils im Felde, wieder andere meist in Sümpfen, noch andere meist am Strande der Gewässer, noch andere meist auf dem Wasser sich aufhalten.

Daher die Eintheilung derselben in Waldvögel, Feldvögel, Sumpfvögel, Strandvögel und Wasservögel.

Von den genannten Vögelarten behalten einige den einmal gewählten Aufenthalt immerwährend bei, weil es ihnen daselbst zu keiner Jahreszeit an Nahrung fehlt, und weil ihnen das örtliche Klima stets zusagt; diese heißen Standvögel.

Andere können zwar das Klima fortdauernd ertragen, aber nicht zu jeder Jahreszeit an einem und demselben Aufenthaltsorte Nahrung zur Genüge finden; sie müssen daher kleine Reisen machen. Diese werden Strichvögel genannt.

Noch andere kommen entweder im Frühlinge bei uns an, bleiben den Sommer da, machen ihr Gehecke, eilen im Herbste, wenn Frost und Mangel an Nahrungsmitteln eintritt, südlichern Gegen-

den zu und überwintern dort; oder sie treffen im Herbste, nachdem sie während des Sommers im hohen Norden genistet haben, bei uns ein, überwintern und machen im Frühlinge die Rückreise; oder sie besuchen uns nur im Herbste und im Frühlinge auf der Durchreise, bringen den Winter im Süden, den Sommer aber, um ihr Geheck zu machen, im Norden zu. Diese belegt man sämmtlich mit dem Namen Zugvögel.

Zu bemerken ist jedoch, daß mancher Vogel bei uns ein Strich- oder Zugvogel ist, welcher in andern Gegenden als Standvogel lebt.

Mit dem Aufenthalte der wilden Vögel und mit der periodischen Veränderung desselben — wo sie statt findet — steht der regelmäßige Betrieb der Jagd und des Fangens in Rücksicht dieser Thierklasse in der genausten Beziehung; deshalb muß der Jäger die Natur und Lebensweise der verschiedenen Gattungen und Arten, aus welchen jede Gattung besteht, auf das emsigste beobachten.

Sehr merkwürdig sind daher folgende, durch vielfältige Erfahrung bestätigte, besondere Wahrnehmungen über die Zug- und Strichvögel.

α) Die Herbstwanderung der Zugvögel heißt in der Kunstsprache der Zug, so wie die Frühlingsreise der Wiederzug. Eins wie das andere erfolgt bei den verschiedenen Vögelarten zu verschiedenen, jedoch — in so fern besondere Ereignisse in Rücksicht der Witterung nicht eintreten — alljährlich fast zu denselben Zeiten. Gewöhnlich kommen die, welche uns im Herbste am spätesten verlassen, im Frühlinge am zeitigsten wieder an.

β) Die Zugvögel sowohl, als die Strichvögel bilden — jede Art für sich — auf ihren Wanderungen stark- oder schwachzählige Gesellschaften — Flüge genannt — und sonderbar ists, daß beim Zuge, wie beim Wiederzuge die zu-

erst eintreffenden Flüge fast nur aus Männchen, die um einige — oft mehrere — Tage, ja, Wochen später ankommenden meist aus Weibchen allein bestehen.

γ) Die Zugvögel — besonders die, welche zu den Waldvögeln gehören — nehmen ein Jahr wie das andere denselben Weg, und auf demselben die nehmlichen Einfallsplätze (Ruhestätten) immer wieder.

In Gebirgsgegenden wird der erstere fast immer durch die Thäler vorgezeichnet, die letztern hingegen durch die angrenzenden Abhänge oder Vorberge bestimmt. In ebenen Waldungen zeigen Flüsse, lange schmale Wiesen und junge Holzschläge den Weg, die den Anfang und das Ende des Waldes begrenzenden Vorhölzer aber die Einfallsplätze an. Neu angelegte Holzschläge, zum Theil auch widrige Winde während der Zugzeit verändern den Weg und den Einfall allerdings einigermaßen; aber den ersteren doch nie gänzlich. Wenigstens kommen doch die Reisenden immer wieder auf den alten Weg.

Herr Dr. Gall glaubt den Grund hierzu in der bei allen Zugvögeln vorzüglich starken Ausbildung des Ortsinnorganes — zwei Erhabenheiten am Schädel, deren eine an der linken, die andere an der rechten Seite der Nasenwurzel, über den Augenhöhlen bemerkbar wird — aufgefunden zu haben.

δ) Die meisten Zugvögel machen endlich ihre Reisen zur Nachtzeit und fallen in der Morgendämmerung ein; nur wenige nehmen bei ihren Wanderungen den Tag zu Hülfe.

Noch größere Aufmerksamkeit, als auf den Aufenthalt der Vögel hat der Jäger

b) auf die Nahrung derselben zu richten; denn durch die Nahrungsmittel, welcher das Thier zu

seinem Unterhalte bedarf, wird die Nützlichkeit oder Schädlichkeit desselben für den Naturhaushalt und hierdurch die Hegung oder Verminderung vorzüglich bedingt.

Die Vögel ziehen ihre Nahrung entweder aus dem Pflanzenreiche allein, oder aus dem Thierreiche allein; verschiedene — unter diesen besonders die Krähenarten — aus beiden zugleich.

Viele verschlucken auch Produkte des Mineralreichs — Sand und kleine Steinchen —; aber nicht, um damit sich zu nähren, sondern um dadurch die Verdauung zu befördern.

Nach Verhältniß der Körpergröße haben die Vögel weit stärkere Eßlust, als die Säugthiere, und vielleicht werden sie in dieser Rücksicht nur von den Raupen übertroffen; daher das bei ihnen vorzüglich bemerkbar schnelle Zunehmen an Fleisch und Fett bei guter und häufiger Nahrung und das eben so schnelle Abzehren im Gegenfalle.

Die meisten Vögel suchen und finden ihre Nahrung bei Tage, einige andere aber zur Nachtzeit. Viele verschlucken die gefundenen Nahrungsmittel ganz, wie sie sind, oder doch in möglichst große Stücken zerrissen, ohne weitläufige Vorbereitung; viele Samenfressende — besonders die kleineren — lösen erst vermittelst des Schnabels die Schale ab; einige — wie die Meisen — nagen alles in kleine Stückchen und nehmen jedes derselben einzeln ein.

Zum Getränke bedürfen sie alle des frischen Wassers, und suchen es — manche zu bestimmten Tageszeiten — emsig auf — in der Jägersprache: sie besuchen die Tränke. — Nur die Raubvögel können das Getränke so lange entbehren, als sie frischen Raub haben. Einige Vögel saufen gleichsam pumpend, viele schlürfend.

Das Baden wirkt bei den Vögeln als Stär-

kungs- und Reinigungsmittel auf die Erhaltung der Gesundheit. Viele bedienen sich zu diesem Zwecke des Wasserbades, andere des Sandbades, andere baden sich abwechselnd im Wasser und im Sande.

Bemerkungswerth sind auch die Erfahrungen, welche man

c) über die Lebensdauer dieser Thierklasse zu machen Gelegenheit gefunden hat. Sie steht nehmlich bei den Vögeln in einem ganz anderen Verhältnisse zum Wachsthume, als bei den Säugthieren; denn sie leben 15, 20, 30 und mehreremal länger, als sie wachsen. Der Reiher z. B. soll ein Alter von mehr als 100 Jahren erreichen; Ringe mit der Andeutung des Jahres, in welchem Reiher zum erstenmale gebeizt worden waren, bezeugten dies, als sie zum zweitenmale in die Hände der Falkoniere kamen. Der Uhu wird, selbst eingeschränkt und bei sehr magerer und sparsamer Kost, nicht selten über 50 Jahre alt. Stieglitze und Finken leben eingeschränkt 20 — 24 Jahre.

Diese ausgezeichnet lange Lebensdauer leiten die Physiologen aus der lockern und leichten, viel länger, als bei den Säugthieren porös und unverhärtet bleibenden Knochenmasse her. Wem indessen dieser Grund nicht genügt, der wird einen triftigern leicht in Folgendem finden. Den Vögeln wurde von der Natur durch die Flugwerkzeuge das Vermögen verliehen, einen weit größern Raum zu durchstreichen und in demselben überflüssige Nahrungsmittel aller Art aufzusuchen; in den höhern Regionen der Atmosphäre athmen sie reinere Luftarten ein, als die Säugthiere. Schon hieraus läßt sich das Phänomen erklären. Berücksichtigt man aber auch noch das, daß eben jener, auf der ganzen Erdfläche verbreitete Ueberfluß an Nahrungsmitteln es weniger nöthig macht, daß die ältere

Generation der jüngern weichen muß; bedenkt man, daß natürliche Feinde aller Art der übergroßen Vermehrung Schranken setzen: so sieht man ein, warum den Vögeln ein längeres Lebensziel gesetzt werden konnte und durfte, als den meisten der übrigen Thierklassen.

d) Die Feinde der Vögel, deren so eben gedacht wurde, gehören theils zu dieser Thierklasse selbst, theils zu der der Säugthiere. Sie sind unter den Namen Raubvögel, Eulen, Krähen, Würger auf der einen Seite und der Raubthiere auf der andern bekannt genug. Obenan steht wieder der Mensch! Allen diesen Feinden dienen die Alten, die Jungen, die Eier entweder Jedes allein, oder alle zusammen zur einzigen oder theilweisen Nahrung. Nächst diesen wahren Feinden gibt es auch noch — daß ich mich so ausdrücke — Quälgeister für die Vögel. — Die Zahl derselben ist nicht gering und sie gehören sämmtlich zu den Thierklassen, deren eine durch Insekten, die andere durch Würmer namentlich bezeichnet wird.

e) Waffen zum Kampfe auf Leben zum Tode haben freilich die Vögel nicht — man müßte denn die Fänge (Krallen) der Raubvögel — bei dem Haushahne auch den Sporn — dahin rechnen wollen. — Deshalb verlieh ihnen der Schopfer in den Flugwerkzeugen ein Rettungsmittel, dessen sich jede Vogelart mit angeborner Behendigkeit oder Schlauheit bedient. Wo es jedoch darauf ankommt, sich selbst oder Junge und Eier gegen nicht allzuüberlegene Kraft nach Möglichkeit zu vertheidigen, da wenden die meisten Vogelarten den Schnabel, andere die Flügel, noch andere die Nägel oder Krallen an den eigentlichen Zehen, und noch andere die uneigentliche Zehe — den Sporn — dazu oft mit bewundernswürdiger Beherztheit und Kraft an.

B. Anleitung zum Selbststudium der Systemkunde, rücksichtlich der bei uns einheimischen, oder periodisch vorkommenden jagdbaren und zum Jagdbetriebe anwendbaren Thiere *).

§. 69.

Wer über den Jägertroß sich erheben und den Ehrennamen Weidmann verdienen will, der muß — besonders rücksichtlich der in der vorstehenden Ueberschrift Lit. B. benannten Thiere — dem Studium der Systemkunde, d. h. der systematischen Eintheilungen (Klassifikationsmethoden), deren es bekanntlich viele gibt, mit Ernste und anhaltendem Eifer obliegen.

Die systematischen Eintheilungen der Thiere — d. h. ein unter verschiedenen Abtheilungen genau geordnetes Verzeichniß derselben — haben den Zweck, jedem Thiereinzelwesen die ihm gebührende Stelle, zu Folge angestellter Vergleichung seiner Eigenschaften mit den Eigenschaften anderer Thiere, anzuweisen, um jedes vorkommende, auch das dem Untersuchenden noch unbekannte, den von seinen körperlichen Eigenthümlichkeiten hergenommenen Abtheilungskennzeichen gemäß, der Gestalt oder dem Bilde und dem Namen nach kenntlich zu machen.

In Rücksicht unserer Säugthierwildarten, deren Zahl verhältnißmäßig nur gering ist, bedürfen wir nur der Ordnung wegen einer Klassifikation. Anders verhält es sich mit den wilden Vögeln, besonders mit den Zugvögeln, deren es nicht wenige Gattungen und Arten gibt, und von welchen manche nur selten vorkommen. Bei letztern ist ein Leitfaden zum Aufsuchen und Erkennen derselben und ein Hülfsmittel, die aufgefaßten Bilder und Namen nicht zu verwech-

*) v. Wildungens Taschenbuch 1809—1812. S. 62 ff.

seln, oder aus dem Gedächtnisse zu verlieren, unentbehrlich. So gehört z. B. wenig dazu, einen Raubvogel als solchen zu erkennen; aber es ist oft schwer, die Gattung und Art zu bestimmen, zu welcher ein zu untersuchendes Individuum gehört. Mit den Sumpf- und Wasservögeln verhält es sich eben so.

§. 70.

Soll eine solche Klassifikation oder Eintheilung dem angegebenen Zwecke entsprechen; so müssen für die verschiedenen Abtheilungen derselben Eintheilungsgründe und Erkennungszeichen gewählt werden, welche auf der natürlichen Annäherung, die wir an den verschiedenen Thierarten bemerken, und auf untrüglichen, unwandelbaren, an äußern oder innern Körpertheilen aufgefundenen Eigenschaften beruhen. Zugleich aber müssen die verschiedenen Abtheilungen eine möglichst leichte Uebersicht gewähren und gleichsam eine Stufenleiter bilden, auf welcher der Anfänger bei seinen Untersuchungen gemächlich und, ohne öfteres Schwanken, sicher fortschreiten kann.

Schwierigkeiten und zweifelhafte Fälle werden dessen ungeachtet öfters vorkommen. Am leichtesten kann solche ein erfahrner Lehrer allerdings heben; aber auch dem eigenen Studium sind sie bei sorgsamer Vergleichung aller, auch der kleinsten Umstände selten unüberwindlich.

§. 71.

Für die verschiedenen Klassifikationsabtheilungen oder Stufen haben die Naturforscher die Benennungen Klassen (Classis), Ordnung (Ordo), Gattung (Genus), Art (Species) fast durchgängig angenommen. Einige weichen jedoch in so fern ab, daß sie im Teutschen statt Gattung Geschlecht und statt Art Gattung setzen.

Das Charakteristische, wodurch jede der genannten Stufen von den übrigen sich unterscheidet, wird sich aus

näherer Prüfung der weiter unten folgenden Eintheilungen am deutlichsten ergeben.

Von der ersten Stufe jeder Eintheilungsmethode — von den Klassen — bemerke man, daß der große Linné deren für das Thierreich sechs aufgestellt hat, nehmlich: 1. Säugthiere (Mammalia); 2. Vögel (Aves); 3. Amphibien (Amphibiae); 4. Fische (Pisces); 5. Insekten (Insecta); 6. Würmer (Vermes).

Neuerlich wurde die Zahl der Klassen, besonders von französischen Naturforschern, aus triftigen Gründen bis auf neun (s. Dumeril's analyt. Zool. Uebers. v. Froriep, S. 2.), von andern sogar bis auf zwölf (vergl. die diesem Theile beigefügte Klassifikationstabelle von Cuvier) vermehrt.

Uns interessiren gegenwärtig die beiden ersten Klassen der ältern und neuern Systeme einzig.

Im Betreff der zweiten Stufe — der Ordnungen — genügt es zu sagen, daß die Zahl derselben von den bei den Klassifikationsentwürfen für selbige gewählten Eintheilungsgründen abhängt. Ist eine Ordnung zu viel umfassend, oder wird es nöthig, noch genauere Bestimmungen in Rücksicht der Ordnungsverwandten zu machen; so werden selbige in Unterordnungen oder Abschnitte (Sectiones) zerfällt.

Die dritte Stufe — die der Gattungen — ist bei jeder Eintheilungsmethode höchst wichtig. Deshalb wendete schon Linné auf die Bestimmung der Gattungscharaktere vorzügliche Sorgfalt, so daß die von ihm aufgestellten Gattungen von den neuern Naturforschern meist beibehalten werden konnten. Nur bei einigen Säugthier- und Vogelgattungen würde die Linnéische Zusammenstellung der dazu gerechneten Thiere unnatürlich und unzweckmäßig gefunden, und daher eine Trennung für nothwendig erachtet.

Die vierte und letzte Stufe — die Arten — erhält ihre Bestimmung nach Kennzeichen, die meist immer von äußern Theilen hergenommen werden, z. B.

vom Längenmaaße des Körpers im Ganzen, oder einzelner Theile desselben, so wie von der Gestalt und Farbenzeichnung eines oder einiger von jenen einzelnen Theilen, welche sich in dieser Rücksicht vorzüglich und standhaft auszeichnen. An der Feststellung der Arten wird fortwährend immer noch berichtigend gearbeitet. Und dem darf auch nicht anders seyn, da die richtige Bestimmung derselben auf vielfältigen und lange fortgesetzten, genauen, oft schwierigen Beobachtungen einzig beruht.

Hauptpunkte, auf welche bei Bestimmung der Kennzeichen der Art Rücksicht genommen werden muß, sind folgende:

Einzelwesen, nach deren möglichst oft wiederholter Beobachtung und Vergleichung diese Kennzeichen festgesetzt werden sollen, müssen

a) lebend oder kurz vorher getödtet,
b) vollkommen gesund und gut organisirt,
c) völlig ausgewachsen seyn,
d) im schönsten und in standhaftem Farbenschmucke des Haares und Gefieders sich darstellen.

In besonderer Hinsicht auf die Klasse der Säugthiere tritt, wenn die Bedingungen von a, b und c erfüllt sind, die Beobachtungsperiode in Beziehung auf d bei den edlern Wildarten dann ein, wenn sie im Spätfrühlinge sich ausgehärt haben, d. h. wenn sie ganz im Sommerkleide erscheinen; bei den Landraubthieren — z. B. Fuchs und Marder — im Winter ein. Auf die Säugthiere hingegen, welche viel im Wasser sich aufhalten — z. B. Biber, Fischotter — hat die Jahreszeit keinen bedeutenden Einfluß; der Winter behält jedoch immer einigen Vorzug.

Für die Klasse der Vögel ist die einzig wahre Bestimmungsperiode der Arten nach dem Gefiederkolorit, nach der Farbe des Schnabels und der Schienbein- und Fußbehäutung — wobei die Form des Ersteren und die Beschaffenheit der Letzteren noch besonders ins

Auge zu fassen ist — die Paar- und Begattungszeit. Sie tritt bei allen unsern wilden Vögeln — den Kreuzschnabel ausgenommen — im Frühlinge ein.

Volle Bestätigung und Zuverlässigkeit erhalten sämmtliche Kennzeichen der Art beider Klassen durch den erfahrungsgemäßen Beweis, daß Männchen und Weibchen freiwillig sich begattet haben und daß aus dieser Begattung Junge von gleicher Beschaffenheit fortwährend erzeugt worden sind.

Wo auf vorbesagtem Wege Gewißheit nicht zu erlangen ist, da muß die vergleichende Anatomie aushelfen; also zu vorsichtiger Zergliederung und Untersuchung solcher innern Körpertheile geschritten werden, die bei wirklichen Artverwandten gleich organisirt seyn müssen. Dahin gehört bei den Säugthieren die Rückgrathssäule in Hinsicht auf die Zahl der Wirbelknochen, die Gestaltung und Größe des Blinddarms, die Zahl der Rippen ꝛc., bei den Vögeln der Luftröhrenbau *) ꝛc. Vollkommen gleiche Organisation konstanter innerer Theile an dem in Untersuchung befangenen Thierkörper mit der Beschaffenheit der nehmlichen Theile eines andern Thierkörpers, welcher dem untersuchten in Rücksicht vieler anderer, ständiger, äußerer Theile gleich oder doch sehr ähnlich ist, entscheidet für, wesentliche Abweichung im innern Organismus gegen die Artverwandtschaft.

Doch gestattet sich die Natur in Rücksicht minder wesentlicher, nicht organischer Eigenthümlichkeiten, von welchen die Kennzeichen der Art zum Theil hergenommen werden müssen, immer noch Abweichungen, aus welchen die sogenannten Halbarten (Unterarten — nach Linné ständige Varietäten), die Abarten (Spielarten, Abänderungen, Varietäten) und die Bastardarten oder Bastarde hervorgehen.

---

*) Durch die Herren Wolf und Meyer ist dargethan, daß die sonst angenommene Verschiedenheit des Luftröhrenbaues bei einigen Vögeln — z. B. beim Kranich — nicht statt findet.

Halbart nehmlich wird eine Säugthier- und Vogelfamilie (Race) genannt, die, ob sie gleich ihr Daseyn Stammältern einer gewissen Art unzweifelhaft verdankt, von diesen doch in Rücksicht der Größe oder der Haar- und Gefiederfarbe verschieden ist und diese Verschiedenheit — in so fern die örtlichen Verhältnisse, unter welchen die Familie (Race) entstanden ist und lebt, in Beziehung auf Klima und Nahrung sich gleich bleiben — bei fernerer Fortpflanzung unter sich beibehält. Zum Beispiele kann das weiße und das Bläßenedelwild oder das weiße und schwarze Damwild dienen. Bemerkenswerth ist hierbei, daß in Folge der Begattung zwischen männlichen und weiblichen Individuen von einer Halbart mit Individuen der Hauptart die Jungen mehr nach dem Vater, als nach der Mutter zu schlagen pflegen.

Abart hingegen ist ein Thier, das, obwohl von Aeltern einer und derselben Art erzeugt, diesen in Rücksicht der Haar- und Gefiederfarbe nicht gleichend erscheint; diese Abweichung jedoch — selbst wenn es stets unter gleichen örtlichen Verhältnissen lebt — auf seine Nachkommenschaft nicht ständig fortpflanzt, wie dies z. B. bei überall einzeln vorkommenden weißen oder geschekten Rehen, Hasen, Rebhühnern, Schnepfen ꝛc. der Fall ist.

Bastardart oder Bastard endlich heißt dasjenige Thier, welches aus der unnatürlichen Begattung, die zwischen Gattungsverwandten von verschiedenen Thierarten erzwungener Weise statt gefunden hat, erzeugt worden ist. Merkwürdig ist es, daß der Bastard zwar begattungsfähig, aber — höchst seltene Fälle bei Maulthieren abgerechnet — nicht schwängerungsfähig ist.

§. 72.

In den nächstfolgenden Paragraphen soll der lernbegierige Leser mit verschiedenen Eintheilungsmethoden der Säugthiere und Vögel bekannt gemacht werden und zwar hier zuerst mit der Linnéischen, welche

sich bis auf den heutigen Tag in gebührendem Ansehen erhalten hat.

I. Säugthiere.

Sie haben ein Skelett; rothes, warmes Blut; ein Herz mit zwei Kammern und zwei Vorkammern; athmen durch Lungen; gebären lebende Junge und säugen selbige eine Zeit lang mit Milch an ihren Brüsten.

Der fernere Haupteintheilungsgrund beruht auf der Beschaffenheit der Füße und vorzüglich der Vorderzähne.

Die Säugthiere haben:

A. Wahre Füße.

Erste Ordnung. Menschenähnliche Thiere (Primates).

(Vier Vorderzähne, einzelne Eckzähne.)

Gattungen: 1. Der Mensch selbst (Homo). 2. Der Affe (Simia). 3. Die Fledermaus (Vespertilio).

Zweite Ordnung. Thiere ohne Schneidezähne (Bruta).

(Es fehlen die Vorderzähne in beiden Kiefern.)

Gattungen: 1. Elephant (Elephas). 2. Wallroß (Trichecus). 3. Faulthier (Bradipus). 4. Ameisenfresser (Myrmecophaga). 5. Schuppenthier (Manis). 6. Gürtelthier (Dasypus).

Dritte Ordnung. Raubthiere (Ferae).

(Sechs spitzige Vorderzähne, einzelne Eckzähne.)

Gattungen: 1. Robbe (Phoca). 2. Hund (Canis). 3. Hyäne (Hyaena). 4. Katze (Felis). 5. Stinkthier (Viverra). 6. Wiesel (Mustela). 7. Bär (Ursus). 8. Beutelthier (Didelphys). 9. Igel (Erinaceus). 10. Maulwurf (Talpa). 11. Spitzmaus (Sorex).

Vierte Ordnung. Nagethiere (Glires).
(Zwei Vorderzähne in jedem Kiefer, welche weit von den Backzähnen abstehen, keine Eckzähne.)
Gattungen: 1. Stachelthier (Hystrix). 2. Scavie (Cavia). 3. Biber (Castor). 4. Maus (Mus). 5. Murmelthier (Arctomys). 6. Schläfer (Myoxus). 7. Springer (Dipus). 8. Eichhorn (Sciurus). 9. Hase (Lepus).

Fünfte Ordnung. Wiederkäuende Thiere (Pecora).
(Nur in dem untern Kiefer sechs oder acht Vorderzähne, welche von den Backzähnen abstehen, meist keine Eckzähne.)
Gattungen: 1. Kameel (Camelus). 2. Bisamthier (Moschus). 3. Hirsch (Cervus). Antilope (Antilope). 5. Ziege (Capra). 6. Schaf (Ovis). 7. Ochs (Bos). 8. Giraffe (Camelopardalis).

Sechste Ordnung. Thiere mit dem Pferdegebiß (Belluae).
(In jedem Kiefer stehen stumpfabgeschnittene Vorderzähne.)
Gattungen: 1. Pferd (Equus). 2. Flußpferd (Hippopotamus). 3. Schwein (Sus). 4. Nashorn (Rhinoceros). 5. Tapir (Tapir).

B. Verwachsene Füße zum Schwimmen, welche den Flossen der Fische ähnlich sind.

Siebente Ordnung. Säugende Seethiere (Cetacea).
Gattungen: Narwall (Monodon). 2. Wallfisch (Balaena). 3. Kachelot (Physeter). 4. Delphin (Delphinus).

II. Vögel.

Sie haben ein Skelett; rothes, warmes Blut; ein Herz mit zwei Kammern und zwei Vorkammern; athmen durch Lungen und legen Eier.

Linné gründet seine Eintheilung derselben vorzüglich auf die Beschaffenheit des Schnabels; nimmt aber auch auf die der Füße Rücksicht.

Erste Ordnung. Raubvögel (Accipitres).

(Der Schnabel hakenförmig unterwärts gekrümmt; an jeder Seite des Oberkiefers öfters eine hervorstehende Ecke.)

Gattungen: 1. Geier (Vultur). 2. Falke (Falco). 3. Eule (Strix). 4. Würger (Lanius).

Zweite Ordnung. Waldvögel (Picae).

(Der Schnabel zusammengedrückt; mehr oder weniger gekrümmt; fast allezeit oben erhaben; bald länger, bald kürzer.)

A. Mit Kletterfüßen.

Gattungen: 1. Pfeffervogel (Rhamphastos). 2. Kuruku (Tragon). 3. Papagei (Psittacus). 4. Madenfresser (Grotophaga). 5. Musafresser (Musaphaga). 6. Specht (Picus). 7. Wendehals (Iynx). 8. Kukuk (Cuculus). 9. Bartvogel (Bucco).

B. Mit Gangfüßen.

Gattungen: 10. Ochsenhacker (Buphaga). 11. Lappenvogel (Glaucopis). 12. Krähe (Corvus). 13. Rakke (Coracias). 14. Azel (Gracula). 15. Paradiesvogel (Paradisea). 16. Wiedehopf (Upupa). 17. Pirol (Oriolus). 18. Kleiber (Sitta). 19. Baumlaufer (Certhia). 20. Kolibri (Trochilus).

C. Mit Schreitfüßen.

Gattungen: 21. Hornvogel (Buceros). 22. Eisvogel (Alcedo). 23. Plattschnabel (Todus). 24. Bienenfresser (Merops).

Dritte Ordnung. Schwimmvögel (Anseres).

(Der Schnabel mit einer zarten Haut überzogen;

an der Spitze meistentheils mit einem Nagel versehen; Schwimmfüße.)

A. Mit gezähneltem Schnabel.

Gattungen: 1. Ente (Anas). 2. Tauchente (Mergus). 3. Tropikvogel (Phaeton). 4. Schlangenvogel (Plotus).

B. Mit ungezähneltem Schnabel.

Gattungen: 5. Verkehrtschnabel (Rhynchops). 6. Schiffsvogel (Diomedea). 7. Pinguin (Aptenodytes). 8. Papageitaucher (Alca). 9. Sturmvogel (Procellaria). 10. Pelikan (Pelecanus). 11. Meve (Larus). 12. Meerschwalbe (Sterna). 13. Taucher (Colymbus).

Vierte Ordnung. Sumpfvögel (Grallae).

(Der Schnabel etwas walzenförmig, an den meisten lang; lange, über dem Knie kahle Füße.)

A. Mit vierzehigen Füßen.

Gattungen: 1. Flamant (Phoenicopterus). 2. Löffelreiher (Platalea). 3. Anhima (Palamedea). 4. Jariku (Mycteria). 5. Nimmersatt (Tantalus). 6. Reiher (Ardea). 7. Storch (Ciconia). 8. Kranich (Grus). (9. Kurrier (Corrira) *). Wasserläufer (Recurvirostra). 11. Schnepfe (Scolopax). 12. Strandläufer (Tringa). 13. Wasserhuhn (Fulica). 14. Meerhuhn (Gallinula). 15. Spornvogel (Parra). 16. Ralle (Rallus). 17. Scheidenschnäbler (Vaginalis). 18. Trompetenvogel (Psophia). 19. Holzschnabel (Cancroma). 20. Schattenvogel (Scopus). 21. Sandhuhn (Glareola).

*) Erdichteter Vogel, s. Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. XII. u. 1245.

B. Mit dreizehigen Füßen.

Gattungen: 22. Austernfischer (Haematopus). 23. Regenpfeifer (Charadrius).

Fünfte Ordnung. Hausvögel, Hühnerartige (Gallinae).

(Der Schnabel erhaben; die obere Kinnlade so gewölbt, daß der Rand derselben über die untere hervorsteht; die Nasenlöcher halb bedeckt.)

Gattungen: 1. Trappe (Otis). 2. Strauß (Struthio). 3. Dudu (Didus). 4. Pfau (Pavo). 5. Truthuhn (Meleagris). 6. Penelope (Penelope). 7. Hocko (Jaku) (Crax). 8. Fasan (Phasianus). 9. Perlhuhn (Numida). 10. Waldhuhn (Tetrao).

Sechste Ordnung. Singvögel (Passeres).

(Der Schnabel kegelförmig und zugespitzt; die Nasenlöcher offen.)

A. Mit dicken Schnäbeln.

Gattungen: 1. Kernbeißer (Loxia). 2. Kegelschnäbler (Colius). 3. Fink (Fringilla). 4. Pflanzenmäher (Phytotoma). 5. Ammer (Emberiza).

B. Mit krummspitzigen Schnäbeln.

Gattungen: 6. Tagschwalbe (Hirundo). 7. Nachtschwalbe (Nachtschatten, Caprimulgus). 8. Manakin (Pipra).

C. Mit ausgeschnittenen Schnäbeln.

Gattungen: 9. Drossel (Turdus). 10. Seidenschwanz (Ampelis). 11. Merle (Tanagra). 12. Fliegenfänger (Muscicapa).

D. Mit dünnen Schnäbeln.

Gattungen: 13. Meise (Parus). 14. Motazille (Gal. Motacilla). 15. Lerche (Alauda). 16. Staar (Sturnus). 17. Taube (Columba).

§. 73.

Ein anderes merkwürdiges Eintheilungssystem für Säugthiere und Vögel hat Herr Professor Blumenbach in Göttingen aufgestellt*).

I. Säugthiere.

Erste Ordnung. Der Mensch, mit zwei Händen (Bimanus).

Zweite Ordnung. Thiere mit vier Händen (Quadrumana).

Gattungen: 1. Affe. 2. Maki.

Dritte Ordnung. Thiere, welche an den Vorderfüßen zwei, mit langen hakenförmigen Krallen bewaffnete Zehen haben. Ihr ganzer Bau verräth Trägheit und Langsamkeit (Bradypoda).

Gattungen: 1. Faulthier. 2. Ameisenfresser.

Vierte Ordnung. Thiere mit sonderbaren Decken statt der Haare, und zwar mit Schuppen, Schildern oder Stacheln (Sclerodermata).

Gattungen: 1. Schuppenthier. 2. Gürtelthier. 3. Igel. 4. Stachelthier.

Fünfte Ordnung. Säugthiere mit zum Fluge eingerichteten Vorderfüßen (Chiroptera).

Gattung: Fledermaus.

Sechste Ordnung. Nagende vielzehige Säugthiere (Glires).

Gattungen: 1. Eichhorn. 2. Winterschläfer. 3. Murmelthier. 4. Maus. 5. Spitzmaus. 6. Maulwurf. 7. Beutelthier. 8. Springer. 9. Hase. 10. Fettthier. 11. Scavie. 12. Wiesel. 13. Stinkthier. 14. Dachs.

Siebente Ordnung. Größere reißende Thiere oder Raubthiere (Ferae).

Gattungen: 1. Bär. 2. Hund. 3. Hyäne. 4. Katze.

*) S. dessen Handb. d. Naturgesch.

Achte Ordnung. Thiere mit Hufen (Solidungula).

Gattung: Pferd.

Neunte Ordnung. Thiere mit gespaltenen Klauen (Biscula).

Gattungen: 1. Kameel. 2. Ziege. 3. Schaf. 4. Antilope. 5. Ochse. 6. Giraffe. 7. Hirsch. 8. Bisamthier. 9. Schwein.

Zehnte Ordnung. Große, plumpe, dickfüßige Thiere (Belluae).

Gattungen: 1. Tapir. 2. Elephant. 3. Nashorn. 4. Flußpferd.

Eilfte Ordnung. Säugthiere mit kurzen Schwimmfüßen (Palmata).

A. Mit deutlichen Zehen.

Gattungen: 1. Biber. 2. Otter.

B. Mit undeutlichen Zehen.

Gattungen: 3. Robbe. 4. Wallroß.

Zwölfte Ordnung. Wallfischartige Thiere (Cetacea, Cete).

Gattungen: 1. Narwall. 2. Wallfisch. 3. Kachelot. 4. Delphin.

Bei der Eintheilung der Vögel weicht Herr Prof. Blumenbach in Folgendem vom Linnéischen Systeme ab:

Nach seiner Methode zerfällt die zweite Linnéische Ordnung (Waldvögel) in drei, nehmlich: a) in Großschnäbel (Levirostres). Hierher gehören die Vögel mit kurzen Füßen, meist sehr großen, dicken, aber größtentheils hohlen und daher sehr leichten Schnäbeln, z. B. Papageien, Pfeffervögel, Nashornvögel u. dgl., b) in Spechte (Pici), wobei nachstehende Erkennungszeichen angegeben werden: Kurze Füße, mittelmäßig lange, schmale Schnäbel; theils wurm-, theils fadenformige Zungen, z. B. Wendehals, Specht, Baumläufer, Kolibri u. a. m.; c) in Krähen (Coraces), mit kurzen Füßen und mittelmäßig langem, ziemlich

ſtarkem, oben erhabenem Schnabel, z. B. am Raben, an den Krähen ꝛc.

Auch aus der fünften Linneiſchen Ordnung macht Blumenbach zwei, deren eine die hühnerartigen Vögel (Gallinas) umfaßt, die andere Laufvögel (Struthiones, Cursores) in ſich begreift, wozu die zum Fluge ungeſchickten Landvögel, z. B. Strauß, Caſuar, Dudu ꝛc. zu rechnen ſind.

§. 74.

Für die Klaſſe der Säugthiere kann die Pennantiſche Eintheilung, welche auf die Verſchiedenheit der Füße ſich gründet, noch immer als eine der beſten gelten. Der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes wählte ſie daher — mit Rückſicht auf die Bechſteiniſchen Abänderungen *) und mit Vorbehalt einiger ſonſt nothwendig gewordenen — zur Grundlage bei dem Verſuche, die teutſchen Haarwildarten möglichſt lückenlos zu ordnen. Um das Aufſuchen einer oder der andern dieſer Arten nach vorliegender Eintheilung dem Anfänger zu erleichtern, ſollen die Gattungscharaktere und Kennzeichen der Art, welche in der erſten Auflage des gegenwärtigen Werkes der Burgsdorf-Bechſteiniſchen Eintheilung untergelegt waren, ſo viel als möglich vervollkommnet und berichtigt jetzt hier ihre Stelle finden.

Teutſche jagdbare und zur Jagd anwendbare Säugthiere (Mammalia).

Rückgrathige Thiere, mit Brüſten (Geſäuge, Euter), Lungen, rothem warmen Blute und vier Füßen.

Erſte Ordnung. Mit Hufen, Ungulata.

I. Unterordnung: Einhufige, Solidungula (Solipedes).

---

*) S. Bechſteins Ueberſetzung von Pennants allgemeiner Ueberſicht der vierfüßigen Thiere, I, S. XXI.

Nr. 1. Gattung: Pferd, Equus.

Charakter. Vorderzähne in jedem Kiefer sechs, im Oberkiefer senkrecht und parallel, im untern mehr vorwärts gerichtet; abgesondert stehende kurze Haken (Eckzähne), beim männlichen Geschlecht der uns angehenden einzigen Art durchgängig, beim weiblichen nur zuweilen vorhanden. Backenzähne oben und unten sechs, mit wellenförmigen Vertiefungen; Ohrmuschel groß, aufrecht, nach vorn und hinten bewegbar. Sehloch in die Quere. Ueber dem Hufe eine Daumenwarze Scham- (Weichen-) Euter mit zwei Zitzen. Nahrung Vegetabilien.

Art: Hauspferd, Equus caballus, *Linn.*

Kennzeichen. Die Ohren aufgerichtet, kurz, zugespitzt; die Mähne am Oberhalse harthaarig, zur Seite herabhängend; der Schweif durchaus langbehaart.

II. Unterordnung: Mit gespaltenen Klauen und zwei Hufen, Biscula.

a) Wiederkäuende (mit vier Magen).

Nr. 2. Gattung Hirsch, Cervus.

Charakter. Acht oder sechs Schneidezähne im Unterkiefer allein; bei einigen Arten im Oberkiefer einzeln stehende, stumpfe, kleine Haken (Eckzähne); Backenzähne oben und unten auf jeder Seite sechs. Das männliche Geschlecht ein alljährlich abfallendes und sich wieder erneuerndes Gehörn von poröser, knochenartig fester Substanz, welches während der Erneuerung (dem Aufsetzen) mit rauher Haut (Bast) überzogen ist, welche nach dem Verecken an Stangen weicher Holzarten abgefeget (abgerieben) wird. Gallenblase fehlt. Scham- oder Weichengesäuge (Euter) mit vier Zitzen. Nahrung Vegetabilien.

Erste Art: Rothwild (Edelwild), Cervus elaphus, *Linn.*

Kennzeichen. Vorderzähne acht unten; Haken zwei oben; Backenzähne zwölf oben und zwölf unten. Die rundlichen Stangen der Geweihe stehen etwas rückwärts, sind bauchig gekrümmt, mit Augensprossen und überhaupt mit mehr oder weniger Enden besetzt. Blume kürzer als bei der zweiten Art; Thränenhöhlen.

Zweite Art: Damwild, Cerv. dama, *Linn.*

Kennzeichen. Vorderzähne acht unten; Haken fehlen; Backenzähne zwölf oben und zwölf unten. Die Stangen sind fast eben so gestellt wie bei der ersten Art; haben Augensprossen; breiten sich, wenn die Hirsche ein gewisses Alter erreichen, oberwärts schaufelförmig aus und bekommen

sehr viele endenartige Fortsätze nach hinten zu. Die Blume ist länger als bei der ersten Art; Thränenhöhlen.

Dritte Art: Elenwild, Cerv. alces, *Linn.*

Kennzeichen. Vorder- und Backenzähne wie bei der ersten und zweiten Art; Haken fehlen. Der Hirsch ein schaufelförmiges, bei alten mit vielen endenartigen Fortsätzen besetztes Geweih, welches mehr nach den Seiten bauchig gebogen, als aufwärts gerichtet ist. Die Stangen kurz und stark, ohne Augensprossen; die Schaufeln der Stangenwurzel näher als beim Damwild. Unter der Drossel (Kehle) eine steif und lang behaarte, häutige Warze; am Oberhalse ein mähnenartiger Schopf, welcher dem Thiere fehlt. Beide Geschlechter Thränenhöhlen. Blume kürzer als bei der zweiten Art.

Vierte Art: Rehwild, Cerv. capreolus, *Linn.*

Kennzeichen. Sechs Schneidezähne in der untern Kinnlade; keine Thränenhöhle; keine äußerlich sichtbare Blume; ein aufrechtstehendes, selten mit mehr als sechs Enden besetztes Handgehörn ohne Augensprossen. Um das Weideloch her eine bis auf die Keulen sich verbreitende weiße Scheibe.

b) Nicht wiederkäuende (mit einem Magen).

Nr. 3. Gattung: Saue, Sus.

Charakter. Der Kopf lang, mit dem kurzen Halse in einer Flucht, in einem berandeten vorn scharf abgeschnittenen Rüssel — in der Jägersprache Gebrech genannt — ausgehend. In dem Oberkiefer vier einander zugekehrte, im Unterkiefer sechs vorwärts gerichtete Vorderzähne; unten längeres, oben kürzeres, auswärts gerichtetes, mehr oder weniger gekrümmtes Gewehr (Eckzähne), in jedem Kiefer sechs höckerige Backenzähne auf jeder Seite. Leib plump, zusammengedrückt. Die Haut mit starren Borsten behaart. Bürzel (Schwanz) kurz und sehr dünne. Bauchgesäuge mit fünf bis sechs Paar Zitzen. Läufe kurz; Zehen gespalten; Schuhe (Schalen) ganz. Nahrung meist Vegetabilien, auch Erdmast (Gewürm, Insektenlarven, Schmetterlingspuppen).

Art: Wilde Saue (Schwarzwild), Sus scrofa, Aper, *Linn.*

Unterscheidungszeichen von dem zahmen Schweine. Kürzeres, mehr abgerundetes Gehör (Ohren); mehr eingebogenen Vorderkopf; kürzeres Gebrech; stärkere

Eckzähne; schärfere Schalen; die Haut auf dem Grunde stark bewollt.

Zweite Ordnung: Mit Zehen und Nägeln, Digitata.

I. Unterordnung: Die ganze Fußsohle beim Gehen sich auf die Erde stützend; Plantigrada. An den Augen eine Nickhaut.

Nr. 4. Gattung: Bär, Ursus.

Charakter. Vorderzähne oben und unten sechs, die beiden äußersten die dicksten; im Unterkiefer liegen die zwei mittleren Vorderzähne mehr einwärts, als die mittelsten und äußersten; Waffen (Eckzähne) oben und unten stark, lang, kegelförmig, von den Backenzähnen entfernt; Backenzähne fünf oben und unten auf jeder Seite; die vordern kleiner, die hintern stumpf gezackt. Der Rachen lang und beweglich; Brust- und Bauchgesäuge, ersteres mit vier, letzteres mit zwei Säugwarzen. Läufe kurz und stark; Fuß fünfzehig, der Daumen nicht abgesondert. Aufenthalt in großen bruchigen Waldungen. Nahrung liefert theils das Pflanzen-, theils das Thierreich; zu den reißenden Thieren gehörig.

Erste Art: Schwarzer Landbär, Ursus niger, Arctos, *Oken.*

Kennzeichen. Gehör (Ohren) klein und rundlich; Hirnschale gewölbt; Stirnbein flach, vom geraden Gesicht und von den Schläfen abgesetzt. Nasenstirnwinkel beiläufig 160°; Kopfleisten und Kamm groß; die Unterlippe kurz und dick; der Leib stark; Hals und Pürzel (Schwanz) kurz; die Läufe gleich hoch; die Fänge (Klauen) der Vorderfüße länger als die der hintern.

Zweite Art: Brauner Landbär, Ursus, fuscus, Arctos. *Oken.*

Kennzeichen. Schädel gewölbt, Hirnschale nicht vom Gesichte, und Wirbel nicht von den Schläfen abgesetzt; Nasenstirnwinkel und Leisten kaum merklich; Hinterhauptskamm weit hinten; sonst außer der Farbe alles mit der ersten Art gemein.

Nr. 5. Gattung: Dachs, Taxus (*Dumeril*).

Charakter. Schneide- (Vorder-) Zähne oben und unten sechs, unten jeder erste länger; der zweite dicker und etwas eingerückt; Fänge (Eckzähne) oben und unten einer an jeder Seite, dicht an den Backenzähnen stehend, obere gerade, untere rückwärts gebogen; Backenzähne oben fünf, unten

sechs auf jeder Seite. Schnauze kurz, spitz, rüsselartig; Lauscher kurz; Haut auf dem Grunde kurzwollig, borstenartig behaart. Brust- und Bauchgesäuge, jenes mit zwei, dieses mit vier Zitzen. Ueber dem After ein in die Quere geöffnetes Fettloch. Läufe kurz, stark, mit fünf Grabklauen. Aufenthalt in Bauen (unterirdischen Höhlen); Nahrung liefert meist das Pflanzenreich, das Thierreich theilweise, vorzüglich durch Mäuse.

Art: Gemeiner Dachs, Gräving, Taxus meles.

Kennzeichen. Kopf breit, fast wie beim Fuchse dreieckig; Nase vorn aufgeworfen, chagrinartig schwarz behäutet, stets feucht und kalt, nach der Wurzel hin eingerückt. Der ganze Körper von der Schnauze an bis zu den Keulen konisch sich verstärkend. Von der Schnauze über die Seher und Lauscher (Augen und Ohren) eine schwarze Binde sich ausdehnend; die Läufe schwarz; der Rumpf auf dem Rücken weißgrau mit Schwarz melirt, an den Seiten gelbgrau, am Bauche schwarz.

II. Unterordnung: Nur die Zehen beim Gange die Erde berührend, Digitigrada.

a) Raubthiere, Ferae.

Lange oder doch ziemlich lange, mehr oder weniger hakenförmige Klauen an den Zehen.

Nr. 6. Gattung: Hund, Canis.

Charakter. An den Vorderläufen (Vorderfüßen) fünf, an den hintern vier Zehen mit starken, stumpfen, unzurückziehbaren Klauen (Nägeln). Vorderzähne sechs in jedem Kiefer; im obern die äußersten von den übrigen etwas abstehend und verlängert. Fänge (Eckzähne) oben und unten, vom übrigen Gebiß abgesondert, lang, etwas gekrümmt zugespitzt; Backenzähne sechs oben, sieben unten auf jeder Seite. Brust- und Bauchgesäuge, ersteres gewöhnlich mit vier, letzteres mit sechs Säugwarzen; beim männlichen Geschlechte nur Andeutungen von den letzteren allein. Das männliche Zeugungsglied — Pfriemo genannt — in einer knochenartig wulstigen Eichel endigend, höckerig. Alle hierher gehörigen Thiere binden sich (trivial: hängen) bei der Begattung. Aufenthalt der im Zustande der Wildheit befindlichen Gattungsverwandten meist in Wäldern, zum Theil auch in Bauen. Nahrung, Fleisch von lebend geraubten Thieren und Aas, bei einigen auch Beerenfrüchte und Honig (Fuchs, C. vulpes); daß der gesellige Hund (C. familiaris) auch andere vegetabilische Nah-

rung — jedoch in der Regel nicht roh — zu sich nimmt, ist bekannt.

α) Sehloch rund, Ruthe (Schwanz) aufwärts gebogen.

Erste Art: Geselliger Hund, Canis familiaris.

Kennzeichen. An den Hinterläufen eine Daumwarze, selten eine vollkommene Afterklaue; Ruthe (meist) links aufwärts gebogen. Sehr verschieden an Gestalt, Größe, Behaarung und Neigungen; so daß man die vielfältigen Familien (Racen) für eben so viele verschiedene Arten zu halten versucht werden könnte, wenn die Identität der Art, zu welcher sämmtliche Familien (Racen) gehören, nicht durch freiwillige und fruchtbare Begattung derselben unter einander und durch stete Schwängerungsfähigkeit der erzeugten Jungen sich nicht unzweifelhaft ausspräche.

Dem Jäger sind folgende Familien besonders merkwürdig; die meisten derselben zum Jagdbetriebe unentbehrlich.

1. Leithund, Can. fam. indagator et indicans.

Raceneigenheiten. Mittlere Stärke; schwarz, rothbraun oder wolfsgrau von Farbe; oft der untere Theil der Läufe gelb; dichtes, festes, nicht zu langes Haar. Kopf stark, nicht zu kurz; Behänge gut (lange und breite Ohren); Lappen stark (weit herabhängende Oberlefzen); Brust breit; Läufe stark, mäßig hoch; Ruthe lang, am Leibe stark, hinten zugespitzt, von der Wurzel an gerade, von der Mitte an aufwärts gebogen.

2. Der Schweißhund, C. f. cruori subsequens.

Es gibt Hunde von fast allen Familien, welche zu Schweißhunden zu gebrauchen sind; doch haben die mehresten von reiner Race gefallenen fast immer gleiche Farben mit dem Leithunde und im Bau viel Aehnliches mit ihm, nur weniger starke Lappen und Behänge.

3. Der Jagdhund (polnischer oder teutscher), C. f. venaticus exugit. Polon. s. Germ.

Etwas schwächer als Nr. 1. Meist bunt, oft die Grundfarbe braun oder schwarz, die Flecken weiß. Der teutsche glatthaarig, der polnische rauhhaarig. Brust stark; Leib schlank; Behänge gut; Lappen mäßig; Läufe und Ruthe spielend und hochstehend.

4. Der Parforcehund (englischer oder französischer Jagdhund), C. f. venaticus exugit. Angl. s. Gallic.

Etwas schwächer (kleiner) als Nr. 1, aber stärker als Nr. 3; weiß mit braunen, grauen oder gelben Flecken. Haar kurz; Kopf mäßig stark und lang; Behänge gut; Lappen

stark; Brust stark; Leib schlank, Läufe mäßig stark, nicht lang; hochstehende spielende Ruthe.

5. Der Saufinder, C. f. aprinus.

Hat keine standhaften Unterscheidungszeichen, da jeder Bauernhund, wenn er sonst natürliche Anlagen hat, dazu angeführt und gebraucht werden kann.

6. Der Hetzhund oder Saupacker, C. f. molossus sagax.

Roth, blau, grauſtramig, schwarz, oft bei einer von diesen Grundfarben weiß gescheckt; 2 bis 2½' Höhe; in die Länge gestreckt und schlank; Kopf stark; Rachen lang, nicht aufgeworfen; das natürlich kurze Behänge gemäuſelt (abgeſchnitten); Hals stark; Brust stark; Läufe stämmig, doch nicht unförmlich dick; Ruthe lang, glatt gesenkt; Körperbau im Ganzen leicht.

7. Der Windhund, C. f. grajus, sagax.

Farben wie der vorige, etwas kleiner als ein mäßiger von jenen. Schnautze lang, schmal, sehr gespitzt; Nase etwas gebogen; Behang schlecht, halb aufgerichtet stehend. Hals ziemlich lang, nicht stark; Leib schlank, hinten sehr dünn; Ruthe lang, dünn, fast geringelt; Läufe nach Verhältniß der Höhe proportionirt stark; Körperbau im Ganzen zum schnellen Laufe eingerichtet.

8. Der Hühnerhund, C. f. aviarius, s. avicularius.

Weiß; weiß mit braunen Flecken gescheckt oder getigert; braun, auch braun mit weißen Abzeichen; dies die gewöhnlichsten Farben.

Schwarz- und weißbunte sind selten, seltner noch ganz schwarze von reiner Race. Aschgraue und gelbe von reiner Race. Aschgraue und gelbe von reiner Race sehr rar. Kopf muß mäßig stark, die Schnautze nicht zu schmal, doch nicht aufgeworfen seyn. Je länger und breiter das Behänge und die Lappen, desto besser. Mittlere Größe ist die vorzüglichste; immer aber sei Hals, Brust und Laufgebäude stark; der Leib schlank, in den Dünnungen mäßig eingezogen; der Rücken gerade. Starke, kurze Keulen und eine etwa 9 bis 10" lange, in der Jugend verstutzte Ruthe, gehören, wie ein durchaus leichtes, aber starkes Gebäude und egale Zeichnung, zur Vollkommenheit und Schönheit. Auch gibt es Racen mit gespaltener Nase.

9. Der Dachshund, C. f. vertagus.

Meist schwarz oder roth von Farbe; oft mit gelben Extremitäten. Läufe kurz, im Kniegelenk gekrümmt. Je niedriger, je schlanker und länger der Hund ist, desto besser. Der Kopf darf nicht zu stark, die Schnautze muß lang und spitzig das Behänge gut, die Ruthe dünne und lang seyn, letztere im Gange hochgetragen und spielend erscheinen.

β) Sehspalt rund, Ruthe hängend.

Zweite Art: Wolf, Can. lupus.

Kennzeichen. Kopf dick, Rachen gestreckt und spitzig; die Oeffnung der Augenlieder mehr steif als beim Hunde; die Lauscher (Ohren) kurz; die Läufe ziemlich lang; die Standarte (der Schwanz) lang, langbehaart.

γ) Sehspalt senkrecht, Ruthe gerade ausgestreckt.

Dritte Art: Fuchs, Can. vulpes.

Kennzeichen. Kopf breit; der Rachen spitz und schmal; die Spitzen der Lauscher und die Läufe schwarz; die Spitze der langen, geraden, langbehaarten Ruthe meist weiß.

Nr. 7. Gattung: Katze, Felis.

Charakter. An den Vorderläufen fünf, an den hintern vier Zehen mit zurückziehbaren, krummen scharfen Krallen. Vorderzähne in jedem Kiefer sechs in einer Reihe; die obern länger als die untern; oben und unten die äußersten verlängert. Fänge (Eckzähne) oben und unten keilförmig gefurcht, scharf gespitzt, die obern von den Vorderzähnen, die untern von den Backzähnen abgesondert, viel länger als die Vorderzähne; im Oberkiefer vier, im Unterkiefer drei Backzähne auf jeder Seite. Der Hinterschädel niederer als die Stirn. Schläfmuskel groß. Die Zunge feilenartig-rauh. Die Schnauze weniger gestreckt als bei andern Raubthieren, mit langen Barthaaren besetzt. Die Seher (Augen) mit senkrechtem Sehspalt, leuchtend, der Schnauze näher, als den kleinen aufrecht stehenden, inwendig stark und stramm behaarten Lauschern (Ohren). Leib walzenförmig; Ruthe (Schwanz) dünn, schnell abgesetzt; am After ein Drüsenbalg; männliches Glied weit nach hinten stehend, Eichel rauh. Das Weibchen bringt mehrere Junge. Aufenthalt in Wäldern; Nahrung Fleisch von geraubten Thieren.

Erste Art: Luchs, Felis lynx.

Kennzeichen. Hauptfarbe milchchocolatenartig, hier und da mehr oder minder undeutlich braunschwarz gefleckt und gestreift; Lauscher gespitzt, an der Spitze ein aufrechtstehender schwarzer Haarpinsel. Der Schnurrbart aus drei Haarreihen an der Oberlippe bestehend. Die Ruthe (Schwanz) kurz, gegen das Ende schwarz. Vier paar Zitzen.

Zweite Art: Wilde Katze, F. catus ferus.

Kennzeichen. Körperhauptfarbe grau; auf dem Rücken ein bis drei schwarze Längsstreifen; an den Seiten schwarze geschlängelte Querstreifen; die Ruthe lang, überall gleich dick, schwarz geringelt. Vier Brust- und vier Bauchzitzen; der Schnurrbart aus fünf Haarreihen bestehend.

Nr. 8. Gattung: Wiesel, Mustela.

Charakter. An allen vier Läufen fünf an der Basis durch eine Membran verbundene Zehen mit sehr wenig einziehbaren mäßig gekrümmten dünnen, scharf gespitzten Krallen. Vorderzähne in jedem Kiefer sechs, die mittlern verkürzt; die obern sämmtlich länger als die untern und bei diesen die vorletzten etwas mehr nach innen gerichtet als die übrigen. Fänge (Eckzähne) lang, gekrümmt, spitzig, die obern länger als die untern. Backzähne oben fünf oder vier, unten sechs oder fünf auf jeder Seite. Die Zunge glatt da, wo die Mehrzahl an Backzähnen, warzig da, wo die Minderzahl derselben vorhanden; der Kopf klein, glatt, länglich. Der Rumpf lang, schlank. Der Schwanz buschig. Behaarte Ballen, keine dergleichen Sohlen, kein Stinkloch, Afterblasen, in welchen eine Bisam ähnlich riechende Flüssigkeit sich absondert; kein Blinddarm; Bauchgesäuge mit vier bis acht Zitzen. Aufenthalt im Walde, in hohlen Bäumen, zum Theil auch in Gebäuden, dann aber sehr verborgen. Nahrung vorzüglich Eier, Blut und Fleisch von geraubten Thieren, auch Obst, als Kirschen, Aprikosen, Pflaumen und Zwetschen (vorzüglich gedörrte).

Erste Art: Steinmarder, Must. foina, *Linn.*

Kennzeichen. Der Körper schwarzbraun, auf dem Grunde röthlichgrau; Kehle, Unterhals und Brust weiß; Bauch dunkelbraun; Schwanz schwärzlich; acht Bauchzitzen; 1½′ lang, 10″ die Ruthe.

Zweite Art: Baummarder, Must. martes, *Linn.*

Kennzeichen. Etwas größer als der Steinmarder; Kopf dicker; Pelz feiner; Leib schlanker; schönglänzend kastanienbraun; Kehle, Unterhals und Brust gelb; acht Bauchzitzen; 1′ 6″ lang, Ruthe 11″.

Dritte Art. Iltis, M. putorius, *Linn.*

Kennzeichen. In jedem Kiefer ein Backzahn weniger; Kopf dicker; Lauscher (Ohren) breiter und abgerundeter; Hals länger; Läufe und Ruthe kürzer als bei der ersten und zweiten Art. Die Grundwolle des Balges hellgelb, das längere Haar kastanienbraun; die Schnauze und der Rand der Lauscher weiß. Das ganze Thier sehr übelriechend; vier Bauchzitzen; Länge 1′ 6″.

Vierte Art: Kaninchenwiesel, Frett, M. furo, *Linn.* (M. viverra.)

Kennzeichen. Der Leib schlank; Kopf spitziger als bei der

dritten Art; der Rücken gekrümmt; der Augenstern roth; die Farbe überall blaßgelb mit Weiß überlaufen; übelriechend, doch weniger als die dritte Art; acht Zitzen, 1′ 3″ lang, Ruthe 7″.

Fünfte Art: Großes Wiesel, M. erminea, *Linn.*

Kennzeichen, Farbe braunroth, unten weiß, in kalten Gegenden im Winter überall weiß; Ruthe buschig, die Spitze derselben allezeit und überall schwarz. Kinn, Ohrrand und Zehenspitzen gelblichweiß; acht Bauchzitzen, 1′ lang, Ruthe 5″.

Sechste Art: Kleines Wiesel, M. vulgaris, *Linn.*

Kennzeichen. Die Ruthe mit dem Oberleibe gelbröthlich braun gleichfarbig; Unterleib weiß; Ruthe kurz, wenig oder gar nicht buschig; Ruthenspitze gelblich; brauner Fleck an den Backen; acht Zitzen; 6″ lang; Ruthe 2″.

Nr. 9. Gattung: Otter, Lutra. (Latax.)

Charakter. Fünf fingerartig lange, durch eine lappige Schwimmhaut verbundene, an den Vorderläufen unbehaarte Zehen. Krallen unbeweglich, ausgekehlt, an den Vorderläufen lang und spitzig, an den hintern kurz, breit und stumpf. Vorderzähne sechs in jedem Kiefer, wovon die mittlern verkürzt, die obern länger als die untern, von den untern die verletzten etwas nach innen gerichtet. Eckzähne oben und unten zwei, lang, gekrümmt, scharf, inwendig kantig. Backzähne oben und unten fünf, zackig, auf jeder Seite die vordersten sehr klein. Der Kopf verhältnißmäßig klein, dick, plattgedrückt; die Schnauze klein, breit, abgestumpft mit aufgeworfenen Lippen umschlossen; Lauscher klein; Zunge rauh, doch weniger als bei den Katzen. Hals kurz, unförmlich dick. Der Rumpf gestreckt, dicklich, oben platt, gleichsam in der Ruthe vorlaufend; diese fast halb so lang wie der Rumpf. Läufe sehr kurz und stark; Sohlen zum Theil nackt; Afterdrüsen; das Weibchen Bauchgesäuge mit vier Säugwarzen; unterm Geburtsgliede eine Falte. Aufenthalt an und im Wasser, meist sehr verborgen. Nahrung vorzüglich Fische, aus Noth Frösche, Wassermäuse (kleine Vögel und Eier derselben, wollen Einige — der Verfasser hat dies nie bemerkt).

Erste Art: Flußotter, Lutra vulgaris.

Kennzeichen. Seher (Augen) sehr klein; Läufe sehr kurz; Klauen an den unbehaarten Zehen an den Vorderläufen länger als an den Hinterläufen; Ruthe (Schwanz) am Ende spitzig; Oberleib dunkelbraun; Brust und Bauch graulich ge-

färbt. Kurzwildbret (Hoden) im Bauche, zwei Drüsensäcke neben dem Mastdarme, ohne besonderes Stinkloch.

Zweite Art: Sumpfotter, Lutra minor.

Kennzeichen. Kopf klein; Vorderläufe länger als die hintern; Schwimmfüße rauhhaarig und breit. Die Ruthe rauh und langhaarig; Körper schwärzlichbraun, Schnauze weiß.

b) Nagethiere, Glires.

Weniger gekrümmte Nägel an den Zehen als die Raubthiere (a). Keine Eckzähne; in jedem Kiefer zwei, mehrentheils beisammenstehende, von den Backzähnen entfernte Schneidezähne. Die Weibchen durchgängig mehr als zwei Säugwarzen.

Nr. 10. Gattung: Hase, Lepus.

Charakter. An den Vorderläufen fünf, an den hintern vier Zehen. Oberlippe gespalten (Hasenscharte); in jedem Kiefer zwei Nagezähne, an der vorwärts gekehrten Fläche gefurcht, hinter den obern noch zwei kleinere, hinten gefurchte. Backzähne auf jeder Seite des Oberkiefers sechs, des Unterkiefers fünf. Löffel (Ohren) lang; Seher (Augen) groß; Blume kurz; Fußsohlen behaart, Magen durch eine Falte getheilt; Blinddarm sehr lang. Alle Gattungsverwandte gänzlich wehrlos und daher furchtsam; bewegen sich hüpfend-laufen schnell; sind sehr fruchtbar. Bauchgesäuge mit vier bis zehen Zitzen, Zitzensack mangelnd. Aufenthalt im Walde und Felde. Nahrung Vegetabilien.

Erste Art: Feldhase (gemeiner Hase), Lepus timidus, *Linn.*

Kennzeichen. Die Löffel länger als der Kopf, an der Spitze schwarz; der obere Theil der Blume (des Schwanzes) größtentheils schwarz; die Hinterläufe viel länger als die vordern.

Zweite Art: Veränderlicher Hase, Lep. variabilis.

Kennzeichen. Die Löffel kürzer als der Kopf, an der Spitze schwarz. Der Körper im Winter weiß; die kurze Blume zu allen Zeiten weiß; die Fußsohlen schwarz oder gelb behaart.

Dritte Art: Wildes Kaninchen, Lepus caniculus ferus.

Kennzeichen. Löffel kürzer als der Kopf, dünn behaart, an den Spitzen schwarz; die Hinterläufe kürzer als bei der ersten und zweiten Art. Eigentlicher Wohnort Baue (unterirdische Höhlen).

Nr. 11. Gattung: Eichhorn, Sciurus.

Charakter. An den Vorderläufen vier lange Zehen und eine Daumenwarze mit Nagel; an den Hinterläufen fünf Zehen so lang wie die vordern. Nägel lang, etwas gebogen, scharf, uneinziehbar; Nagezähne oben und unten zwei, beim lebenden Thiere beweglich, keilförmig; die untern schmaler und spitziger als die obern; Backzähne oben fünf, unten vier auf jeder Seite, von den obern der vordere sehr klein. Schnauze spitzig; Oberlippe überhangend, gespalten; Seher groß; Lauscher (Ohren) aufrecht. Rumpf schlank, oberwärts gekrümmt. Läufe kurz, die vordern kürzer als die hintern. Schwanz an den Seiten langhaarig gefächert. An der Brust zwei, am Bauche sechs Zitzen. Aufenthalt in Wäldern und Gehölzen. Nahrung Vegetabilien.

Erste Art: Gemeines Eichhorn, Sc. vulgaris, *Linn.*

Kennzeichen. Lauscher an der Spitze mit einem Haarbüschel besetzt; Schnurrbart aus fünf Haarreihen bestehend; Rücken und Fahne (Schwanz) gleichfarbig braunroth; Bauch weiß; Körper 9″, Fahne 10″ lang.

Zweite Art: Nördlich-europäisches fliegendes Eichhorn (Poletuch), Sc. volans, *Linn.* (Pteromys Russica.)

Kennzeichen. Kopf runder und kürzer als am gemeinen; Lauscher fast nackt und ohne Büschel; Fahne nur 4″ lang. Die Haut am Körper lose, fast faltig, zum Theil mit weißgrauen, zum Theil mit weißen Haaren besetzt. Zwischen den Vorder- und Hinterläufen eine dünne, schwarzbraune, sehr dehnbare Spannhaut, durch welche das Vermögen zu springen vermehrt wird. Körperlänge 6″.

Nr. 12. Gattung: Biber, Castor.

Charakter. An den Vorderläufen fünf an der Basis durch eine Membran verbundene, an den Hinterläufen eben so viele durch eine Schwimmhaut vereinigte Zehen. Von letzteren hat die vierte dem Anscheine nach zwei Nägel. In jedem Kiefer zwei keilförmig zugeschärfte gelbe Nagezähne, im Oberkiefer stehen sie schiefwinklich gegen einander gerichtet, so, daß zwischen beiden eine Höhlung sich bildet; im untern erscheinen sie seitwärts aus einander gebogen eine Kümme (Lücke) bildend, in welche die obern passen. Oben und unten auf jeder Seite vier, bisweilen unten fünf Backzähne, von denen nur der vordere gewechselt wird, obere auswendig mit drei, inwendig mit einer Furche, untere inwendig mit drei, auswendig mit einer dergleichen. Schnauze

stumpf; Lauscher klein, abgerundet; Leib auf der Haut mit wolligem Haar, aus welchem längeres, nicht sehr starres, dich:stehend hervortritt. Vier Zitzen, davon zwei auf dem Brustmuskel zwischen der zweiten und dritten Rippe, die zwei andern 4" vor jenen. Der Schwanz lang und sehr breit; von der Wurzel an das erste Viertheil der Länge rund und behaart, dann platt gedrückt, geschuppt, zwischen den Schuppen einzelne Borsten, weiterhin gewölbt, an der Spitze eiförmig abgerundet. Ruthe (Zeugungsglied), Scheide und Harnröhre in einer Kloake sich öffnend, so daß von außen das Geschlecht nicht zu erkennen ist, indem Ruthe und Hoden unter und an dem Mastdarme in einem hohen Muskel liegen. Weibliche Geschlechtstheile wie beim Hasen. Aufenthalt in Höhlen und Bäumen am Wasser. Nahrung Vegetabilien.

Art: Europäischer Grubenbiber, Castor fiber europ., *Linn.*

Kennzeichen. Schädel plattgedrückt; Kopf lang und breit; Hinterhauptfläche senkrecht; Vorderläufe verkürzt gegen die hintern; Gang langsam; guter Schwimmer und Taucher. Pelz meist gelblich-graubraun. Körperlänge 2' bis 2' 6"; Schwanzlänge 1'.

§. 75.

Herr Bechstein erklärt in seinem Handbuche der Jagdwissenschaft *) die von Latham **) aufgestellte Eintheilung der Vögel — obgleich, besonders in Rücksicht der Wasservögel, nicht von Unvollkommenheiten frei — für die vorzüglichste; sie wird deshalb nach Herrn Bechsteins Abänderung hier mitgetheilt.

Erste Abtheilung. Landvögel.

Erste Ordnung. Raubvögel (Accipitres).

Der Schnabel krumm, wenigstens an der Spitze hakenförmig gebogen; die Füße meist kurz, stark, muskulös und mit großen, gebogenen, scharfen Krallen besetzt.

Gattungen: 1. Geier. 2. Falke. 3. Eule.

Zweite Ordnung. Großschnäblige Vögel (Levirostres).

Die großen Schnäbel meistentheils hohl, und des-

*) Th. I. Bd. I. S. 36.

**) *Lath* index ornithologicus, II Vol. Londoni 1790. Borkhausens Fauna Teutschlands I, S. XX.

halb sehr sehr leicht, nach vorn gekrümmt; die Füße kurz und stark.

A. Mit Kletterfüßen.

Gattungen: 1. Papagei. 2. Pfeffervogel. 3. Fraßenvogel (Scythrops).

B. Mit Schreitfüßen.

Gattungen: 4. Momot (Momotus). 5. Hornvogel.

Dritte Ordnung. Spechtartige Vögel (Pici).

Der Schnabel meist gerade, selten etwas gekrümmt, nicht dick, mittelmäßig lang; die Füße kurz, meist zum Klettern geschickt.

A. Mit Kletterfüßen.

Gattungen: 1. Specht. 2. Wendehals. 3. Jacamar (Galbula).

B. Mit Gangfüßen.

Gattungen: 4. Kleiber. 5. Wiedehopf. 6. Baumläufer. 7. Kolibri.

C. Mit Schreitfüßen.

Gattungen: 8. Plattschnabel. 9. Bienenfresser. 10. Eisvogel.

Vierte Ordnung. Krähenartige Vögel (Coraces).

Der Schnabel oben erhaben, meist messerförmig und von mittelmäßiger Größe; die Füße kurz.

A. Mit Kletterfüßen.

Gattungen: 1. Bartvogel. 2. Kuruku. 3. Madenfresser (Crotophaga). 4. Kukuk.

B. Mit Gangfüßen.

Gattungen: 5. Würger. 6. Krähe. 7. Racke. 8. Lappenvogel (Glaucopis; Callaeas). 9. Atzel. 10. Pirol. 11. Paradiesvogel.

Fünfte Ordnung. Sperlingsartige Vögel (Passeres).

Der Schnabel kegelförmig, zugespitzt, meist stark; beide Kinnladen sind beweglich, um die Samenkörner schälen zu können.

Gattungen: 1. Kernbeißer. 2. Ammer. 3. Fink. 4. Pflanzenmäher (Phythotoma). 5. Kegelschnäbler (Colius).

Sechste Ordnung. Singvögel (Oscines).

Der Schnabel kegelförmig, bei einigen dem Walzenförmigen sich nähernd, zugespitzt, meist schwach; die obere Kinnlade unbeweglich.

A. Mit ausgeschnittenem Schnabel.

Gattungen: 1. Drossel. 2. Seidenschwanz. 3. Merle. 4. Fliegenfänger.

B. Mit unausgeschnittenem Schnabel.

Gattungen: 5. Staar. 6. Wasserschwätzer (Cinclus). 7. Lerche. 8. Bachstelze (Motacilla). 9. Sänger (Sylvia). 10. Bergsänger (Accentor). 11. Meise. 12. Manakin.

Siebente Ordnung. Schwalbenartige Vögel (Chelidones).

Der Schnabel klein, spitzig, an der Spitze der obern Kinnlade gekrümmt; an der Wurzel platt und breit; der Rachen sehr weit. Die Füße kurz.

Gattungen: 1. Tagschwalbe. 2. Nachtschwalbe.

Achte Ordnung. Tauben (Columbae).

Der Schnabel dünn, nur an der Spitze gekrümmt, an der Wurzel häutig und aufgetrieben; die kurzen Füße haben bis an die Wurzel getrennte Zehen.

Gattung: Taube.

Neunte Ordnung. Hühnertige Vögel (Gallinae).

Der Schnabel erhaben; die obere Kinnlade ragt zu beiden Seiten über die untere hinaus; die Nasenlöcher sind mit einer knorpligen Fleischhaut, welche die Wurzel des Schnabels überzieht, zur Hälfte bedeckt.

Gattungen: 1. Pfau. 2. Truthuhn. 3. Penelope. 4. Perlhuhn. 5. Hocko. 6. Fasan. 7. Tinamu (Tinamus). 8. Waldhuhn (Te-

trno). 9. Rebhuhn. 10. Trompetenvogel. 11. Trappe.

Zehnte Ordnung. Laufvögel (Struthiones s. Cursores).

Der Leib groß; die Flügel zum Fluge ungeschickt; die Füße starke Lauffüße.

Gattungen: 1. Dudu. 2. Tuju (Rhea). 3. Kasuar. 4. Strauß.

Zweite Abtheilung. Wasservögel.

Eilfte Ordnung. Sumpfvögel (Grallae).

Der Schnabel fast walzenförmig, bald lang, bald kurz; die Füße lang, über dem sogenannten Knie mehr oder weniger befiedert.

Gattungen: 1. Löffelreiher. 2. Anhima. 3. Jabiru. 4. Hohlschnabel. 5. Schattenvogel. 6. Reiher. 7. Ibis (Tantulus). 8. Brachvogel (Numenius). 9. Schnepfe. 10. Strandläufer. 11. Regenpfeifer. 12. Läufer (Cursorius). 13. Austerfischer. 14. Sandhuhn. 15. Ralle. 16. Spornflügel. 17. Meerhuhn (Gallinula). 18. Scheidenvogel (Vaginalis).

Zwölfte Ordnung. Halbschwimmer (Pinnatipedes).

Der Schnabel gerade, an den Seiten etwas zusammengedrückt, zugespitzt; die Füße sind theils gespaltene Schwimmfüße (Fissopalmoti, auch Flossenfüße genannt, d. h. solche, die in kleine abwärts gebogene Lappen getheilt sind, wie beim Wasserhuhn), theils Lappenfüße (Pinnati, d. h. solche, die größere Lappen haben, wie z. B. der Steißfuß.)

Gattungen: 1. Bastardwasserhuhn (Phalaropus). 2. Wasserhuhn (Fulica). 3. Steißfuß (Podiceps).

Dreizehnte Ordnung. Schwimmvögel (Palmipedes).

Der Schnabel bei den meisten mit einer zarten Oberhaut bedeckt, bei vielen stumpf, an der Spitze

mit einem Nagel, inwendig gezähnelt, bei vielen aber auch ungezähnelt und spitzig; die Füße sind Schwimmfüße, d. h. solche, deren Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden sind.

A. Mit langen Beinen.

Gattungen: 1. Säbelschnäbler. 2. Kurrier. 3. Flamant.

B. Mit kurzen Beinen.

Gattungen: 4. Albatroß. 5. Papageitaucher. 6. Taucherhuhn (Uria). 7. Taucher (Colymbus). 8. Verkehrtschnabel. 9. Meerschwalbe. 10. Meve. 11. Sturmvogel. 12. Tauchente. 13. Ente. 14. Pengwin. 15. Pelikan. 16. Tropikvogel. 17. Schlangenvogel.

§. 76.

Seit dem ersten Erscheinen des gegenwärtigen Werkes sind, bei dem gemeinsamen Streben der verdienstvollsten Naturforscher, auch zur Erweiterung der Ornithologie (Vogelkunde) ungemein große Fortschritte gemacht worden.

Was hierzu Bechstein, Becker, Leisler, Meyer, Naumann, Temmink, Wolf u. a. m. in und für Teutschland beigetragen haben, spricht sich in den Werken und Schriften dieser vortrefflichen Männer aus.

Rücksichtlich des in Teutschland heimischen oder nur periodisch vorkommenden Federwildes (der wilden Vögel) haben Meyer und Wolf in ihrem Taschenbuche der teutschen Vögelkunde eine neue Eintheilung aufgestellt, welche viele, in andern Klassifikationsmethoden eingeschlichene unnatürliche Zusammenstellungen und Trennungen, in Beziehung auf Gattungen und Arten, berichtigend und auf unsere wilden Vögel sich beschränkend, für den Weidmann beim Studium der Systemkunde als die zweckmäßigste unter allen erscheint.

Abbildungen Tafel I–II.

Fig. 1. Ansicht des Gebäudes von der Straße aus.

Fig. 2. Grundriß des Erdgeschosses.

Fig. 3. Grundriß des Obergeschosses.

Fig. 4. Grundriß des Dachgeschosses.

Fig. 5. Querschnitt durch das Gebäude.

Fig. 6. Ansicht des Gebäudes von der Straße aus.

Fig. 7. Grundriß des Erdgeschosses.

Fig. 8. Grundriß des Obergeschosses.

Fig. 9. Grundriß des Dachgeschosses.

Fig. 10. Querschnitt durch das Gebäude.

leichte Federbedeckung. Ihre Nahrung besteht meistentheils in Thieren aus der Säugthier- oder Vogelklasse, oder aus der Linnéischen Klasse der Insekten und Würmer, theils aus mancherlei Pflanzen oder Pflanzentheilen.

Sie halten sich entweder auf Bäumen und im Gesträuch, oder auf andern über die Erdfläche erhabenen Stellen, oder auf dem Erdboden auf.

Erste Ordnung. Raubvögel. Accipitres (Rapaces).

Schnabel kurz, stark; Oberschnabel an der Wurzel mit einer Wachshaut, an den Seiten zusammengedrückt, vorn über den Unterschnabel herab gekrümmt. Nasenlöcher offen. Füße stark, nervig, kurz oder mittelmäßig, bis unter das Knie befiedert. Drei Zehen nach vorn, eine nach hinten gerichtet, (meist) gänzlich getrennt, unten warzig, mit starken, krummen, scharfen und spitzigen Fängen (Nägeln) bewaffnet.

Leben (meist) einsam und in Einweiberei (monogamisch), horsten (nisten) auf unzugänglichen Felsen, oder auf Bäumen und tragen die Horst- (Nest-) Materialien nicht, wie andere Vögel, im Schnabel, sondern in den Klauen haltend, herbei. Die Zahl der Eier ist **nie über sechs**. Ihre Nahrung besteht meist in frischem Fleische, selten in Aas und sie **kröpfen** (verschlingen) selbige stückweise mit Haut, Haaren, Federn und Knochen. Im Kropfe eingeweicht geht alles in den Magen über. Hier bildet sich bei der Verdauung das **Gewölle**, und dieses wird, gewöhnlich am folgenden Morgen, in Ballenform durch den Schnabel wieder ausgeworfen; sie fressen sehr viel auf einmal, wenn sie Gelegenheit dazu finden; können aber auch mehrere Tage — sogar Wochen lang — fasten. Das Blut des Raubes ist hinreichend, ihren Durst zu stillen; daher saufen sie in der Freiheit nicht. Dennoch

ist ihr Unrath dünnflüssig, und sie spritzen denselben mit gesträubtem Gefieder und gehobenem Schwanze durch den After weit von sich weg. Ihr Laut ertönt als widriges Geschrei und zischend. Sie können sehr hoch, meist auch sehr schnell fliegen.

Das Weibchen ist gewöhnlich größer als das Männchen.

Erste Gattung: Geier, Vultur.

Oberschnabel von der Wurzel aus gerade, an der Spitze scharf hakenförmig gekrümmt; Unterschnabel gerade, rinnenförmig, vorn abgerundet. Kopf nackt, oder mit kurzer Wolle und kurzem Flaum bedeckt. Auge mit einer Nickhaut versehen. Nasenlöcher nackt, an den Seiten des Oberschnabels stehend, in schräger Richtung von dem vordern Rande der Wachshaut nach dem hintern sich neigend. Zunge gespalten. Füße bis zur Hälfte des Schienbeines behos't. Mittelzehe sehr lang; Fänge (Nägel) mäßig gekrümmt. Flügel abgerundet. Von den Schwungfedern ist die vierte die längste; weniger lang als diese die zweite und dritte; kurz und der sechsten an Länge nicht beikommend die erste.

Der Kropf wird, wenn er gefüllt ist, am Vorderhalse sackähnlich herabhängend, äußerlich sichtbar.

Der Flug dieser Vögel ist zwar langsam; doch können sie sich zu einer außerordentlichen Höhe erheben. Diese Erhebung erfolgt, wie das Herabsteigen, in Schneckenlinien; sie äugen (sehen) scharf und wittern (riechen) äußerst fein. Ihre Stellung ist niedrig, ihr Gang plump. Sie leben (meist) in Heerden beisammen. Sie nähren sich einzig von Aas; nisten auf unzugänglichen Felsen, tragen den Jungen die Nahrung im Kropfe zu und speien sie vor ihnen aus.

Art: Grauer Geier, V. cinereus.

Hinterkopf und Nacken kahl, bläulich; auf dem Unterhalse ein dreieckiger schwarzbrauner Fleck, zu beiden Seiten des Halses mit schräg in die Höhe gerichteten Federn eingefaßt; auf jeder Schulter ein aufrechter Federbusch; Füße halb behos't (befiedert). 3′ 6″ lang, 8′ breit (dies ist die Größe des Weibchens, das Männchen ist fast um ein Drittheil kleiner)*).

---

*) Nach dem alten Pariser Maaße hier wie überall die Länge von der Schnabelspitze bis zur Schwanzspitze, die Breite von der Spitze des einen ausgebreiteten Flügels bis zu der des andern gerechnet.

Zweite Gattung: Cathart, Cathartes.

Kopf und Hals mit Flaum. Schnabel lang, dünn, zusammengedrückt, gerade und gegen die Spitze gekrümmt; Wachshaut über die Hälfte des Schnabels sich verbreitend; Nasenlöcher in der Mitte des Schnabels an dem Rande der obern Schnabelwurzel, der Länge nach ritzförmig; Zunge ungespalten. Flügel mäßig gespitzt. Die erste Schwungfeder ziemlich kurz, die zweite weniger lang als die dritte, welche die längste ist. Schienbeine bis über die Hälfte behos't.

Sie leben in Gesellschaft, nähren sich von Aas, greifen aber auch kleine lebende Thiere an.

Art: Perknopterus-Cathart, C. percnopterus, *Temminck;* Vultur percnopt. et leucocephalus, *Gmel., Linn.*

Die Flaumbedeckung an Kopf und Hals weiß; Halskrause weiß; Schwung- und Schwanzfedern schwarz oder schwarzbraun; Füße lichtblau. Länge 4'.

Dritte Gattung: Geieradler, Gypaëtos.

Kopf klein, wenig verlängert, ganz befiedert. Schnabel stark, lang; Oberschnabel hakenförmig, an der Wurzel aufgetrieben. Die europäische Art an der Unterschnabelwurzel einen vorwärts gerichteten, bartartigen Federbüschel. Nasenlöcher länglich, mit steifen Borsten bedeckt. Kropf fast ganz von Federn verhüllt. Füße bis an die Zehenwurzel dicht behos't, sehr kurz; alle drei Vorderzehen durch eine schmale Membran vereinigt, die mittelste sehr lang. Fänge (Nägel) mäßig gekrümmt; Flügel lang, die erste Schwungfeder kürzer als die zweite, welche von allen die längste ist. Die Geieradler leben nicht, wie die vorhergehenden Gattungen, in Heerden; nähren sich von lebendigem Raube und verzehren ihn auf der Stelle.

Art: Bärtiger Geieradler, Gypaëtos barbatus, *Cuvier.*

Kopf und Oberhals schmutzig weiß; Unterhals, Brust und Bauch orangengelb; Rückenfedern graubraun, mit glänzend schwarzer, breiter Einfassung. Länge 4' 6½".

Vierte Gattung: Adler, Aquila.

Kopf oben plattgedrückt, gestreckt, wie der Nacken, mit pfeilspitzigen Federn bedeckt; Augen tiefliegend, nach hinten schräg unterwärts gerichtet, von einem stark hervorragenden Augenknochen geschützt; Kropf ganz mit Federn bedeckt. Schnabel stark hakenförmig, von der Wurzel an sanft gebogen, mit langer sehr scharfer Spitze. Nasenlöcher zur Seite liegend. Flügel sehr lang; Umriß der Schultern von den Seitenfe-

dern nicht bedeckt; erste Schwungfeder sehr kurz. Füße stark, rauhschuppig, halb oder bis an die Zehenwurzel befiedert; Fänge sehr gekrümmt und spitzig; der vordere innere und der hintere Fang am größten, der mittlere an der innern Seite mit scharfkantiger Rinne. Die Adler fliegen schneller als die vorhergehenden Gattungen dieser Ordnung, steigen so hoch wie jene und höher als die folgenden. Sie äugen sehr scharf, sind äußerst raubgierig, fallen aber meist nur solche Thiere im offnen Kampfe an, die Widerstand leisten können. So lange, bis die Jungen flugbar sind, tragen die Alten ihnen den Raub, mit den Fängen gepackt, ganz ins Nest, dann aber werden jene sogleich fortgetrieben.

Das Weibchen ist um den dritten Theil größer als das Männchen.

Sie leben in Monogamie und einsam.

Erste Art: Kaiserlicher Adler, Aquila imperialis, *Temminck.* (Goldadler, A. chrysaëtos, *Leisler.*)

Nasenlöcher zweyeckt, (diagonal hinterwärts nach unten), hinterer Rand abgerundet, oberer mit einem Einschnitte; Mundwinkel unter dem hintern Augenrande. Augen sehr klein; Augenstern weißgelb. Nackenfedern nicht sehr lang, wenig zugespitzt, an der Spitze einfarbig; Schwungfedern über den Schwanz hinausreichend; Schwanz nicht abgerundet (die Ruderfedern von gleicher Länge); Füße bis zur Zehenwurzel behos't; der Rücken der Mittelzehe an der Spitze mit fünf großen Schildern, die andern Zehen an derselben Stelle nur mit vier Schildern. Hauptfarbe braun, auf der untern Seite des Körpers ins Schwarzbraune, auf der obern theilweise ins Goldgelbe übergehend; der Schwanz hellgrau, mit schwarzer Binde. Körper dick und breit; Stellung niedrig, dem Horizontalen sich nähernd. Stimme abweichend von der pfeifenden der andern Adler und Falken, dem Kolkrabengeschrei ähnlich.

Länge 2′ 6″, Breite 6′ (das Maaß des Männchens *), das zeither noch nicht untersuchte Weibchen vermuthlich größer).

Zweite Art: Königlicher Adler, Aquila regalis, *Temminck.* Steinadler, Aqu. fulva, *Meyer.*

Nasenlöcher schief, hinterer Rand scharf, oberer nicht einge-

*) Annalen der Wetter. Gesellsch. Bd. II. Hft. 1. S. 174 u. 181.

schnitten; Mundwinkel unter der vordern Augenhälfte; Augen sehr viel größer als bei der ersten Art; Augenstern gelb; Nackenfedern sehr lang und zugespitzt, die Spitzen mit hellerem Rande. Schwungfedern die Schwanzspitze nicht erreichend; Füße bis zu der Zehenwurzel wollig behos't; Zehen sämmtlich auf dem Rücken mit drei Schildern. Schwanz abgerundet (die äußern Ruderfedern bedeutend kürzer als die mittlern), von der Wurzel bis fast zur Mitte weiß, an der Spitze schwarz beim Männchen, dunkelbraun beim Weibchen. Länge 3′ bis 3′ 3″ (Weibchen).

Männchen auf dem Rücken, am Vorderhalse und an der Brust dunkelbraun oder schwarz (Falco niger, *Gmel.*). Weibchen meist dunkelbraun, mehr oder weniger mit Rost- oder Braungelb gemengt (F. fluvus, *Gmel.*; F. chrysaetos, *Linn.*).

Dritte Art: Weißköpfiger Adler, Aqu. leucocephala, *Wolf.*

Kopf, Oberhals und Schwanz rein oder schmutzig weiß; Flügel, Ober- und Unterleib dunkelbraun, letzter einzeln weiß gefleckt; Füße bis zur Hälfte des Schienbeines behos't. Schnabel weißlichgelb; Augenstern und Wachshaut, wie die untere unbefiederte Hälfte des Schienbeines, grünlichgelb. Länge 2′ 8½″, Breite 6′ 9″ Männchen; Länge 3′ 9″, Breite 7′ 6″ Weibchen.

Vierte Art: Schreiadler, Aqu. naevia, *Wolf.*

Tief rostbraun, oder dunkel schwarzbraun, mit bronzefarbenem Schiller; auf den Schultern und Flügeldeckfedern mit eirunden weißen Flecken. Bis an die Zehen behos't. Schnabel schwarz; Wachshaut und Zehen gelb. Länge 2′ 4″.

Fünfte Art: Kurzzehiger Adler, Aqu. brachydactyla, *Wolf.*

Kopf sehr dick. Wachshaut und die kurzzehigen Füße graublau; Augenstern goldgelb; Schnabel schwarz; unten an den Augen ein großer halbmondförmiger, weiß bewollter Fleck; Brust rostgrau; Bauch weiß, mit einzelnen hellbraunen oder rostgrauen Flecken. Länge 2′ 1″ Weibchen; Männchen bei dieser Art eben so groß, oder nur 1 bis 2″ kleiner.

Sechste Art: Flußadler, Aqu. haliaëtus, *Linn.*

Füße und Wachshaut blau; Zehen rauhgeschuppt; Fußsohlen mit rauhen scharfen Warzen; Schienbeine ohne Hosen, nur vorn etwas über die Ferse (Knie) herab befiedert; von den Augen an beiden Seiten des Halses herab ein dunkelbrauner

Fleck; Unterleib weiß, mit einzelnen pfeilförmigen, braunen Flecken auf der Brust. Länge 1' 9" Männchen; 2' Weibchen.

Fünfte Gattung: Falk, Falco.

Kopf oben mehr rund als platt; Scheitel- und Nackenfedern weniger steif als bei der vierten Gattung, meist abgerundet. Oberschnabel meist gleich von der Wurzel an hakenförmig gekrümmt, mit einer Wachshaut, meist auch mit einem Zahn. Der Umriß der Flügel von den Schultern an bis zum Grunde des Afterflügels von den Seitenfedern der Brust bedeckt. Fußwurzel — d. h. der Theil von der Ferse (Knie) bis zum Anfange der Zehen — gar nicht oder nur halb behos't; Fänge — Nägel — (meist) sehr gekrümmt und spitzig, der mittlere (meist) ohne scharfkantige Rinne. Kropf ganz mit den Halsfedern bedeckt, wird nur dann sichtbar, wenn er mit dem Gekröpften (Speise) angefüllt und so angeschwellt ist.

Die Raubvögel dieser Gattung sind (meist) kleiner, als die teutschen Adlerarten; schlagen (packen mit den Fängen) lebendige Säugthiere und Vögel, die ihnen an Kraft nicht überlegen sind, theils auf der Erde, theils im Fluge; sind scheu und leben in Einweiberei, horsten (nisten) auf Bäumen und legen zwei bis sechs Eier.

A. Milanen, Milvi.

Schnabel schwach und, im Verhältnisse zum Vogel, klein, von der Wurzel an wenig gekrümmt; Kopf klein; Nasenlöcher schräg, am äußern Rande mit einer Runzel; Kopffedern schmal, lang zugespitzt; Flügel säbelförmig gekrümmt und lang *); Füße kurz, bis etwas unter die Ferse behos't; Schwanz mehr oder weniger gabelförmig.

Ihre Haltung im Sitzen ist ungeschickt, ihr Ansehen dabei traurig; im Fluge durchschwimmen sie gleichsam die Luft mit sanften, schönen Bewegungen. Sie sind weniger listig und behende, als die meisten andern Falkenarten und vermögen nicht einen fliegenden Vogel, sondern Alles nur, wenn es auf der Erde sitzt oder läuft, zu schlagen.

Erste Art: Rother Milan, Falco milvus, *Linn.*

Schnabel von der Wurzel bis zur Mitte fast unmerklich gekrümmt, stumpf gezähnt, nur an der Spitze braun, sonst schmutzig gelb; Wachshaut wie der unbehos'te Theil der Füße

*) Erste Schwungfeder viel kürzer als die sechste; zweite wenig kürzer als die fünfte, fast gleich lang mit der vierten, welche die längste von allen ist.

gelb; Oberkopf und Kinn weißlich, braun gestrichelt; Ober- und Unterleib rostroth, letzter mit schwarzbraunen Schaftstrichen; Schwanz langgegabelt (scheerenförmig), rostroth mit unvollkommenen braunen Bändern. Länge 2′ 2″ (Weibchen).

Zweite Art: Schwarzbrauner Milan, F. fusco-ater, *Wolf.* (Schwarzer Milan, F. ater, *Linn.*)

Schnabel ganz schwarz, ohne Zahn; Wachshaut wie der unbehof'te Theil der Füße orangengelb; Augenstern grauschwarz; Oberkopf und Kinn weißlich, braun gestrichelt; Oberleib dunkel graubraun; Unterleib rostrothgrau, mit schmalen, schwarzbraunen Schaftstrichen; Schwungfedern tiefbraun; Schwanz kurz gegabelt, graubraun, mit neun bis zehn weißlichgrauen, vollkommenen Bändern. Männchen 1′ 10″, Weibchen 2′ 2″ lang.

B. Bussarde, Buteones.

Schnabel schwach, theils mit nur seicht ausgeschweiften, theils ohne Zahn; Kopf dick; Körper plump und stark; Flügel breit, wenig gespitzt, mittelmäßig lang, die vier ersten Schwungfedern bogenförmig *); Füße kurz und dick. Ihr Flug ist träge; auch sie vermögen es nicht, schnell laufende Säugthiere und fliegende Vögel zu schlagen. Im Sitzen kauern sie sich zusammen und lauern so auf den untern Baumästen, auf Wegsäulen und andern Steinen auf Raub.

Dritte Art: Mäusebussard, F. buteo, *Linn.*

Schnabel bleifarben, mit gelber Wachshaut. Oberleib, Hals und Brust tiefbraun; Kehle und Bauch graubraun mit dunkelbraunen Flecken und Wellenlinien; Schwanz schwach abgerundet, mit zwölf schwärzlichen und hellaschgrauen braunen Schwung- und Ruderfedern mit weißen Schäften. Männchen 1′ 10½″, Weibchen 2′ 2″ lang.

Vierte Art: Rauhfüßiger Bussard, F. lagopus, *Linn.*

Schnabel klein, dunkel hornbraun, nach der Wurzel hin grüngelb, unmerklich ausgeschnitten; Wachshaut gelb; nackter Augenkreis olivengrün. Auf der Brust (oft auch auf der Mitte des Bauches) ein großer dunkelbrauner Fleck; Schwanz an

---

*) Erste Schwungfeder sehr kurz, zweite und dritte kürzer als die vierte, allerlängste.

der Wurzel braun, weiter vor weiß, gegen die Spitze schwärzlich oder dunkelbraun. Füße bis an die Zehen behos't. Länge 1' 7" beim Männchen, 2' 3" beim Weibchen.

Fünfte Art: Wespenbussard, F. apivorus, *Linn.*

Schnabel ungezähnt, lang gezogen; Wachshaut dunkelbraun; Schnabelwinkel gelb; Gesicht mit kleinen, dicht auf einander liegenden, abgerundeten Federchen; Augenstern gelb; Fußwurzel sehr kurz, halb behos't; die andere kahle Hälfte gelb; Vordertheil des Oberkopfes bläulichgrau; Länge beiläufig 2' (Altes Männchen).

C. Weihen, Circi.

Schnabel klein; Oberschnabel von der Wurzel an gekrümmt, seicht eingeschnitten, mit stumpfem Zahn, an der Wurzel mit aufrecht stehenden, die Wachshaut zum Theil verbergenden Borsten dicht besetzt; Nasenlöcher oval; Körper schlank; Flügel lang, erste Schwungfeder sehr kurz *). Am Seiten- und Vorderhalse ein dichter Kreis von kleinen Federn; Schwanz lang, abgerundet; Fußwurzel länger und dünner als bei beiden vorhergehenden Arten. Die Weibchen sind gewandter, schneller und listiger als jene, doch nicht in dem Maaße auch so verwegen, wie die unter D und E folgenden Raubvögel, und schlagen meist auf der Erde sitzende, kriechende und laufende Thiere. Sie leben vorzüglich in Ebenen, an Flüssen Seen und Teichen und horsten (nisten) gewöhnlich auf der Erde im Gesträuche, Rohr und Getreide.

Sechste Art: Sumpfweihe, F. aeruginosus, *Linn.*

Wachshaut gelbgrün; Füße blaß schwefelgelb; Augenstern gelbröthlich; Scheitel rostgelb, chocolatenbraun mit einigen gelblichen Flecken. Länge 1' 7" Männchen, 1' 9½" Weibchen.

Siebente Art: Kornweihe, F. cyaneus, *Linn.*

Augenstern und Füße gelb. Am Vorder- und Seitenhalse ein Kreis von dicht gedrängt stehenden Federn; Kopf mit einem Schleier umgeben; Schwanzwurzel und Steiß weiß. Beim Männchen Oberleib weißgrau, vordere Schwungfedern schwarz; beim Weibchen jener eulenfarbig, diese braun mit dunkleren Querbinden. Auf dem innern Theile der Flügel und auf

---

*) Obige kürzer als die fünfte; zweite wenig kürzer, als die vierte; die längste ist die dritte.

dem Schwanze mit mehr oder weniger dunklen Querstrichen, die nur bei ganz alten Männchen verschwinden. Länge 1′ 5″ Männchen, 1′ 6″ Weibchen.

D. Habichte, Astures.

Schnabel stark; Oberschnabel mit großem Zahn; Hals kurz; Flügel zugespitzt, kurz, zusammengelegt nur die Hälfte des Schwanzes erreichend, erste Schwungfeder kurz *); Schwanz lang, Fußwurzel und Zehen lang, von letztern die mittlere bei weitem länger als die Seitenzehen; Fänge (Nägel) stark gekrümmt und sehr scharf. Ihr Flug ist äußerst schnell und gewandt, ohne starke Flügelbewegung. Sie sind eben so geschickte, als listige und beherzte Räuber und schlagen fliegende Vögel — sogar sehr schnelle — mit ausgezeichneter Behendigkeit **). Deshalb werden sie auch schon von den Falkonieren zur Beize gebraucht. Gewöhnlich nur in der Paarungszeit beschreiben sie beim Fluge Kreise in der Luft. Sie halten sich am liebsten in bewohnten Waldgegenden auf, besonders in felsigen.

Achte Art: Hühnerhabicht, F. palumbarius, *Linn.*

Schnabel schwarzbraun; Wachshaut grünlichgelb; Augenstern gelb; über den Augen ein weißer Streif; Oberleib beim Männchen mehr aschgraubläulich als braun, beim Weibchen mehr braun als bläulich; bei diesem an der Kehle und über dem Schnabelwinkel viel mehr kleine schwarzbraune Wellenlinien als bei jenem; Unterleib auf dem Grunde weiß, mit vielen tiefbraunen Quer- und Längsstreifen. Schwanz abgerundet, aschgrau, mit vier bis fünf breiten, braunschwärzlichen Bändern. Das Weibchen 2′ lang, das Männchen ein Drittheil kleiner.

Neunte Art: Finkenhabicht, Sperber, F. nisus, *Linn.*

Schnabel schwärzlich; Wachshaut gelblichgrün; Augenstern und Füße gelb; ersterer beim alten Männchen rothgelb. Im Nacken weiße Flecken; Oberleib aschgrau; Unterleib weiß, mit braunen Längsstrichen an der Kehle und dergleichen Querstrichen an den übrigen Theilen. Schwanz aschgrau, mit fünf brei-

---

*) Erste Schwungfeder viel kürzer als die zweite; dritte und vierte fast gleich lang; letztere die längste von allen.

**) Sie stoßen dabei nie, wie dies mehrere Raubvögel thun, senkrecht, selten, wie andere, in schräger Richtung herab, sondern gewöhnlich in horizontaler Richtung dem fliehenden Vogel nacheilend.

ten, schwärzlichen Binden. Männchen 1′ lang, Weibchen 1′ 2″.

E. Edelfalken, Falcones nobiles.

Schnabel stark, sehr kurz, Oberschnabel mit einem großen, scharf eingeschnittenen Zahn; Unterschnabel mit rundem Ausschnitt; Flügel lang, erste Schwungfeder kurz *). Fußwurzel kurz und wie die Zehen stark, erstere bis über die Ferse — meist bis zur Mitte des Schienbeines — behos't, letztere mit gekrümmten scharfen Fängen bewaffnet.

Sie leben von lebendigem Raube, verschmähen Aas; sind auch eben so kluge, geschickte und dreiste, als kraftvolle Räuber. Ihr Flug ist immer schnell, pfeilschnell bei Verfolgung anderer, ihren Fängen zu entfliehen strebender Vögel. Sie schlagen diese, in senkrechter oder in schräger Richtung herunterstoßend, auch, wie die Habichte in horizontaler Richtung nacheilend. Sie erheben sich mit großer Leichtigkeit sehr hoch in die Lüfte, machen dort auch — besonders in der Paarungszeit — schöne kreisförmige Bewegungen. Sie horsten meist in Felsen oder in verfallenem Gemäuer.

Zehnte Art: Isländischer Falk, F. islandicus, *Linn.*

Schnabel gelblich; Wachshaut grüngelb oder bläulich; Augenstern lebhaft gelb; Füße gelb; Hauptfarbe mehr oder weniger weiß, auf welcher dunkelbraune oder schwärzliche herzförmige Flecken stehen. Schwanz mit schmalen braunen Bändern. Männchen 1′ 9″, Weibchen 1′ 11″ bis 2′ lang.

Eilfte Art: Wanderfalk, F. peregrinus, *Linn.*

Schnabel bläulich; Wachshaut, Augenrand, Füße und Augenstern lebhaft gelb; vom untern Schnabelwinkel läuft ein schwarzer Streif bis zur Mitte des Halses herab; Zehen lang. Kopf und Oberhals schwarzbraun, Oberleib dunkelgraublau, heller gebändert und gewässert; Kehle, Hals und Brust reinweiß, mit einigen braunen feinen Längsstreifen; Bauch schmutzigweiß mit dunkelbraunen Querbinden; Schwanz wechselsweise mit grauen und braunen Bändern. Männchen 1′ 6 bis 7″. Weibchen 1′ 10 bis 11″ lang.

Zwölfte Art: Baumfalk, F. subbuteo, *Linn.*

Schnabel bläulich; Wachshaut und Füße gelb; Augenstern

---

*) S. *Temminck* Man. d'ornith. p. 30. — Erste Schwungfeder kurz, mit der dritten von gleicher Länge; die zweite von allen die längste.

orangefarben; Kehle weiß; von den Augen über die weißen Wangen herab ein gekrümmter schwarzbrauner Streif; Oberleib schwarzbraun, mit helleren Federrändern; Unterleib weißlich mit schwärzlichen Längsflecken; After und Hosen rostroth; untere Schwanzseite weißlich mit schmalen braunen Bändern; äußere Ruderfedern oben schwärzlich, unten weißlich mit braunen Bändern; erste Schwungfedern auf den innern Fahnen rostfarben gestrichelt. Männchen 1', Weibchen 1' 2" lang.

Dreizehnte Art: Blaufalk, F. caesius, *Wolf.*

Schnabel bläulich; Wachshaut, Augenrand und Füße gelb; Augenstern braun; Scheitel, Oberleib und Schwanz bläulichgrau mit schwarzen Schaftstrichen; letzter mit fünf unregelmäßigen schwarzen Querstreifen, einer schwarzen Binde und weißer Spitze; Unterleib rostgelblich mit dunkelbraunen Schaftstrichen und länglichen Flecken. Länge 10½" (altes Männchen).

Das Weibchen etwas größer mit dunkelbraunem Oberleibe und hier die Federn mit rostrothen Rändern; am Schnabelwinkel ein schmaler, brauner Streifen, vordere Augengegend gelblich; Schwanz roströthlich mit fünf schwarzbraunen Querstreifen, einem dergleichen breiten Endbande und roströthlich weißer Spitze. Ihm sind die einjährigen Jungen in den Gefiederfarben sehr ähnlich. An diesen ist der Schnabel hellbläulich mit schwärzlicher Spitze; die Wachshaut grünlich; die nackte Augengegend graubläulich.

Vierzehnte Art: Thurmfalk, F. tinnunculus.

Schnabel bläulich; Wachshaut, Augenring, Augenstern und Füße gelb; Scheitel bläulichgrau; Oberleib braunroth, schwarz eckiggefleckt; Unterleib weiß, röthlich leicht überflogen, mit braunen, länglichen Flecken; Schwanz aschfarbig, gegen das Ende mit einem breiten schwarzen Bande, in einer weißen Spitze ausgehend. Länge 1' 2" (altes Männchen).

Am größern Weibchen der Scheitel roströthlich, schwarz gestrichelt; Oberleib heller braunroth, schwarzbraun in die Quere gestreift; Unterleib rostgelb, mit schmalen eirundlichen schwarzen Längsflecken. Schwanz roströthlich mit neun oder zehn schmalen, schwarzen Querstreifen, das breite, schwarze Endband nach außen mit weißlichem Rande.

Funfzehnte Art: Rothfüßiger Falk, F. rufipes, *Beseke.*

Schnabel von der Wachshaut bis über die Mitte weißgelb, von da bis zur Spitze schwarzblau, sehr gekrümmt, mit scharfem Zahn und Haken; Wachshaut, Augen und Füße ziegelroth

(nach Temmink karmesin); Augenstern dunkelbraun; Fußwurzel kurz, bis zur Hälfte behos't; Zehen lang, mittlere mit der äußern etwas verbunden; Ober- und Unterleib und Schwingen taubenblau; Hosen und Afterfedern rostbraun; Schwanz abgerundet, schwarzblau; Länge 1' 1" (altes Männchen).

Am größeren Weibchen: Augenrand, Wachshaut und Füße brennend orangefarben; Kopf und Nacken rostgelb, jener mit schwarzen Schaftstrichen, dieser mit schwärzlichen Federrändern; Oberleib schwärzlich, mit blauen Federrändern; hinter dem Schnabelwinkel, an der Seite des Halses und an der Kehle rostgelblich; Unterleib rostgelb mit schwarzbraunen Längsflecken; Schwungfedern schwarzbraun mit rostfarbigen schmalen Bändern; Hosen rostgelb; Schwanz blaugrau mit acht schwärzlichen Binden und weißgrauer Spitze.

Sechste Gattung: Eule, Strix.

Schnabel zusammengedrückt, von der Wurzel an gekrümmt; mit einer Wachshaut, welche ganz oder theilweise mit Borsten bedeckt ist; Zunge gespalten; Kopf groß, befiedert; Nasenlöcher zur Seite, am Vorderrande der Wachshaut, rundlich, durchgehend, unter nach vorn gerichteten Borsten versteckt; Augen mit Nickhaut, sehr groß, in weiten, mit steifen Federn umgebenen Augenhöhlen; Augenstern glänzend; Ohröffnungen sehr weit, am Rande mit Muckeln und Federn versehen, vermittelst welcher sie zu- und aufgeschlossen werden können. Gangfüße stark, ganz behos't — oft bis zu den Nägeln; die äußere Vorderzehe vor- und rückwärts beweglich; Flügel ein wenig gespitzt; erste Schwungfedern an der äußern Fahne gezähnt; erste kürzeste, zweite wenig kürzer als diese, dritte längste. Schwanz mittler Länge, fast viereckig.

Die Eulen sind Nachträuber, d. h. sie jagen beim Mondscheine oder in tiefer Morgen- und Abenddämmerung. Ihr Flug ist außerordentlich leicht und wegen der seidenartig weichen Bosen am Gefieder sanft und geräuschlos. In der Ruhe ist ihre Stellung fast senkrecht. Ihre Augen sind gegen das Tageslicht sehr empfindlich; doch sehen sie auch am Tage recht gut. Sie vernehmen (hören) äußerst leise. Nahrung Fleisch von lebendig geraubten Thieren. Das Gewölle wird ausgeworfen. Sie bauen ihr Nest in alte Thürme, Ruinen und Felsritzen, in hohle Bäume, auch — doch nur selten — auf Baumäste.

A. Ohreulen.

Mit aufrecht stehenden langen Federohren (Federbüscheln) auf dem Kopfe.

Erste Art: Große Ohreule, Uhu, Strix bubo, *Linn.*

Schnabel und Fänge hornfarbig; Augenstern lebhaft orangefarbig; Federohren dick, meist schwarz; Kehle weiß, Ober- und Unterleib ockergelbe Hauptfarbe, erster schwarz geflammt, letzter mit schwarzen Längsstreifen; Füße bis an die Fänge rostgelb behost. Länge 2' (Männchen).

Dem größeren Weibchen fehlt die weiße Kehle, sonst bei ihm alle Gefiederfarben heller.

Zweite Art: Mittlere Ohreule, Str. otus, *Linn.*

Schnabel schwarz; Augenstern röthlich; Federbusch aus sechs bis zehn schwarzen, ockergelb und weißlich berandeten, abgestumpften Federn bestehend; Oberleib rostgelb, tiefbraun und aschgrau unregelmäßig gefleckt; Unterleib blaßrostgelb mit schmalen, dunkelbraunen, in Zackenlinien auslaufenden Längsflecken. Länge 1' bis 1' 1" (Männchen).

Beim Weibchen Gesicht und Kinn weiß, ersteres an dem Rande braun gefleckt; am Unterleibe viele weiße Flecken; am Oberleibe auch viel Weißes.

Dritte Art: Kurzöhrige Eule, Str. brachyotos, *Linn.*

Schnabel schwarz; Augenstern schön gelb; Kopf klein, auf der Stirn zwei bis vier kurze Federn, wenig bemerkbare Büschel bildend; Augengegend schwärzlich; Oberleibsgefieder dunkelbraun, ockergelb gerandet; Unterleib isabellfarbig, mit schwarzbraunen Längsstreifen; Schwanz ockergelb, mit schwarzbraunen Querbinden und weißem Endrande. Länge 1' ½" bis 1' 1" (Männchen).

Beim Weibchen alle Farben lichter, bei Jungen das Gesicht schwärzlich.

Vierte Art: Kleine Ohreule, Str. scops, *Linn.*

Schnabel schwarz; Augenstern gelb; Federbüschel klein, aus mehreren stufenweise zusammengestellten Federchen bestehend. Diese sind, wie das Kopfgefieder, bräunlich, schwarz klein gefleckt. Oberleib sonst aschgrau, ins Rostfarbene spielend, mit vielen wellenförmigen, schwarzen und braunen, unregelmäßigen Querstreifen; am Unterleibe alle Farben heller; alle Querstreifen von Längsstreifen, die nach den Federschäften hin gerichtet sind, durchschnitten. Zehen nackt. Länge 7".

B. Kauze.

Mit glattem Kopf, — ohne Federohren.

Fünfte Art: Schneekauz, Str. nyctea, *Linn.*

Schnabel schwarz, an der Wurzel gänzlich unter Borsten versteckt; Augenstern schön goldgelb; Kopf klein; Gefieder überall schneeweiß — im hohen Alter rein ohne alle Flecken, im Mittelalter weniger, in der Jugend mehr braungescheckt, oder — vorzüglich beim Weibchen — in die Quere gestreift. Bis an die Fänge behos't. Länge 2'.

Sechste Art: Nachtkauz, Str. aluco, *Linn.*

Schnabel schwarz; Augenstern blauschwarz; Kopf groß, am Scheitel abgeplattet. Oberleib mit großen tiefbraunen und kleineren rostfarbenen und weißen Flecken; auf den Schultern große, birnförmige, weiße in Längsreihen stehende Flecken; Unterleib schmutzig weiß mit braunen zickzackförmig auslaufenden Querstreifen, welche von einem dunkleren Längsstrich durchschnitten werden. Schwung- und Ruderfedern wechselsweise schwärzlich und rothgelbgrau gestreift; bei dieser Eulenart die vierte und fünfte Schwungfeder die längste; Füße bis an die Fänge (Nägel) behos't. Länge 1' 2" bis 1' 3" (altes Männchen).

Das Weibchen mehr rostgelb, öfters heller oder dunkler rostroth, mit ähnlichen Längs- und Querstreifen wie beim Männchen; Schwung- und Ruderfedern wechselsweise rothgelb und braun gestreift. Einjährige Jungen dem Weibchen sehr ähnlich, der Augenstern jedoch braun.

Siebente Art: Schleierkauz, Str. flammea, *Linn.*

Augenstern gelb; Gesicht und Kehle weiß; Oberleib auf wenig hervorschimmerndem rostfarbigem Grunde aschgrau gewässert, mit kleinen, schnurenartig an einander gereihten, schwarzen und weißen Flecken; Unterleib bald gelbweiß mit kleinen braunen Flecken, bald reinweiß bräunlich getüpfelt, bald ganz ungefleckt. Füße bis an die Zehen — selten bis an die Fänge — mit Flaum bedeckt; innerer Rand der Mittelzehe gezähnelt. Länge 1' 1".

Das Weibchen ist dicker als das Männchen, auch heller, regelmäßiger und deutlicher gezeichnet; Unterleib rostroth mit einzelnen schwarzen, am Bauche auch weißen Pünktchen.

Achte Art: Kleiner Kauz, Str. passerina, *Linn.*

Schnabel braunweiß; Wachshaut olivenbraun; Nasenlöcher rund; Augenstern gelb; Augenkreis klein; Oberleib graubraun mit großen, unregelmäßigen, weißen Flecken; Brust weiß; Bauch röthlichweiß, beide braungefleckt; bis an die Zehen behos't, diese wenig und haarig befiedert. Länge 9" (Männchen).

Das Weibchen unterscheidet sich nur durch röthliche Flecken am Halse und sonst durch etwas weniger lebhafte Zeichnung.

Neunte Art: Rauchfüßiger Kauz, Str. dasypus, *Bechstein;* Str. tengmalmi, *Linn.*

Schnabel gelb; Wachshaut schwarzgrau; Schnabelöffnung, Gaumen und Zunge röthlich; Augenstern lebhaft gelb; Augenkreis und Schleier groß, letzter kastanienbraun gesprenkelt; Oberleib gelblichrothbraun, schwarz schattirt, wenig oder gar nicht weiß gefleckt; Unterleib weiß, mit kastanien- oder kaffeebraunen Flecken; Schwanz und Flügel lang; Füße bis an die Nägel stark behos't. Länge 8″ 4‴ (Männchen).

Weibchen stärker; Gefieder am Oberleibe braungrau. Auf dem Kopfe und auf den Schwungfedern weiße, rundliche Flecken; zwischen den Augen und dem Schnabel ein schwarzer Fleck; Unterleib meist reinweiß; Hosen weiß.

Zehnte Art: Zwergkauz, Str. pygmaea, *Bechst.;* Str. acadica, *Linn.*

Kopf klein; Oberleib dunkelrothgrau, mit weißen Flecken und Punkten; Unterleib weiß, mit dunkelbraunen Längsstrichen, an den Seiten der Brust mit dergleichen Querstreifen; Schwanz mit vier weißen, schmalen Querbinden; bis an die Nägel stark behos't. Länge 6″ (Männchen).

Das Weibchen ist am Oberleibe dunkler, Hauptfarbe oft chocolatenbraun; die Flecken gewöhnlich gelbweiß.

C. Langschwänzige Eulen.

Schwanz viel länger als die Flügel.

Eilfte Art: Habichtseule, Str. macroura, *Natterer;* Str. uralensis, *Pallas.*

Schnabel gelb, ganz unter den langen Gesichtsborsten versteckt; Augenstern dunkelbraun. Gesicht hellgrau, unregelmäßig dunkelbraun gefleckt; Unterleib weißlich, mit dunkelbraunen Streifen und Längsflecken; Schwanz keilförmig, mit sieben schmutzigweißen Querbinden; mittelste Federn 10½″ lang; Füße bis zu den Fängen stark behos't; Fänge (Nägel) sehr lang, gekrümmt. Länge 1′ 9½″.

Zwölfte Art: Sperbereule, Str. nisoria, *Meyer;* Str. funerea, *Gmel.*, *Linn.*

Oberschnabel bleichgelb von der Spitze bis zum breiten Rande, welcher wie der Unterschnabel schwärzlich ist; Augenstern hellgelb; Kopf braun und weiß gesprenkelt; Oberleib dunkelbraun, weiß gefleckt; Kehle schwarzgrau; Unterleib weiß, braun in der Quere gestreift; alle Schwungfedern weiß ge-

fleckt; Schwanz 6″ lang, keilförmig, abwechselnd weiß und braun gestreift. Ganze Länge 1′ 2″.

Siebente Gattung: Würger, Lanius.

Schnabel mittelmäßig stark, von der Wurzel an gerade, an den Seiten sehr zusammengedrückt; Oberschnabel an der Spitze stark hakenförmig gekrümmt, mit einem Zacken; an der Wurzel desselben sechs vorwärts gerichtete steife Borstenfedern. Nasenlöcher auf der Seite, durch ein aufgetriebenes Häutchen halb geschlossen, mit vorwärts gerichteten Borstenfedern zum Theil bedeckt; Zunge gespalten; Gangfüße mittelmäßig lang und stark. Die erste Schwungfeder ist mittler Länge, die zweite etwas kürzer als die dritte, die vierte die längste. Schwanz lang, keilförmig. Die Würger sind kleine, aber (meist) muthige Räuber. Sie bemächtigen sich des Raubes nicht allein mit den Fängen, wie andere Raubvögel, sondern auch mit dem Schnabel. Sie gehören zu den Raubvögeln, weil sie das Räuberhandwerk treiben; ähneln in der Gestalt und Lebensart den Elstern und Raben; nähern sich aber auch wegen des Pfeiflautes, den sie ausgeben, den Singvögeln; daher die Verschiedenheit der Stellen, die in den systematischen Eintheilungen der Vögel von den Ornithologen ihnen angewiesen werden. Ihr Flug ist weder behende, noch regelmäßig. Im Sitzen wippen sie fast unabläßig mit dem Schwanze. Sie halten sich in Vorhölzern, Feldhölzern, Hecken, Remisen auf. Ihre Nahrung besteht in kleinen Säugthieren (Maulwürfe, Hasel- und andere Mäuse u. dgl.), kleinen Vögeln und Insekten.

Erste Art: Grauer Würger (Kriekelster), Lanius excubitor, *Linn.*

Oberleib aschgrau, an der Stirn weißlich; Flügel kurz, schwarz, mit zwei weißen Flecken; am Schwanze die zwei äußern Federn weiß. Länge 9″.

Zweite Art: Schwarzstirniger Würger, L. minor, *Linn.*

Stirn schwarz; Oberleib aschgrau; Unterleib weiß, an der Brust rosenroth überlaufen; Flügel schwarz, mit weißem Spiegel. Länge 8″.

Dritte Art: Rothköpfiger Würger, L. rufus, *Brisson* (*Gmel.*, *Linn.*).

Der Kopf stark; Stirn, Ohrgegend und Augen schwarz; Hinterkopf und Nacken rothbraun; der Rücken schwarzbraun; Flügel schwarz mit weißem Spiegel; Rand und Spitze der mittlern Schwungfedern und Unterleib reinweiß; Schwanz wenig abgerundet; zweite Schwungfeder von

gleicher Länge mit der fünften; das Weibchen bläſſer von Farbe. Länge 7".

Vierte Art: Rothrückiger Würger, L. collurio, *Gmel.*, *Linn.*; L. spinotorquus, *Bechst.*

Das Männchen mit aſchgrauem Kopfe, Rücken und Deckfedern der Flügel ſchön rothbraun; Bruſt und Bauch ſchwach roſenroth. Am Weibchen iſt der Oberleib ſchmuzig roſtbraun, weiß und ſchwarzbraun ſchwach gewäſſert; Hals, Bruſt und Seiten ſind gelblich weiß mit dunkelbraunen Wellenlinien. Zweite Schwungfeder länger als die fünfte; Schwanz faſt gerade abgeſchnitten, nur die äußerſte Feder kürzer als die übrigen. Länge über 6".

Zweite Ordnung. Rabenartige Vögel. Coraces.

Schnabel von mittelmäßiger Länge, dick, oben erhaben, mehr oder weniger zuſammengedrückt, (meiſt) meſſerförmig gerändert, mehr oder weniger gekrümmt. Theils Gang-, theils Schreitfüße; eine Gattung (Cuculus) falſche Kletterfüße. Mit kurzer Fußwurzel; Flügel mittelmäßig; Schwungfedern am Ende zugeſpitzt.

Die Vögel dieſer Ordnung leben meiſt in Geſellſchaft, alle in Einweiberei; niſten auf Bäume oder in Gemäuer oder Felslöcher, eine Gattung in Baumhöhlen (Coracias), eine im Hängeneſt (Oriolus), eine (Cuculus) legt ihre Eier in fremde Neſter und überläßt das Brütgeſchäft den Neſtinhabern. Mit Ausſchluß der Gattung Cuculus brüten Männchen und Weibchen abwechſelnd. Die hierher gehörigen Vögel nähren ſich von Körnern und Früchten, Inſekten, Gewürm und Unrath anderer Thiere; ein Theil derſelben raubt junges Geflügel und kleine — vorzüglich junge — Säugthiere, ein anderer Theil nimmt auch Aas an.

Achte Gattung: Rabe, Corvus. *Linn.*

Schnabel an der Wurzel gerade, gegen die Spitze hin gekrümmt; Kopf klein oder von mittelmäßiger Größe; Naſenlöcher offen, meiſt mit vorwärts liegenden Borſten bedeckt; Zunge knorpelig, vorn geſpalten. Erſte Schwungfeder mittelmäßig

lang, zweite und dritte kürzer als die vierte, längste. Weibchen kleiner als Männchen.

Die Vögel dieser Gattung wittern sehr fein, leben meist in Gesellschaft und, nach Maaßgabe der Jahreszeit und des Wetters, oft in starkzähligen Flügen vereinigt. Wenn sie fliegen, stehen bei ihnen die Schwungfedern an der Spitze etwas aus einander. Die meisten Arten haben einen widerlichen Geruch und können den Allesfressern beigezählt werden; viele schleppen glänzende Körper in ihr Nest und an andere verborgene Orte; einige verstecken einen Theil ihres Mundvorrathes, ohne jedoch immer denselben wieder aufzusuchen.

Erste Art: Kolkrabe, C. corax, *Linn.*

Schnabel und Fußwurzel von gleicher Länge, beides schwarz; Augenstern mit zwei Ringen, weißgrau und graubraun. Gefieder schwarz, glänzend, mit purpurfarbenem Schiller; Schwanz keilförmig, stark abgerundet. Länge 2' (Männchen).

Zweite Art: Rabenkrähe, C. corone, *Linn.*

Schnabel länger als die Fußwurzel, beides schwarz; Augenstern nußbraun; schwarzes Gefieder, stahlblau glänzend; Schwanz weniger stark abgerundet als bei der ersten Art. Länge 1' 6" (Männchen).

Dritte Art: Saatkrähe, C. frugilegus, *Linn.*

Schnabel fast gerade, schärfer gespitzt, stumpfschneidig, gekerbt; an der Wurzel (bei Alten) mit kahler, schäbig rauher, weißlicher Haut umgeben; wie die Füße schwärzlich, länger als die Fußwurzel. Nasenlöcher ohne Borsten; Augenstern grauweißlich. Schwarzes, schön stahlblau schillerndes Gefieder. Länge 1' 6½" (Männchen).

Vierte Art: Nebelkrähe (Schildkrähe), C. cornix, *Linn.*

Schnabel und Füße schwarz; Augenstern braun; Kopf, Kehle, Flügel und abgerundeter Schwanz schwarz, mit bronzenem Wiederschein, sonst aschgrau. Länge 1' 7" (Männchen).

Fünfte Art: Dohle, C. monedula, *Linn.*

Schnabel viel kürzer, als bei den vorhergehenden Arten, wie die Füße, schwarz; Augenstern weißgrau; Hinterkopf hellgrau; Oberleib schwarz, violett schillernd; Unterleib etwas heller. Länge 1' 1½" (Männchen).

Sechste Art: Alpenkrähe, Schneerabe, C. pyrrhocorax, *Linn.*

Schnabel fast gerade, goldgelb; Augenstern braunschwarz; Füße kochenillroth; Fußsohlen schwarz; Hirnschale zwischen den Augen flach; Gefieder überall glänzend schwarz, aus purpurfarben ins Grüne schillernd; Schwanz fast unmerklich abgerundet. Länge 1′ 2″ 3‴.

An Jungen vor der ersten Mauser Schnabel und Füße schwarz oder dunkelbraun; Gefieder mattschwarz ohne Schiller.

Siebente Art: Steinkrähe, Steinrabe, C. graculus, *Linn.*

Schnabel länger als der Kopf, schlank, gebogen, wie die Füße vogelbeerroth; Augenstern braun; Zunge saffrangelb; Nasenlöcher rundlich, mit bogenförmigen abgestutzten, steifen Federn bedeckt; Hirnschale zwischen den Augen vertieft, am Hinterkopfe eben und sehr abgerundet; Gefieder schwarz mit stahlblauem Glanze. Länge 1′ 4″.

Achte Art: Holzheher, Eichelrabe (Holzschreier), C. glandarius, *Linn.*

Schnabel dunkelschwarzbraun; Augenstern röthlichblau; Füße bräunlich grüngelb. Das Scheitelgefieder erhebt sich, wenn der Vogel im Affekt ist, hahnenartig; Flügeldeckfedern des ersten Gelenkes schön blau, weiß und schwarz abwechselnd schmal gebändert. Länge 1′ 1½″.

Neunte Art: Tannenheher, Nußrabe, C. caryocatactes, *Linn.*

Schnabel wie die Füße schwarz, länger, gerader, schlanker und stumpfer wie bei der achten Art; Augenstern braun; Hauptfarbe rußbraun mit weißen Tropfen besprengt; Schwungfedern schwarz; Schwanzfedern schwarz mit weißen Spitzen. Länge 1′.

Zehnte Art: Elster (Alaster), Gartenrabe, C. pica, *Linn.*

Schnabel, Augenstern und Füße schwarz; Gefieder schwarz, verschiedentlich in Grün, Stahlblau und Gelbgrün schillernd; Bauch und Schulterfedern weiß; Schwanz keilförmig, lang. Länge 1′ 6″.

Neunte Gattung: Racke, Coracias, *Linn.*

Schnabel mittelmäßig stark, scharf gerandet; Oberschnabel von der Mitte an sanft, gegen die Spitze mehr gekrümmt; Nasenlöcher an der Seite, schmal, ritzenförmig, unbedeckt; Zunge knorpelig, lanzettlinienförmig, vorn durchscheinend, an der Spitze und an den Seiten braun gefasert; Gangfüße; Flügel lang, die erste Schwungfeder ein wenig kürzer, als die zweite, längste. Sie leben (nach des Verfassers vielfältiger Erfahrung), zur Erntezeit vorzüglich, gesellig und nicht versteckt, sind aber sehr scheu vor Menschen — nicht vor Thieren — und halten

besonders gut vor dem Pferde aus. Nahrung Maulwurfsgrillen, Mai- und andere Käfer, Regenwürmer u. dgl., keine Vegetabilien.

Art: Blaue Racke (Mandelkrähe), C. garrula, *Linn.*

Schnabel an der Wurzel braungelb, übrigens schwarz; Rachen und Zunge gelb; Augenstern zunächst des Sehlochs nußbraun, nach außen mit einem grauen Ringe umgeben; hinter jedem Auge ein kahler, dreieckiger Fleck; Füße schmutziggelb. Oberkopf und Oberhals hellblau, mit grünem Schiller; Rücken u. Schultern leberfarbig; obere kleine Flügeldeckfedern lebhaft veilchenblau; Unterleib röthlichgrau, blaugrün überlaufen. Länge beinahe 1' 1" (Männchen).

Alte Weibchen sind dem äußern Ansehen nach vom Männchen nicht zu unterscheiden.

Zehnte Gattung: Pirol, Oriolus.

Schnabel stark, kegelförmig, scharf; Oberschnabel erhaben gewölbt, an den Seiten ausgeschnitten, scharf gerandet, vorn seicht gekrümmt, etwas länger als der Unterschnabel; Nasenlöcher an der Seite wagrecht liegend, unbedeckt; Zunge spitzig, gespalten; Schreitfüße; Flügel mittelmäßig; erste Schwungfeder sehr kurz, zweite kürzer als die dritte, längste. Sie leben in der Heckzeit paarweise vereinzelt. Jedes Paar heftet sein künstlich gebautes, meist sackförmiges Hängenest an dünne Gabelzweige der Bäume in Gärten und Wäldern. Mit dem Gehecke im Familienvereine bleibend, wird der Herbstzug gemacht. Nahrung theils Beeren und andere weiche Früchte, theils Insekten.

Art: Gelber Pirol, O. galbula, *Linn.*

Schnabel braunroth; Augenstern schön karmesinroth bei Alten; bei Jungen jener graulich schwarz, dieser bräunlich oder nußbraun. Nackte Zügel. Füße aschgrau. Männchen: gelb, Flügel und Schwanz schwarz, letzter mit gelben Federspitzen; zuweilen Hals, Brust und Rücken schwarz gefleckt. Weibchen: oben zeisiggrün, unten gelbgrauweißlich, mit braunen Schaftstrichen; Flügel schwarzgrau; Schwanz olivengrün. Sehr alte, wie dies bei andern nicht mehr brütenden Vogelmatronen öfters der Fall ist, dem Männchen fast gleich gefärbt. Junge vor der ersten Mauser sind dem jüngern Weibchen in der Gefiederfarbe sehr ähnlich.

Eilfte Gattung: Kukuk, Cuculus.

Schnabel so lang als der Kopf, rundlich, schwach, bogenförmig; Nasenlöcher an der Schnabelwurzel zur Seite, horizontal, länglichrund, mit einem nackten vorspringenden Rande; Zunge lang, pfeilförmig, ganz und flach. Füße unechte Klet-

terfüße, d. h. vier Zehen, von welchen zwei durch eine Membran verbundene nach vorn stehen, eine nach hinten und eine an der äußern Seite mehr auswärts gerichtet ist; letztere sind ganz getrennt, und von diesen ist die seitwärts gerichtete rückwärts beweglich. Schwanz lang, mehr oder weniger stufig; Flügel mittelmäßig; erste Schwungfeder mittler Länge, zweite wenig kürzer, als die dritte, längste.

Diese Vögel sind scheu, leben nicht in Gesellschaft; nähren sich von Insekten und brüten — was die in Teutschland vorkommenden betrifft — ihre Eier nicht selbst aus, sondern überlassen dies Geschäft andern Vögeln, denen sie ein Ei ins Nest legen.

Art: Aschgrauer Kukuk, C. canorus, *Linn.*

Schnabel oben schwarz, unten bläulich; Schnabelwinkel, Augenrand und Füße gelb; Rachen orangeroth; Augenstern orangegelb; Oberleib, Vorderhals und Brust aschgrau, am dunkelsten an den Flügeln, hell am Halse und der Brust; Bauch, Schenkel, After und untere Schwanzdeckfedern weißlich, mit schwärzlichen Querstreifen. Schwungfedern braun, auf der innern Fahne mit weißen Flecken. Ruderfedern schwarz, auf der Mitte mit eirunden weißen Flecken, und dergleichen Spitzen. Länge 1′ 3″ (altes Männchen). Das mannbare Weibchen etwas kleiner, sonst in keiner Art vom Männchen gleichen Alters merklich verschieden *).

Zwölfte Gattung: Wiedehopf, Upupa.

Schnabel sehr lang, dünne, schwach bogenförmig, fast dreikantig, innere Fläche platt. Nasenlöcher zur Seite, sehr klein, eirundlich, offen, Stirnfedern darüber hinreichend; Zunge sehr kurz, stumpf, dreieckig, ganz (ohne Einschnitt); Schreitfüße niedrig; Nägel kurz, wenig gekrümmt, der an der Hinterzehe fast gerade; Schwanz abgestumpft; zehn Ruderfedern. Flügel mittelmäßig, erste Schwungfeder mittler Länge, zweite und dritte kürzer, als die vierte und fünfte, welches die allerlängsten sind. Ungesellig; Aufenthalt Waldgegenden, in der Nähe der Triften und Wiesen, mehr auf der Erde, als auf Bäumen; Nahrung Insekten und Gewürm; Nest in Baum- oder Mauerhöhlen und Felsspalten.

---

*) S. *Temmink* Manuel d'ornithologie S. 232 ff. Der Verf. folgte diesem Autor hier ausschließlich, weil eigene Wahrnehmungen ihn dazu aufforderten. Ausführlicheres wird man rücksichtlich dieses merkwürdigen Vogels im zweiten Theile dieses Werkes, Kap. Kukuk finden.

Art: Gebänderter Wiedehopf, Upupa epops, *Linn.*

Schnabel an der Wurzel fleischfarben, an der Spitze schwarz; Augenstern und Füße braun. Auf dem Kopfe mit einer fächerförmigen Haube geziert, welche aus zwei Reihen langer, orangefärbener, an den Spitzen schwarz gefleckter Federn besteht, die vor- und rückwärts bewegt werden können. Kopf, Nacken, Hals und Brust röthlichbraun; der Oberrücken rothgrau, der Unterrücken schwarz, gelblich weiß gebändert. Flügel und Schwanz schwarz, jene mit fünf weißgelben Querbinden, dieser mit einem weißen breiten Bande. Sie verbreiten einen nicht angenehmen Geruch um sich her. Länge beiläufig 1'. Das Weibchen kleiner; dessen Haubenfedern kürzer; Gefiederzeichnungen weniger rein.

Dritte Ordnung. Spechtartige Vögel, Pici.

Schnabel meist gerade, selten etwas gekrümmt, nicht dick, mittelmäßig lang. Füße kurz, meist bis über die Ferse befiederte Kletterfüße.

Die meisten dieser Vögel leben von Insekten; eine Gattung derselben — die Eisvögel — auch von kleinen Fischen. Letztere nisten in Erdhöhlen; die übrigen legen ihre Eier in Baumhöhlen. Sie haben einen sehr muskulösen Körper, der mit starren Federn bedeckt ist. Sie halten sich meist auf Bäumen und im Gebüsche auf und klettern senkrecht oder in Spirallinien an Bäumen und am Gestengel, mit fast senkrecht anliegendem Körper hinauf; nur die Gattung Sitta auch rückwärts. Sie leben ungesellig und sind meist scheu und listig.

Dreizehnte Gattung: Specht, Picus.

Schnabel pyramidenförmig, vielseitig, gerade, an der Spitze keilförmig auslaufend; Nasenlöcher eirund, unter vorwärts gerichteten borstenartigen Federn versteckt; Zunge sehr lang, wurmförmig, an der hornartigen Spitze mit Widerhäckchen *); Kletterfüße; die zwei vordern Zehen bis zur ersten

*) Ueber den sonderbaren Zungenbau der Spechte s. Wolfs und Meyers Taschenbuch der Vogelkunde, Th 1. S. 116 — 126 u. Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 490.

Zehgliedhälfte zusammengewachsen. Schwanz steif, elastisch, aus zwölf, selten aus zehn, an der Spitze meist ausgeschnittenen, zur Unterstützung des Körpers, durch Anstemmen beim Klettern, bestimmten Federn bestehend. Flügel mittelmäßig; erste Ruderfeder sehr kurz, zweite mittler Länge, dritte und vierte längste. Kopf im Verhältnisse zum dünnen Halse groß; die Brust platt rundlich. Gefiederfarben in großen Feldern, lebhaft (schwarz, grün, roth). Sie nisten in hohlen Bäumen.

A. Mit vier Zehen.

Erste Art: Schwarzspecht, Picus martius, *Linn.*

Schnabel stark, weißblau, an der Spitze schwarz; nackter Augenkreis schwärzlich; Augenstern weißgelb (bei Jungen grauweiß); Füße schwarz. Beim Männchen der Scheitel und Hinterkopf, beim Weibchen nur ein Theil des Hinterkopfes hochkarmesinroth, sonst ganz schwarz. Länge 1′ 5″.

Zweite Art: Grünspecht, P. viridis, *Linn.*

Schnabel stark schwärzlich; Wurzel des Unterkiefers gelblich; Augenstern weiß (bei Jungen schwärzlichgrau); Füße braungrünlich; Gesicht schwarz; Scheitel- und Hinterkopf mehr oder weniger karmesinroth; beim Männchen Rothes auf den Wangen; sonst Ober- und Unterleib olivengrün; Schwanzfedern braun schattirt und gebändert. Länge 1′ ½″.

Dritte Art: Graugrauer Specht, P. viridis-canus, *Wolf* et *Meyer*; P. canus, *Linn.*

Schnabel schwach, hornbraun, am Grunde der Seiten des Oberschnabels und am Grunde des Unterschnabels blaßgelb; auf der Mitte des Scheitelknochens eine Erhöhung; Augenstern hellroth (bei Jungen am äußern Rande weißgrau, an der Pupille rothbraun). Gefiederhauptfarbe hell, olivengrün, ins Bläuliche spielend; Oberkopf grau, mit einigen schwarzen Längsstrichen; am Männchen die Stirn roth; von dem Grunde des Oberschnabels bis zum Auge und vom Schnabelwinkel am Halse herab ein schwarzer Streifen; nur die beiden mittelsten Schwanzfedern gebändert. Länge 11¼″.

Vierte Art: Bandspecht (Buntspecht), P. major, *Linn.*

Schnabel dick, oben schwärzlich-, unten braunhornfarben; Augenstern drachenblutroth (bei Jungen bräunlichroth); Füße bläulicholivengrün. Auf dem Stirnknochen eine längliche Erhabenheit. Schwarz- und weißbunt. Auf der Stirn ein

weißliches, am Hinterkopfe (beim Männchen) ein karmesinrothes Querband; Oberkopf schwarz; After- und Schwanzdeckfedern karmesinroth; an den Spitzen der vordern Schwungfedern, auf der äußern Fahne ein kleiner, eirunder Fleck. Länge 9".

Bei den Jungen erscheint die Stirn grau; der ganze Oberkopf mit matt rothem großen viereckigen Fleck; der Hinterkopf schwarz, alles schwarze Gefieder in Braun spielend, das Weiße an den Unterheilen matt und schwarz kleingefleckt.

Fünfte Art: Weißbuntspecht (Weißspecht), P. medius, *Linn.*

Schnabel kurz, dünn und zugespitzt, dunkelbleifarben; Augenstern braun mit weißlichem Außenring; die längliche Erhabenheit auf dem Stirnknochen nicht so ausgezeichnet, wie bei der vierten Art; Füße schmutzig bleifarben, schwarz und weißbunt; am Männchen und Weibchen der ganze Scheitel karmesinroth. Länge 8½".

Sechste Art: Weißrückiger Specht, P. leuconotus, *Wolf* et *Meyer.*

Schnabel stark und lang; Augenstern orangefarben; weißgelbes Stirnband; Ober- und Hinterkopf hochroth; Mittelrücken bis an den Schwanz weiß; über die Flügel laufen mehrere weiße Flecken und Streifen; Brust und Vorderbauch weiß; Seiten rosenroth mit schwarzen Längsstreifen; After und untere Schwanzdeckfedern karmesinroth. Länge 10" 8‴.

Siebente Art: Grasspecht, P. minor, *Linn.*

Der Schnabel sehr zugespitzt, grünlichschwarz; Augenstern braunroth; Füße schmutzig bleifarben; Scheitel beim Männchen karmesinroth, beim Weibchen bräunlich weiß; Hinterkopf schwarz; Oberleib schwarz- und weißbunt; Unterleib schmutzig weiß, an den Seiten rothgraulich, schwarz geflammt. Länge 5½".

B. Mit drei Zehen.

Achte Art: Dreizehiger Specht, P. tridactylus, *Linn.*

Zwei Zehen nach vorn, eine nach hinten; ein Theil der Fußwurzel befiedert; Oberschnabel braun; Unterschnabel weißlich bis zur Spitze; Augenstern blau; Oberleib (weiß) schwarz; Unterleib weiß, an den Seiten schwarz gewellt; am Männchen der Scheitel goldgelb, am Weibchen glänzend weiß oder silberfarben. Länge 9".

Vierzehnte Gattung: Wendehals, Yunx.

Schnabel kurz, gerade, konisch, fast rund, zugespitzt; Kiefer ohne Ausschnitt; hinter dem Schnabelwinkel ein dreieckiger kahler Fleck. Näsenlöcher auf dem Rücken des Oberschnabels, jedes aus zwei neben einander befindlichen Ritzen bestehend, unbedeckt. Zunge lang, wurmförmig; Zungenende hart, abgerundet, ohne Widerhacken, sonst der Bau derselben mit dem der wahren Spechte übereinkommend. Kletterfüße; die Vorderzehen verbunden, die Hinterzehen getrennt. Flügel mittelmäßig; erste Schwungfeder kürzer, als die zweite, längste. Schwanz nicht so steif und elastisch, wie bei der Gattung Specht; die Wendehälse können also nicht, wie die Spechte, an den Bäumen hinaufklettern; sie suchen vielmehr ihre Nahrung, die aus Insekten- und Wasserkäferlarven, vorzüglich aber aus Ameisen und Ameisenpuppen besteht; an stark angegangenen (halb verfaulten) Erdstöcken gefällter Bäume sich anklammernd, oder am Ufer der Bäche auf der Ameisenhaufenhaube herumkletternd. Sie nisten in hohlen Bäumen. Aufenthalt in Laubholzwäldern und Gärten.

Art: Bunter Wendehals, Yunx torquilla, *Linn.*

Schnabel und Füße olivenbraun; Augenstern braungelb; Rachen und Zunge grau; Oberleib grauschwarz, weißgelb und rostfarben gestrichelt und punktirt; Unterleib rostgelb, mit feinen schwarzen Wellenlinien und dergleichen dreieckigen Flecken. Länge 7″ 0‴. Am Weibchen die Zeichnung schwächer.

Funfzehnte Gattung: Kleiber, Spechtmeise, Sitta.

Schnabel gerade, mehr als mittelmäßig, fast rund, kegelförmig, zugespitzt; Oberkiefer etwas länger, als der untere; Nasenlöcher an der Seite abgerundet, schmal, mit vorwärts gerichteten Federborsten bedeckt; Zunge kurz, gezahnt, am Ende hornartig. Gangfüße, äußere Vorderzehe mit der mittlern an der Wurzel verbunden; Hinterzehe sehr lang, mit langem gekrümmten Nagel; die Ferse mit Federn bedeckt. Schwanz zwölf abgestumpfte, schmale, sehr starre Federn enthaltend. Flügel mittelmäßig; erste Schwungfeder sehr kurz, zweite kürzer, als die dritte und vierte, welche die längsten sind.

Die Kleiber klettern nicht nur, wie die wahren Spechte, an Bäumen aufwärts, sondern auch abwärts. Sie leben von Insekten und deren Larven, nisten in Baumlöchern und haben sonst in ihrem Betragen viel Aehnlichkeit mit

den Meisen. Aufenthalt meist im Laubholze und in mit solchem gemischten Nadelholze.

Art: Blaulicher Kleiber, Sitta caesia, *Wolf.* (Gemeine Spechtmeise, europäischer Kleiber, Bechstein; S. europaea, *Linn.*).

Schnabel aschgraublau; Füße grau; Augenstern haselnußbraun; Stirn blau; durch die Augen ein schwarzer Streifen; Oberleib bläulichgrau; Unterleib dunkel orangefarbig; Schwanzfedern schwarz, die vier äußersten gegen die Spitze weiß, an derselben aschgrau. Länge 5".

Dem kleineren Weibchen fehlt die blaue Stirn; die Farben am Ober- und Unterleibe sind etwas blasser.

Sechzehnte Gattung: Baumläufer, Certhia.

Schnabel lang, schmächtig, stumpfdreikantig, etwas bogenförmig, scharfgespitzt. Nasenlöcher nackt, horizontal durchgehend, zur Hälfte durch eine aufgetriebene Haut bedeckt. Gangfüße mit starker, besonders langer Hinterzehe, und sehr gekrümmten, verhältnißmäßig langen Nägeln. Schwanz abgestumpft, mit starren, spitzigen Federschäften. Flügel mittelmäßig, erste Schwungfeder kurz, zweite und dritte kürzer, als die vierte, längste. Er klettert an Bäumen sehr behende auf- und seitwärts, nicht herabwärts; nähret sich vorzüglich von den Larven und Eiern der Insekten, aber auch von Sämereien.

Art: Graubunter Baumläufer, C. familiaris, *Linn.*

Schnabel bei Alten mehr gekrümmt, als bei Jungen; bei letzteren fast gerade; Oberkiefer braun; Unterkiefer gelblich; Augenstern haselnußbraun; Füße grau, oben grauröthlich gelb und schwarzbunt, unten weiß. Schwungfedern dunkelbraun, von der vierten bis zur vierzehnten mit gelblichweißem Querbande; Ruderfedern aschgrau-rostgelb. Länge 5", 3 bis 6'''.

Beim kleineren Weibchen kein Röthlichgelb auf dem Oberleibe; das Querband auf den Flügeln weiß. Nest in hohlen Bäumen, Baumspalten und Klüften an den Wurzeln.

Siebzehnte Gattung: Mauerklammerer. Tichodrama *.

Schnabel sehr lang, schwach gebogen, schlank walzenförmig,

*) S. *Temminck* Man. d'ornith. d'Europe, p. 253.

an der Wurzel eckig, an der Spitze niedergedrückt. Naſenlöcher und Füße wie bei Gattung ſechzehn. Schwanz abgerundet; Ruderfedern weniger ſtarr; Flügel groß; erſte Schwungfeder kurz, zweite und dritte ſtufig verlängert, vierte, fünfte und ſechste die längſten. Er klammert ſich an ſenkrechten Felswänden feſt an, ohne zu klettern; indem er nur den Ritzen und Spalten in Felſen und altem Gemäuer, ſelten einem Baumſchafte aufwärts folgt. Er nährt ſich von Inſekten und deren Larven, und niſtet in Felsſpalten. Man ſieht ihn ſelten anderwärts, als auf hohen felſigen Gebirgen und Thürmen; nie im Norden von Europa. Er mauſert ſich im Jahre zweimal und es findet theilweiſer Farbenwechſel am Gefieder ſtatt.

Art: Rothflügeliger Mauerklammerer, T. phoenicoptera, *Temmink* *).

Oberkopf dunkel-, Nacken, Rücken und Schultern hellaſchgrau; Kehle und Vorderhals tiefſchwarz; übrige Untertheile ſchwarzgrau; Flügeldeckfedern und äußere Fahne der Schwungfedern auswendig hoch roſenroth, die vier erſten derſelben mit zwei weißen, runden Flecken beſetzt, übrigens die Flügel ſchwarz. Länge $6\frac{1}{4}$" **) (Männchen).

Am Weibchen erſcheint der Oberkopf, wie der Rücken, hellaſchgrau; Kehle und Vorderhals weiß, mit Aſchgrau leicht überflogen; ſonſt alles wie beim Männchen.

Achtzehnte Gattung: Bienenfreſſer, Merops ***).

Schnabel mittelmäßig, etwas bogenförmig, zuſammengedrückt, vierkantig, ohne Ausſchnitt; Naſenlöcher an der Schnabel-

---

*) Mauerbaumläufer, Certhia muraria, *Linn.*

**) Nur im Frühlinge und bis zur Herbſtmauſer erſcheint das Männchen mit ſchwarzer Kehle und dunkelgrauem Nacken, im Spätherbſte und Winter, bis auf einige ſchwarze Kehlfedern, wie das Weibchen gezeichnet.

***) Aus dieſer und der nächſtfolgenden Gattung hat Temmink in ſeinem Man. d'ornith. d'Europe eine neue Ordnung gebildet und ſie zwiſchen die Klettervögel (Scansores) und Schwalben (Chelidones) geſtellt. Er benennt ſelbige Alcyones und zwar unter folgender Eigenthümlichkeitsangabe.

„Schnabel mittelmäßig oder lang, ſpitzig, faſt viereckig, ſanft gebogen oder gerade; Fußwurzel kurz, drei Zehen nach vorn, an ihrer Baſis verbunden, eine Zehe nach hinten. Dieſe Vögel fliegen, wie die Schwalben, ſehr ſchnell; ihre Bewegungen ſind haſtig und ungeſtüm. Wegen ihres Fußbaues können ſie weder gehen (?) noch klettern. Sie erhaſchen ihre Nahrung in vollem Fluge, ſetzen ſich ſelten, am ſeltenſten auf die Erde." (a. a. O. p. 259.)

wurzel zur Seite, eiförmig, offen, dünn, mit vorwärts gerichteten Federn bedeckt. Zunge schmal, an der Spitze (meist) gefasert. Fußwurzel kurz; drei Zehen nach vorn; von diesen (nach Temmink) die äußere mit der mittleren am letzten Gelenk verbunden; die hintere breit, an ihr der Nagel kleiner, als an den übrigen. Die erste Schwungfeder äußerst kurz, die zweite von allen die längste. Nahrung Bienen, Wespen, Hummeln, Bremen, Mücken, Fliegen, Heuschrecken, Maikäfer und andere Insekten. Machen ihr Geheck in tiefen Löchern, die sie vermittelst des Schnabels und der Füße, im lehmig-sandigen Boden, meist an hohen Ufern der Flüsse und Bäche ausführen, und füttern das Nest mit Moos aus.

Art (einzige, bis jetzt in Teutschland bekannte): Gelbkehliger Bienenfresser, Merops apiaster, *Linn.*

Schnabel schwarz; Augenstern roth; Füße braun; Stirn weiß in Grün schattirt; durch die Augen bis über die Ohröffnungen ein schwarzer Streif; Oberleib hellkastanienbraun, mit Grün gemengt; Unterleib grünlichblau; Kehle goldgelb, unten mit schwarzer Einfassung. Schwanz bläulich graugrün; die zwei Mittelfedern um 1″ länger, als die übrigen. Länge 11″.

Das Weibchen über den Augen gelb; an der Brust etwas röthlich; an ihm die Farben sämmtlich blässer. An den Jungen der Augenstern rosenroth; Oberleib bräunlich grün; über den Augen ein roströthlicher Streif; Kehle blaßgelb, ohne schwarze Einfassung; Unterleib grünlich; Schwanzfedern alle gleich lang.

Neunzehnte Gattung: Eisvogel, Alcedo.

Kopf zusammengedrückt; Augen nahe am Schnabel stehend; dieser stark, lang, dreikantig, gerade, etwas zusammengedrückt, spitzig und schneidend; Nasenlöcher schrägliegend, durch eine nackte Haut fast ganz verschlossen; Zunge sehr kurz, fleischig, flach, spitzig, fast pfeilförmig; Füße kurz; der Zehen Zahl und Richtung wie bei der vorhergehenden Gattung; die vordere äußere mit der mittleren bis zum zweiten Gelenk, und diese mit der innern bis zum ersten Gelenk verbunden. Erste und zweite Schwungfeder kürzer, als die dritte, längste.

Die Eisvögel sind scheu, halten sich meist an hohlen, unterwaschenen, mit überhangendem Weiden- oder Erlengesträuch besetzten Ufern der Flüsse und Bäche auf; nähren sich vorzüglich von kleinen Fischen, Blutigeln, Wasserinsekten und — nach Temmink — von kleinen Wasserschne-

cken. Nach Art der Raubvögel werfen sie, einige Zeit nach der Mahlzeit, die unverdaulichen Reste des ehrig Verschlungenen, in Ballenform wieder durch den Rachen aus. Sie nisten, wie die Bienenfresser, in tiefe Erdlocher, die sie, wie jene selbst ausführen, wenn sie kein von Wasserratten verlassenes finden.

Art (einzige in Teutschland vorkommende): Lasurblauer Eisvogel, A. ispida, *Linn.*

Schnabel in der Gegend der Mundwinkel und am Unterkiefer gelbbraun oder roth, sonst dunkelhornbraun (bei Jungen schwarz); Augenstern bei Alten dunkelnußbraun, bei Jungen schwarzbraun; Füße im Winter roth, im Sommer oben schwärzlich, mit durchschimmerndem Roth, unten röthlich (bei Jungen fleischfarben); Oberleib lasurblau, in Grün spielend; Kehle und Vorderhals weiß oder weißgelb; Unterleib und Zügel orangeroth; Schwanz kurz. Länge $7\frac{1}{2}$".

Das Weibchen hat dunklere Farben, bei ihm fällt das Lasurblaue ins Grasgrüne; die Schultern sind dunkel grasgrün.

Bei den Jungen der Oberleib sehr dunkel grünblau; der Unterleib rostgelb.

Vierte Ordnung. Singvögel, Oscines.

Schnabel kegelförmig, bei einigen etwas walzig, mit unbeweglichem Oberkiefer. Nasenlöcher eiförmig, blos, meist offen. Füße bis über die Ferse befiedert, schwach (dünne), mit freien Zehen. Gang hüpfend. Sie leben in Einweiberei, machen ihr Geheck meistentheils in künstlich gebauten Nestern, auf Bäumen, in Gebäuden, im Gesträuch und an der Erde. Ihre Nahrung besteht entweder aus Sämereien oder aus Insekten, oder aus beiden zugleich; die Jungen werden jedoch blos mit Insekten aus dem Schnabel gefüttert. Ein Theil der Samenfresser verschluckt die Sämereien ganz, ein anderer versteht die Kunst, sie vorher zu entspelzen. Aus der Nahrung ergibt sich schon zum Theil, warum die meisten Vögel dieser Ordnung Zugvögel sind. Die Stimme ist bei den meisten Arten schön und biegsam und ertönt bei vielen in reizenden Gesangweisen; daher die Ordnungsbenennung: Singvögel. Außer der Paar-

zeit gefangen, oder vom Neste aus erzogen, gewöhnen sie sich an Gefangenschaft im Zimmer, selbst im Käfig; zum Theil auch an Nahrungsmittel, die ihnen im freien Zustande fremd sind. Sie machen mehr als ein Geheck im Jahre.

A. Sperlingsartige Vögel.

Der Schnabel meist stark, kegelförmig, stumpf, zugespitzt, oder abgerundet; Oberschnabel ohne Ausschnitt, bei einigen Arten an der Spitze über den untern gekreuzt; mehr Samen- als Insektenfresser.

Zwanzigste Gattung: Kernbeißer, Loxia.

Schnabel stumpfkegelförmig, oben und unten gewölbt, an der Wurzel sehr dick; die untere Kinnlade am Seitenrande eingebogen. Nasenlöcher in der Schnabelwurzel liegend, klein und rund. Zunge ganz am Ende schräg abgeschnitten.

Familie 1. Kreuzschnäbel.

Erste Art: Großschnäbeliger Kernbeißer, L. pytiopsittacus, *Bechstein.*

Schnabel hornbraunschwarz, sehr stark, kürzer als die Mittelzehe; Unterschnabel stark gewölbt; die Spitzen gekreuzt, ohne daß die untere über den Rücken der obern hinausgeht. Augenstern tiefbraun; Füße braun, Rücken olivengrün, Scheitel, Bürzel und Kehle olivengelb. Länge 6½″ (Altes Männchen).

Das alte Weibchen grau, auf dem Rücken mit olivenbraunen Flecken; auf der Brust und dem Bürzel mit mehr oder weniger olivengelbem Anflug.

Das junge Männchen vor der ersten Mauser bis zum Jahresalter fast am ganzen Körper zinnoberroth, mit Grau und schmutzigem Olivengelb hier und da durchmengt *).

Zweite Art: Kleinschnäbeliger Kernbeißer, L. curvirostra, *Linn.*

Schnabel kleiner, schärfer gekrümmt, als bei der ersten Art; beide

---

*) Im Zimmer und Bauer erscheint öfters nach der 1sten Mauser die rothe Farbe nicht, immer aber, wenn der Vogel der freien Luft ausgesetzt wird.

Mehr über diesen Vogel findet man in Meyers Taschenbuche Th. 1. S. 108 und in *Temminck* Man. d'ornith. d'Eur. p. 193 und 194.

Kiefer etwas gestreckt; an der Spitze kreuzweise vor einander hingebogen, die Spitze des Unterschnabels über den Rücken des Oberschnabels hinausreichend; hornbraun. Augenstern und Füße braun.

Mannbares und altes Männchen von Hauptfarbe zeisiggrün; Stirn, Backen, Augengegend graugelblich, weiß gefleckt; Steiß gelb; After grau mit dunklern Flecken; Flügel und Schwanz schwärzlich, grünlich geschnürt. Länge 6″.

Männchen von der ersten Mauser bis zum vollen Jahresalter mehr oder weniger zinnobertoth, im Nacken mit Grau gemischt, anderwärts grüngelblich überflogen.

Junge vor der ersten Mauser am Oberleibe graubraun, grünlich schattirt; Unterleib weißlich, mit braunen und schwarzen Längsstreifen.

Das alte Weibchen unterscheidet sich nicht wesentlich vom jungen. Sein Gefieder erscheint gelbgrünlich. Nie bemerkt man beim Weibchen die dem Männchen von der ersten Mauser bis zum Jahresalter eigene rothe Farbe.

Familie 2. Eigentliche Kernbeißer.

Mit sehr starkem, oben und unten gewölbtem, eingeschnittenem Schnabel.

Dritte Art: Hakenkernbeißer, L. enucleator, *Linn.*

Oberschnabel weit über den untern herabgebogen, ohne sich mit diesem zu kreuzen; Hauptfarbe (fast) scharlachroth und grüngelb; Rücken-, Schulter- und Steißgefieder schwarzbraun, orangefarben eingefaßt. Flügel und Schwanz schwarz, auf ersteren zwei weiße Binden. Länge $7\frac{1}{2}$″ (Männchen).

Am Weibchen Kopf, Hals, Nacken, Brust und obere Deckfedern des Schwanzes orangeroth; Rücken grau und gelbgrünlich gemengt; Unterleib aschgrau ins Orangefarbige spielend; die zwei Reihen der großen Flügeldeckfedern schmutzig weiß gerandet.

Vierte Art: Kirschkernbeißer, L. coccothraustes, *Linn.*

Schnabel und Füße graubraun; Augenstern blaßroth (im Tode grau). Gefiederhauptfarbe kastanienbraun; Kehle, Flügel und Schwanz schwarz, (am Weibchen schwarzbraun); auf den Flügeln ein weißer Querfleck (am Weibchen ein

hell aschgrauer); mittlere Schwungfedern an der Spitze stumpfeckig abgeschnitten. Länge 7".

Fünfte Art: Karmesinköpfiger Kernbeißer, L. erythrina, *Pallus.*

Männchen: Schnabel licht hornfarbig; Oberschnabel den untern etwas überreichend; Augenstern schön umbrabraun; Füße bräunlich fleischfarben; Scheitel, Kehle, Oberbrust und Bürzel schön karmesinroth; Rücken und Flügel grau, mit rosenrothem Anstrich; Bauch und Afterfedern weißlich. Länge $5\frac{1}{4}$".

Weibchen: Oberleib grau, bräunlich überlaufen; Unterleib schmutzig weiß, Kehle, Hals und Brust, mit hellgraubraunen Längsflecken; Schwung- und Schwanzfedern gelbgrünlich gerändert.

Sechste Art: Grüner Kernbeißer (Grünling), L. chloris, *Linn.*

Schnabel und Füße fleischfarben; Augenstern dunkelbraun; Gefiederhauptfarbe gelblichgrün; Backen grau; an den äußeren Schwanzfedern viel Gelbes; die vordern Schwungfedern an der äußeren Fahne gelb. Länge 6" (Männchen).

Weibchen: Am Oberleibe mehr graubraun, am Unterleibe mehr aschgrau als gelbgrün; Brust unordentlich gelb gefleckt; Bauch und untere Deckfedern des Schwanzes mehr weiß, als gelb.

Anmerk. Außer andern Varietäten hat man auch eine mit gekreuztem Schnabel wahrgenommen.

Siebente Art: Girlitzkernbeißer. L. serinus, *Scopoli.*

Hauptfarbe grüngelb; Oberleib schwärzlich, rothgrau gefleckt; über die Flügel eine deutliche hellgrüne und eine undeutliche röthlichgelbe Binde; Männchen am Unterleibe hoch grüngelb; Weibchen blasser und dunkelbraun gefleckt. Länge $4\frac{3}{4}$".

Anmerk. Leicht mit Fringilla citrinella (Citronenfink) zu verwechseln, wenn auf den Schnabelbau und auf die Zeichnung des Gefieders an den einzelnen Körpertheilen nicht genau geachtet wird.

Familie 3. Dompfaffen.

Mit stark gewölbtem, sehr stumpfem, an der oberen Kinnlade eingeschnittenem Schnabel.

Achte Art: Rothbrüstiger Kernbeißer (Gimpel), L. pyrrhula, *Linn.*

Schnabel schwarzbraun; Augenstern kastanienbraun (bei Jungen grau); Füße schwarz; Kopf, Flügel und Schwanz schwarz (im hochzeitlichen Kleide violett schillernd); Genick und Mantel aschgrau; Deckfedern des Schwanzes weiß. Am Männchen Wangen, Hals, Brust, Seiten und Bauch bei alten hochzinnober-, im Mittelalter heller roth; bei einjährigen durch leichten, graulichen Anflug bläulichroth. Am Weibchen diese Theile bläulichgrau. Länge $6\frac{1}{4}$''. Junge sind vor der ersten Mauser dem Weibchen ähnlich.

Ein und zwanzigste Gattung: Fink, Fringilla.

Schnabel kegelförmig, gerade, weniger dick und mehr gestreckt als bei der vorigen Gattung, abgerundet, zugespitzt; Ober- und Unterkiefer gleich lang, nicht ausgeschnitten; Nasenlöcher dicht vor der Stirn, eirundlich, bedeckt. Zunge fleischig, spießförmig, hinten rundlich, an der Spitze harthäutig, etwas geschliffen; Leib gestreckt, nicht so kurz und dick, die Gliedmaßen länger als bei den Kernbeißern. Sie nähren sich entweder von Sämereien allein, oder zugleich von Insekten, nur schälen sie die Samenkörner, ehe sie selbige verschlucken.

A. Eigentliche Finken.

Mit im Umfange rundem, gestrecktem, dickem, an der Spitze etwas abgestumpftem Schnabel.

Erste Art: Edelfink (Buchfink), Fr. coelebs, *Linn.*

Schnabel im Sommer dunkelgraublau, im Winter weißlich; Augenstern kastanienbraun; Füße braunschwarz; Flügel schwarz, mit zwei weißen Querstreifen; Schwanz schwarz, die drei äußersten Federn mit weißen Längsflecken, der an der dritten sehr klein ist. Am Männchen Stirn schwarz, Scheitel graublau, Oberrücken kastanienbraun, olivengrün überlaufen; Kehle, Brust und Bauch weinroth oder weichselbraun. Am Weibchen Kopf, Hals, Oberrücken graubraun; Unterleib röthlichgrau. Männchen 6'' 4''', Weibchen kleiner.

Zweite Art: Bergfink (Buchelfink, Rothfink), Fr. montifringilla, *Linn.*

Schnabel im Sommer schwarzblau, im Winter schmutziggelb, mit schwarzbrauner Spitze; Augenstern braun; Füße bei Alten dunkelgelbbraun, bei Jungen heller. Kopf und Kehle glänzend schwarz, das Gefieder in der Jugend dunkelrostgelb, bei vorrückendem Alter heller, eingefaßt, im hohen Alter ohne Einfassung; Genick und Wangen weiß bepudert, Rücken

schwarz, das Gefieder mit dunkelgelber breiter Einfassung; Schulten und Brust orangegelb; Unterflügeldeckfedern hochgelb. Das Weibchen ist einfarbiger und da braun, wo das Männchen schwarz ist; gelbrothgrau, wo das Männchen gelbroth ist. Schwanz etwas gegabelt; beim Männchen sammtschwarz, beim Weibchen tief braun; bei beiden Geschlechtern die äußerste Steuerfeder an der Mitte der äußern Fahne mit weißem, alle übrige mit gelbgrauem Rande *).

Dritte Art: Hausfink, Sperling, Fr. domestica, *Linn.*

Schnabel im Sommer schwarz, im Winter hellbraun; Augenstern kastanienbraun; Füße graubraun; Scheitel grau; Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun; über den Flügeln eine weiße Binde. Männchen am Kopfe aschgrau; am Oberleibe rothbraun und schwarz gefleckt; an der Kehle schwarz. Weibchen auf dem Kopfe rothgrau; über den Augen eine gelblichweiße Linie, um den Wangen eine dergleichen undeutliche; schwarze Kehle fehlend; Flügelbinde röthlichweiß; auf dem Rücken rothgrau, schwarz gefleckt; Unterleib schmutzigweißgrau. Länge 5″

Vierte Art: Ringelfink (Feldsperling), Fr. montana, *Linn*

Schnabel schwarzbraun; Augenstern kaffeebraun; Füße bräunlichfleischfarben; Kopf kupferrothbraun; Wangen weiß, mit schwarzem Fleck; um Nacken und Hals ein weißer unterbrochener Ring; Rücken schwarz und rostfarbig gefleckt; Flügel und Schwanz dunkelbraun; über die Flügel ein weißer Streifen. Länge 5″ (Männchen).

Weibchen heller auf dem Kopfe; schwarzer Wangenfleck kleiner; Halsring weniger merklich.

Fünfte Art: Graufink, Fr. petronia, *Linn.*

Oberschnabel braun; Unterschnabel wachsgelb; Augenstern braun; Füße bräunlichfleischfarben; über den Augen ein rostgelblicher

---

*) Im Herbste 1818 und im März 1819 waren die Bergfinken da, wo der Verfasser jetzt lebt, in unzählbarer Menge vorhanden, so daß auf zwei Schüsse deren 56 Stück erlegt wurden, und beim Aufstehen der Flüge die Luft im eigentlichsten Verstande sich verdunkelte. Unter andern sah der Verfasser eine Schaar auf dem Fortzuge, welche über eine halbe Stunde weit sich ausdehnte. Obige Beschreibung ist nach 34 vorliegenden Exemplaren aufgenommen, ohne daß eine der vielen Abänderungen, welche von den Ornithologen angeführt werden, bemerkbar war.

Streifen; Oberleib graubräunlich, mit schwarzen und rothweißlichen Längsflecken; Unterleib weißlich, mit bräunlichen Längsflecken; an der Kehle ein großer, lebhaft gelber, an der innern Fahne und gegen die Spitze der Seitenschwanzfedern ein weißer Fleck. Länge 5″ 8‴.

Sechste Art: Schneefink, Fr. nivalis, *Linn.*

Schnabel gelbbläulich; Füße schwarz; Kopf aschgrau; Rücken, Schultern, nebst denjenigen zwei Schwungfedern zweiter Ordnung, welche dem Körper am nächsten stehen, dunkelbraun; alle Federn heller braun gerändert; Flügeldeckfedern, übrige Schwungfedern zweiter Ordnung, nebst den Schwanzfedern weiß, alle Seitenfedern des Schwanzes schwärzlich endend, die zwei mittelsten, nebst den Schwungfedern erster Ordnung tief schwarz; Unterleib weiß oder weißlich. Länge 7¼″ (Männchen).

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß der aschgraue Kopf röthlich überlaufen ist und alles, was beim Männchen schön schwarz erscheint, bei diesem mehr ins Braune fällt *).

B. Hänflinge.

Mit im Umfange rundem, kürzerem, kurz zugespitztem Schnabel. Sie nähren sich von öligen Sämereien, die im Kropfe eingeweicht werden. Ihre Jungen füttern sie aus dem Kropfe.

Siebente Art: Hanffink, Fr. cannabina, *Linn.*

Schnabel schwarzbläulich; Augenstern kastanienbraun; Füße dunkler oder heller braunroth. Vordere Schwungfedern und Schwanz schwarz, Ränder weiß. Bei alten Männchen die Brust blutroth, beim Weibchen röthlich weiß, graubraun gefleckt **). Länge 5″.

Achte Art: Brandfink, Fr. flammea, *Linn.*

Scheitel hochfeuerroth oder karmesinroth, dessen Gefieder eine kleine Haube bildend; Oberleib dunkelbraun; Unterleib am Männchen rosenfarben, am Weibchen grau, roth überlaufen. Länge 4″.

(Die Heimath dieses Vogels ist der hohe Norden. Zeither wurde er nur in sehr harten Wintern in Schlesien

---

*) Vergl. *Temminck* Man. d'ornith. p. 222.

**) Wegen der mehrfachen Abänderungen s. Meyers Taschenb. Th. I. S. 164. Bechst. Taschenb. I. 121. *Temminck*, a. a. O. S. 215 eq.

von Borkhausen — s. Rheinisches Magaz. I. S. 158. Nr. 20. — aber auch in Oberhessen bemerkt.)

C. Zeisige.

Mit dünnerem, an den Seiten nach vorn etwas zusammengedrücktem, scharf und lang zugespitztem Schnabel.

Sie füttern ihre Jungen mit öligen Sämereien aus dem Kropfe.

Neunte Art: Distelfink (Stieglitz, Stechlitz), Fr. carduelis, *Linn.*

Schnabel röthlichweiß, mit hornfarbener Spitze; Augenstern kastanienbraun oder nußbraun; Füße bräunlich; nächste Schnabelumgebung, Hinterkopf und Genick tief schwarz; Stirn und Kehle lebhaft karmesinroth; Wangen, Vorderhals und untere Theile reinweiß; Schultern, Rücken und Brustseiten dunkelbraun; Schwung- und Steuerfedern schwarz, erstere auf der schmalen Fahne mit goldgelber Kante, von letzteren die zwei äußersten in der Mitte, die übrigen an der Spitze weiß. Länge $5\frac{1}{2}$" (Männchen).

Am Weibchen das Rothe weniger lebhaft und weniger ausgebreitet; Halfter bräunlich; Wangen mit Hellbraun gemengt; kleine Flügeldeckfedern braun (Hauptunterschied); Rücken dunkelbraun; Flügel weniger lebhaft schwarz und gelb.

Junge vor der ersten Mauser mit grauem Kopf.

Sonst mancherlei zufällige Spielarten.

Zehnte Art: Erlenfink (grüngelber, eigentlicher Zeisig), Fr. spinus, *Linn.*

Schnabel hellaschgrau, im Winter weiß, mit brauner Spitze; Augenstern nußbraun; Füße schwarz- oder graubraun. Am Männchen Scheitel und Kehle schwarz; Körperfarbe lebhaft gelbgrün (zeisiggrün). Am Weibchen diese Farbe blasser und matter; Kopf und Rücken grau, schwärzlich gefleckt; Kehle und Kinn weißlich; Brust und Hals weiß, grünlich und schwärzlich gefleckt; Schwung- und Schwanzfedern schwarz, erstere in der Mitte, letztere an der Wurzel gelb. Länge $4\frac{3}{4}$".

Eilfte Art: Leinfink (Flachsfink), Fr. linaria, *Linn.*

Schnabel gelb, mit brauner Spitze; Füße braun; zwischen Schnabel und Augen, an der Stirn und an der Kehle schwarz; Vorderkopf dunkelkarmesin, Seiten der Kehle, Vorderhals, Brust, Bauchseiten und Steiß hellkarmesin; Bauchmitte rosenfarben; Obertheile grauröthlich, mit schwarzen Längsflecken; Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun; Flügel mit zwei weißen Querstreifen. Länge $5\frac{1}{4}$" (Männchen).

Weibchen etwas kleiner, Farben heller; rother Fleck auf dem Scheitel kleiner oder fehlend an der Brust kein Roth oder, nur wie am Steiße, röthlicher Anflug; Oberleib weiß, mit dunkelbraunen Flecken.

Zwölfte Art: Citronenfink, Fr. citrinella.

Grüngelb; an der Brust ungefleckt; Hinterkopf, Ober- und Seitenhals aschgrau. Länge 4″ 8‴ (Männchen).

Das Weibchen mit dunkleren Farben. Vorderkopf, Kinn und Unterleib schmutziggelb; Kehle grau, mit einigen grüngelben Federn; Oberrücken mit einigen olivenbraunen Längsstrichen.

(Kommt nur, in südlichern Gegenden heimisch, auf dem Herbstzuge in das mittlere Teutschland).

Zwei- und zwanzigste Gattung: Ammer, Emberiza.

Schnabel kurz, stark, fast kegelförmig, gerade, schneidig; Oberkiefer ungeschnitten, an der Spitze ungleich und ein wenig zusammengedrückt; am Gaumen eine knochenartige Hervorragung (Protuberanz). Unterkiefer breiter als der obere, an den Seiten eingebogen; beide an der Wurzel etwas von einander abstehend. Schnabelwinkel schräg nach unten gerichtet. Nasenlöcher rundlich, an der Schnabelwurzel zur Seite liegend, mit den Stirnfedern zum Theil bedeckt. Zunge gespalten. Gangfüße; Hinterzehe meist kurz und gekrümmt, selten lang und gerade. Erste Schwungfeder ein wenig kürzer als die zweite und dritte, welche die längsten sind. Schwanz entweder etwas gegabelt, oder sanft abgerundet. Nahrung besteht vorzüglich aus mehligen Sämereien — zum Ausspelzen derselben dient die Hervorragung am Gaumen —, dabei auch aus Insekten. Diese Vögel leben größtentheils im Gesträuche und in Gärten und nisten im ersteren; die mit langer Hinterzehe halten sich nicht im Gehölze auf, sondern leben und nisten in offenen oder Felsgegenden. Alle exotische hierhergehörige und mehrere von den in Teutschland vorkommenden Arten mausern sich zweimal; daher oft große Farbenverschiedenheit.

a) Mit kurzer, gekrümmter Hinterzehe.

Erste Art: Goldammer (Grünschling), E. citrinella, *Linn.*

Schnabel im Sommer schmutzig dunkelbraun, im Winter aschfarben; Augensiern dunkelbraun; Füße gelbbräunlich. Kopf fast ganz hellgelb, auf dem Scheitel und an den Wangen meist dunkelolivenbraun gestrichelt. Vorderleib ganz oder

theilweise goldgelb. Gefieder des Oberrückens schwärzlich in der Mitte, braunröthlich an den Seiten, am Steiße kastanienbraun, mit graulichen Spitzen. Schwanz schwärzlich, die zwei äußern Federn an der innern Seite mit weißem, keilförmigem Flecke. Länge 6½" (Männchen).

Weibchen kleiner; Kopf und Wangen braun; Hals olivenfarben gefleckt, mit wenigem Gelb durchmengt. Deckfedern der Flügel röthlich weiß; Brust rostfarben gefleckt.

Junge Männchen im ersten Frühlingskleide ähneln den alten Weibchen; doch bemerkt man am Scheitel einen gelben Fleck, über den Augen goldgelbe Streifen und gleichfarbige Kehle; Brust und Steiß zimmtfarben, ungefleckt. Vor der ersten Mauser alle Junge fast lerchengrau.

Zweite Art: Grauammer, Gerstenammer, E. miliaria, *Linn.*

Schnabel, wie die Füße, graubraun; Augenstern nußbraun; Oberleib röthlichgrau, mit schwarzbraunen Flecken; Flügel schwarzbraun; Unterleib rostgelblichweiß, auf der Oberbrust mit schwarzbraunen Flecken, Unterbrust und Bauch mit schwarzbraunen Schaftstrichen. Länge 7½" (Männchen).

Weibchen kleiner, etwas heller von Farbe, sonst dem Männchen sehr ähnlich.

Dritte Art: Rohrammer (Rohrsperling), E. schoeniclus, *Linn.*

Schnabel oben schwarz, unten weißlich; Augenstern dunkelbraun; Füße fleischfarben, ins Braune übergehend; Kopf und Kehle beim Männchen schwarz; erster beim Weibchen rostbraun mit schwarzen Flecken; Körperhauptfarbe braungrau mit schwarzen Flecken; Schwanz schwarzbraun, an den beiden äußern Federn mit einem keilförmigen weißen Fleck. Länge 5¾". Junge sind vor der Mauser dem Weibchen ähnlich. Im Winter ist an jungen und sehr alten Männchen Kopf und Wange rothbraun mit grauen Flecken, das Schwarze an der Kehle graulich gefleckt.

Vierte Art: Gartenammer, E. hortulana, *Linn.*

Schnabel und Füße fleischfarben; Augenstern braun. Kopf, Ober- und Unterhals graulicholivengrün; Kehle schwefelgelb; sonst am Obertheile des Körpers das Gefieder schwarz, röthlichgrau gerändert; Brust, Bauch und Steiß rothbraun, mit aschgrauen Federrändern; Schwanz schwärzlich, die beiden Seitenfedern an der innern Fahne größtentheils weiß. Länge 6½" (Männchen).

Das kleinere Weibchen hat mehr Aschgraues und ist am Kopfe schwarz gestrichelt. Junge Männchen vor der ersten Mauser ähneln den jungen Goldammern.

Fünfte Art: Zaunammer, E. cirlus, *Linn.*

Schnabel grau; Füße fleischfarben. Kinn und Kehle beim Männchen schwarz, beim Weibchen bräunlich (zuweilen schwärzlich) gefleckt; Gurgel bei jenem goldgelb, bei diesem hellgelb; Mantelgefieder bei jenem kastanienbraun am Rande, schwarz in der Mitte, bei diesem gelbbraun mit großen schwarzen Flecken. Oberbrust olivengrün; Schwanz schwarz, die zwei äußern Federn mit keilförmigem weißen Fleck. Länge $5\frac{3}{4}$".

Die Jungen vor der ersten Mauser am Oberleibe hellbraun, mit Schwarz gemengt; am Unterleibe hellgelb, schwarz gestrichelt, an der Brust ins Olivengrüne schimmernd.

Sechste Art: Zipammer, E. cia, *Linn.*

Oberschnabel schwärzlich, unterer grau; Füße braun. Scheitel grau, mit schwarzen Längsflecken; Unterhals und Oberbrust vorn aschgrau; ein schwarzer Streif geht durch die Augen, umgibt die Wangen, läuft am Schnabelwinkel zusammen und herabwärts; über den Augen ein weißer Bogenstreif, welchem ein schwarzer folgt, der sich im Genicke vereinigt; Rücken- und Flügelgefieder braungrau, mit schwarzen Längsflecken; Bauch, Seiten und After braunröthlich. Länge 6" (Männchen).

Am kleineren Weibchen Scheitel und Genick aschgrau, rostbräunlich überlaufen, häufig schwarz gestrichelt; Wangenband mehr gerade und weniger scheinbar; das Graue an Hals und Brust heller, mit kleinen undeutlichen, braunen Flecken; das Rothgelbe an den untern Theilen blasser mit einigen braunen Längsflecken.

b) Mit langem, fast geradem Nagel an der Hinterzehe.

Siebente Art: Lerchenammer, Spornammer, E. calcarata, *Temmink* *).

Schnabel an der Wurzel gelblich, an der Spitze braun; Augenstern und Füße braun; Nagel an der Hinterzehe 10''' lang. Scheitel, Kehle und Vorderhals schwarz; von der

---

*) Dem Verfasser scheint es natürlicher, obigen Vogel den Ammern beizuzählen; deswegen folgte er hier Temmink, nicht Wolf, der ihn, als Fringilla calcarata, zu den Finken gerechnet hat.

Schnabelwurzel aus, über den Augen zieht sich ein weißes Band hin, welches an den Seiten des Halses sich verliert; Genick, Rücken und Schultern braun, mit Rostfarbe gemischt; Flügel und Schwanz dunkelbraun, jene mit zwei weißen Querbinden; die erste Schwungfeder weiß eingefaßt, an diesem sämmtliche Steuerfedern rostfarben gerändert, die äußersten in einem weißen keilförmigen Fleck ausgehend. Länge $6\frac{1}{2}$" (Männchen).

Am Weibchen Scheitel, Oberhals, Mantel und Rücken grau und rostfarbig mit schwarzen Flecken; das beim Männchen weiße Band beim Weibchen rostfarbenweißlich; Kehle weiß, mit brauner Einfassung; Oberbrust grau, schwarz gefleckt; Unterleib weiß, an den Seiten mit langen, dunkelbraunen Strichen.

Achte Art: Schneeammer, E. nivalis, *Linn.* Schnabel wie bei der siebenten Art; Füße und Nägel schwarz.

Altes Männchen im hochzeitlichen Kleide Kopf, Hals und ganzer Unterleib, nebst den großen und kleinen Flügeldeckfedern, auch die obere Hälfte der Schwungfedern reinweiß; Oberrücken, drei letzte kleinere Flügelfedern gegen den Körper hin, Bastardflügel und die untere Hälfte der Schwungfedern schwarz; die drei äußern Steuerfedern weiß, mit schwarzem Strich am Ende, die vierte oben auf der äußern Fahne weiß, die übrigen schwarz. Länge $6\frac{1}{2}$".

Beim Weibchen das Weiße am Kopfe, Halse und an der Brust in Rostbraun schattirend; das schwarze Rückengefieder und die kleineren Flügelfedern zunächst am Körper gehen sämmtlich weißbräunlich aus; eben so die Schwungfedern und die mittleren Steuerfedern, welche auch weißbräunlich gerändert sind; sonst das Weiße wie beim Männchen.

Das alte Männchen im Winterkleide ist großentheils wie das Weibchen gezeichnet, alle schwarze Federn des Rückens, der Flügel und des Schwanzes bekommen eine weiße, mit Hellbraun gemischte Einfassung; Kopf, Schläfe und Brust mit leichtem rostfarbenem Anfluge; Steiß- und Schwanzdeckfedern mit einigen braunen und braungelben Flecken.

Am Jungen im Herbste Schnabel gelblich; Scheitel zimmtfarben, über den Augen ein breiter weißlicher Streif; Ohrgegend, Kehle, öfters auch die Brust, mehr oder weniger braunroth gezeichnet; alles Gefieder der obern Theile schwarz, mit breitem, braungrauem Rande in der Mitte, nur die Mitte der Flügel und die untern Theile reinweiß; Schwung- und mittlere Steuerfedern schwarz, hellrothbraun

eingefaßt; die drei äußern Schwanzfedern mit einem großen schwarzen Fleck *).

B. Drosselartige Vögel.

Meist mit etwas messerförmigem Schnabel, größerem Körper; Insekten- und Beerenfresser.

Drei- und zwanzigste Gattung: Drossel, Turdus.

Schnabel gerade, abgerundet, am Grunde zusammengedrückt; Oberschnabel an der Spitze niedergebogen und da an der Seite ausgeschnitten; der Rachen (meist) mit steifen Härchen besetzt; oben am Schnabelwinkel schräg abwärts gerichtete lange, steife Borsten; Nasenlöcher zur Seite, eirund, oben mit einer dünnen Haut halb bedeckt; Zunge faserig; an der Spitze ausgeschnitten; Schreitfüße, indem die mittlere Zehe mit der äußeren an der Wurzel verbunden ist.

Erste Schwungfeder äußerst kurz, oder mittelmäßig; bei einigen Arten die dritte, bei andern die vierte (bei einer, Turdus roseus, die zweite und dritte) die längste.

Gang hüpfend; Gesang melodisch; Wildbret wohlschmeckend; Nahrung, bis zur Reife der Herbstbeerenfrüchte, welche sie sehr lieben, Insekten und kleines Gewürm,

a) Ganz- oder Großvogel.

Erste Art: Misteldrossel (Schnärre), T. viscivorus, *Linn.*

Schnabel hornbraun, mitten an der Wurzel und in den Ecken gelb; Rachen gelb; Augenstern dunkelkastanienbraun; Füße schmutzighellgelb; Rücken olivenbraun; große Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen; Gurgel und Bauch weißgelblich, jene mit dreieckigen, dieser mit fast halbmondförmigen, schwärzlichen Flecken; die drei äußern Steuerfedern an der Spitze weiß. Länge 11" (Männchen).

Am Weibchen die Grundfarbe des Unterleibes mehr gelblichweiß, die Flecken mehr braun als schwärzlich.

Zweite Art: Wachholderdrossel (Ziemer), T. pilaris, *Linn.*

Schnabel gelb, an der Spitze schwärzlich; Rachen gelb; Augenstern dunkelbraun; Augenlieder gelb gerändert; Füße schwarzbraun; Kopf und Steiß aschgrau; Rücken kastanienbraun,

---

*) *Temminck* a. a. O. S. 188 u. 189. Diese etwas ausführliche Beschreibung eines im nördlichen Teutschlande nur vorkommenden Vogels wurde deshalb von besagtem Schriftsteller entlehnt, weil derselbe in Holland die beste und häufigste Gelegenheit hatte, selbigen zu untersuchen.

weißgrau gewölbt; untere Flügeldeckfedern weißlich; Brust braungelb, mit verkehrt herzförmigen, schwarzbraunen Flecken; Unterleib weiß, dreieckig schwarzbraun gefleckt; Schwanzfedern schwarz, die drei äußern am innern Rande und an der Spitze weißlich. Länge 10″ (Männchen).

Am Weibchen Kopf und Steiß mehr fahlgrau, erster mehr braun gefleckt; Kehle weißlich; Rücken schmutzigrostfarbig.

Dritte Art: Ringdrossel, T. torquatus, *Linn.*

Schnabel schwärzlich; Rachen gelb; Augenstern nußbraun; Füße braunschwarz; Gefieder schwärzlich, mit grauen und weißen Rändern; auf der Oberbrust ein weißlicher halbmondförmiger Fleck. Länge 10½″ (Männchen).

Beim Weibchen die Federränder am Oberleibe hellgrau; der halbe Mond auf der Brust schmaler, undeutlicher, röthlichaschgrau, braun gewölkt; bei jungen Weibchen dieser Halbmond kaum wahrnehmbar. Bei jungen Männchen die Rückenfarbe wie am Weibchen; der Brustring röthlich weiß.

b) Halbvogel.

Vierte Art: Singdrossel (Zippe), T. musicus, *Linn.*

Schnabel hornbraun, unten an der hintern Hälfte gelblich; Rachen gelb; Augenstern nußbraun; Augenliederrand gelblichweiß; Füße gelblichgrau; Oberleib olivengrau; obere Deckfedern der Flügel mit rostgelben Spitzen, untere Deckfedern blaßgelb; Kehle weiß; Gurgel und Brust weißgelb, mit verkehrt herzförmigen, der Bauch mit eirunden, dunkelbraunen Flecken. Länge 8½″ (Männchen).

Beim kleineren Weibchen die Brust heller, die rostgelben Spitzen an den großen Flügeldeckfedern kleiner.

Fünfte Art: Rothdrossel (Weindrossel), T. iliacus, *Linn.*

Schnabel schwärzlich, nur die Wurzel des Unterkiefers und die Ecken hellgelb; Augenstern nußbraun; Fußwurzel blaßgraugelblich; Zehen hellgelb; Oberleib olivenbraun; Brust mit dreieckigen dunkelbraunen, an den Seiten mit olivenbraunen Flecken; untere Deckfedern der Flügel orangeroth; Brust, Seiten des Halses und Bauches mit schwärzlichen Längsstrichen, die sich auch hin und wieder auf dem weißen Bauche andeuten. Länge 8″ (Männchen).

Am Weibchen die Farben heller; die Flecken auf der Brust und an den Seiten des Bauches hellbraun und größer

Sechste Art: Schwarzdrossel (Amsel), T. merula, *Linn.*

Augenstern und Füße schwarz.

Männchen (altes): Schnabel und Augenlieder goldgelb; Gefieder tief schwarz. Länge 9½".

Weibchen: Schnabel schmutziggelb; Oberleib schwarzbraun; Kehle hell- und dunkelbraun gefleckt; Brust rostgrau; Bauch aschgrau.

Junge: Schnabel braun bis zur Mannbarkeit, dann dem Geschlechte nach wie bei den Alten; Gefiederfarben bis zur ersten Mauser fast wie beim alten Weibchen, nach derselben die Männchen schwarz.

Siebente Art: Steindrossel, T. saxatilis, *Linn.*

Männchen: Kopf und Hals aschblau; Oberrücken dunkelbraun; Mittelrücken weiß; Unterleib orangeroth; Schwanz gelbroth. Länge 7½".

Weibchen: Oberleib dunkelbraun, mit graulichweißen Federrändern; Kinn weiß; Unterleib schmutzigrostroth, mit weißen Wellenlinien; After und Schenkel weißlich; die zwei mittelsten Schwanzfedern braun rostfarben gerändert, die übrigen röthlichgelb.

Nach der Mauser im Winterkleide beide Geschlechter fast gleich gefärbt.

Junge vor der ersten Mauser — nach Temmink*) —: Alle obere Theile hellbraungrau, jede Feder in einem mehr oder weniger breiten, weißgrauen Flecken ausgehend; Schwungfedern mit weißen Spitzen; Flügeldeckfedern grau gerändert, weiß gespitzt; Unterleib beinahe wie am alten Weibchen, nur mit mehrerem Weiß untermengt und von braunen Linien unterbrochen.

Achte Art: Rosenfarbige Drossel, T. roseus, *Linn.***).

Oberschnabel und Spitze des Unterschnabels hellröthlichgelb; Augenstern dunkelbraun. Auf dem Kopfe ein blauschwarzer,

---

*) a. a. O. S. 93.

**) Dieser in Rußland, besonders aber in Westasien — wo er als Zerstörer der Zugheuschreckenschwärme heilig gehalten wird — einheimische Vogel kommt nur selten in Teutschland vor; doch wurde er im Altenburgischen bei Ronneburg, im Odenwalde und im Solms-Laubachischen geschossen und gefangen. Am öftersten traf man ihn unter Staarenflügen an, so daß man im Jahre 1784 bei Ronneburg deren drei aus einer Staarenschaar herausschoß. In Rücksicht der Lebensart hat er

grün und purpurfarben schillernder Federbusch; Hals und Oberbrust wie der Federbusch; Rücken, Steiß und Bauch schön rosenroth; Flügel und Schwanz braunschwarz, mit purpurfarbenem und blauem Schiller; Flügeldeckfedern hellrosenroth eingefaßt; untere Deckfedern des Schwanzes und der Schenkel schwarz, mit weißlichen Querstrichen. Länge 8" (Männchen im Mittelalter)

Beim Weibchen sind die Haubenfedern kürzer; die Gefiederfarben durchgängig weniger lebhaft; die rosenrothen Theile hellfleischfarbig; auf der Brust einige (zuweilen) undeutliche braune Wellenlinien.

Bei sehr alten Männchen sind die Haubenfedern sehr lang und herabhangend, die rosenrothen Theile fast blutroth.

Bei Jungen fehlt der Schiller an den dunkelgefärbten Theilen; die Theile aber, die einst rosenroth werden sollen, stellen sich hellbraun dar.

Neunte Art: Rohrdrossel, T. arundinaceus, *Linn.*

Schnabel gelb an der Wurzel, braun an der Spitze; Augensiern braun, mit einem hochgelben Außenringe. Stirn und Schnabelwurzel breit gedrückt. Ueber den Augen ein rostgelblichweißer Streif; Gefieder des ganzen Oberkörpers, mit Einschluß des abgerundeten Schwanzes, dunkelrostgrau; Kehle weißlich; Brust und Vorderbauch weißgelb; Hinterbauch und After rosteöthlich. Länge 8" (Männchen).

Das Weibchen ist etwas kleiner; auf dem Rücken dunkler; Oberkopf rostgelb überlaufen. Kehle reinweiß; Unterleib heller als am Männchen.

Bei Jungen ist der Oberleib röthlichgrau und röthlichweiß gefleckt.

Zehnte Art: Zweideutige Drossel, T. dubius, *Bechstein.*

Oberleib olivenbraun; Brust weißgrau, schwarzbraun gewölkt;

Alles mit den Staaren gemein, weshalb ihn Scopoli und Andere unter dem Namen: Sturnus roseus, der Gattung Staar als Art beigesellten. Bechstein, Becker und Meyer rechnen ihn mit Gmelin zu den Drosseln; Temminck macht eine neue Gattung unter der Benennung Pastor daraus, die sich von den Drosseln dadurch unterscheiden soll, daß keine einzelne Härchen am Rachen stehen und daß die zweite und dritte Schwungfeder die längsten sind. Der Verfasser hat diese geringe Abweichung in der Charakteristik der Gattung Turdus eingeschaltet, um Gattungsvermehrung zu umgehen, wo es möglich ist.

Hertford, Co. Herts, Mr. Phillips Bell, 1 s. dead, adm. Hilary Term, Exchequer, 1st Bundle, 1st Bell.

Hertford, Mary Ann Wright, S. comm. Trinity Term, Exchequer, 1st Bundle, 1st Wright.

Hertford, Co. Herts, Mr. Phillips Bell, 1 s. dead, adm. Hilary Term, Exchequer, 1st Bundle, 1st Bell

Art: Röthlichgrauer Seidenschwanz, Ampelis garrulus, *Linn.*; Bombycivora garrula (Grand Jaseur), *Temminck.*

Schnabel von der Wurzel bis zu den Nasenlöchern weißlich, von da an dunkelhornfarbig; Augenstern rothbraun; Füße schwarz; am Hinterkopfe das Gefieder haubenartig verlängert; Nasenlöcherborsten; Band über den Augen und Kehle tief schwarz; obere und untere Körpertheile grauröthlich, erstere dunkler als letztere; untere Deckfedern des Schwanzes kastanienbraun; Schwungfedern schwarz, in einem eckigen gelben und weißen Fleck ausgehend, die acht oder neun hintersten weiß gespitzt und mit scharlachrothen, pergamentartigen Fortsätzen; Steuerfedern schwarz, mit gelben Spitzen, bei sehr Alten auch hier pergamentartige Fortsätze. Länge 7½" (Männchen).

Am Weibchen der schwarze Kehlfleck kleiner; das Grauröthliche heller; nur an vier oder höchstens fünf Schwungfedern heller rothe pergamentartige Fortsätze; bei Jungen fehlen diese vor der ersten Mauser ganz.

Fünf und zwanzigste Gattung: Schwätzer, Cinclus.

Schnabel mittelmäßig, schwach, gerade, schmal zulaufend; an den Seiten zusammengedrückt, hochrückig, schneidig, vorn abgerundet; obere Spitze nach unten gebogen; Nasenlöcher ritzenförmig, von oben mit einer flachen Haut bedeckt, am Grunde und obern Ritzenrande von haarartigen Federchen begrenzt; Zunge gespalten; Gangfüße. Kopf klein, oben schmaler als unten; Stirn lang gestreckt, bis an die Nasenlöcher reichend; Augen hochliegend; Leib stark, dicht mit Federn bekleidet; erste Schwungfeder sehr kurz, zweite kürzer als die dritte und vierte, welches die längsten sind.

Die Schwätzer gehören der Gestalt nach zu den Singvögeln; nähern sich aber rücksichtlich ihrer Nahrung und Lebensart den Strandvögeln. Sie halten sich das ganze Jahr hindurch an hellen Flüssen und Bächen auf, gehen selbst in seichtes Wasser, tauchen auch den Kopf unter, wenn es seyn muß, um ihre aus Wasserinsekten bestehende Nahrung sich zu verschaffen. Sie machen ihr Geheck an Flüssen und Bächen. Das Nest steht an einsamen Orten in Ufermauerritzen und Spalten hölzerner Mühlwehre und ungangbarer Mühlräder. Der Grund, wie die gewölbte Oberdecke, besteht aus Moos, das mit Grashalmen fest und künstlich durchflochten ist.

Art: Wasserschwätzer, Cinclus aquaticus, *Bechst.*

Schnabel schwärzlich; Augenstern perlfarbig; Füße hornbraun; Oberkörper braunschwärzlich, mit Aschgrau überlaufen; Kehle, Vorderhals und Brust reinweiß; Bauch rostbraun. Länge 7" (Männchen).

Weibchen auf dem Kopfe und am Hinterhalse graubraun; weniger Weißes an der Brust; Bauch und After braungelb.

Sechs und zwanzigste Gattung: Staar, Sturnus.

Schnabel gerade, eckig, niedergedrückt, etwas stumpf, am Oberkiefer mit glattem, etwas aufklaffendem Rande; Rücken des Oberschnabels fast in einer Flucht mit dem Scheitel. Nasenlöcher zur Hälfte mit einer aufgetriebenen Haut verschlossen; Zunge spitzig, ausgerandet; Schreitfüße, durch Verbindung der mittleren Zehe mit der äußern bis auf das erste Gelenk.

Die Nahrung besteht meist aus Insekten. Die Staare leben sehr gesellig, machen ihre Reise in starkzähligen Schaaren; halten sich gern in der Nähe von und unter Viehheerden auf und nisten in Baum- und Mauerhöhlen.

Art: Bunter Staar, St. varius, *Wolf.*; St. vulgaris, *Linn.*

Schnabel im Sommer grüngelb, an der Spitze und an den Seiten blauschwärzlich, im Winter überall schwärzlich; Füße braunröthlich oder dunkelfleischfarbig; überall schwärzlich, mit purpurrothem, grünem und gelblichem Schiller; obere Theile mit dreieckten weißbräunlichen Schmitzen; Unterleib stärker weißgetüpfelt; untere Schwanzdeckfedern weiß eingefaßt. Länge $8\frac{1}{2}$" (Männchen).

Am Weibchen hat der Schnabel im Sommer weniger Gelbes. Brust und Bauch mehr und größere weiße Tupfen. Alte Männchen haben weniger weiße Zeichnung als jüngere.

C. Pfriemenschnäbler.

Mit ziemlich kleinem, schlankem Körper, meist Insekten fressend.

Sieben und zwanzigste Gattung: Fliegenfänger, Muscicapa.

Schnabel mittelmäßig lang und stark, an der Wurzel breit, fast dreieckig, Oberkiefer an der Spitze etwas nach unten gekrümmt, längs dem hintern Rande mit steifen, schräg vorwärts gerichteten Federborsten besetzt, ausgeschnitten. Na-

senlöcher hinten zur Seite stehend rundlich, zum Theil und nicht dicht mit steifen Federhaaren verdeckt. Drei Zehen, von denen die äußere mit der mittleren an der Wurzel kaum merklich verbunden ist, nach vorn; eine nach hinten und an dieser der Nagel stärker gekrümmt als an den vordern.

Die in Teutschland bekannten Arten kommen als Zugvögel spät an und gehen frühzeitig wieder fort; sie machen daher bei uns nur ein Geheck. Sie leben einsam in Wäldern, Feldhölzern und Gärten, sitzen in den Spitzen der Bäume, höchst selten auf Seitenzweigen, fast nie auf der Erde und fangen von da aus Fliegen und andere fliegende Insekten, worin ihre Nahrung einzig besteht, mit großer Geschicklichkeit und fast immer im Fluge, selten auf Baumblättern, nie wenn jene Insekten an der Erde und an Baumstämmen verweilen *).

Erste Art: Gefleckter Fliegenfänger, grauer Fliegenfänger, M. grisola, *Linn.*

Alle obere Theile des Körpers dunkelgrau, etwas bräunelnd; Stirn in Weiß spielend; Kopffedern mit dunkelbraunen Längsstreifen; Kehle und Mitte des Bauches weiß; Seiten des Halses, Brust und Flanken mit graubraunen Längsstreifen. Länge über $5\frac{1}{2}$".

Männchen und Weibchen nicht merklich unterschieden. Junge vor der ersten Mauser den Alten ähnlich bis auf den vielfach weißgefleckten Kopf, die röthlichweiß breitgeränderten Flügeldeck- und hintern Schwungfedern und die schöne weiße Magengegend, die bei den Alten schmutzigweiß sich darstellt.

Zweite Art: Fliegenfänger mit weißem Halsbande, M. albicollis, *Temmink*; M. collaris, *Bechst* **).

Scheitel, Wangen, Rücken, kleine Flügeldeckfedern und sämmtliche Steuerfedern tief schwarz; Stirn, ein breites Band über das Genick und alle untere Theile reinweiß; Steiß schwarz und weiß; an der Wurzel der Schwungfedern ein weißer Spiegel; mittlere und große Flügeldeckfedern weiß, an den

---

*) Nach des Verfassers Dafürhalten hat Temmink die Arten dieser Gattung genauer und richtiger bestimmt als einer seiner Vorgänger; nach diesen Bestimmungen werden sie daher hier aufgeführt. S. Man. d'ornith. S. 99—104.

**) S. d. Taschenb. I. 158. Da Latham die Bechsteinische lateinische Benennung bereits einer ausländischen Art beigelegt hat, so scheint die Temminkische passender zu seyn.

letztern die Spitze der innern Fahne oben schwarz. Länge 5" (Alte im hochzeitlichen Kleide).

An Jungen vor der ersten Mauser das Halsband auf dem Genicke weißlich; alles bei mannbaren Vögeln dieser Art schwarze Gefieder bräunlichgrau; zwei oder drei Seitenfedern des Schwanzes an der äußern Fahne weiß gerandet. Dieser weiße Rand verschwindet bei zunehmendem Alter des Vogels nach und nach, so daß am sehr alten keine Spur davon mehr wahrnehmbar ist.

Dritte Art: Fliegenfänger ohne Halsband, M. luctuosa, *Temmink.*

Alle obere Körpertheile und die Schwanzfedern tief schwarz; Stirn und der ganze Unterkörper reinweiß; Flügel schwarz, die mittleren und großen Deckfedern derselben weiß, letztere an den innern Fahnen schwarz eingefaßt. Länge 5" (Alte im hochzeitlichen Kleide; Muscic. atricapilla, *Linn.*; Schwarzrückiger Fliegenfänger, *Bechst.*).

Vor vollständigem Eintritt der schwarzen Farbe bemerkt man auf schwarzem Grunde graues und braunes Gemeng; Flügel- und Schwanzfedern sind dann schwärzlich, von letztern die beiden äußersten weiß gerandet. Junge vor der ersten Mauser überall wo Alte am Oberkörper schwarz sind, aschgrau; bei ihnen ist die weiße Einfassung der drei Seitenfedern des Schwanzes mehr ausgebreitet (M. muscipeta, Schwarzgrauer Fliegenfänger, *Bechst.*).

Anmerk. Diese Art unterscheidet sich standhaft von der vorhergehenden durch steten Mangel des Genickbandes, welches den Vögeln jeden Alters und jeden Geschlechtes bei jener (zweiten Art) eigen ist.

Vierte Art: Kleiner Fliegenfänger, M. parva, *Bechst.*

Haarfedern an der Schnabelwurzel sehr lang; am Kopfe viel Braunes; oberwärts gekehrte Körpertheile aschgrauröthlich, am Steiße rostfarbig gefleckt; Schwungfedern in- und auswendig mit rostfarbenem Rande; große und mittlere Deckfedern in einem kleinen rosigelben Fleck ausgehend; Augenring und Kehle weißgelblich; Brust und Seiten sehr hell röthlichgelb; Bauch weißlich; Schwanzfedern bis auf die mittelste von der Wurzel an über die Hälfte weiß, übrigens alle schwarz, auf der äußern Fahne rostfarbig gewölkt. Länge 4½" (Männchen).

Beim Weibchen (nach Wolf) Kopf weniger braun; Vorderhals und Brust heller röthlichgelb; an den Flügeldeck-

federn die rostgelben Spitzen fehlend; Schwanzfedern da schwarzbraun, wo sie beim Männchen schwarz sind.

Bei Jungen das Gefieder mehr rostfarbig gezeichnet.

Acht und zwanzigste Gattung: Bachstelze, Motacilla.

Schnabel gerade, dünn, walzenförmig, mit pfriemförmiger Spitze; Unterschnabel am Rande zusammengedrückt. Nasenlöcher zur Seite, eirund, zur Hälfte durch ein nacktes Häutchen verschlossen; Zunge schmal, an der Spitze gefasert; Schreitfüße, durch Verbindung der äußern Zehe mit der mittleren; Nagel der Hinterzehe krumm, länger als die sehr kurzen der Vorderzehen; Schwanz sehr lang, wagerecht; fast immer auf- und abwärts in Bewegung; zweite Schwungfeder die längste; große Flügeldeckfedern bis an das Ende der Schwungfedern reichend.

Die Bachstelzen sind Zugvögel; als solche bei uns Verkündiger des Frühlings durch ihre Ankunft und der rauhen Herbstwitterung durch ihren Wegzug. Am liebsten halten sie sich in der Nähe von Teichen (Weihern), Bächen, Flüssen und in feuchten Wiesen und Hutplätzen auf, folgen den Viehheerden und leben von Insekten. Sie nisten in Klüften und Höhlen und mausern sich jährlich zweimal, einmal im Frühlinge, das anderemal im Herbste. Nur im Hochzeitkleide sind die Geschlechter dem Aeußern nach unterscheidbar.

Erste Art: Weiße Bachstelze, M. alba, *Linn.*

Stirn, Wangen, Seitenhals und unterwärts gekehrte Theile reinweiß; Hinterkopf, Genick, Kehle, Brust, Schwanz und obere Deckfedern desselben tief schwarz — am Schwanze die zwei äußern Federn bis über die Hälfte schief abgeschnitten weiß; Rücken und Bauchseiten aschgrau; Flügeldeckfedern schwärzlich, weiß eingefaßt. Länge 7" (Männchen im Hochzeitkleide).

Weibchen im Hochzeitkleide: Stirn und Wangen weniger reinweiß; schwarze Kopfplatte weniger groß; die Einfassung der Flügeldeckfedern weißgrau.

Winterkleid: Kehle und Vorderhals weiß, mit schwarzem Ringkragen.

Junge bis zur ersten Mauser haben am Unterleibe schmutzigweiße Farbe; auf der Brust einen mehr oder weniger großen, grauen oder graubraunen halbmondförmigen Fleck; grauen oder aschgrauen Oberleib. Bei der Herbstmauser legen die Jungen des ersten Geheckes das oben beschriebene allgemeine Winterkleid an; die des zweiten Geheckes

treten den Herbstzug im Jugendkleide an und wechseln dasselbe oft erst nach der Rückkehr im nächsten Frühlinge.

Zweite Art: Graue Bachstelze, M. sulphurea, *Bechst.* (M. boarula, *Linn.*).

Oberleib dunkelaschgrau; Steiß gelb, ins Olivenfarbige sich ziehend; über den Augen und über den Seitentheilen der Kehle ein weißes Band; Kehle tief schwarz, Brust und Bauch hochgelb; sechs mittlere Steuerfedern schwarz, weiß und olivenfarbig berandet; von den drei Seitensteuerfedern die erste ganz weiß, die zweite und dritte auf der äußern Fahne schwarz; Schwanz $2\frac{1}{2}$" über die Spitzen der zusammengelegten Flügel hinausreichend. Länge etwas über 7".

Weibchen und Männchen haben nach der Herbstmauser keine schwarze Kehle, sondern diese erscheint dann weiß, mit Rostfarbe überflogen; der Streif über den Augen mehr gelblich; Oberleib grau, mit olivenfarbigem Anflug; Unterleib mehr blaßgelb.

Beim Männchen in der Mauser ist das schwarze Kehlgefieder mit weißem untermengt.

Anmerk. Nur während der Paarzeit und bis die Jungen flügge sind, hat das Männchen die schwarze Kehle; dann verschwindet das Schwarze an derselben nach und nach und wenn dies geschehen, ist der Unterschied der Geschlechter äußerlich nicht mehr wahrnehmbar *).

Dritte Art: Gelbe Bachstelze, M. flava, *Linn.*

Kopf und Nacken graubläulich; übriger Oberleib grau, mit Olivengrün überzogen; ein weißer Streif vom Schnabel aus über den Augen, ein anderer vom Unterkiefer aus unterhalb der Ohröffnungen sich hinziehend; ganzer Unterleib schön gelb; Flügel und Mittelfedern des Schwanzes braunschwarz, gelblich eingefaßt, zwei äußere Federn des letztern weiß; Schwanz wenig abgerundet, nur $1\frac{1}{4}$" über die Spitzen der zusammengelegten Flügel hinausreichend; Kralle der Hinterzehe lang, wenig gekrümmt. Länge $6\frac{1}{2}$" (Männchen).

Beim Weibchen Kehle weiß; Oberleibsfarbe mehr in Aschgrau sich ziehend; am Bauche das Gelbe weniger lebhaft; nach und an der Brust rostfarbig gesprenkelt.

Junge ähneln dem Weibchen rücksichtlich der Oberleibsfarbe sehr; sind am Unterleibe mehr weißgelblich, an der Brust oft mit einem halbmondförmigen, braunen Flecke gezeichnet.

---

*) Temminck a. a. O. S. 146.

Neun und zwanzigste Gattung: Sänger, Sylvia.

Schnabel gerade, ziemlich dünn, pfriemenförmig gespitzt, an der Wurzel weniger breit als hoch; Oberschnabel meistentheils mit einem Ausschnitte; Unterschnabel jenem fast gleich an Breite und Länge; Nasenlöcher zur Seite liegend, verkehrt eirund, durch eine Membran halb verschlossen; Zunge häutig, vorn zerschlissen; Schreitfüße durch Verbindung der Außenzehe mit der Mittelzehe an der Wurzel; Hinterzehe mit einem bogenförmigen Nagel, dessen Länge nicht mehr beträgt als die der Zehe; erste Schwungfeder sehr, theils äußerst kurz; zweite fast oder eben so lang als die dritte; große Deckfedern um Vieles kürzer als die Schwungfedern.

Aufenthalt im Walde, im Gesträuche, in Hecken, in steinigen Gegenden und am Ufer der Gewässer. Nahrung Insekten, die sie nicht im Fluge und fliegend fangen, sondern von Blättern und andern Körpern ablesen; sie fressen auch Würmer und Beeren. Es sind Zugvögel, die unsere Gegend verlassen, wenn bei eintretender Kälte die Insekten verschwinden, und zurückkehren, wenn jene im Frühlinge wieder zum Vorschein kommen.

A. Grasmücken.

Schnabel stärker als bei den folgenden Familien, rund, bis zur Spitze fast gleich stark; Füße stark; Gefieder weich. Aufenthalt Gebüsch und Hecken. Nahrung Insekten und Beeren.

Erste Art: Nachtigallgrasmücke, S. luscinia, *Lath.*

Oberleib röthlichgrau; Kehle beim Männchen mehr, beim Weibchen weniger weißlich; Unterleib hellgrau; Schwanz braunroth; erste Schwungfeder kurz, zweite 3‴ kürzer als die dritte, mit der fünften gleichlang. Länge 6″ 2‴.

Zweite Art: Sprossergrasmücke, S. Philomela, *Bechst.*

Oberleib schmutziggraubraun; an der Brust hellgrau, dunkelgrau gefleckt; Kehle weiß, schwarzgrau eingefaßt; Schwanz schmutzig rostbraun; erste Schwungfeder äußerst kurz, zweite fast gleichlang mit der dritten, länger als die vierte. Länge 6½″.

Dritte Art: Schwarzköpfige Grasmücke, S. atricapilla, *Lath.*

Schnabel und Füße schwarz; Oberkopf, Stirn und Nacken tief schwarz; Raum zwischen dem Schnabel und den Augen, Hals und Brust aschgrau; übrige Oberleibstheile, Flügel und Schwanz grau, wenig ins Olivenfarbige spielend; Bauch und Kehle grauweißlich. Länge 5″ 10‴ (Männchen).

Beim Weibchen der Scheitel rostbraun; Wangen und Kehle hell aschgrau; Oberleib mehr als beim Männchen ins Olivenfarbige spielend; Brust, Seiten und Schenkel blaßgrau, olivengrün schimmernd; Bauch röthlichweiß; Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun, röthlichgrau gesäumt.

Junge haben vor der ersten Mauser eine olivenbraune Kopfplatte.

Vierte Art: Graue Grasmücke, S. hortensis, *Bechst.*

Schnabel braun, dessen Ausschnitt sehr klein; Wurzel des Unterkiefers gelblich; Augenstern braun; Füße bleifarbig; Oberleib graubraunröthlich, mit ganz schwachem olivenfarbigen Anflug; Augengegend weiß; am Seitenhalse ein rein aschgrauer Fleck; Kehle weißlich; Brust und Flanken rostgrau, (beim Weibchen diese Theile heller als beim Männchen); Bauch und untere Schwanzdeckfedern graulichweiß, letztere mit schwachem rostfarbenem Anflug. Länge $5\frac{1}{2}$".

Fünfte Art: Rostgraue Grasmücke, S. fruticeti, *Beclstein.*

Oberleib rostgrau; Unterleib röthlichgrau; von den Nasenlöchern bis zu den Augen ein schmutzig weißgelber Strich; Schwanz gerade; Füße gelbgrau. Länge $4\frac{1}{4}$".

Sechste Art: Fahle Grasmücke, S. cinerea, *Bechstein.*

Oberkopf und Raum zwischen Auge und Schnabel aschgrau; übrige Theile, vorzüglich der Oberrücken, grau, mit starkem, rostfarbigem Anflug; Flügeldeckfedern lebhaft dunkelrostfarbig gerändert; die Schwungfedern schwärzlich, erste weiß, die übrigen dunkelrostfarbig umschnürt; Kehle und Mittelbauch reinweiß; Brust weißlich mit rosenfarbigem schwachen Schimmer; Seiten und After graubraunroth; Schwanz dunkelbraun; dessen Federn gleich lang, außer der äußersten viel kürzeren; diese letztere mit großem, keilförmigem, die zweite mit kleinem weißem Fleck; die dritte nur mit weißer Spitze. Länge $5\frac{1}{2}$" (Männchen).

Beim Weibchen die Farben weniger rein; Oberleib mit stärkerem, rostfarbigen Anflug, das Weiße an der Kehle und an der äußersten Steuerfeder rostbräunlich schattirt; an der Brust kein röthlicher Schimmer.

An Jungen die oberen Theile noch mehr ins Rostfarbige fallend; Raum zwischen Schnabel und Augen weiß; die rostfarbige Einfassung der Flügeldeckfedern breiter;

erste Schwungfeder nicht weiß, sondern roströthlich umschnürt *).

Siebente Art: Plappergrasmücke, S. garrula, *Bechstein.* (S. curruca, *Latham*).

Oberkopf rein aschgrau (beim Weibchen dunkler als beim Männchen); übriger Oberleib aschgraubraun; Unterleib weiß, an Brust, Seiten und After mit leichtem rostbräunlichen Anfluge; Flügel braun, graubraun gerändert; Schwanz schwärzlich; erste Feder an der äußern Fahne ganz, an der innern zum Theil weiß, das Uebrige aschgrau; die zweite und dritte nur mit kleiner weißer Spitze. Länge 5".

Achte Art: Gestreifte Grasmücke **), S. nisoria, *Bechstein.*

Schnabel braun; Augenstern goldgelb; Oberleib aschgraubräunlich; Schulter und Steiß durch einen braunen und einen weißen schmalen Streif begrenzt; Flügel hell-, Schwanz dunkelaschgrau; äußerste Steuerfeder mit einem keilförmigen weißen Fleck, die übrigen (außer den zwei mittelsten) mit weißer Spitze; Bauch reinweiß, übrige unterwärts gekehrte Körpertheile weißlich, mit aschgrauen Querstreifen; untere Schwanzdeckfedern aschgrau mit breitem, weißen Rande. Länge fast $5\frac{1}{2}$" (Männchen).

Am Weibchen die obern Theile sich ins Braune ziehend; Schulter und Steiß ohne braunen und weißen Streif; Seiten mit schwachen rostbräunlichen Anflug; erste Schwanzfeder mit kleinerer schmutzig weißer Spitze, die übrigen an der Spitze weißbräunlich gerandet.

B. Rohrvögel.

Scheitel flach und niedrig; Flügel kurz, etwas bogenförmig; Schwanz ziemlich lang, durch die verkürzten äußern Federn abgerundet.

Aufenthalt an Teichen, Flüssen und Sümpfen, im Rohr und Schilf.

Neunte Art (?): Flußsänger, S. fluviatilis, *Wolf.*

Schnabel an der Wurzel dreieckig abgerundet, von der Mitte gegen die Spitze hin schmäler, fast gleich breit; Oberschna-

*) Temmink a. a. O. S. 112.

**) Nach Temmink, welcher dieser Art die Benennung Roo-kurayó gegeben hat, weil sie durch die Menge brauner Querstreifen an den Untertheilen von allen übrigen Grasmücken sich unterscheidet. Man. d'ornith. p. 108 u. 109.

bel glänzend hellbraun, an der Spitze gekerbt; Füße blaß fleischfarbig; Kopf, ganzer Oberleib dunkel olivengrün; Flügel und Schwanz mehr olivenbraun, nur die beiden äußersten Schwanzfedern verkürzt; Kinn und Kehle weißlich, mit olivenbraunen länglichen Flecken; Seiten der Oberbrust und des Unterleibes olivenbraun; Bauchmitte weißlich; untere Schwanzdeckfedern hell olivenbräunlich, mit weißlichen sehr breiten Rändern an den Spitzen. Länge 5″ 8‴. (Männchen).

Anmerk. Dieser in Ungarn und in Oesterreich am Ufer der Donau zeither nur wahrgenommene Vogel wurde in Wolfs und Meyers Taschenb. S. 229. zuerst beschrieben; die Farbenzeichnung des Weibchens, Nestbeschaffenheit und Eier kennt man noch nicht. Bechstein hält ihn für eine Altersvarietät von seinem Sumpfsänger, S. palustris, S. d. ornith. Taschenb. I. 186. und III. 562. Vergl. Art 14.

Zehnte Art: Heuschreckensänger, S. locustella, *Latham.*

Oberleib olivenbraun; auf dem Scheitel mit kleinen, auf dem Rücken mit größeren länglich runden, dunkelbraunen Flecken, Schwanz und jede Feder desselben abgerundet; Kinn, Kehle und Mitte des Unterleibes weiß; Unterhals mit wenigen, kleinen, rundlichen, dunkelbraunen Flecken; untere Schwanzdeckfedern rostgelblich mit schwarzbraunen Schaftstrichen. Länge 5″. (Männchen).

Weibchen hat — nach Temmink — weniger lebhafte Farben.

Anmerk. Naumann, Wolf und Temmink halten diesen Vogel, welcher dem vorhergehenden sehr gleicht, demselben aber — wie alle unter B. folgende Arten — an Größe bedeutend nachsteht, für eine eigene Art. Letztgedachter Schriftsteller gibt auch Unterscheidungsmerkmale der Geschlechter an. Hierdurch sowohl, als durch das von Wolf bemerkte Ausspreitzen und etwas in die Höhe halten des Schwanzes, durch das Schnippen mit demselben und durch das stete Bewegen der beim sitzenden Vogel herabhangenden Flügel, so wie durch seinen ganz eigenen Gesang, wird denn wohl die Identität der Art zur Genüge erwiesen; dagegen Bechsteins

Vermuthung, er sei eine Altersvarietät seines Schilfsängers, S. phragmitis, (S. u. Art 12). zweifelhaft.

Eilfte Art: Binsensänger, S. salicaria, *Bechstein.* (S. aquatica, *Latham*).

Ueber jedem Auge hin ein weißgelblicher Streif, ein ähnlicher, breiterer von der Schnabelwurzel aus über die Mitte des Scheitels gehend; die Räume zwischen diesen drei Streifen schwarzbraun; Oberleib, rostgelb mit schwarzbraunen Längsflecken; Unterrücken lohgelb; Kinn, Kehle und Bauch gelblichweiß; Oberbrust und Seiten rostgelb, mit feinen schwarzbraunen Schaftstrichen; Schwanz abgerundet, dessen Federn zugespitzt, in der Mitte dunkelbraun, an den Rändern weißgrau; die äußerste weißgrau, weiß eingefaßt. Länge 4½" (Männchen).

Am Weibchen die Gefiederfarben heller. Variirt auch dem Alter nach mit dunkleren und helleren Grundfarben.

Zwölfte Art: Schilfsänger, S. phragmitis, *Bechstein.*

Zunächst über den Augen ein breiter gelblichweißer Streif, dann ein tiefschwarzbrauner; Nacken und Oberrücken rostgelblich mit verloschenen dunkelbraunen Flecken; Unterrücken rostfarbig; Schwanz abgerundet, braungrau; Unterleib rostgelblichweiß, Seiten rostgelblich. Länge 4½".

Dieser Vogel erscheint mit mehrern Abänderungen, als: a) mit mehr olivenbraunem, oder b) mit umbrabraunem Oberleibe; c) mit mehr dunkelbraunen Flecken auf dem Oberleibe; d) mit mehr oder weniger weißen Rändern an den hintern Schwungfedern, ist der S. salicaria (zweiten Art) sehr ähnlich. Der Hauptunterschied zwischen beiden besteht darin, daß der Schilfsänger keine dunkelbraunen Striche auf dem Unterleibe, wie der Binsensänger, hat; daß ferner die schwarzbraunen Flecken auf dem Rücken bei dem Schilfsänger weniger lang und weniger dunkel sind, als beim Binsensänger, und daß bei diesem der Unterrücken ganz ungefleckt erscheint, jener aber an diesem Theile gefleckt ist *).

---

*) Der Verf. ist hier Herrn Wolf genau gefolgt, weil er obigen Vogel nicht kennt, und derselbe in den ornithologischen Werken so sehr verschieden beschrieben wird. Vergl. Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. zweite Aufl. Bd. IV. S. 633. Nr. 20. Naumanns Vögel I. p. 251. T. XLVI. F. 107. und *Temminck* Man. d'ornith. p. 132.

Dreizehnte Art: Rohrsänger, S. arundinacea, *Latham.*

Augenstern bei Alten gelbbraun, bei Jungen graubraun; Füße bei Alten fleischfarbig mit rostgelben Sohlen, bei Jungen bis zur ersten Mauser bleigrau mit gelblichen Schuppenrändern.

Oberleib olivenbraun; über den Augen ein rostgelblich weißer Streif; Kehle reinweiß, übriger Unterleib rostgelblich weiß; Schwanz etwas keilförmig. Länge 5″ 2‴ (Männchen).

Weibchen jenem in Allem gleichend; Junge haben keinen weißlichen Streifen über den Augen, und an den unterwärts gekehrten Theilen stärkern rostgelben Anflug.

Anmerk. Hierher rechnet Temmink (Man. d'Ornith. Synon.) den von Herrn Wolf (Taschenb. Art 14) und von Herrn Bechstein (Nat. Gesch. Teutschlands B. II. S. 630. Nr. 21. u. Taschenb. S. 186 Nr. 21.) folgendermaßen als eigene Art beschriebenen Sumpfsänger, S. palustris, *Bechstein*, als Abänderung. „Oberleib grau, grün überlaufen; über den Augen ein großer schmutzig weißer Streifen; Unterleib schmutzig weiß, an den Seiten röthlich gelb überlaufen, Schwanz etwas keilförmig abgerundet. Länge 5″."

C. Wurmfresser.

Mit an der Spitze weniger breitem, dann rundem (walzenförmigem), sehr spitzig auslaufendem Schnabel

Nahrung Insekten, Würmer und Beeren. Nest meist in Löchern.

Vierzehnte Art: Rothbrüstiger Sänger (Rothkehlchen), S. rubecula, *Latham.*

Oberleib schmutzig olivengrün; Stirn, Augengegend, Kehle, und Brust tief orangeroth; das Orangeroth an den Halsseiten mit Aschgrau umgeben; dreieckige gelbe Punkte an den Spitzen der vordern großen Flügeldeckfedern; Füße und Augenstern schwarzbraun. Länge 5¾″ (Männchen).

Weibchen etwas kleiner; orangerothe Theile blasser; dreieckige gelbe Punkte an den Flügeldeckfederspitzen nur bei sehr alten zuweilen vorhanden; Füße fleischfarben bräunlich.

Junge vor der ersten Mauser: Oberleib olivengrau, mit schmutzig gelben Strichen und Federspitzen;

Kehle und Vorderhals schmutzig rostgelb mit olivenbraunen Rändern; Bauch schmutzig weiß, mit olivengrauen Rändern.

Funfzehnte Art: Blaukehliger Sänger (Blaukehlchen), S. cyanecula, *Wolf* et *Meyer*.

Männchen im Mittelalter: Oberleib aschgraubraun; Kehle und Unterhals lasurblau, in der Mitte dieser Farbe ein weißen Fleck, an der Brust erst ein schwarzer Gürtel, dann ein weißes Band und endlich eine breitere rostrothe Binde; Bauch und After weiß; Schwanz an der Wurzel rostroth, am Ende schwärzlich. Länge $5\frac{1}{2}$".

Sehr alte Männchen: Erst ein weißer Strich über den Augen, dann ein schwarzer; Raum zwischen dem Schnabel und den Augen bläulich; blaue Vordertheile ohne weißen Fleck; rostrothe Brustbinde breiter und, wie die Schwanzwurzel, brennender gefärbt.

Weibchen: An den Obertheilen dem Männchen gleichend; an jeder Seite des Halses ein schwarzer, mit Aschgrau überlaufener Längsstreif, welcher auf der Oberbrust breiter wird und hier sich vereinigt; mitten auf dem Halse ein großer rein weißer [illegible]eck; Bauchseiten mit olivenfarbigem Anflug; Unterbauch und After weißlich. Sehr alte haben zuweilen eine unrein hellblaue Kehle.

Junge haben einen weißen Kehlfleck; das ganze übrige Gefieder ist braun, weißlich gespenkelt.

Sechzehnte Art: Schwarzbäuchiger Sänger (Hausrothschwänzchen), S. thitys, *Scopoli*.

Männchen: Oberleib bläulichgrau; Augengegend, Wangen, Kehle und Brust sammetschwarz; Bauch graubläulich; Steiß, untere Schwanzdeckfedern und Schwanz lebhaft gelbroth, zwei mittelste Steuerfedern dunkelbraun; große Flügeldeckfedern weiß gerandet.

Weibchen: Oberleib dunkel aschgrau; Unterleib heller, röthlich überlaufen, gegen den After hin ins Weißliche übergehend; Flügeldeckfedern und Schwungfedern schwärzlich, weißgrau gerandet; Steiß und Steuerfedern matter und heller gelbroth als beim Männchen; erste Schwungfeder kurz, zweite mit der siebenten von gleicher Länge und bis 6''' kürzer, als die vierte und fünfte, längste. Länge 5" 3'''.

Junge gleichen bis zum nächsten Frühling dem Weibchen, unterscheiden sich aber (unter sich) dem Geschlecht nach, dadurch, daß die Weibchen an den obern und untern Körpertheilen blasser aschgrau und am Steiß weniger lebhaft gelbroth erscheinen, als die Männchen.

Siebzehnte Art: Schwarzkehliger Sänger (Gartenrothschwänzchen), S. phoenicurus, *Latham.*

Stirn weiß; kleiner Streif am Schnabelwinkel; Gegend vor den Augen, Kehle und Vorderhals tief schwarz; Scheitel und Oberrücken dunkelaschgrau; Brust, Flanken, Steiß und Seitensteuerfedern lebhaft gelbroth, von letzten die zwei mittelsten braun; untere Schwanzdeckfedern rothgelb; After weißlich. Erste Schwungfeder kurz, zweite mit der sechsten gleich lang, 4‴ kürzer als die dritte, längste. Ganze Länge des Vogels 5″ 3‴ (Männchen).

Am Weibchen die oberwärts gekehrten Theile grau, stark mit Rostgelb schattirt; große und kleine Flügeldeckfedern röthlich, weiß eingefaßt; Kehle weißlich, im hohen Alter schwärzlich weiß gewässert; Brust und Flanken röthlich weiß; Bauch weißlich; After blaß röthlichgelb. Junge Weibchen würden leicht für die Nachtigallgrasmücke, S. luscinia, (erste Art) gehalten werden können, wenn sie nicht schwarzen Schnabel und schwarze Füße, und die zwei Schwanzmittelfedern braunschwärzlich hätten.

Achtzehnte Art: Schieferbrüstiger Sänger, S. modularis, *Latham.*

Oberleib hellrostfarbig, mit schwarzbraunen Längsstrichen; Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen; Unterhals und Brust schieferblau; Bauch weiß; Flanken und Steiß graubräunlich; untere Schwanzdeckfedern braun, weiß breit gerandet; Schwanz matt braun. Länge 5½″ (Männchen).

Das Weibchen hat eine blassere Brust, und auf dem Kopfe mehr braune Flecken.

D. Laubvögel.

Meist mit kleinerem Körper, grünlichem und gelblichem Gefieder und langen Füßen. Nahrung kleine Insekten, die sie in der Luft fangen, aber auch von Blättern ablesen. Aufenthalt Laub- und Nadelholz.

Neunzehnte Art: Gelbbäuchiger Sänger, S. hippolais, *Latham.*

Oberleib olivenfarbig aschgrau; Raum zwischen Schnabel und Augen und ein kleiner Kreis um die Augen gelb; große Flügeldeckfedern weißlich breit eingefaßt; Schwung- und Steuerfedern braun, von ersteren die hintern grüngelblich weiß eingefaßt; ganzer Unterleib hellgelb; Unterschnabel weiß; Schwanz abgerundet. Länge 5″ 4 bis 5‴. So das

Männchen, von dem sich das Weibchen nur durch etwas blassere Farbe am Unterleibe unterscheidet.

Zwanzigste Art: Grüner Sänger, S. sibilatrix, *Bechstein.*

Ueber den Augen ein gelber Streif, durch die Augen ein dunkelbrauner; Oberleib schön zeisiggrün; innerer Flügelrand gelb, dunkelbraun gefleckt; Kopfseiten, Kehle, Vorderhals rein gelb; übrige untere Theile rein weiß; Schwung- und Steuerfedern schwärzlich, hellgrün gerandet. Erste Schwungfeder äußerst kurz, zweite gleich lang mit der vierten; Schwanz gabelartig nur sehr wenig ausgeschnitten, bis 7''' über die zusammengelegten Flügel hinausreichend. Füße gelb, schwarz überlaufen. Länge 4½'' (Männchen).

Beim Weibchen hat der Rücken mehr olivengrüne Farbe und der Streif über den Augen ist blaßgelb.

Ein und zwanzigste Art: Fitissänger, S. fitis, *Bechstein.* S. trochylus, *Latham.*

Ueber den Augen ein weißgelber Streifen; Wangen gelblich; Oberleib olivenfarbig; Unterleib gelblich, auf der Mitte des Bauches weißlich; untere Flügeldeckfedern schön gelb; Schwung- und Steuerfedern graubraun, mit olivenfarbigem Rande. Schwanz 12''' über die zusammengelegten Flügel hinausreichend; die zwei mittelsten Schwanzfedern wenig kürzer als die äußern. Erste Schwungfeder kurz, zweite eben so lang oder wenig kürzer als die sechste; Füße gelblichfleischfarben. Ganze Länge des Vogels 4'' 2''' (Männchen).

Das Weibchen ist am Unterleibe weniger rein, und, wie unter den Flügeln, blasser gefärbt.

Zwei und zwanzigste Art: Weidensänger (Weidenzeisig), S. rufa, *Latham.*

Wangen und Flügeleinschnitt bräunlich; Oberleib graubraunroth, mehr oder weniger olivenfarbig angeflogen; über den Augen ein schmuzig gelber Streifen; Flügel und Schwanz braun; äußerste Steuerfeder weißgrau schmal gerändert; Bauch weiß, mit Hellbraun und Gelb bespritzt; untere Flügeldeckfedern strohgelb; Schwanzfedern von gleicher Länge, 12''' über die zusammengelegten Flügel hinausreichend. Erste Schwungfeder kurz, zweite 3''' kürzer als die dritte und von gleicher Länge mit der siebenten. Füße schwarzbraun. Länge 4¼'' (Männchen).

Beim Weibchen der Oberleib röthlichgrau; Unterleib weniger mit Gelb bespritzt.

Drei und zwanzigste Art: Gekrönter Sänger (Goldhähnchen), S. regulus, *Latham.*

Scheitel safrangelb, feuerfarbig eingefaßt, vorn und an den Seiten mit einem schwarzen Bande umgeben, Federn zu einem kurzen Busch verlängert; über den Augen ein weißer Strich, unter denselben ein weißer Punkt. Oberleib zeisiggrün, an den Seiten des Halses ins Gelbliche übergehend; auf jedem Flügel zwei weiße Bänder; Kehle gelblichweiß, übriger Unterleib schmutzig weiß. Länge $3\frac{1}{2}$'' (Männchen).

Das Weibchen hat einen kürzern, zitronengelben Federbusch, der bei dem ganz alten auch mit schwarzem Bande umgeben ist, und über den Augen ist der weiße Strich schmaler; Oberleib lichter zeisiggrün als beim Männchen; Halsseiten aschgraulich.

Junge Männchen gleichen bis zur ersten Mauser den Weibchen.

Abänderungen: 1. Azurblau am Kopfe, statt gelb; 2. Kopf, Kehle, Stirn und über den Augen weiß, Scheitel blaß goldgelb.

Vier und zwanzigste Art: Zaunsänger (Zaunkönig), S. trochlodytes, *Lathm.*

Ueber den Augen ein schmaler röthlich weißer Streif; Oberleib schmutzig rostbraun, auf dem Rücken mit undeutlichen Querstreifen; Schwungfedern äußerlich mit abwechselnden schwarzen und rothbräunlichen Flecken; Steuer- und Deckfedern des Schwanzes mit schwarzen Querbinden; Kehle und Brust weißbläulich, übriger Unterleib röthlich grau, am Bauche weiß, an den Seiten und am After mit schwärzlichen Querstreifen; Füße graubraun. Länge $3\frac{1}{2}$'' (Männchen).

Das etwas kleinere Weibchen ist mehr rothbraun; die Querstreifen allerwärts, wo sie sich finden, undeutlicher.

Dreißigste Gattung: Steinschmätzer, Saxicola.

Schnabel an der Wurzel breit, mit pfriemförmiger Spitze; am Schnabelwinkel stramme, starke Federborsten; Nasenlöcher eirund, offen; Zunge an der Spitze gefasert; Schwanz wenig über die zusammengelegten Flügel hinausreichend; äußere Steuerfedern fast unmerklich länger als die mittleren. Die Steinschmätzer bewegen den Schwanz häufig nach unten und breiten ihn dabei aus.

Aufenthalt in bergigen, steinigen Gegenden; Nahrung Insekten; Nest auf der Erde oder in Löchern.

Erste Art: Graurückiger Steinschmätzer, S. oenanthe, *Linn.*

Die Stirn und über den Augen weiß; durch die Augen, nach den Ohröffnungen hin ein schwarzer Streif; Oberleib grau; Flügel schwarz; Schwanz von der Wurzel an bis zu drei Viertheilen seiner Länge weiß, das Uebrige schwarz, 6‴ über die Spitzen der zusammengelegten Flügel hinausreichend; Vorderhals weißgelblich mit leichtem rostfarbenem Anflug; übriger Unterleib weiß. Länge 5″ (Männchen).

Am Weibchen ist die Stirn und der Streif über den Augen schmutzig weiß, letzter sehr schmal; der Streif durch die Augen schwarzbraun und kürzer; der Rücken röthlich grau; Kehle, Gurgel und Oberbrust schmutzig rostgelblich; Unterleib weniger rein weiß; das Weiße an der Schwanzwurzel erstreckt sich nicht so weit, bei den mittelsten Federn nur bis zur Hälfte.

An Jungen vor der ersten Mauser Oberleib rostbraun oder braun; Steißfedern weiß, mit schwarzen Strichen; Kehle und Unterleib rostgelb; Rand der Flügeldeckfedern rostfarbig.

Abänderungen: Motacilla stapazina, *Gmel.*, *Linn.*; M. oenanthe major, *Linn.*; Vitiflora supra alba, *Scopoli*; Vitiflora rufescens, *Brisson*; Cul blanc cendré und Cul blanc gris, *Buffon etc.*

Zweite Art: Braunkehliger Steinschmätzer, S. rubetra, *Latham.*

Scheitel, Seitenhals und obere Körpertheile schwarzbraun, mit breiten rostgelben Rändern; über den Augen ein bis zum Nacken fortlaufender weißer Streif; Kehle, nebst einem Längsstrich an jede Seite des Halses rein weiß; Vorderhals und Brust braunröthlich; auf den Flügeln und auf dem Schwanze ein großer weißer Fleck; das Ende des Schwanzes, ingleichen die zwei mittelsten Steuerfedern und die Schäfte an allen diesen schwarzbraun. Länge 4″, 8 bis 10‴.

Die nach vorstehender Beschreibung am Männchen rein weißen Theile sind am Weibchen gelblich; der weiße Fleck auf den Flügeln ist bei diesem weniger groß; Unterhals rostgelb, mit weißlichen Federrändern und einzelnen schwarzbraunen Tupfen; die Rückenfedern haben rostgelblich weiße Spitzen.

Junge sind am Bauche stark weiß gefleckt, am Oberleibe blaßgrau gemengt.

Anmerkung: Herr Wolf hat am Oberschnabel inwendig eine halbmondförmige Erhöhung — fast wie bei den Ammern — bemerkt *).

Dritte Art: Schwarzkehliger Steinschmätzer, S. rubicola, *Linn.*

Kopf, Kehle und Schwanz tief schwarz; am Seitenhalse und auf den Flügeln ein weißer Streif; Oberleib schwarz, mit rostgelblichen Federrändern; Flügelfedern schwärzlich, rostfarbig gerändert; Brust dunkel rostfarben; übrige untere Theile rostgelblich weiß. Länge 4″ 8‴ (Altes Männchen).

Am Weibchen — auch an jüngern Männchen zwischen der ersten und zweiten Mauser — Kopf und Oberleib schwarzbraun, rostgelblich gerandet; Flügel und Schwanz schwarzbraun; Kehle schwarzbraun, mit Weiß gemengt; der weiße Streif am Halse und auf den Flügeln, weniger ausgebreitet und undeutlicher; die Rostfarbe an der Brust weniger lebhaft.

Ein und dreißigste Gattung: Flüevogel, Accentor.

Schnabel mittelmäßig lang und stark, gerade, scharf zugespitzt; Rand des Ober- und Unterschnabels eingedrückt, erster gegen die Spitze hin ausgeschnitten; Nasenlöcher unbedeckt, in einer großen Haut liegend; Füße stark; Schreitfüße, durch Verbindung der äußern Zehe mit der mittleren an der Wurzel; Nagel der Hinterzehe länger, stärker und gekrümmter als die übrigen. Erste Schwungfeder äußerst kurz, zweite gleicher Länge mit der dritten, allerlängsten.

Art: Alpenflüevogel, A. alpinus, *Bechstein.*

Schnabel an der Wurzel gelb, schwarzbraun an der Spitze; Füße gelbbräunlich; Nägel braun; Kopf, Hals, Brust und Rücken aschgrau; letzter mit großen dunkelbraunen Flecken; Kehle weiß, braun gemuscht; Bauch und Flanken rostgelb, mit Grau und Weiß durchsprengt; Flügel- und Schwanzfedern schwarzbraun, sämmtlich aschgrau gerändelt; mittlere und kleine Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen. Länge 6″ 8‴ (Männchen).

---

*) S. Taschenb. I. S. 252 b.

Am Weibchen stellen sich alle Farben und Zeichnungen weniger lebhaft dar; auch der Kehlfleck ist weniger deutlich.

Zwei und dreißigste Gattung: Pieper, Anthus, *Bechstein.*

Schnabel sehr dünn, pfriemenförmig, fast walzenförmig; oben auf der Spitze seicht ausgeschnitten (an der Wurzel kantig — Temmink —), unten nach vorn etwas eingezogen; Nasenlöcher zur Seite liegend, eirundlich, unbedeckt, in einer etwas aufgetriebenen Erhöhung liegend — nach Temmink: mit einer aufgetriebenen Membran zur Hälfte verschlossen —; Zunge gespalten oder faserig; Füße dünn, drei gespaltene Zehen nach vorn, eine nach hinten — nach Temmink von den Vorderzehen die äußere mit der mittleren an der Wurzel in Verbindung —, Nagel an der Hinterzehe groß, mehr oder weniger gekrümmt. Kopf klein und spitzig, Körper schlank, auf den Flügeln zwei helle Bänder. Sie laufen schnell, bewegen häufig den Schwanz, halten sich gern am Wasser auf, baden sich auch in demselben, aber nie — wie die Lerchen — im Sande; fressen keine Sämereien, sondern blos Insekten; nisten auf der Erde *).

a) Mit kurzem, merklich gekrümmtem Nagel an der Hinterzehe.

Erste Art: Baumpieper, A. arboreus, *Bechstein.* (Spießlerche, Alauda trivialis, *Linn.*)

Oberleib lerchengrau mit Olivenbraun verwaschen, auf der Mitte der Federn — ausgenommen am Steiß —, in Schwarzbraun übergehend; auf den Flügeln ein durch die weißgelben Spitzen der kleinen und mittleren Deckfedern gebildetes weißgelbes Doppelband; gerade unter dem Schna-

*) Von den meisten Ornithologen wurden diese Vögel zu den wahren Lerchen gerechnet, von denen sie sich jedoch sowohl durch ihre Lebensweise, als durch besondere Eigenthümlichkeiten unterscheiden. Denn, wenn sie diesen nach der Gestalt der Nägel, der Flügel und des Schwanzes, ingleichen nach den Gefiederfarben allerdings sehr ähneln; so nähern sie sich doch durch ihren Habitus und durch ihre Nahrung eben so sehr den Bachstelzen. Mit Recht bilden sie daher in den neueren Eintheilungen eine besondere Gattung.

bel die Kehle rein weiß; Seiten- und Vorderhals, Brust und Flanken schön rostgelb, oder ockerfarbig; Brust mit schwarzen Flecken, Flanken mit dergleichen sehr schmalen Längsstrichen; Bauchmitte rein weiß; untere Schwanzdeckfedern weißgelb; Nagel an der Hinterzehe kürzer als diese, die Krümmung desselben den vierten Theil eines Zirkels betragend. Länge $5\frac{1}{2}$".

Anmerk. Temmink — von dem diese und die folgenden Beschreibungen, ihrer Genauigkeit wegen, entlehnt sind — sagt (Man. d'Ornith. p. 154), er habe im Herbste Exemplare gesehen, an welchen das Gefieder am Oberleibe braungrau verwaschen, das Ockerfarbige weniger lebhaft, die Einfassung der Federn weniger breit gewesen wäre. Er vermuthet daher, nicht ohne Grund, daß sich diese Art wohl auch zweimal im Jahre mausern möge, wodurch dann auch die Verschiedenheit der Beschreibungen dieses Vogels erklärbar wird. (Vergl. Wolfs u. Meyers Taschenb. I. S. 254 b.; Bechsteins Taschenb. S. 203. Nr. 8. dessen Nat. Gesch. Teutschl. III. S. 706. T. 36. F. 1.)

Zweite Art: Brachpieper, A. campestris, *Bechstein.* (A. rufescens, *Temmink*; Alauda campestris, *Linn.*)

Schnabel lang; Oberleib grau und isabellfarbig (rostgelblich nach Wolf), auf der Mitte jeder Feder bräunlicher Anflug; über den Augen ein breiter gelbweißlicher Streif, Kehle eben so gefärbt; Unterleib weißgelblich; an jeder Kehlseite ein schmaler schwarzgrauer Strich; auf der Brust acht bis zehn dergleichen sehr kleine Punkte; Flügeldeckfedern braun, rostgelblich gerändert; die äußerste Steuerfeder fast ganz weiß, die zweite schmutzig weiß und deren Schaft, äußere Fahne und Spitze (zum Theil) braun; Nagel an der Hinterzehe kürzer als selbige, sehr wenig gekrümmt. Länge $6\frac{1}{4}$".

An Jungen ist das Gefieder am Oberleibe zuweilen weißlich gerändert, der Strich über den Augen mehr oder weniger breit.

b. Mit langem, fast geradem Nagel an der Hinterzehe.

Dritte Art: Wiesenpieper, A. pratensis, *Bechstein.* (Alauda pratensis, *Linn.*

Oberleib olivengrünlich, mit großen schwärzlichen Flecken auf der Mitte der Federn — größer auf dem Oberrücken als anderwärts;

mittlere Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen, durch welche ein weißes Doppelband auf den Flügeln gebildet wird; Unterleib weiß, mit schwachem rostgelblichem Anflug, hier und am Seitenhalse große schwarze Flecken — an den Flanken breiter und länger als anderwärts; untere Schwanzdeckfedern längs der Schäfte braun; Schwanzfedern schwarzbraun, die äußerste mit dem Schafte über die Hälfte weiß, die nächste mit großem keilförmigen, weißen Fleck; Nagel an der Hinterzehe sehr lang, fast gerade. Länge 5", 4 bis 5''' (Männchen).

Am Weibchen ist die Kehle rein weiß, an jeder Seite derselben ein feiner Längsstrich.

Anmerk. Temmink fand an vier männlichen Exemplaren nicht nur die beim Weibchen bemerkten Längsstriche an der Kehle, sondern auch die Kehle selbst dunkel roströthlich. Er hält dafür, daß dies eine Auszeichnung alter Männchen nur im hochzeitlichen Kleide und während der Paarzeit sei, und folgert daraus, daß auch diese Vögel wohl zweimal im Jahre sich mausern dürften.

Uebrigens kann zwischen dieser Art und der ersten (A. arboreus) leicht Verwechslung statt finden, wenn die aus den Beschreibungen sich ergebenden Unterscheidungszeichen nicht sehr sorgfältig aufgesucht werden. Vorzüglich ist auf das Verhältniß der Länge der Hinterzehe zur Länge des Nagels an derselben, so wie auf die verschiedene Länge und Krümmung der Nägel bei beiden Arten zu achten.

Vierte Art: Wasserpieper, A. aquaticus, *Bechstein.* (Alauda spinoletta, *Linn.*)

Schnabel und Stirn sehr gestreckt; Oberleib graubraun (olivengrau, nach Wolf), auf der Mitte der Federn etwas dunkler; über (vor und hinter, nach Wolf) den Augen ein weißer Streif; kleine Flügeldeckfedern, mit graulichweißen Rändern und Spitzen; Unterleib schmutzig weiß; Seitenhals, Brust und Flanken mit hell aschgraubraunen, undeutlichen Längsflecken; am Schwanz die zwei mittelsten Federn aschgraubraun, die folgenden Seitenfedern schwarz; die äußerste mit einem langen, die zweite mit einem kürzeren, kegelförmigen, die dritte mit einem kleinen weißen Fleck; Füße kastanienbraun, groß; Nagel an der Hinterzehe lang, wenig gekrümmt. Länge 6¼".

Beim Weibchen am Unterleibe die Flecken zahlreicher.

Drei und dreißigste Gattung: Lerche, Alauda.

Schnabel kurz, dick, kegelförmig, hinten klaffend; Oberkiefer

gewölbt, wenig gekrümmt, unausgeschnitten, mit dem Unterkiefer gleich lang; Nasenlöcher an der Schnabelwurzel eiförmig, mit vorwärts gerichteten Federn und Borsten bedeckt; Zunge gespalten; Gangfüße; Nagel an der Hinterzehe länger als selbige und fast gerade. Erste Schwungfeder äußerst kurz, oder, als solche, für gar nichts zu achten, zweite kürzer als die dritte, längste; die hintersten Schwungfedern sehr lang und zugespitzt; die Gefiederfarben sind sich bei allen Arten dieser Gattung höchst ähnlich und werden im Allgemeinen durch lerchengrau bezeichnet; Kopffedern mehr oder weniger verlängert, können willkührlich aufgerichtet werden. Die hierher gehörigen Vögel hüpfen nicht im Gange, sondern gehen und laufen recht eigentlich, ohne mit dem Schwanze zu schnippen; sie erheben sich während der Paarzeit, fast alle beinahe senkrecht, immer dabei singend, von der Erde in die Luft, schweben da oft kürzere oder längere Zeit, mit den Flügeln schnell schlagend auf einer Stelle, und stechen dann pfeilschnell herab; sie baden sich gern und oft im Sande. Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Kräutern und Gesäme; von letzterem verschlucken sie das kleinere ganz, Hafer aber und anderes harthülsiges spelzen sie aus, indem sie es mit dem Schnabel auf den Boden schlagen. Sie nisten auf der Erde. Es sind Zugvögel.

Durch ihren ganzen Habitus, wie durch ihre Nahrung, unterscheiden sie sich wesentlich und standhaft von den Piepern.

Erste Art: Feldlerche, A. arvensis, *Linn.*

Wangen braungrau; beide äußere Schwanzfedern an der äußern und ein Stück der innern Fahne weiß; die mittleren spitzig, an der äußern Seite weißgrau, und an der innern rostbraun eingefaßt. Länge 7″ *).

Zufällige Abänderungen rücksichtlich der Gefiederfarbenzeichnung sind: reinweiße, gelblich weiße, isabellfarbige oder rostgelbe, semmelgelbe; mehr oder weniger weißgefleckte, oder auch an ganzen Körpertheilen weiße; rostbraun oder

*) Nach Bechstein gelten folgende Unterscheidungszeichen der Geschlechter und der Altersverschiedenheit für sämmtliche inländische Lerchenarten: „Das Weibchen hat hellere, weißlichere Grundfarbe und ist häufiger und dunkler gefleckt; das Männchen ist an der Brust mehr rostgelb und sparsamer, schmaler und heller gefleckt. Junge haben vor der ersten Mauser am Oberleibe, bei schwärzlicherem Grunde, weiße und rostgelbe Federsäume." Ornith. Taschenbuch S. 193.

dunkelbraun, mehr oder minder ins Schwärzliche fallend, am Oberleibe gefärbte Feldlerchen.

Zweite Art: Kalander-Lerche, A. Calandra, *Linn.* *)

(Differentia specifica von allen übrigen in Teutschland bekannten Lerchen, nach Leisler: die an der Stirn gemessene Höhe des Schnabels übertrifft weit die Hälfte seiner von hier aus gemessenen Länge).

Schnabel gelblich, auf dem Rücken des Oberkiefers braun, an der Stirn 4‴ hoch, von da bis zur Spitze in gerader Linie gemessen, 6‴ lang, am Mundwinkel 5‴ breit, von hier bis zur Spitze 8‴ lang; Füße schmutzig fleischfarben, gelblich überlaufen. Nagel an der Hinterzehe gelblich, $5\frac{1}{2}$‴ lang — $\frac{1}{2}$‴ länger als die übrige Zehe —. Der ganze Oberkörper hat sehr große Aehnlichkeit mit der Zeichnung der Feldlerche, doch sind die Farben bei der Kalander-Lerche etwas dunkler. Der Schwanz ist etwas abgerundet und 2″ lang; die äußere Schwanzfeder weiß, nur auf der innern Fahne, nach der Wurzel zu, ein brauner Längsfleck; alle übrige Schwanzfedern schwarz, die zweite von außen mit weißer Spitze und Einfassung auf der äußern Fahne, die dritte und vierte mit weißer Spitze, die vier mittelsten mit großem grauen Saume; die Schwungfedern dunkelbraun, die erste am Rande weiß, die kleineren an der Spitze weiß; der Schwanz reicht $\frac{1}{2}$″ über die zusammengelegten Flügel hinaus; Kehle und Vorderhals bis zur Kropfgegend weiß, an den Seiten braun-gefleckt, die Kropfgegend von dem obern Theile des Vorderhalses durch ein breites, in der Mitte unterbrochenes schwarzes Band geschieden; die Kropfgegend gelblichbraun mit Weiß untermengt; Brust, Bauch und Afterfedern weiß. Ganze Länge 7″ (Männchen).

---

*) Diese Lerche wurde in Teutschland von Herrn Hofrath Doctor Meyer zuerst entdeckt. Er erhielt sie den 19. Oktober 1808 aus der Gegend von Frankfurt, wo sie Abends unter vielen Feldlerchen gefangen wurde. Sie nistet — nach Temmink — im nördlichen Afrika, im mittäglichen Europa und Asien. Nur auf dem Zuge wurde sie in den Mittelprovinzen Frankreichs mitunter getroffen.

Die Beschreibung derselben wird hier nach denen geliefert, welche Hr. Hofrath Meyer in den Annalen der Wetterauer Gesellsch. Bd. I. Heft I. S. 48. u. Heisler in s. Nachtr. z. Bechst. N. G. L. Heft 1. gegeben haben.

Das Weibchen ist zu Seiten der Kehle weniger gefleckt, an ihm ist das schwarze Band über der Kropfgegend kürzer und schmaler, und die Kropfgegend mehr mit Braun überlaufen; sonst ist es dem Männchen in Allem ähnlich.

Anmerk. Nach La Peirouse (in Nov. act. Stockh. III. p. 100.) soll dem Weibchen das schwarze Band an der Kehle ganz fehlen. Vermuthlich ist dies eine Altersverschiedenheit.

Dritte Art: Waldlerche (Heidelerche), A. nemorosa, *Linn.*

Kopfgefieder mehr verlängert als bei andern Arten; Scheitel von einem Auge zum andern weißlich umkränzt; Wangen rostbraun, vorn ein dreieckiger weißer Fleck auf denselben; an den Flügelrändern mit einigen weißen Flecken; Schwanz kurz, äußerste Steuerfeder graulich, weiß gerändert, drei folgende schwarz mit weißen Spitzen; Nägel gelblich. Länge 6″ (Männchen).

Am Weibchen der Scheitelkranz deutlicher; Backeneinfassung heller; Steißfedern olivenbraun; weiße Unterleibstheile ohne gelblichen Anflug; Brust mehr mit tieferem Schwarz besprengt.

Zufällige Abänderungen, wie bei der Feldlerche, mancherlei und häufig.

Vierte Art: Kurzzehige Lerche, A. brachydactila, *Leisler* *).

Kennzeichen der Art: Große Flügeldeckfedern mit den Schwungfedern von gleicher Länge; Zehen sehr kurz; Schnabel kurz, stark und röthlich.

Nähere Beschreibung: Ganzer Oberkörper lerchenfarbig; Kehle und Augengegend weißlich; an jeder Seite des Halses und nach der obern Brustgrenze hin zwei oder drei braune Querflecken; Brust und Flanken hell rostgelb; Bauch und After weißlich, mit Rostgrau leicht überlaufen; zwei mittelste Schwanzfedern braunschwarz, in der Mitte dunkel rostgelb breit eingefaßt; drei folgende braun-

*) In den Beiträgen der Wetter. Gesellsch. B. I. Heft 2. S. 133. wurde dieser Vogel von Leisler zuerst bekannt gemacht und beschrieben, zugleich auch bemerkt, daß derselbe, mit der Kalander-Lerche in Frankreich und Italien in Gesellschaft lebend, wie diese auch wohl zuweilen nach Teutschland kommen und hier bisher nur übersehen worden seyn möge. Die kurze Beschreibung folgt hier, um aufmerksam zu machen und so vielleicht zur Entdeckung eines neuen teutschen Vogels beizutragen.

Bestimmungen und Verfügungen, welche durch Gesetze nicht vorgeschrieben sind, oder von diesen abweichen, sind unzulässig und haben keine Gültigkeit. Sie werden auf Antrag der Betheiligten von Amtswegen aufgehoben.

Der Verfasser hat in seinem Werke den Inhalt sämmtlicher Gesetze, welche bis jetzt erschienen sind, übersichtlich zusammengestellt.

Zweite Lese: Landwirthe, A. etcetera, Lorenz.

Alle diese Leute haben Landwirthen Landwirth und von Landwirth Landwirthen Landwirthen Landwirthen

An Seitenästen und Zweigen klettern sie mit gleicher Leichtigkeit wie die Spechte, hängen sich auch seithalben und unterwärts an. Ihr Gefieder ist geschlissen und dicht auf einander liegend. Außer der Paarzeit halten sie sich in gering- oder starkzähligen Flügen (Gesellschaften) zusammen.

Sie sind munter, nicht scheu, possierlich, herzhaft, auch auf ihre Weise mordgierig.

Ihre Nahrung besteht vorzüglich aus Insekten, und so stiften sie durch Verminderung derselben wesentlichen Nutzen; sie fressen aber auch mancherlei Sämereien und Früchte.

Ihr Eiergelege ist starkzählig.

Erste Art: Kohlmeise, P. major, *Linn.*

Mit schwarzem Kopfe, weißen Schläfen und olivengrünem Oberleibe; Unterleib gelb, mit breitem schwarzen Streif bis zum After. Länge $5\frac{3}{4}$" (Männchen).

Beim Weibchen ist Kopf und Unterleib weniger lebhaft gefärbt und der schwarze Streif reicht nur bis zur Mitte des Bauches.

Zweite Art: Tannenmeise, P. ater, *Linn.*

Scheitel, Nacken, Kehle und Vorderhals tief schwarz; im Nacken ein großer weißer Fleck; am Seitenhalse ein weißer breiter Streifen; Oberleib aschblau; zwei weiße Querbänder auf den Flügeln; Seiten und After weißgrau; Bauch weiß; Schwanz seicht gegabelt. Länge 4" (Männchen).

Am Weibchen das Weiße am Seitenhalse weniger ausgedehnt; weniger Schwarzes an den Vordertheilen.

Dritte Art: Blaumeise, P. coeruleus, *Linn.*

Stirn, Schläfe und Kranz am Hinterkopfe weiß; Scheitel hellblau; Querstrich längs der Schläfe und Band um den Unterhals dunkler blau; Oberleib olivengrün; Flügel und Schwanz bläulich; erstere mit weißem Querbande, deren große Deckfedern und mittlere Schwungfedern mit weißer Spitze; Kehle und Längsstrich auf der Bauchmitte schwarzbläulich; Brust, Bauchseiten und After schön gelb; Schwanz eckig abgestutzt. Länge $4\frac{1}{2}$" (Männchen).

Am Weibchen der Längsstrich am Bauche undeutlich; die blauen Farben mit aschfarbigem Anflug.

Vierte Art: Lasurmeise, P. cyanus, *Linn.*

Schnabel stark, Stirn, Schläfe, großer Fleck im Nacken und ganzer Unterleib schneeweiß; Scheitel weiß, lasurfarbig

überflogen; vom Schnabelwinkel aus durch die Augen ein dunkelblauer Streif, welcher den ganzen Kopf umgibt und im Nacken etwas breiter wird; Rücken, Steiß und Schultern lasurblau; große Flügeldeckfedern sehr dunkelblau, heller blau gesäumt, mit weißen Spitzen. Schwanz lang, keilförmig, schön lasurblau, nach Temmink *) die Seitenfedern mit weißen Spitzen, nach Meyer **) die vier mittelsten auf der äußern Fahne an der Spitze mit einem fünf Linien großen weißen Längsfleck. Länge $5\frac{1}{2}$" (Männchen).

Beim Weibchen sind die blauen Farben weniger schön und lebhaft und das blaue Nackenband ist schmaler; der Scheitel aschblau weißlich.

Fünfte Art: Haubenmeise, P. cristatus, *Linn.*

Auf dem Scheitel eine Holle (Federbusch) aus stufenweise verlängerten, zugespitzten, schwarzen weißgesäumten Federn bestehend; Wangen und Seitenhals weißlich; Oberhals, Kehle, ein schmaler Streif über den Schläfen und ein Halsring tief schwarz; übriger Oberkörper röthlich braungrau; Brust und Bauch weißlich; Seiten roströthlich; Flügel und Schwanz graubraun. Länge $4\frac{1}{2}$" (Männchen).

Am Weibchen die Holle weniger verlängert; der schwarze Kehlflecken kleiner.

Sechste Art: Sumpfmeise, P. palustris, *Linn.*

Oberkopf schwarz; Schläfe weißlich; Oberleib graubraun röthlich; Kehle schwärzlich; Unterleib weißlich, an der Gurgel schwarz besprengt, an den Flanken und am After mit röthlich schwachem Anflug. Flügel und Schwanz schwarzgrau. Länge $4\frac{1}{4}$" (Männchen).

Das Weibchen hat eine kleinere schwarze Kopfkappe; die kaum merklich schwärzliche Kehle ist grau gefleckt.

Siebente Art: Schwanzmeise, P. caudatus, *Linn.*

Schnabel sehr kurz; Schwanz keilförmig, länger als der Leib; Kopf, Hals, Kehle und Brust rein weiß; Rücken und sechs mittelste Schwanzfedern tief schwarz; Schultern und Steiß

---

*) Man. d'ornith. p. 172.
**) Beitr. d. Wetter. Gesellsch. Bd. I. Heft 1. S. 41.

schwarz, mit durchschimmernden röthlichen Flecken; große Flügeldeckfedern aschfarbig, weiß gesäumt; Schwungfedern schwarz; äußere drei Schwanzfedern an der äußeren Fahne und an der Spitze weiß; Bauch und After weißröthlich. Ganze Länge fast 6" (Männchen).

Beim Weibchen geht ein breiter schwarzbrauner Streif über die Augen, zieht sich durch den Nacken und läuft in das Schwarz des Oberrückens; zuweilen bemerke man auch schwärzliche und bräunliche Striche auf den Wangen.

Bei Jungen vor der ersten Mauser die Wangen mit kleinen schwarzen Flecken; die schwarze Rückenfarbe matt (ohne Glanz).

Achte Art: Bartmeise, P. biarmicus, *Linn.*

Schnabel stark, oben gewölbt und etwas gekrümmt, und — wie der Augenstern — schön gelb. Von der Wangengrenze an ein schwarzer langer Knebelbart zu beiden Halsseiten herabhängend; Kopf graubläulich; Oberleib braungelb; große Flügeldeckfedern tief schwarz, an der äußeren Fahne dunkel rostroth, an der innern rostgelb gerandet; Schwungfedern weiß gerandet; Kehle und Vorderhals rein weiß; Brust und Bauch weißröthlich; Bauchseiten hellrostbraun; Steiß und untere Schwanzdeckfedern schwarz; Schwanz lang, keilförmig, am Ende abgestumpft, dessen Mittelfedern schön rothbraun einfarbig, Seitenfedern mit weißgrauen Rändern und Spitzen. Länge 6" 3 bis 4"' (Männchen).

Das Weibchen keinen Knebelbart; an ihm Kehle und Vorderhals schmutzig weiß; Oberkopf und Oberleib rothgelb in Braun fallend; auf dem Mittelrücken einige schwarze Längsstreifen; untere Schwanzdeckfedern hell rothgelb.

Junge vor der ersten Mauser sind dem Weibchen ziemlich ähnlich *).

Neunte Art: Beutelmeise, P. pendulinus, *Linn.*

Schnabel schwarz, gerade, etwas verlängert und an den Seiten zusammengedrückt; Augenstern gelb; Hinterkopf und Hals rein hellgrau; Stirn, Gegend zwischen dem Auge

*) Temminck a. a. O. p. 174. Der Verf. folgte diesem Schriftsteller hier deshalb vorzüglich, weil, seiner Angabe nach, die Bartmeise nirgends häufiger als in Holland ist, er sie daher auch am öftersten und genausten untersuchen konnte.

und Schnabel, Band, welches unter dem Auge sich hinzieht und das Gefieder an der Ohröffnung tief schwarz; Rücken und Schultern grauröthlich; Steiß aschfarbig; Kehle weiß, übriger Unterleib weißlich, mit röthlichem Anflug; Flügeldeckfedern kastanienbraun, rostgelblich und weiß an den Rändern und Spitzen; Flügel und Schwanz schwärzlich, rostgelb weißlich eingefaßt; Schwanzfedern mit weißen Spitzen. Länge 4¼" (Männchen).

Das etwas kleinere Weibchen hat keinen so großen schwarzen Stirnfleck; einen schwarzbräunlichen Augenstreif; weniger rein grauen Hinterkopf; der Oberleib ist dunkler (nach Wolf heller) grauröthlich; der Unterleib braungelblich weiß, Bauchmitte gelblich.

Junge haben vor der ersten Mauser den schwarzen Stirnfleck nicht, der Augenstreif ist schwärzlich, und überhaupt die Farbenzeichnung heller.

Fünfte Ordnung. Schwalbenartige Vögel, Chelidones.

Schnabel sehr kurz, spitzig, an der Wurzel sehr breit, und daher der Rachen groß; Oberschnabel an der Spitze gekrümmt; Hals kurz; Schlund weit; Füße kurz, mit scharfen Nägeln; Flügel lang.

Der Flug dieser Vögel ist schnell, ungestüm und anhaltend; ihr Gesicht sehr scharf; der Schnabel — besonders im Fluge — gemeiniglich halb geöffnet (klaffend).

Nahrung einzig und allein Insekten, die sie im Fluge, aus der Luft, von der Oberfläche des Wassers und an andern Körpern sitzend oder kriechend, fangen, und meist ganz verschlingen; den Jungen im Neste aber, breit im Schnabel haltend, zutragen, die Jungen auch aus dem Schnabel futtern. Sämmtlich bei uns Zugvögel.

Fünf und dreißigste Gattung: Schwalbe, Hirundo.

Schnabel kurz, dreieckig, an der Wurzel breit und niedergedrückt, bis nahe vor den Augen gespalten; Oberschnabel an der Spitze mäßig gekrümmt; am Schnabelwinkel keine Borsten; Nasenlöcher länglich rund, durch eine Haut zum Theil verschlossen und durch die Stirnfedern bis gegen die Hälfte bedeckt; Zunge kurz, breit, an der Spitze gespalten;

Füße kurz und breit, bis an oder über die Ferſen (Knie) befiedert; Schreitfüße, durch Verbindung der äußern Vorderzehe mit der mittleren bis zum erſten Zehgelenke; Zehen und Nägel ſchlank. Flügel ſehr lang, auf dem Schwanze ſich kreuzend; erſte Schwungfeder die längſte. Schwanz meiſt gabelförmig, aus zwölf Federn beſtehend.

Aufenthalt in angebauten und bewohnten Gegenden, wo es an Waſſer und Waſſerinſekten nicht fehlt. Sie trinken, indem ſie im Fluge auf das Waſſer herabſtechen und mit dem Schnabel etwas davon aufſchnappen; auch baden ſie ſich gern, theils am Waſſer ſtehend, theils im Fluge mit dem Unterkörper ſich hineintauchend. Ihre Neſter bauen ſie künſtlich und feſt aus bindigen Erdarten, mit Stroh- und Grashalmen durchflochten; eine Art in Erdhöhlen; alle füttern ſelbige mit Federn aus.

Erſte Art: Rauchſchwalbe, H. ruſtica, *Linn.*

Stirn und Kehle kaſtanienbraun; Oberleib, Seitenhals und ein breites Bruſtband ſchwarz, mit violettem Schimmer; Unterleib weißlich, an den Flanken ſtärker, in der Bauchmitte und am After weniger, mit roſtbräunlichem Anflage; Schwanzfedern ſchwarz, auf der innern Fahne — die zwei mittelſten ausgenommen — mit einem großen weißen Fleck; die äußerſte auf jeder Seite ſehr lang und ſchmal. Länge $6\frac{1}{2}$" (Männchen).

Das Weibchen hat weniger Braun an der Stirn; ein weniger breites ſchwarzes Bruſtband; heller weißen Unterleib; auch iſt die äußerſte Schwanzfeder kürzer.

Zweite Art: Hausſchwalbe, H. urbica, *Linn.*

Kopf, Nacken und Oberrücken ſchwarz, mit violettem Schimmer; Flügel, Schwanz und große Schwanzdeckfedern ſchwarz, ohne Glanz; Schwanz gabelförmig; Unterleib und Steiß rein weiß; Füße und Zehen mit einzeln ſtehenden Federchen beſetzt. Länge 5" (Männchen).

Das Weibchen iſt an der Kehle ſchmutzig weiß.

Dritte Art: Uferſchwalbe, H. riparia, *Linn.*

Augenſtern nußbraun; Oberleib aſchgraubraun; Kehle, Bauch und After weiß; Füße nackt, bis auf vier oder fünf an der Hinterzehenwurzel ſtehende Federchen. Länge 5" (Männchen).

Am Weibchen die Farben matter.

Vierte Art: Felſenſchwalbe, H. rupestris, *Scopoli.*

Augenstern hellaurorfarben; Oberleib stahlgraubraun; Stirn und Kinn kastanienbraun; Schwanz halbkreisförmig gegabelt; Fußwurzel mit graulichem, braungefleckten Flaum bedeckt. Die fünf äußern Federn mit einem länglichrunden weißen Flecken. Länge 5″ 2‴ *).

Sechs und dreißigste Gattung: Segler, Brachypus, *Wolf;* Cypselus, *Temminck.*

Schnabel kurz, dreieckig, an der Wurzel breit, niedergedrückt, bis unter die Augen gespalten; Oberschnabel an der Spitze etwas gekrümmt; Unterschnabel vorn stark niedergebogen; Rachen groß, hinten gesenkt; Nasenlöcher eirund (nach Temmink oben am Schnabel zunächst den Zügeln der Länge nach gespalten — geschlitzt, fendues), offen, mit erhabenen, häutigen, befiederten Rändern; Augen groß, in einer muschelförmigen Vertiefung liegend, die nach dem Schnabel hin mit einer Reihe kammförmig gestellter Borsten besetzt ist. Füße sehr kurz, (fast) bis an die Zehen befiedert; alle vier nach vorn gerichtete Zehen gänzlich getrennt, dick und — wie die gekrümmten Nägel — kurz. Schwanz gabelförmig, zehn Federn enthaltend. Flügel sehr lang, säbelförmig nach innen gekrümmt, auf dem Schwanze sich kreuzend; erste Schwungfeder ein wenig kürzer als die zweite.

Die Segler haben einen sehr hohen, schwimmenden, doch schnellen, kreisenden und noch mehr anhaltenden Flug als die Schwalben, bei dem sie die Schwingen nur selten bewegen. Sie setzen sich nie auf die ebene Erde und nur selten auf erhabene Stellen, weil, bei dem Mißverhältnisse der langen Flügel zu den kurzen Füßen, ihnen das Wiederauffliegen sehr schwer wird. Sie nisten in Mauerlöcher und Felsritzen.

Erste Art: Alpensegler, B. (C.) alpinus (Hirundo melba, *Linn.*).

Augenstern nußbraun; bis auf ein dunkelbraunes Halsband einfarbig braunbefiederte Füße, weiße Kehle und weißen Mittelbauch; der Körper graubraun, mit röthlichem Schiller. Länge beinahe 9″ (Männchen).

---

*) Dieser früher von Herrn Wolf (Taschenb. I. S. 279) für eine Abart der Uferschwalbe gehaltene Vogel wurde in den Beiträgen d. Wetter. Ges. Bd. I. Hft. 2. S. 130 von ihm selbst für eine eigene Art erklärt, und als solche beschrieben. Ein Gleiches hat Temmink (Man. d'ornith. p. 268) gethan, und somit ist Scopoli's und Bechsteins frühere Annahme bestätigt.

Beim Weibchen ist das Halsband schmaler, die Gefiederfarbe etwas heller *).

Zweite Art: Mauersegler, B. (C.) murarius (Hirundo apus, *Linn.*)

Augenstern dunkelbraun; Kehle weißgrau; sonst überall mattschwarz — nach Temminck rußfarbig. Länge 7¼".

Männchen und Weibchen sind äußerlich kaum von einander zu unterscheiden. An Jungen vor der ersten Mauser der Augenstern grau; ganzes Gesicht und Kehle weiß oder etwas ins Gelbliche spielend; die schwarze Farbe heller; vorderer Flügelrand und hintere Schwungfedern weiß gesäumt; untere Flügeldeckfedern weiß gerandet.

Sieben und dreißigste Gattung: Tagschläfer, Caprimulgus.

Schnabel kurz, an der Wurzel niedergedrückt, bis hinter die Augen gespalten; Oberschnabel scharf gespitzt, an der Spitze gekrümmt; Rachen sehr weit, außen mit einer Reihe steifer und langer, vorwärts gerichteter Borsten besetzt; Nasenlöcher etwas röhrig, durch eine Membran verschlossen, von den Stirnfedern bedeckt. Zunge spitzig, ganz, herausstreckbar; Augen und Ohren groß; Füße kurz; drei Zehen nach vorn, eine nach hinten; die vordern durch eine Membran bis zum ersten Gelenke verbunden; Nägel kurz, der an der Mittelzehe breit gerandet, bei den meisten kammförmig. Schwanz ungetheilt, zehn Federn enthaltend. Flügel lang, erste Schwungfeder kürzer als die zweite, längste.

Sie können das Sonnenlicht nicht ertragen und kommen daher nur in der Morgen- und Abenddämmerung und in mondhellen Nächten zum Vorscheine, um Nachtschmetterlinge und Nachtinsekten — wovon sie einzig leben — in dem beim Fluge offenen Rachen zu fangen. Dieser ihr Raub bleibt an einer aus den Drüsen abgesonderten zähen, klebrigen Feuchtigkeit hängen, mit welcher eingewickelt er dann im Schlunde hinabgleitet.

Art: Getüpfelter Tagschläfer, C. punctatus, *Wolf* (europäische Nachtschwalbe, C. europaeus, *Linn.*).

Schnabel schwarz; Augenstern blauschwarz; Füße braun; Grund-

*) Nach Herrn Bechstein (Nat. Gesch. Teutschl. III. S. 935) soll dieser Vogel, welcher sonst nur — uns zunächst — auf den tyroler und schweitzer Alpen vorkommt, auch zuweilen nach Thüringen sich verstrichen.

farbe des Körpers schwärzlich, dunkelbraun, aschgrau, rostroth, rostgelb gestrichelt, bespritzt, gefleckt, in die Länge und Quere gestreift. Vorzüglich zeichnen sich schwarze Längsstreife auf dem Kopfe aus. Oben auf den Flügeln ein rostgelbliches Band; die äußere Fahne der Schwungfedern rostfarben weitschichtig gefleckt; an der innern Fahne der drei ersten Schwungfedern ein fast keilförmiger weißer Fleck; Schwanz seicht abgerundet, schwarz, im Zickzack rostfarbig und grau gestreift; die zwei äußern Federn mit großem weißem, an der Randspitze schwärzlich bespritztem Endflecken. Länge 10½" (Männchen).

Beim Weibchen der Flecken an den drei ersten Schwungfedern kleiner, statt weiß rostgelb; der Endflecken an den zwei äußern Steuerfedern rostgelblich überall mit vielen schwärzlichen Punkten.

Junge sogleich bei der Flugbarkeit den Alten an Zeichnung gleich; nur der Körper kleiner, der Schwanz kürzer.

Sechste Ordnung. Tauben, Columbae.

Schnabel mittelmäßig, gerade, zusammengedrückt; Oberkiefer an der Spitze mehr oder weniger gekrümmt, an der Wurzel und bis über die schmalen Nasenlöcher hinaus mit einer aufgetriebenen, weichen Haut bedeckt.

Gangfüße kurz.

Nahrung Sämereien, selten Beerenfrüchte; wird erst aus dem Schnabel in den an der Kehle hängenden, weiter Ausdehnung fähigen Kropf übergeführt und geht von da, gewissermaßen macerirt, entweder in den Magen zur weitern Verdauung über, oder wird — nicht ohne große Anstrengung — wieder in den Schnabel heraufgewürgt, um aus demselben in den Schnabel der Jungen ausgespieen zu werden.

Aufenthalt Wald, von großen Bäumen begrenzte Felder und Wiesen, auch Felshöhlen.

Acht und dreißigste Gattung: Taube, Columba *).

*) Daß hier nur von den bei uns vorkommenden wilden Tauben die Rede seyn kann, versteht sich.

Schnabel weich; Nasenlöcher fast an der Mitte des Schnabels; Zunge ganz; Kopf meist auf beiden Seiten zusammengedrückt; Scheitel hoch, nach dem Hinterkopfe zu schräg laufend. Füße meist roth. Flügel zwischen lang und ziemlich lang; erste Schwungfeder etwas kürzer als die zweite. Schwanz mittelmäßig lang und gerade. Gefiederbedeckung der Körpertheile stark.

Die Tauben paaren sich in der Regel auf Lebenszeit; sie machen gewöhnlich alljährlich zwei Gehecke und das Weibchen legt selten über zwei, nie über drei Eier. Die Gatten betreiben das Brüt- und Erziehungsgeschäft gemeinschaftlich.

Sie baden sich gern im Wasser und stauben sich wie die Rebhühner; auch verschlucken sie zuweilen feinen Sand und Staub, wahrscheinlich zur Verdauungsbeförderung; Steinchen fand ich bei keiner. Sind sämmtlich Zugvögel.

Erste Art: Ringeltaube, C. palumbus, *Linn* *).

Nasenhaut roth, weiß überstäubt; zu beiden Seiten des Halses ein weißer Flecken, wodurch der sogenannte Ring gebildet wird; Schwanzfedern am Ende schwarz Länge 1′ 5½″.

Zweite Art: Holztaube, C. oenas, *Linn.*

Nasenhaut roth; Hauptfarbe aschblau; auf jedem Flügel ein doppelter schwärzlicher Fleck; auch die Spitze des Schwanzes schwärzlich. Länge 1′ 1″.

Dritte Art: Feldtaube, C. livia, *Brisson.*

Nasenhaut weißlich; Augenstern rothgelb; Füße roth; obere und untere Theile graublau; Seitenhals blau, purpurfarben und grün, mit Glanz schillernd (taubenhalsig); Steiß rein weiß; auf den Flügeln zwei schwarze Binden; Schwung- und Schwanzfedern mit schwarzen Spitzen; weißer Flecken auf der äußern Fahne der ersten Seitenfeder des Schwanzes. Länge 1′.

Anmerk. Obwohl bei uns nicht mehr eigentlich wild anzutreffen, verdient diese, so immer noch auf den Inseln des mittelländischen Meeres, vorzüglich aber im nördlichen Afrika und besonders auf Teneriffa sich fortpflanzende Art als Stammmutter unserer eingebürgerten Feldtaube hier einige Erwähnung.

---

*) Von diesem und von allen Vögeln, welche im Verfolge des Werkes ausführlicher beschrieben werden, findet man hier nur die Kennzeichen der Art nach Bechstein, Wolf, Meyer und Leisler.

Vierte Art: Turteltaube, C. turtur, *Linn.* An den Seiten des Halses ein schwarzer Flecken mit drei bis vier weißen gekrümmten Querstreifen; die Schwanzfedern an der Spitze weiß. Länge 10½" (Männchen; Weibchen kleiner).

Siebente Ordnung. Hühnerartige Vögel, Gallinae.

Schnabel stark, Oberschnabel erhaben, etwas gekrümmt und an den Seiten über den Unterkiefer etwas herabgezogen. Nasenlöcher mit einer knorpelartigen Fleischhaut bedeckt, welche (meist) die Wurzel des Schnabels mit überzieht. Füße mit vier Zehen, drei davon nach vorn gerichtet und durch eine Haut von der Wurzel an bis zum ersten Gelenk verbunden, die vierte hintere etwas erhöht. Flügel legen sich neben dem Schwanze hin und unter demselben zusammen. Schwanz aus mehr als zwölf Steuerfedern bestehend.

Die hierher gehörigen Vögel haben, wie die Tauben, einen Kropf am Halse, in welchem die aus dem Schnabel dahin übergegangenen Sämereien, zum Theil auch Beerenfrüchte und Insekten, mit welchen selbige sich nähren, dem ersten Macerationsprozesse unterworfen werden. Einige leben in Vielweiberei, andere in Einweiberei; letztere schließen jedoch den ehelichen Bund nicht auf Lebenszeit. Alle machen (bei uns) nur ein Geheck, und die Weibchen ein starkzähliges Eiergelege, welches sie allein ausbrüten, in ein kunstloses, auf der Erde stehendes Nest. Die dem Ei entschlüpften Jungen laufen sogleich herum und werden von der Mutter gehübert; bei denen, welche polygamisch sich begatten, von ihr allein, bei denen aber, welche in Monogamie leben, von Vater und Mutter geführt und geschützt. Jene bleiben bis zum Herbste des ersten Jahres, diese bis zur Paarzeit im nächstfolgenden Frühling familienweise beisammen.

Neun und dreißigste Gattung: Fasan, Phasianus.

Schnabel kurz, stark, Wurzel nackt, sanft gebogen. Augengegend farbig, warzig, nackt (federlos). Füße beim Männchen mit einem kegelförmigen Sporn versehen. Schwanz kegelförmig, stark gestuft, aus achtzehn Steuerfedern bestehend. Flügel kurz; die drei ersten Schwungfedern gleich gestuft, kürzer als die vierte und fünfte, welche die längsten sind.

Es sind vorlängst in das alte Griechenland eingeführte, von da nach und nach über fast ganz Europa, bis hoch nach Norden hinauf verbreitete Fremdlinge, die, in manchen Gegenden aus der Gefangenschaft entwichen oder entlassen, in den Zustand der Freiheit oder Wildheit übergegangen sind.

Aufenthalt in fruchtbaren, vorzüglich ebenen Gegenden, in welchen Felder mit Wiesen und Gehölz abwechseln und wo fließendes Wasser nicht fehlt.

Fortpflanzung in der Regel durch Vielweiberei; doch hat der Verfasser nicht selten wahrgenommen, daß im Zustande voller Freiheit der Hahn bei einer Henne bleibt und mit ihr die Sorge der Erziehung der Jungen theilt *).

Standvogel.

Art (einzige in Teutschland verwildernde): Gerändeter (gemeiner) Fasan, Ph. marginatus, *Wolf*; Ph. colchicus, *Linn.*

Augenkreis mit Wärzchen und einzelnen Federchen besetzt; Schwanz beim Männchen sehr lang; an diesem Kopf und obere Theile des Halses dunkelblau mit grünem und purpurfarbenem Schiller und mit Glanz; Gefieder des Körpers gelbroth, mit schwarzen, stahlblau schillernden und weißlichen Rändern. Ganze Länge 3'.

Beim kleineren Weibchen der Augenkreis enger, Kopf und Oberleib schwarzbraun; die Federn mit rothgrauen und weißlichen Rändern; Vorder- und Seitenhals weißgrau und schwarz gebändert; Unterleib röthlich, aschgrau gewässert.

Vierzigste Gattung: Waldhuhn, Tetrao.

Schnabel kurz, stark, Wurzel nackt; Oberschnabel gewölbt, conver, vom Ursprung an gekrümmt; Nasenlöcher klein, rundlich, zur Hälfte durch eine aufgetriebene Haut geschlossen, unter Stirnfedern verborgen. Ueber den Augen eine nackte, warzige, rothe Haut. Zunge am Ende spitzig. Füße stark, bis an die Zehen, zum Theil bis an die Nägel befie-

*) Das Ausführlichere hierüber s. Th. I. Abschn. II. Abth. II. §. 5.

dert; Zehen gefranzt. Schwanz aus achtzehn oder sechzehn Steuerfedern bestehend. Flügel kurz; erste Schwungfeder kurz, zweite kürzer als die dritte und vierte, welche unter allen die längsten sind.

Aufenthalt einiger hierher gehörigen Arten in großen, vorzüglich Gebirgswaldungen; anderer in Vorhölzern und auf anstoßenden Heideplätzen; noch anderer in dem Zwerggesträuche der höchsten Gebirgsregion, unter Felsenabsätzen und Schneefirnen, von wo aus sie sich zur Herbstzeit in die mittlere Region herabziehen.

Nahrung, der Jahreszeit nach, Kräuter, Beeren, Knospen, auch Insekten; Gesäme, theils grüne Nadeln von verschiedenen Nadelhölzern, nur zur Zeit der Noth.

Fortpflanzung bei allen durch Vielweiberei. Von den stärkern, größern Arten dieser Gattung ist es als Eigenthümlichkeit bekannt, daß die Männchen in der Balzzeit den Begattungstrieb durch possierliche Bewegungen und sonderbaren, weit vernehmlichen Laut kund thun.

Im Sommer Standvögel, im Winter, der Nahrung wegen, Strichvögel.

a) Mit nicht bis über das Zehwurzelgelenk befiederten Füßen; nur einer Mauser unterworfen.

Erste Art: Auerwaldhuhn, Auerhuhn, Großes Waldhuhn, T. urogallus, *Linn.* et *Lath.*

Mit stark zugerundetem, fast keilförmigem, achtzehn Federn enthaltendem Schwanze und weißen Achseln.

Männchen schwärzlich; am Kopfe, Halse, Rücken und Steiße klar weiß gesprenkelt, auf der Brust stahlgrün schillernd; an der Kehle stark gebärtet; Schnabel hornfarbenweißlich; Augenstern hellbraun. Länge 2′ 10″ bis 3′.

Weibchen beinahe um den dritten Theil kleiner; auf dem Oberleibe schwarzbraun, mit rostfarbigen, wellenförmigen Querstreifen; am Unterleibe rostfarbig, hin und wieder schwarz oder schwarzbraun gescheckt; an der Kehle kürzer gebärtet; Schnabel schwarzbraun.

Bei jungen Männchen ist nach der ersten Mauser und bis zur Mannbarkeit der grüne Schiller auf der Brust weniger deutlich und an diesem Theile Aschgrau fast vorherrschend über Schwarz, und selbst das so gefärbte Gefieder oft noch mit einigen rostfarbenen, schwarzgefleckten Federn einzeln durchsprengt. Vor der ersten Mauser sind die Jungen beiderlei Geschlechtes

sich unter einander und dem alten Weibchen sehr ähnlich *).

Zweite Art: Mittleres Waldhuhn, Rakkelhahn, T. medius, *Meyer*; T. Rakkelhan, *Temminck* (T. hybridus, *Sparmann*) **).

Schnabel schwarz, nicht so stark wie der des Auerhahnes, aber bedeutend stärker wie der des Birkhahnes, dadurch von beiden unterschieden, daß er gerader und nur der Oberkiefer schwach gebogen ist; Augensiern nußbraun; Füße stark und sehr dicht befiedert; besonders die Zehen breiter, auch stärker geschuppt und gefranzt als die des Auerhahnes, grau von Farbe; Nägel hornbraun.

---

*) Rücksichtlich des beim Auerhahn merkwürdigen Luftröhrenbaues s. Th. I. Abschn. I. Abth. II. K. 4. §. 5. Anmerk. und vergl. Result. der Luftröhrenunters. bei der zweiten Art.

**) Hier die kurze Beschreibung eines merkwürdigen Vogels, von welchem Klein im April 1756 ein Exemplar aus Hinterpommern — dem alten Herzogthume Kassuben —, wo es geschossen worden war, zuerst, dann aber Herr Hofrath Dr. Meyer zu Offenbach bis z. J. 1814 deren sieben aus Rußland erhielt. Dieser höchst verdienstvolle Ornitholog beschrieb selbigen genau im Magazin naturf. Freunde z. Berlin; nach ihm Leisler in den Nachträgen zu Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. Heft 2. S. 196 ff.; ferner Temmink sowohl in seinem Man. d'ornith. d'Eur. Amsterd. 1814, p. 287 ff., als in seiner Hist. naturelle générale des Pigeons et des Gallinacés, Amst. 1815, T. III. 129 ff., endlich v. Wildungen im vierten Bändchen seiner Weidmanns Feierabende, Marburg, 1816. Ob nun gleich zur Vervollständigung der Naturgeschichte dieses Vogels Manches, und besonders das zu wünschen übrig bleibt, daß es — was bis jetzt, so viel der Verfasser weiß, noch nicht geschehen ist — einem oder dem andern der genannten Naturforscher gelingen möge, sich in den Besitz des weiblichen Tetr. medius zu setzen, und durch dessen Beschreibung auch das letzte Räthsel zu lösen: so kann doch darüber, daß Tetrao medius eine eigene Waldhuhnart, und nicht, wie früher geglaubt wurde, ein Bastard vom Auerhahne und von der Birkhenne, oder umgekehrt sei, kaum noch ein Zweifel obwalten; da vollkommene Gleichheit der Größe und Farbenzeichnung bei den sieben Meyerschen Exemplaren, abweichender Bau der Luftröhre und völlig verschiedener Balzlaut von dem des Auerhahnes sowohl, als von dem des Birkhahnes (s. *Temminck* hist. nat. des Pig. et des Gall. III, p. 137) für die Identität der Art so deutlich sprechen. Die obige Beschreibung des Vogels, so wie das weitere Naturgeschichtliche ist aus Temmincks oben erwähnten Werken übersetzt; nur wenige Zusätze nach Leisler sind hinzugekommen.

Kehlfedern bartartig, etwas verlängert; Kopf, Hals und Brust dunkelschwarzbraun oder schwarz mit purpurfarbigem und bronzenem Schiller und Glanz; über den Augen ein nackter, warziger, rother Flecken; die Warzen zunächst dem Gefieder des Oberkopfes stehen in der Balzzeit kammartig gezähnt aufrecht; Rücken und Steiß glänzend schwarz, aschfarben sehr klein punktirt, jede Feder mit einem violett schillernden Rande; Flügel schwarzbraun, mit kleinen weißen und braunen Punkten und Zickzacks; Schwungfedern der ersten Ordnung schwarzbraun, an der äußern Fahne weiß gesäumt; die der zweiten Ordnung von der Wurzel bis zur Mitte weiß, dann schwarzbraun, am Ende weiß; Schwanz achtzehn Federn enthaltend, tiefschwarz, seicht gegabelt, die äußere Feder schwach nach außen gekrümmt; Bauch mattschwarz, auf der Mitte einige weiße Flecken; Seiten und After mit kleinen weißen Flecken. Länge 2′ 3 bis 4″ (Altes Männchen).

Junge Männchen nach der ersten Mauser sind den alten ähnlich, außer daß bei jenen der Schiller an Hals und Brust weniger lebhaft, der Schwanz aber weniger gegabelt, dessen äußerste Feder gerade ist und alle Federn desselben eine weiße Endspitze haben; daß endlich der ganze Unterleib häufiger weißgefleckt und die weiße Endspitze der Schwungfedern zweiter Ordnung nicht so breit ist, wie bei alten Männchen.

Aufenthalt: Im Norden von Rußland, Schweden und Schottland, in Lappland, selten in Liefland, Curland und Finnland. Das mittlere Waldhuhn lebt übrigens nicht wie das Auerhuhn im Walde, sondern mehr da, wo große Heidflächen einzeln mit Birken bestanden sind.

Nahrung unbekannt; vermuthlich der des Auer- und Birkhuhnes gleich.

Fortpflanzung: In der Balzzeit vernimmt man vom Hahne keinen Balzlaut, der dem des Auerhahnes oder des Birkhahnes ähnlich ist, sondern nur ein fortgesetztes eintöniges Ruren (Rülpsen). Die Eier sollen kleiner und länglicher als die der Auerhenne, hellgelb, auch dunkler und deutlicher rostfarbig gefleckt seyn.

Resultate anatomischer Untersuchung der Luftröhre: Der Luftröhrenbau beim mittleren Waldhuhne männlichen Geschlechtes ist dadurch von dem des Auerhahnes verschieden, daß die Luftröhre sich nicht auf sich selbst zurückbiegt, sondern in gerader Linie auf die Lungen zugeht; auch ist der lange Doppelmuskel, welcher beim Auerhahne, vom Kehlkopfe ausgehend, an der Luftröhre herabläuft, beim Rak-

Wait Until the Whistle Stops (Jan. 19, Sunday)
Bing Crosby, Ann Blyth, Edmund Lowe, Marjorie Main, Gene Lockhart, Ethel Barrymore, Lionel Barrymore, Keenan Wynn, Tom Tully, Jeff Corey, Dorothy Patrick, Carleton Young, Jimmy Hunt, Jeanne Bates, Ann Doran, Sara Haden, Barbara Billingsley, Jeanne Cagney, Jeanne Gerson, Jeanne Dean, Jeanne Bates, Jeanne Cagney, Jeanne Gerson, Jeanne Dean

Wait Until the Whistle Stops (Jan. 19, Sunday)
Bing Crosby, Ann Blyth, Edmund Lowe, Marjorie Main, Gene Lockhart, Ethel Barrymore, Lionel Barrymore, Keenan Wynn, Tom Tully, Jeff Corey, Dorothy Patrick, Carleton Young, Jimmy Hunt, Jeanne Bates, Ann Doran, Sara Haden, Barbara Billingsley, Jeanne Cagney, Jeanne Gerson, Jeanne Dean, Jeanne Bates, Jeanne Cagney, Jeanne Gerson, Jeanne Dean

Wait Until the Whistle Stops (Jan. 19, Sunday)
Bing Crosby, Ann Blyth, Edmund Lowe, Marjorie Main, Gene Lockhart, Ethel Barrymore, Lionel Barrymore, Keenan Wynn, Tom Tully, Jeff Corey, Dorothy Patrick, Carleton Young, Jimmy Hunt, Jeanne Bates, Ann Doran, Sara Haden, Barbara Billingsley, Jeanne Cagney, Jeanne Gerson, Jeanne Dean, Jeanne Bates, Jeanne Cagney, Jeanne Gerson, Jeanne Dean

Wait Until the Whistle Stops (Jan. 19, Sunday)
Bing Crosby, Ann Blyth, Edmund Lowe, Marjorie Main, Gene Lockhart, Ethel Barrymore, Lionel Barrymore, Keenan Wynn, Tom Tully, Jeff Corey, Dorothy Patrick, Carleton Young, Jimmy Hunt, Jeanne Bates, Ann Doran, Sara Haden, Barbara Billingsley, Jeanne Cagney, Jeanne Gerson, Jeanne Dean, Jeanne Bates, Jeanne Cagney, Jeanne Gerson, Jeanne Dean

Wait Until the Whistle Stops (Jan. 19, Sunday)
Bing Crosby, Ann Blyth, Edmund Lowe, Marjorie Main, Gene Lockhart, Ethel Barrymore, Lionel Barrymore, Keenan Wynn, Tom Tully, Jeff Corey, Dorothy Patrick, Carleton Young, Jimmy Hunt, Jeanne Bates, Ann Doran, Sara Haden, Barbara Billingsley, Jeanne Cagney, Jeanne Gerson, Jeanne Dean, Jeanne Bates, Jeanne Cagney, Jeanne Gerson, Jeanne Dean

Weibchen: Kehle hellroſtgelb, dunkelbraun gefleckt, ohne weiße Einfaſſung.

b) Mit bis an die Nägel befiederten Zehen; das Sommerkleid vom Winterkleide — deſſen Hauptfarbe weiß iſt — verſchieden, daher doppelter Mauſer unterworfen.

Fünfte Art: Ptarmigan (Haſenfüßiges Waldhuhn, Schneehuhn), T. lagopus, *Linn.*

Schnabel ziemlich ſtark gebogen, höchſtens ½″ lang, Oberkiefer an der Wurzel 3‴ hoch und beinahe 4‴ breit, Unterkiefer 4‴ lang, an der Wurzel 2‴ hoch; Nägel pfriemförmig gebogen, hornfarbig. Körper im Winter weiß, von der Schnabelwurzel bis hinter die Augen ſchwarze Zügel (vorzüglich — nach Temmink, einzig nur — am Männchen); Schwanz aus achtzehn, — nach Temmink aus ſechzehn — Federn beſtehend, von dieſen ſieben äußere auf jeder Seite, ſchwarz mit weißer Spitze, vier (zwei) mittelſten ganz weiß; im Sommer der Körper weiß und grau geſcheckt, mit vielen ſchwarzen Querflecken und roſtfarbigen und weißen Wellenlinien gezeichnet; die Schwanzfedern wie im Winter; die ſchwarzen Zügel beim Männchen fallen weg. Länge 14″ *).

Sechste Art: Moraſthuhn, Weidenwaldhuhn — Tetras des saules — (weißes Waldhuhn); T. saliceti, *Temminck* (T. albus, *Linn.*).

Schnabel nicht ſehr gebogen, ½″ lang, der Oberkiefer an der Wurzel 5‴ hoch und eben ſo breit, der Unterkiefer 5‴ lang, an der Wurzel 3½‴ hoch; Augenſtern dunkelbraun; Fußſohlen nackt, Nägel lang, oben erhaben, unten ausgehöhlt, an den Seiten breit, etwas umgebogen — ſo wirklich ſchaufelförmig —, an der Wurzel hornfarbig, übrigens weißlich; Schwanz, nach Meyer aus achtzehn, — nach Temmink aus ſechzehn — Federn beſtehend, davon die vier (zwei) mittelſten ganz weiß, die übrigen dunkelbraun mit weißer Spitze, außer dieſen im Winter alle Körpertheile weiß; im Sommer der Körper weiß, roſt- und orangefarbig geſcheckt, mit vielen dunkelbraunen,

*) Annalen d. Wett. Geſellſch. Bd. I. Heft 2. S. 100 — 109. *Temminck* hist. nat. d. Pig. d. Gallin. III. 185 ff.; deſſen Man. d'ornith. p. 293.

schwarzen Querflecken und weißen Wellenlinien gezeichnet. Zu keiner Jahreszeit schwarze Flügel. Länge 16".

Ein und vierzigste Gattung: Ganga, Sandhuhn, Pterocles, *Temminck* *).

Schnabel mittelmäßig, zusammengedrückt; Oberschnabel an der Wurzel gerade, gegen die Spitze gekrümmt; Nasenlöcher bis zur Hälfte mit einer Membran verschlossen, und diese mit den Stirnfederchen bedeckt, unterwärts offen; Füße mit kurzen Zehen, die hintere derselben sehr kurz, hoch über der Fußwurzel stehend; die drei vorderen bis zum ersten Gelenk verbunden und häutig gerandet; die Fußwurzel (das Schienbein) vorn mit sehr kurzem Gefieder bekleidet, sonst nackt; Nägel sehr kurz, der an der Hinterzehe scharf, die an den Vorderzehen stumpf; Schwanz kegelförmig (bei einigen fremden Arten die zwei mittelsten Federn fadenartig verlängert). Flügel lang, gespitzt; die erste Schwungfeder von allen die längste.

Diese Vögel sind in keinem Theile von Europa häufig anzutreffen, nach Teutschland verirren sich höchst selten einzelne als Vagabonden; denn sie sind sehr wanderlustig und verändern selbst in ihrer Heimath den Aufenthalt öfters. Zu dem Ende durcheilen sie große Strecken in ununterbrochenem Fluge. Die einzige in Teutschland entdeckte Art scheint zu denen zu gehören, die volkweise (familienweise) sich zusammenhalten; andere sollen sich kettenweise (in zahlreichen Flügen) vereinigen. Sie sollen im Grase und im Heidekraut nisten.

Art: Ganga mit dem Brustbande, Ringelsandhuhn, P. arenarius, *Temminck* (Ringel-Waldhuhn, *Meyer*, Tetrao arenarius, *Linn.*) **).

Schnabel bläulich; Augenstern sehr dunkelbraun, Pupille blau-

---

*) Der Verf. folgt hier Temmink, welcher aus nachstehenden Gründen unter der Benennung Pterocles eine eigene Gattung aufgestellt hat: „Die Gangas leben in Ebenen; sind eigentlich in sandigen Wüsten der heißeren Erdstriche nur heimisch, und durchaus keine Standvögel." Nimmt man hierzu den Flügelbau, welcher von dem der Waldhühner (Tetrao) eben so sehr, als von dem der Feldhühner (Perdix) verschieden ist; so ist wohl nicht zu läugnen, daß die Zusammenstellung der Gangas mit einer der vorgenannten Gattungen nicht natürlich ist.

**) Hr. Naumann — Gutsbesitzer in dem Anhalt-Cöthischen Orte Ziebigk und als einer der verdienstvollsten Ornithologen

schwarz; Augengegend nackt und graugelblich; Nasenlöcher rund; Oberleib rostroth, unordentlich hellrostfarbig, aschblau und schwärzlich gefleckt; Oberbrust hellfleischröthlichgrau mit einem breiten, schwarzen Ringe; Unterleib und Schenkel schwarz; kurzes Gefieder an dem Vordertheile der Fußwurzel weißgelblich, mit schwarzgrauen Strichelchen; übrige Fußwurzel, nebst den Zehen dunkelgelb behäutet. Schwungfedern der ersten Ordnung grauschwärzlich, die der zweiten Ordnung aschgrau mit gelblichen Rändern und Spitzen. Steuerfedern dunkelaschgrau mit schwärzlichen Querstreifen und weißen Spitzen, die zwei mittleren zimmtbraun mit schwärzlichen Querstreifen. Länge 14¼" (Männchen).

Das Weibchen ist durchgängig kleiner; dessen Farbenzeichnung heller; Gefieder am Halse ohne Glanz; Unterleib ins Braune sich ziehend; Brustband schmaler *).

Zwei und vierzigste Gattung: Feldhuhn, Perdix.

Schnabel kurz, stark, bauchig aufgetrieben; Nasenlöcher mit einer Schwiele (hervorstehender häutiger Rand) bedeckt. Bei den europäischen Arten über den Augen kein nackthäutiger Flecken, aber um denselben kleine warzige Auswüchse. Schreitfüße, unbefiedert, bei einigen (ausländischen Arten) mit einem spornartigen Auswuchse; Schwanz kurz, abgerundet und niedergebogen; Flügel kurz, drei erste Schwungfedern die kürzesten, gleichmäßig abgestuft, vierte und fünfte die längsten.

Aufenthalt meist in Feldern. Nahrung junge Blätter von grünem Getreide, Getreidekörner und andere Sämereien, auch Insekten und Würmer.

Erste Art; Graues Feldhuhn (Gemeines Rebhuhn), P. cinerea, *Latham.*

Unter den Augen ein kahler warziger Flecken; Schwanz gelbroth; achtzehn Schwanzfedern.

---

unserer Zeit bekannt — hatte das Glück, drei Vögel dieser Gangaart am 21. Aug. 1801 im Anhaltischen anzutreffen und einen davon zu schießen. S. den ersten Heft des Nachtrags zu dessen Nat. Gesch. d. Vögel ꝛc. S. 41. T. VII. F. 15.

*) *Temminck* Man. d'ornith. p. 500. Dieser Schriftsteller gibt die Länge des Männchens zu 12 bis 14" an, und bemerkt: „bei in dürren unfruchtbaren Gegenden heimischen Vögeln sei durchaus kein genaues Maaß anzugeben; sie seien stärker oder schwächer (größer oder kleiner), ꝛc. nachdem an ihrem Aufenthaltsorte der Boden zur spärlicheren oder genüglicheren Erzeugung der Nahrungsmittel fähig sei; im ersten Falle sei auch die Gefiederfarbenzeichnung weniger lebhaft, als im letzten."

Männchen: auf den Flügeldeckfedern rothbraun gefleckt; unter der Brust ein großer hufeisenförmiger, kastanienbrauner Fleck.

Weibchen: auf den Flügeldeckfedern schwarzbraun gefleckt; unter der Brust in der Jugend ganz ohne Flecken, späterhin einige, mit zunehmendem Alter sich vergrößernde, selten und nur im Greisenalter in Zusammenhang tretende, kastanienbraune Flecken. Länge 12".

Meist Standvogel, zum Theil Strichvogel.

Zweite Art: Steinfeldhuhn, P. saxatilis, *Meyer.*

Schnabel, ein Ring um die Augen und Füße roth; Augenstern gelbbräunlich. An dem Hintertheile der Fußwurzel eine schwielenartige Erhabenheit. Kehle, Wangen und Vorderhals weiß, mit einer großen schwarzen Binde eingefaßt; Stirn und Gegend zwischen Schnabel und Augen, auch ein schmaler Streif über den Augen, der sich nach dem Genick fortzieht, schwarz; Scheitel, Hals, Nacken, Brust Oberleib und mittelste Schwanzfedern bläulich aschgrau, auf den aschgrauen Flankenfedern ein breites, weißes, auf beiden Seiten mit einem schwarzen Streifen parallel eingefaßtes Querband; einige Flankenfedern am Ende kastanienbraun. Länge 13, 14, selten 15" (Männchen).

Das Weibchen mißt 1" weniger in der Länge; an ihm die aschgrauen Gefiederfarben weniger rein (schwach gelbröthlich überlaufen); die schwarze Binde am Vorderhalse weniger breit *).

Ein Standvogel.

Drei und vierzigste Gattung: Wachtel, Coturnix **).

Schnabel kurz, weniger hoch als breit, Oberschnabel schwach nach der Spitze gekrümmt, wenig bauchig aufgetrieben; Nasenlöcher durch eine nackte, aufgetriebene Haut zur Hälfte verschlossen; Augengegend ganz befiedert (nirgends nackt oder warzig). Schreitfüße durch Vereinigung der Vorderzehen bis zum ersten Gelenk, mittelst einer Membran; ohne Sporn und ohne Schwiele an der Fußwurzel; Schwanz

---

*) *Temminck* Man. d'ornith. p. 305. Vom Steinfeldhuhne ist das eigentliche Rothhuhn (P. rufa, *Latham*;) welches in Teutschland gar nicht vorkommt, als Art zu scheiden.

**) *Temminck* Man. d'ornith. 311., desselben Hist. nat. d. P. et d. C. III. 360. ff.

sehr kurz, niederhängend, vierzehn Steuerfedern enthaltend, fast ganz durch die obern und untern Deckfedern versteckt; Flügel mittelmäßig, erste Schwungfeder die längste.

Die Wachteln unterscheiden sich von den Feldhühnern nicht allein durch äußere Gestalt, sondern auch durch Lebensweise, Gewohnheiten und andere besondere Eigenthümlichkeiten. Die Fortpflanzung erfolgt nicht durch Paarung, sondern der Hahn verläßt die Henne, sobald diese befruchtet ist. Die völlig erzogenen Jungen werden auch von der Mutter verlassen und selbst unter den Jungen eines und desselben Geheckes hört der enge Familienverein bald auf.

Sie sind Zugvögel, jedoch, wie es scheint, nicht wegen nachtheiliger Einwirkung klimatischer Verhältnisse auf den Körperorganismus, sondern um an schicklichen Nahrungsmitteln nie Mangel zu leiden. Die Wachteln sind alljährlich einer zweifachen Mauser unterworfen: einmal im August vor ihrer Abreise aus unsern Gegenden, das andere mal in andern Gegenden, vor ihrer Wiederkunft zu uns im Frühlinge; Junge des Jahres wechseln jedoch vor ihrem Wegzuge im Herbste das Gefieder nicht, sondern zum erstenmale vor dem Antritt der Rückreise.

Art: Taktmäßig schlagende (gemeine) Wachtel, Coturnix tactylisonans, *Temminck* (Perdix coturnix, *Latham.*)

Körperhauptfarbe rostgrau, schwarz gefleckt; über den Augen ein gelblich weißer Strich, auf dem Scheitel drei schwarze Längsstreife; die Schwanzfedern am Rande mit rostfarbigem Mondsfleck; Kehle schwarzbraun; Brust blaß rostfarbig, weiß gestrichelt. Länge 7″ 3 bis 6‴ (Männchen).

Das Weibchen ist an der Kehle weißlich, an der Brust schwärzlich gefleckt; die Rückenfarbe ist dunkler als beim Männchen.

Achte Ordnung. Laufvögel, Cursores *).

Schnabel mittelmäßig oder lang; Füße lang, unter den Ferſen (dem Knie) nackt, dreizehig.

---

*) Wenn der Verf., von der Wolf-Meyerischen Eintheilung abgehend, hier der Temminkschen (S. Man. ornithl. p. 216 ff.) folgt; so hält er dadurch wegen dieser Abweichung sich gerechtfertigt, weil 1. die Gattung Otis nur drei Zehen hat und also zu den hühnerartigen Vögeln, nach den Eintheilungsgründen der vierten Ordnung (vergl. Taschenb.

Diese Ordnung zerfällt — nach Temmink — in zwei Unterordnungen, deren erste die Feldlaufvögel (Coureurs des champs), die zweite die Strand- und Ufer-Laufvögel (Coureurs riverains) aufnimmt.

Die zur ersten Unterordnung gehörigen Vögel leben meist in ebenen, angebauten Feldern, nähren sich von junger grüner Saat, Blättern der Winterrübsen (Winterreps, Brassica napus hyberna) junger Kohlpflanzen, Getreidekörnern, andern Sämereien; nebenbei nehmen sie auch allerhand Insekten und Regenwürmer an; die zur zweiten Unterordnung zu rechnenden verschmähen alle vegetabilische Nahrung, und nähren sich blos von Würmern und Insekten. Jene begatten sich polygamisch (in Vielweiberei), diese monogamisch (durch Paarung); alle bewegen sich im Laufe mit großer Schnelligkeit.

Unterordnung I.

Feld-Laufvögel.

Vier und vierzigste Gattung: Trappe, Otis.

Schnabel nicht so lang wie der Kopf, oder mit diesem von gleicher Länge, gerade, kegelförmig, zusammengedrückt; Obetschnabel an der Spitze wenig gewölbt; Nasenlöcher eiförmig, offen, nahe an einander liegend; Zunge zugespitzt, etwas gespalten; Füße lang, stark, über den Fersen (Knie) nackt, Zehen an der Wurzel vereinigt, häutig berandet. Flügel mittelmäßig; erste Schwungfeder mittler Länge, zweite sehr wenig kürzer als die dritte, längste.

Die Trappen leben unter sich gesellig, sind aber sehr scheu gegen den Menschen. Ihr schwerfälliger Körper macht, daß sie nicht

---

d. Vögelkunde I. S. 291.) nicht gezählt werden kann, und weil 2. die übrigen von Temmink der Ordnung Laufvögel beigerechneten Gattungen sämmtlich dreizehig sind, also wirklich Lauffüße haben, auch durch schnellen Lauf sich auszeichnen, und zu den Sumpfvögeln dem Habitus nach so ganz natürlich doch wohl nicht zu rechnen sind.

sogleich auffliegen können, sondern vor dem Erheben eine Strecke laufen müssen; einmal im Fluge, ist dieser jedoch rasch und anhaltend. Aufenthalt im erwachsenen Getreide oder mit Gestrüpp oder Heide bewachsenen Ebenen. Befruchtete Weibchen leben einsam.

Erste Art: Großer Trappe, O. tarda, *Linn.*

Schnabel kurz; auf dem Scheitel ein schwarzer Längsstreif; Oberleib rostroth, mit dichter, schwarzer, wellenförmiger Zeichnung; an beiden Seiten des Unterkiefers ein langer, faseriger Federbart. Länge 3′ 3″ (Männchen).

Dem kleineren Weibchen fehlt der Federbart; der schwarze Scheitelstreif ist weniger merklich, das Aschgrau am Halse dunkler als am Männchen.

Zweite Art: Kleiner Trappe, O. tetrax, *Linn.*

Schnabel kurz, und, wie die Füße, grau; Augenstern orangefarbig; Scheitel und Nacken hellrostfarbig, braun gefleckt; Kopfseiten und Vorderhals dunkel aschgrau, diese Farbe am letztgenannten Theile mit einem weißen Bande umgeben. Unterhals mit schwarzem Gefieder bedeckt, welches im Genick am längsten ist; an der Brust ein breites weißes Band, unter diesem ein schwarzes; übriger Unterleib, Flügelrand und obere Schwanzdeckfedern weiß; Oberleib hellrostfarbig, schwärzlich gestrichelt und mit schwärzlichen Zickzacks an den Federrändern, hin und wieder mit großen schwarzen, hell besprengten Flecken. Länge 1′ 6″ (altes Männchen).

Das Weibchen ist kleiner, an ihm und an den ihm ähnlichen Jungen des Jahres die Kehle weiß; Kopfseiten, Hals und oberer Theil der Brust hellgelblich, mit braunen Strichen unterbrochen, auf den Federn ein breiter Längsstreif, das Halsband fehlend; auf dem Weißen der Brust, der Seiten, wie der obern und untern Deckfedern des Schwanzes hin und wieder schwarze Querstriche; Oberleib mehr mit Schwarz gezeichnet *).

Dritte Art: Kragentrappe, O. houbara, *Gmel.*, *Linn.*

Schnabel fast 2″ lang, oben gegen die Wurzel plattgedrückt; auf dem Scheitel ein faseriger Federbusch; an den Seiten des Halses schwanke, 3 bis 4″ lange Federn, welche der Vogel im ruhigen Zustande lose herunterhängen läßt, im Affekt kragenartig erhebt; Schwanz zugerundet, 8″ lang,

*) *Temminck* Man. d'ornith. p. 319.

achtzehn Federn enthaltend. Ganze Länge des Vogels 2′ bis 2′ 1″.

Schnabel hornbraun, oben an der etwas übergebogenen Spitze, wie unten von der Wurzel an bis zur Mitte lichter; Füße und Zehen grünlichgelb; Stirn und Seiten des Kopfes aschgraulich rostfarben, mit kleinen braunen Punkten; Hinterkopf, Wangen und Oberhals weißlich, mit braunen und aschfarbigen Linien durchzogen; Federbusch auf dem Scheitel weiß; Halskragen aus einer Reihe schwarzer Federn, denen einige weiße folgen, und welche sämmtlich nicht dicht bebärtet sind, bestehend; Brust und übrige Untertheile weiß; Hinterhals, Rücken und Flügel eckergelb, mit feinen schwarzen Strichen dicht durchzogen, doch auf der Mitte jeder Feder eine große Strecke ungestrichelt und ungefleckt; Schwungfedern weiß, nach der Spitze hin schwarz, die Spitze selbst weiß; Schwanzfedern ockerfarbig, mit drei breiten, schwarzgrauen Querbinden, alle — die zwei mittelsten ausgenommen — mit weißen Spitzen (sehr altes Männchen).

An jungen Männchen sind die Seiten des Kopfes mehr mit Zickzackstrichen braun gezeichnet, die weißen Hollenfedern kürzer und gegen die Spitze hin mit schmalen aschfarbigen Streifen durchschnitten; die schwarzen und weißen Halskragenfedern mit dunkelbrauner Zeichnung.

Vom Farbenkleide des Weibchens ist bis jetzt noch nichts bekannt, da dieser in der Barbarei und in Arabien einheimische Vogel nur selten und zufällig nach Spanien, öfter in die Türkei kommt, und als teutscher Vogel nur durch ein einziges, im Jahre 1800 in Schlesien erlegtes Exemplar, nach der von diesem genommenen Beschreibung des Herrn von Minkwitz bekannt geworden ist *).

---

*) Obige Beschreibung ist aus *Temminck* Man. d'ornith. p. 319 u. 320 entlehnt. Vergl. Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. Th. III. S. 1451 (zweite Aufl.) und dessen Ornith. Taschenb. S. 247 ff., wo die von Minkwitzische ausführliche Beschreibung sich findet. Herr von Minkwitz (s. Bechst. T. B. a. a. O.) und mit ihm Herr Doktor Wolf (s. T. B. d. teutsch. Vögelk. I, 310) halten den von ersterem beschriebenen Vogel für ein altes Männchen vom kleinen Trappen (Art 2.). Dem scheint jedoch nicht so zu seyn, wenn man die Temminkischen Beschreibungen beider Vögel mit einander vergleicht. Wenn übrigens Pterocles arenarius (s. d. Gatt. 41.) sich aus der Türkei oder aus Spanien in das Anhaltische einmal verirrte, so konnte eben so leicht Otis houbara auch aus der Türkei und aus Spanien sich nach Schlesien verstreichen. Nun trifft aber die von Minkwitzische Beschreibung in Rücksicht des Maaßes sowohl, als der Zeich-

Unterordnung II.

Küsten- und Ufer-Laufvögel.

Sie halten sich meist am Meeresstrande und an steinigen Ufern der Flüsse auf.

Fünf und vierzigste Gattung: Steinwälzer, Oedicnemus *), *Temmink.*

Schnabel länger als der Kopf, stark, gerade, in der Endgegend zusammengedrückt; Kante des Oberkiefers aufwärts gezogen, Unterkiefer den Winkel bildend. Nasenlöcher in der Mitte des Schnabels liegend, bis zum hornartigen Theile desselben durch eine Membran der Länge nach getheilt, nach vorn zu offen, von einer Seite zur andern durchgehend. Augen sehr groß und hervorstehend. Füße lang, schlank (mit sehr dickem Knie), Zehen bis zum zweiten Gelenk durch eine Membran vereinigt, welche den Zehen entlang sich fortzieht. Schwanz stark abgestuft. Flügel mittelmäßig; erste Schwungfeder wenig kürzer als die zweite, längste.

Aufenthalt. Am Tage — da wenigstens, wo der Verfasser diesen Vogel lange zu beobachten Gelegenheit hatte — fast ausschließlich auf neu angeschwemmten Sandhegern, die stark mit Kieselsteinen belegt sind, also an flachufrigen Flußstellen; zur Nachtzeit auf ungepflügten Brachfeldern, auch auf Saatfeldern.

Nahrung: Nächst Insekten, Würmern, kleinen Gehäuseschnecken und junger grüner Saat, auch Mäuse.

Art (einzige europäische): Lerchengrauer Steinwälzer, Oed. crepitans, *Temmink.* (Charadrius oedicnemus, *Linn.*)

Schnabel von der Wurzel bis über die Nasenlöcher bleichgelb, der übrige Theil schwarz; Augenstern, Augenliederrand und

---

nung, im Wesentlichen mit der Temminkischen vom jungen Männchen des Otis houbara überein; es gebührt demnach diesem das teutsche Bürgerrecht so gut, als dem Pt. arenarius — oder beiden eben so wenig, als dem Tetr. medius und allen dergleichen Verirrten.

*) In den oben folgenden Kennzeichen sprechen sich die Gründe aus, welche Herrn Temmink bewogen haben, die Gattung Oedicnemus aufzustellen und die in dieselbe gehörige Art nicht — wie Latham — der Gatt. Otis, oder — wie Gmelin und Andere — der Gatt. Charadrius beizuzählen. Diese Gründe bestimmten mich, Herrn Temmink zu folgen.

d. Verf.

Füße bleichgelb; Schienbeine etwas gekrümmt *). Gefiederhauptfarbe lerchengrau; zwei erste Schwungfedern in der Mitte weiß, übrigens schwarz, über und unter den Augen, so wie über den Flügeln ein weißlicher Streif. Länge 1' 4".

An Jungen des Jahres ist die Farbenzeichnung undeutlicher, das Lerchengraue dunkler; besonders aber unterscheiden sie sich — wie dies bei allen Vögeln, die lange und schlanke Füße haben, der Fall ist — durch verlängerte Fußwurzel und verdicktes Kniegelenk.

Sechs und vierzigste Gattung: Regenpfeifer, Charadrius.

Schnabel kurz, schlank, zusammengedrückt, gerieft, gegen das Ende etwas aufgetrieben. Nasenlöcher in der Schnabelriefe eingesenkt, der Länge nach durch eine Membran getheilt, welche den Riefen deckt. Augen groß, hervorstehend; Füße lang oder mittlerer Länge, schlank; äußere und mittlere Zehe durch eine kleine Haut verbunden, innere Zehe frei. Schwanz wenig abgerundet, oder eckig abgeschnitten. Flügel mittelmäßig, erste Schwungfeder wenig kürzer als die zweite, längste.

Aufenthalt und Nahrung der beiden ersten Arten wie bei der vorhergehenden Gattung, doch lieben sie mehr den Moorboden, als den Sandboden; die übrigen Arten leben gewöhnlich an den Meeresküsten und am Ausflusse der Hauptströme; doch findet man sie auch in der Zugzeit — denn sämmtliche hierher gehörige Vögel sind Zugvögel — an Flüssen und Bächen, welche mit Sandbänken oder Sandschollen berandet sind **).

---

*) Des Verfassers neuere Wahrnehmungen stimmen mit denen des Hrn. Hofrath Meyer überein, daß die oben erwähnten gelben Theile einige Tage nach dem Tode des Vogels grünlich, späterhin fast ganz schwarz werden. S. Meyers Taschenb. d. Vögelkunde II, S. 317.

**) NB. Mehrere der hierher gehörigen Vögel — vielleicht alle — mausern sich, wie viele Sumpf- und Wasservögel, zweimal im Jahre. Während und nach jeder Mauser ändert sich die Gefiederfarbenzeichnung mehr oder weniger. Dieser Umstand hat dazu Veranlassung gegeben, daß ein und derselbe Vogel von den Ornithologen zwei und mehrmals als besondere Art beschrieben worden ist, wozu jedoch auch das beigetragen hat, daß bei vielen — vielleicht bei allen — Sumpfvögeln mit zunehmendem Alter der Schnabel sich verlängert. Bechstein, Meyer, Leisler, Becker, Schinz, Temmink und andere schätzbare Ornithologen neuerer Zeit haben sich durch Berichtigung der frühern Irrungen gedachter Art um die systematische Vögelkunde höchst verdient gemacht und fahren in ihrem schönen Streben nach Vervollkommnung fort. Der Ver-

Erste Art: Goldregenpfeifer, Saatvogel, Ch. auratus, *Suckow.* (Ch. pluvialis, *Linn.*)

Schnabel schwärzlich; Augenstern dunkelbraun; Füße dunkelaschgrau.

Winterkleid (vollkommnes, nach überstandner Herbstmauser): Scheitel, ganzer Oberkörper, nebst Flügel- und Schwanzdeckfedern rußschwarz, mit großen, auf den Federbarträndern vertheilten, goldgelben Flecken; Kopfseiten, Vorderhals und Brust aschfarbig, braun und gelblich gefleckt; übrige Untertheile, nebst Kehle weiß; Schwungfedern schwarz, mit an der Spitze weißen Schäften. Männchen und Weibchen nicht wesentlich unterschieden. Länge 10½ bis 11".

Junge des Jahres an den Obertheilen schwarzgrau, graugelb gefleckt.

Sommerkleid (vollkommnes, hochzeitliches, im Frühling): Obere Theile tief schwarz; alle Federbarträndern mit kleinen goldgelben, sehr lebhaften Flecken; an der Stirn und über den Augen rein weiß; am Seitenhalse, große schwarze und gelbe Flecken wechselnd; Kehle, Vorderhals und ganzer Unterleib schwarz. In der Frühlingsmauser bei alten und jungen Vögeln, nach derselben nur bei letztern am Unterleibe die schwarzen Federn mit weißen untermengt, und dies ist Ch. apricarius, *Gmel.*, *Linn.*

Zweite Art: Mornellregenpfeifer, Ch. morinellus, *Linn.*

Schnabel hornfarbig schwarz; Augenstern braun; Füße graugrünlich.

Winterkleid: Scheitel und Hinterkopf schwärzlichgrau; über den Augen ein breiter, weißgelbbräunlicher, im Nacken zusammenlaufender Streif; Gesicht weiß, schwarz punktirt; Oberkörper schwarzgrau, grünlich überflogen, alle Federn rostfarbig eingefaßt; Brust und Flanken graubräun-

---

fasser wird die ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel nach besten Kräften benutzen, um jeden der in der Folge aufzuführenden Vögel nach seinem Winter- und Sommerkleide (letzteres wird auch das hochzeitliche genannt) möglichst kurz und kenntlich zu beschreiben und zu dem Ende sich an Bechstein, Meyer und deshalb vorzüglich an Temmink halten, weil dieser, bei seinem steten Aufenthalte in der Nähe der Meeresküsten, im Besitz der herrlichsten Vogelsammlung, unterstützt durch glückliche Verhältnisse aller Art und ausgerüstet mit trefflichen Kenntnissen, in seinen Werken unendlich viel geleistet hat und leisten konnte.

lich, erstere mit einem breiten, weißen Bande; Unterleib weiß; erste Schwungfeder mit bis gegen die Spitze weißem Schafte; Schwanz am Ende weiß. Länge 8¼ bis 9″.

An Jungen die Grundfarben mehr aschgrau; der Scheitel rostbraun, mit schwärzlichen Längsflecken; die rostfarbige Einfassung der Federn weniger lebhaft; Unterleib rostgelb, weiß gefleckt; Schwanz am Ende rostgelb.

Sommerkleid: Gesicht und Streif über den Augen rein weiß; Scheitel und Hinterkopf schwärzlich; Genick und Seitenhals aschfarbig; Gefieder am Oberrücken und an den Flügeldeckfedern dunkelrostfarbig eingefaßt; Brust mit geradem, braunen Bande, darunter ein breites, weißes, etwas gebogtes; Vorderbauch und Seiten lebhaft rostfarbig; Bauchmitte tief schwarz; After braunröthlichweiß. (sehr altes Männchen).

Am Weibchen das Rostfarbige an den Flanken oft mit Aschgrau überflogen; der schwarze Fleck am Bauche undeutlich, oder mit weißen Federn durchsprengt.

Während der Mauser sehr verschiedene Abänderungen in der Zeichnung bei verschiedenen Einzelwesen dieser Art.

Dritte Art: Halsbandregenpfeiffer, Ch. hiaticula, *Linn* *).

Schnabel an der Spitze schwarz, sonst, wie der nackte Augenliedrand und die Füße, orangegelb; Augenstern nußbraun; Stirnband, Gegend zwischen Schnabel und Auge, ein über den Augen hin bis in den Nacken sich ziehender, breiter Kranz, auf der Brust eine breite Binde, deren Enden im Genicke sich vereinigen, dies Alles tief schwarz; ein zweites breiteres, weißes Stirnband unter dem schwarzen sich ausdehnend; Kehle, Halsband und Unterbrust, Bauch, Seiten, After und Schenkel rein weiß; Hinterkopf und alle nicht bekränzte und bebänderte, oberwärts gekehrte Körpertheile aschgraubraun; äußerste Steuerfeder weiß, die folgenden, bis auf die zwei mittelsten, in der Mitte mit dunkelbraunem Fleck, sonst weiß; alle Schwungfederschäfte gegen die Spitze hin rein weiß, auf den innern Schwungfedern ein weißer Fleck. Länge 7″ (Männchen).

Am Weibchen der Kopf schmaler, schwarz bekränzt, die Brustbinde schwarzbraun.

---

*) Unter dieser und den zwei folgenden Arten kleiner Regenpfeifer kann leicht Verwechslung statt finden; weshalb auf die angegebenen Kennzeichen bei der Untersuchung sehr genau zu achten ist.

An Jungen vor der ersten Mauser: alle bei Mannbaren schwarze Theile schwarzgrau; die Brustbände graubraun nur angedeutet; das Graubraun auf den Obertheilen heller, mit gelblicher Federeinfassung.

Vierte Art: Weißstirniger Regenpfeifer, Ch. albifrons, *Meyer;* Ch. cantianus, *Lath.*

Schnabel schwarz; Augenstern nußbraun; Füße dunkelbleifarbig; Stirn, breite Augenbraunen, ein Band im Nacken und alle unterwärts gekehrte Körpertheile rein weiß; Raum zwischen Schnabel und Auge, ein großer dreieckiger Fleck auf dem Kopfe, ein großer Fleck an jeder Seite der Brust tief schwarz; ein großer, schwarzgrauer Fleck hinter dem Auge; Scheitel und Genick sehr hell rostfarbig; weitere Theile des Oberkörpers aschgraubraun; alle Schwungfedern mit weißen Schäften; zwei äußere Steuerfedern weiß, die dritte weißlich, die übrigen braun. Länge $6\frac{1}{2}$" (Männchen).

Am Weibchen der dreieckige Fleck auf dem Kopfe fehlend; Raum zwischen Schnabel und Auge und Fleck hinter dem Auge braungrau; das Rostfarbige am Kopf und Nacken mit grauem Anfluge.

An den Jungen vor der Mauser nichts Schwarzes; Stirn, Augenbraunen und Nackenband nur weißlich angedeutet; großer brauner Fleck an den Seiten der Brust hellbraun angedeutet; alles Gefieder am Oberkörper braungrau, hellaschfarbig gerändert.

Fünfte Art: Kleiner Regenpfeifer, Ch. minor, *Meyer.*

Schnabel schwarz; Augenstern dunkelbraun; Augenliederrand hochzitronengelb; Füße bräunlichfleischfarben.

Sehr schmale, schwarze Binde an der Stirn, unter derselben eine breitere, weiße; Gegend zwischen Schnabel und Auge, breiter Streif über den Augen in senkrechter Linie durch dieselben herabwallend, unten verlaufend, breite Binde auf der Brust, deren Enden im Nacken zusammenstoßen, tief schwarz, Kehle, Halsband, Unterbrust und übrige untere Theile weiß; Hinterkopf, Unterhals und alle übrige oberwärts gekehrte Körpertheile braungrau; zwei äußerste Schwanzfedern weiß, mit rautenförmigem dunkelbraunen Fleck an der innern Fahne, dritte zum Theil weiß, übrige, die zwei mittelsten ausgenommen, mit weißer Spitze; erste Schwungfeder allein mit weißem Schafte. Länge 5" 8 bis 10‴ (Männchen).

Am Weibchen die Stirnbinde schmaler; der schwarze Streif über den Augen weniger hervorstechend.

An Jungen vor der Mauser: Schnabelwurzel

weißgelblich; die Theile, welche bei mannbaren schwarz sind, schwarzbraun; das Braungrau der obern Theile dunkler, die Federn rostfarbig eingefaßt.

Sieben und vierzigste Gattung: Sonderling (Sanderling), Arenaria.

Schnabel mittelmäßig dünn, gerade, von der Wurzel zusammengedrückt, an der Spitze niedergedrückt (abgeplattet), vor derselben breiter als in der Mitte. Nasenlöcher zur Seite, klein, länglicheirund; Füße schlank; Zehen durch keine Membran verbunden. Flügel mittelmäßig; erste Schwungfeder die längste.

Zu dieser Gattung gehört eine einzige Art, die von Linné und von vielen neuern Ornithologen zur Gattung Tringa gerechnet wurde; jedoch wegen ihrer äußern charakteristischen Unterscheidungszeichen sowohl, als wegen ihres abweichenden Habitus mit Unrecht.

Dieser Vogel macht sein Geheck im Norden und besucht auf seinen periodischen Wanderungen — oft in zahlreichen Flügen — die Meeresküsten eines großen Theiles des Erdballes. Einzeln oder in schwachzähligen Flügen trifft man ihn im spätern Frühling und im Frühherbst an den sandigen Ufern der größern Flüsse und großen Teiche (Weiher) in Teutschland. Seine Nahrung besteht aus Wasserinsekten und Würmern.

Wenige Vögel erscheinen — nach Maaßgabe des Alters und der periodischen Mauser — in so verschiedentlich colorirtem Federkleide, als dieser.

Art: Grauer Sonderling (grauer Sanderling), A. calidris, *Meyer* (A. vulg., *Beclst.*; Tringa arenaria, *Gmel.*, *Linn.*) *).

Schnabel und Füße schwärzlich, Augenstern braun.

Federkleid des Männchens und des Weibchens nach der Herbstmauser und im Winter. Alle obere Theile, nebst den Seiten des Halses aschgrauweißlich, auf dem Mittelpunkte jeder Feder ein kleiner, etwas dunklerer Strich; Gesicht, Kehle, Vorderhals und alle untere Theile rein weiß; Mittelgelenk und Rand am Flügel, ingleichen die Schwungfedern schwarz, Ursprung und Schäfte der letztern rein weiß; Flügeldeckfedern weiß gerandet; Steuerfedern aschgrau, weiß eingefaßt. Länge 7¼".

---

*) *Temminck* Man. d'ornith. p. 333—337.

(Gemeiner Sandläufer: Leisler, Nachtr. zu Bechst. N. G. Teutsch. Heft 1. S. 30 u. 39.)

Männchen und Weibchen im hochzeitlichen (Sommer-) Kleide: Gesicht und Scheitel mit großen, schwarzen Flecken, rostfarbig gerandet, der Rand weiß umschnürt; Hals, Brust und höchster Theil der Flanken rostfarbiggrau, auf der Mitte jeder an der Spitze schmuzig weißen Feder mit schwarzem Fleck; Rücken und Schultern dunkel rostfarbig, mit großen schwarzen Flecken, alle Federn schmuzig weiß gerandet und gespitzt; Flügeldeckfedern braunschwärzlich, mit rostfarbigen Kreuz- und Querstreifen; zwei mittelste Steuerfedern schwarz, mit rostgrauem Rande; untere Theile rein weiß.

(Gemeiner Sandläufer im hochzeitlichen Kleide, Leisler, Nachtr. z. Bechst Nat. Gesch Teutschl. Heft 1. S. 40. Nr. 3 — ein in der Frühlingsmauser begriffener Vogel.)

Junge vor der ersten Mauser: Scheitel, Rücken, Schultern und Flügeldeckfedern schwarz, alle Federn gelblich klein gefleckt und eben so gerandet; Strich zwischen Schnabel und Auge braungrau; Nacken, Seiten des Halses und der Brust hellgrau mit feinen geflammten Strichen; Stirn, Kehle, Vorderhals und alle untere Theile rein weiß; Flügelrand, Schwung- und Steuerfedern wie bei den mannbaren Vögeln.

(Junger grauer Sandläufer, Leisler, a. a. O. S. 38. Nr. 1.; Grauer Sonderling, Meyers Taschenb. II, S. 326 *).)

Acht und vierzigste Gattung: Strandreuter, Himantopus **).

Schnabel lang, dünn, zylindrisch, an der Wurzel platt, an der Spitze zusammengedrückt, an der Seite bis zur Hälfte ge-

---

*) „Bei einer Art, bei welcher — nach Maaßgabe des Alters und in Folge der periodischen Mauser — die Gefiederfarben so sehr sich abändern, kommen begreiflicher Weise Exemplare vor, welche noch in voller Mauser begriffen sind und welche daher ein und das andere Federkleid theilweise tragen. Zu Anfang der Frühlingsmauser findet man daher Exemplare mit aschgrauem Gefieder, die große schwarze Flecken und wenig Rostfarbiges auf dem Rücken haben; im Herbste hingegen haben viele mehr oder weniger noch vom Sommer- oder vom Jugendkleide an sich. NB. Diese Bemerkung gilt für alle Strand- und Schwimmvögel, die zweimal alljährlich sich mausern." Temm. a. a. O. S. 336.

**) *Temminck* Man. d'ornith. p. 337 — 339.

rieft. Naſenlöcher lang, linienförmig. Füße ſehr lang, dünn, zuſammengedrückt, elaſtiſch biegſam; Mittelzehe mit der äußern durch eine breite Membran, mit der innern durch ein ganz ſchmales Häutchen verbunden; Nägel ſehr klein und platt. Flügel ſehr lang; erſte Schwungfeder viel länger als die übrigen.

Wir kennen von dieſer Gattung gleichfalls nur eine in Aſien und Amerika öfter als in Europa (an der Oſtſee) — überall jedoch nicht häufig — vorkommende Art. Sie wählt zu ihrem Aufenthalt am liebſten Meeresküſten und Ufer ſalziger Seen, doch wird ſie auch, auf dem Zuge begriffen, zuweilen an der Donau, in einigen Gegenden Schleſiens, an den Seen im Mannsfeldiſchen, und an andern teutſchen Strömen und Flüſſen, im Mai, Julius und Auguſt angetroffen. Ihre Nahrung ſoll in Inſekten und deren Larven, kleinem Gewürm und Fliegen, auch in Froſchlaich beſtehen. Ihr Flug iſt außerordentlich ſchnell; der Gang aber muß — wegen der langen, dünnen Füße — unbeholfen und ſchwankend ſeyn. Sie mauſert ſich nur einmal im Jahre, und zwar im Herbſte.

Art: Schwarzflügeliger Strandreuter, H. atropterus, *Meyer*; H. rufipes, *Bechst.* (Charadrius himantopus, *Gmel.*, *Linn.*)

Schnabel ſchwarz; Augenſtern karmeſinroth; Füße blutroth. Stirn und ganzer Unterkörper weiß, an Bruſt und Bauch ins Röthliche fallend; Hinterkopf und Nacken ſchwarz oder ſchwärzlich mit weißen Flecken — bei ſehr Alten erſter zuweilen, letzter öfters ganz weiß; Oberrücken und Flügel ſchwarz mit grünlichem Schiller; Schwanz aſchgrau. Länge von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende 1′ 2″, bis an die Nägel beinahe 1′ 7″ (altes Männchen).

Am kleineren Weibchen fällt das Schwarze des Oberrückens und der Flügel mehr ins Braune, der grünliche Schiller fehlt.

Die gleichfalls kleineren Jungen haben orangefarbige Füße mit unförmlich dicken Knieen, gelbbraunen Augenſtern; Rücken und Flügeldeckfedern lichtbraun, mit weißlichen Federſäumen; Scheitel, Hinterkopf und Oberhals grauſchwärzlich, mit weißlichen Federrändern.

Neun und vierzigſte Gattung: Auſterfiſcher, Haematopus.

Schnabel lang, ſtark, gerade, an den Seiten zuſammengedrückt — an der Spitze am meiſten —, keilförmig zugeſpitzt, in der Mitte des Oberſchnabels etwas niedergedrückt. Naſenlöcher zur Seite, nach der Länge in der Schnabelrinne gleich-

breit eingeschnitten. Zunge kaum ein Drittheil so lang als der Schnabel. Leib stark, entenartig. Füße nicht hoch, stark, muskulös; Mittelzehe mit der äußern bis an das erste Gelenk durch eine Membran verbunden, mit der innern durch ein schmales Häutchen; alle Zehen häutig schmal berändert. Flügel mittelmäßig; erste Schwungfeder die längste.

Aufenthalt vorzüglich an Meeresküsten, in Holland und England häufig; in der Heckzeit isolirt lebend, auf dem Zuge flugweise vergesellschaftet, im Frühling und Herbste an den Main, Rhein und andere deutsche Flüsse einzeln sich verfliegend.

Nahrung vorzüglich kleines Seegewürm, von Schaalthieren, Austern und Tellermuscheln, die sie mit sich an das Land ziehen; auch — sagt man — an den Strand ausgeworfenes Aas.

Sie fliegen und laufen schnell. Ihr Laut ertönt hoch und stark schreiend. Sie mausern sich alljährlich nur einmal, im Herbste.

Art: Rothfüßiger Austernfischer, H. ostralegus, *Linn.*

Schnabel und Ring um die Augen sehr lebhaft orangeroth; Augenstern karmesinroth; Füße ziegelroth; Kopf, Hals, Oberbrust, Rücken, Flügel und Schwanzende tief schwarz; Steiß, Schwung- und Steuerfedern von der Wurzel an, ein Querband über die Flügel und alle untere Theile, rein weiß. Länge 1′ 3″ 6‴ (Mannbare beiderlei Geschlechts)*).

An Jungen vom Jahre Schnabel und Augenring braunschwärzlich; Augenstern braun; Füße graugelb; das schwarze Gefieder ins Braune fallend und braun eingefaßt; alles Weiße schmutzig. Bis zur zweiten Mauser sind am Schnabel immer noch schwärzliche Flecken sichtbar.

Funfzigste Gattung: Läufer, Cursorius.

Schnabel kürzer als der Kopf, rundlich, von der Wurzel bis zur Spitze unterwärts gekrümmt, spitzig; über den Nasenlöchern eine kleine Erhabenheit; Rachen weit, tief eingeschnitten; Nasenlöcher eiförmig. Füße lang, dünn; Zehen kurz, fast ganz getrennt, innere um die Hälfte kürzer als die mittlere; Nägel sehr klein. Flügel mittelmäßig; erste Schwungfeder fast so lang als die zweite, längste.

---

*) So der in Europa vorkommende Vogel dieser Art. Herr Hofrath Langsdorf fand den Haem. australegus auf den aleutischen Inseln und an der Nordwestküste von Amerika stets ganz schwarz, ohne Spur von Weiß. Meyers Taschenbuch II, 313.

Diese Vögel scheinen den heißen Gegenden von Afrika und Asien anzugehören. Nur vier Exemplare von nachstehender Art wurden bis jetzt in Europa entdeckt, nehmlich eins in Frankreich, eins in England, eins in der Schweiz und ein am 17. Nov. 1807 bei Braunshard im Darmstädtischen auf flachem Sandfelde geschossenes.

Art: Isabellfarbiger Läufer, C. isabellinus, *Meyer.*

Schnabel grau, bis auf einen gelben Streif am hintern Grunde des Unterkiefers; Füße gelblichgrau; Körper isabellfarbig; Flügeldeckfedern grau gesäumt; Kehle weißlich; hinter den Augen ein doppelter schwarzer Streif; Schwanzfedern isabellfarbig, die mittelsten ausgenommen, an der Spitze schwarz, mit einem weißen Flecken. Länge 9″.

(Dies die vom Herrn Hofr. Meyer gelieferte Beschreibung des — muthmaßlich alten — Vogels, welcher in der Schweiz geschossen wurde *).)

Abänderung: Körper isabellfarbig; hinter dem Auge ein schwarzer Streif, über dem Auge ein weißer; Scheitel mit feinen breiten Strichelchen; Kehle und Bauch weiß; Flügeldeckfedern mit bräunlichen, zackigen Wellenlinien; Schwungfedern schwarz, mit weißlicher Einfassung; äußere Federn des isabellfarbigen Schwanzes auf der innern Fahne an der Spitze einen braunen Fleck, alle übrige gleichfarbig.

(So beschreibt Hr. Hofr. Meyer den im Darmstädtischen erlegten Vogel, welchen derselbe für einen jungen zu halten geneigt ist.)

Zweite Abtheilung.

Wasservögel, Aves aquaticae **).

Neunte Ordnung. Sumpfvögel, Grallatores (Grallae).

Schnabel verschiedentlich gestaltet. Füße lang, schlank, mehr oder weniger nackte Haut über der

---

*) S. Wolfs und Meyers Taschenb. II, 328.

**) Die v. Herrn Hofrath Meyer den Wasservögeln beigezählten Vögel der vorhergehenden II. Unterordnung (Gatt. 44 bis 50) wurden deshalb hier zu den Landvögeln gerechnet, weil sie auf trocknem Lande eigentlich leben. Wie bei der gedachten II. Unterordnung, wird der Verfasser fernerhin die Temminkische Eintheilung befolgen. (S. Man. d'ornith. p. 343 ff.)

Ferse (dem Knie); drei Zehen nach vorn, eine nach hinten gestellt.

Die unter dieser Ordnung vorkommenden Vögel halten sich in der Nähe der Gewässer (die meisten, fast immer, auf sumpfigem Boden) auf; nähren sich durchgängig von Reptilien, von Land- und Wasserinsekten, mehrere auch von Fischen, Fröschen, vom Laich und von Conchylien — die einzige Gattung Kranich (Grus) auch von grünem Getreide, Getreidekörnern und von Sumpfkräutern. Sie sind sämmtlich Zugvögel, welche den Winter im mittäglichsten Europa oder jenseits des mittelländischen Meeres zubringen. Ihre Wanderungen machen sie in Flüge vereinigt. Mehrere Gattungen ziehen ihrer Nahrung im Moraste und auf feuchtem Boden, andere am seichten Ufer, im Wasser — ohne jedoch zu schwimmen — nach; unter andern Gattungen befinden sich Arten, die — bei langer, schlanker Fußwurzel und bei fast oder ganz getrennten, oft sehr langen Zehen — mit gleicher Behendigkeit schwimmen und tauchen, wie gewisse Arten mit kurzen Flossenfüßen; noch einige andere Gattungen haben Lappen- oder Flossenfüße mit langer, schlanker Fußwurzel und schwimmen doch nie. Männchen und Weibchen sind, dem Aeußern nach, nicht wohl von einander zu unterscheiden. Einige Gattungen — oft nur eine oder die andere Art derselben — mausern sich alljährlich zweimal, und es tritt dann periodisch ein Gefiederfarbenwechsel ein; andere Gattungen sind alljährlich nur einer Mauser unterworfen, dann aber vergehen mehrere Jahre, ehe der junge Vogel das standhafte Kleid des mannbaren trägt.

Ein und funfzigste Gattung: Kiebitz, Vanellus.

Schnabel hart, kurz, dünn, gerade, zusammengedrückt, vor dem kurz zugespitzten Ende etwas höckerig aufgetrieben, Ober-

kiefer an der Wurzel sehr erweitert; Nasenlöcher zur Seite länglich und schmal in die Membran eingelassen, welche den Oberkiefer an der Wurzel deckt; Zunge kurz und dünne. Kopf rundlich, mit hoher Stirn, an den Seiten etwas beigedrückt; Füße dünne; zwischen der Äußen- und Mittelzehe eine schmale Membran; Hinterzehe vingliedrig, sehr kurz, oft nur warzenähnlich mit einem Nagel, hoch sitzend.

Wie alle wurmfressende Vögel unseres Erdstrichs, kommen auch die Kiebitze im Frühling zu uns und ziehen im Herbste, familienweise in zahlreiche Flüge vereinigt, wieder ab. Sie leben und nisten vorzüglich gern auf nassen oder doch stets feuchten Stellen, und nähren sich von Regen- und andern Würmern, von Insekten und deren Larven.

Erste Familie.

Hinterzehe äußerst kurz; Flügel gespitzt, erste Schwungfeder die längste.

Mauser doppelt im Jahre.

Art: Schwarzbunter Kiebitz (Schweizer Kiebitz), V. melanogaster, *Bechstein.* (Tr. helvet. *Linn.*)

Schnabel dunkel olivenbraun, fast schwarz; Augenstern tief braunschwarz; Füße aschgrauschwarz.

Beide Geschlechter im Winterkleide: Stirn, Augenbraunen, Kehle, Mitte des Bauches, After und Schenkel rein weiß; Vorderhals und Seiten der Brust weiß, mit aschfarbigen und braunen Flecken; Oberkörper braunschwärzlich mit gelbgrünlichen Flecken, die einzelnen Federn aschfarbig und weißlich endend; untere Schwanzdeckfedern mit schmalen braunen Querbändern; Schwanz von der Wurzel an weiß, gegen das Ende rostfarbig mit braunen Querstreifen, die an den äußern Federn blaß und geringzählig sind. Länge 10″ 6 bis 7‴.

Junge vor der Mauser sind den Alten oder Jungen im Winterkleide mehr oder weniger ähnlich; Stirn, Augenbraunen, Brust- und Bauchseiten mit großern aber blassern Flecken; Oberkörper mit schwachem Anflug von Hellgrau und schmutzigem Weiß; an den Enden der Schwungfedern etwas Weiß; Querstreifen am Schwanze grau.

Hochzeitliches (Sommer-) Kleid (vollkommenes): Gegend zwischen Schnabel und Augen, Kehle, Vorderhals, nebst Grenze an den Seiten desselben, Mitte der Brust, Bauch und Seiten tief schwarz; Stirn und breites Band über den Augen, übrige Seitentheile des Halses,

Seiten der Brust, After und Schenkel rein weiß; Nacken braun, schwarz und weiß unter einander; Hinterkopf, Rücken, Schulterfedern und Flügeldeckfedern tief schwarz, alle Federn dieser Theile mit weißen Endflecken, die an den Deck- und Schulterfedern am größten sind; von der Flügelwurzel bis ans erste Gelenk, die untern Deckfedern schwarz; untere Schwanzdeckfedern mit schrägen schwarzen Bändern; mittelste Schwanzfedern schwarz und weiß gestreift.

Anmerkung: In der Mauserzeit sind an manchen Exemplaren von Alten die schwarzen Untertheile mit weißen Federn, die weißen Untertheile mit schwarzen Feder einzeln untermengt.

Zweite Familie.

Hinterzehe kurz; Flügel ausgebreitet, äußerste drei Schwungfedern gleichmäßig abgestuft, kürzer als die vierte und fünfte, welche die längsten sind.

Jährlich nur einer Mauser unterworfen.

Art: Gehäubter Kiebitz, Van. cristatus, *Meyer.* (Tr. Vanellus, *Linn.*)

Schnabel schwarzbraun; Augenstern nußbraun; Füße im Sommer fleischroth, im Herbste rothbraun; Federbusch am Hinterkopf lang, dünnfedrig, von der Wurzel an wagerecht liegend, an der Spitze aufwärts gekrümmt; dieser, nebst Scheitel, Vorderhals und Brust schwarz mit Schiller; Oberkörper dunkel stahlgrün mit Purpurschiller; Seitenhals, Bauch, After und Schwanzfedern von der Wurzel an weiß; letztere — mit Ausnahme der äußersten — schwarz endend; untere Deckfedern rosifarbig. Länge 12½ bis 13" (Männchen).

Am Weibchen Kehle und Brust weniger tief schwarz.

An flugbaren Jungen vor der ersten Mauser, die Füße schmutzig olivengrün; der Federbusch kürzer; die Gegend über den Augen schwärzlich; Kehle und Brust — was auch bei Alten, während der Mauser der Fall ist — weiß und aschfarbig gefleckt; das gesammte Gefieder an Ober- und Untertheilen mit gelbröthlichen Spitzen.

Zwei und funfzigste Gattung: Steindreher, Strepsilas, *Temmink.*

Schnabel kürzer als der Kopf, sehr hart, an der Wurzel stark und breit, an den Seiten etwas zusammengedrückt, pfriemförmig, beide Kiefer etwas nach oben gebogen (der untere merklicher als der obere); Nasenlöcher zur Seite in einer Rinne liegend, länglich, durch eine Membran halb

verschlossen, durchgehend; Kopf klein; Augen groß, tiefliegend; Hals kurz; Leib kurz, wenig zusammengedrückt; Füße mittelmäßig, stämmig, über der Ferse (Knie) wenig Nacktes, Vorderzehen ganz getrennt, Hinterzehen tiefsitzend; Flügel gespitzt. Erste Schwungfeder die längste.

Diese Vögel besuchen auf dem Frühlings- und Herbstzuge die gemäßigten Erdstriche von Europa nur auf kurze Zeit. In Teutschland findet man sie im Mai und September vereinzelt (selten zu Zwei) am flachen, sandigen Ufer der Flüsse, wo sie, nach Art der Regenpfeifer und der Sonderlinge, hin- und herlaufend, ihre aus Insekten und Würmern bestehende Nahrung suchen *).

Temmink glaubt, daß die Steindreher alljährlich nur einmal sich mausern, und daß erst nach der zweiten, vielleicht auch erst nach der dritten Mauser die Gefiederfarben bei ihnen standhaft werden **).

Art: Halsband-Steindreher, S. collaris, *Temmink.*

Schnabel dunkel grauschwarz, Unterkiefer nach der Wurzel heller; Augenstern braun; Füße zinnoberroth, an den Gelenken schwärzlich; der nackte Schenkeltheil vorn schwärzlich, hinten roth. Hauptfarbe des Ober- und Unterkörpers weiß;

Nebenzeichnung folgende: Glänzend schwarz, ein gerades Stirnband, welches sich nach dem Auge und zum Theil durch dasselbe zieht, unter demselben breiter wird, von da einer Seits nach dem Unterkiefer zugeht, anderer Seits, an den Seiten des Halses fortlaufend, die Kehle umgibt, auf dem Vorderhalse einen breiten Flecken bildet und die Seiten der Brust einnimmt, von da vor den Flügeln hinaufsteigt; rostrothlich weiß mit schwarzen Längsstreifen der Scheitel; lebhaft dunkelrostbraun mit großen schwarzen Flecken der Oberrücken, die Schultern und die Flügeldeckfedern; braun, ein breites Band auf dem Steiß.

Der abgerundete Schwanz, oben graulich, mit schwarzem Bande vor dem weißen Ende, unten weiß mit schwarzem Bande; äußerste Feder weiß. Länge 8″ 2 bis 3‴ (altes Männchen im Hochzeitkleide).

---

*) Aus Obigem ergibt sich, daß diese Vögel, wie die aus der Gattung Glareola, ihrem Habitus nach, nicht eigentlich zu den Sumpfvögeln gerechnet werden können, sondern daß nur die Beschaffenheit der Zehen ihnen diesen Platz angewiesen hat.

**) Man. d'ornith. p. 349.

Das Weibchen unterscheidet sich nur durch weniger reine Zeichnung und durch minder tief schwarze Farbe.

An Jungen keine Spur von Schwarz und Dunkelrostbraun. Kopf und Nacken bräunlich aschgrau, dunkelbraun gestrichelt; Seiten des Kopfs und Halses mit weißen Flecken; Kehle und Vorderhals weißlich; Brust an den Seiten dunkelbraun mit weißlichen Federspitzen: übrige Untertheile und Unterrücken weiß; Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern dunkelbraun, alle Federn gelblich breit gerändert; Querband auf dem Steiß dunkelbraun, rostfarbig eingefaßt; Füße rothgelblich. Mit zunehmendem Alter des Vogels tritt die schwarze Farbe deutlicher hervor und die Zeichnung wird reiner.

Drei und funfzigste Gattung: Giarol (Sandhuhn), Glareola.

Schnabel stark, kurz mit erhabenem Rücken, gegen die Spitze zusammengedrückt; Oberschnabel von der Mitte seiner Länge an gekrümmt, an der Spitze hakenförmig, ohne Ausschnitt; Nachen weit, Nasenlöcher zur Seite schiefliegend, länglich eirund; Füße fast bis zur Ferse (Knie) befiedert; Fußwurzel lang, Zehen eben so und dünne, die äußere mit der Mittelzehe durch eine schmale Haut verbunden, die innere frei; Nägel schwach, wenig gekrümmt, dünne, mittelster fast doppelt so lang, als die an den Seitenzehen, hinterer sehr kurz; Schwanz gegabelt; Flügel lang. Erste Schwungfeder viel länger als die übrigen.

Die Giarol's sind eigentlich auf heißen und warmen Erdstrichen, an süßen Gewässern einheimisch: die in Teutschland bekannte Art kommt im Frühling und Herbst an die südlichen Flüsse und Seen, z. B. in Oesterreich, Alt-Baiern, Tyrol, Schlesien, äußerst selten an den Rhein; Meeresküsten besuchen diese Vögel sehr selten. Sie leben von kleinen Würmern und Wasserinsekten. Sie fliegen sehr schnell und anhaltend, laufen auch mit vieler Behendigkeit. Sie mausern sich jährlich nur einmal.

Art: Halsband-Giarol, G. torquata, *Meyer*. (Hirundo pratincola, *Linn.*)

Schnabel schwarz, an der Wurzel und in den Ecken zinnoberroth; Augenstern rothbraun; Füße röthlich grau, nackter Ring um die Augen zinnoberroth; Oberkörper graubraun; Kehle und Bauch weiß, mit röthlichem Anflug, erstere mit einem schmalen schwarzen Bande eingefaßt, das nach dem Schnabelwinkel hinausläuft; Gegend zwischen Schnabel und Auge schwärzlich; Gurgel und Brust rothgrau; unters

Schwanzdeckfedern und Fahnenwurzel der Steuerfedern weiß, das Uebrige der Fahne an letztern schwarzbraun. Länge 9¼". (Beide Geschlechter sind gleich gezeichnet.)

An Jungen die obern Theile graubraun, dunkler durchwellt, die Federn mit weißem Saum; Kehle weißröthlich mit häufigen dunkelbraunen Flecken, Brust und Bauch aschgrau mit braunen Flecken.

Gewöhnliche, vielleicht von jugendlichem Alter abhängige Varietäten: dunkler oder heller graubraun an den Obertheilen; das Weiße an der Kehle mehr oder weniger ins Röthliche oder Rostfarbige fallend. Die schwarze Umgebung der Kehle mehr oder weniger tief schwarz, bald mit einem sehr schmalen weißen Strich umgeben, bald das ganze Band nur durch schwarze kleine Flecken angedeutet.

Vier und funfzigste Gattung: Kranich, Grus.

Schnabel ungefähr so lang als der Kopf, stark, gerade, zusammengedrückt, nicht sehr spitz, an den Seiten von der Wurzel her tief gefurcht, an der Spitze etwas gewölbt; Nasenlöcher in Furche des Oberschnabels, linienförmig, durchgehend, von hinten herein durch eine Membran verschlossen; Zunge spitz und fleischig, der Hühnerzunge gleich. Am Kopfe verschiedene Stellen unbefiedert, doch um die Augen keine nackte Haut (dies gilt nur von der europäischen Art); Füße lang, stark, über der Ferse weit hinauf nackt; Zehen mittelmäßig, äußere mit der mittleren durch eine schmale Membran in Verbindung, innere frei, hintere kurz, nicht bis auf den Boden reichend; Nägel spitzig; Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder kürzer als die zweite, diese fast von gleicher Länge mit der dritten, längsten.

Der Magen fast muskulös; zwei lange Blinddärme.

Nahrung grünes Getreide und reife Körner desselben, Conchylien, Würmer, Frösche.

Art: Aschgrauer Kranich, Gr. cinerea, *Meyer.*

Schnabel schwarzgrünlich, nach der Spitze zu hornfarbig, am Ursprunge röthlich; Augenstern rothbraun; Füße schwarz; Vorderkopf schwarz mit Borsten besetzt, Hinterkopf mit nackter, warziger, rother Haut — beim Weibchen diese nicht so weit ausgebreitet als beim Männchen; Körper aschgrau; Nacken, Vorderhals und Schwungfedern dunkel-

schwarzbraun; am Flügelende schöne, lange, faserige, buschige, gekräuselte Federn. Länge 3' 8 bis 10".

Den Jungen mangelt bis zur zweiten Herbstmauser die kahle Kopfstelle entweder ganz, oder ist doch nur wenig sichtbar; die schwarzbraune Farbe am Vorderhalse ist entweder gar nicht da, oder nur durch Längsflecken von dieser Farbe angedeutet.

Fünf und funfzigste Gattung: Storch, Ciconia.

Schnabel lang, stark, gerade, walzenförmig, spitzig, schneidig, Oberkiefer mit dem Kopfe von gleicher Höhe; Unterkiefer sich ein wenig nach oben krümmend; Nasenlöcher enge und verlängert, nahe an der Wurzel des Oberkiefers liegend; Augen mit nackter Umgebung, welche nicht bis zur Schnabelwurzel reicht; Zunge klein, spitzig, tief im Schlunde liegend. Unter dem Schnabel an der Kehle ein nackter, ausdehnbarer Sack; Füße lang; Zehen kurz, vordere bis zum ersten Gelenk durch eine Membran verbunden, hintere wagerecht mit jenen stehend; Nägel kurz, platt, stumpf, ungezähnelt; Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder kürzer als die zweite, und diese fast so lang als die dritte, vierte und fünfte, welche die längsten sind.

Mit fast muskulösem Magen und zwei kurzen Blinddärmen.

Sie sind bei uns Zugvögel, die gewöhnlich im März ankommen — das Männchen allemal zuerst —, und im September in Gesellschaft fortreisen.

Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Reptilien, Fröschen und Froschlaich, auch in kleinen Fischen, Mäusen, Maulwürfen u. dgl., und sie gehen dieser in sumpfigen, mit Buschwerk einzeln bestockten Gegenden nach.

Erste Art: Weißer Storch, C. alba, *Bechstein.*

Schnabel und Füße roth; nackte Haut um die Augen schwarz; Augenstern braun; ganzer Körper weiß; Schulter- und Schwungfedern schwarz. Länge 3' 3" *).

---

*) Nach Herrn Hofr. Meyer (s. Taschenb. II. S. 346) soll der weiße Storch nicht, wie man bisher glaubte, im Herbste von uns nach Egypten, sondern nur bis Aleppo und Spanien ziehen; auch dort — wie bei uns, nur häufiger — sein Nest auf Häuser, Thürme und altes hohes Gemäuer, selten auf völlig abständige Bäume stellen, und da das zweite Gehecke machen. Dort werden die Störche, wie bei uns, wegen ihrer Nützlichkeit für den Naturhaushalt, sorgsam geschont. In Japan und in der Gegend von Bagdad sollen sie kaum Strichvögel, sondern meist Standvögel seyn.

Zweite Art: Schwarzer Storch, C. nigra, *Bechstein.*

Schnabel, nebst nackter Haut um die Augen und unter dem Unterkiefer, karmesinroth; Augenstern braun; Füße dunkelroth. Hauptfarbe schwärzlich mit purpurfarbigem und grünlichem Schiller; Unterbrust und Bauch weiß. Länge beiläufig 3'.

An Jungen ist der Schnabel, die nackte Haut um die Augen und an dem Unterkiefer, sammt den Füßen olivengrün; Kopf und Hals rußbraun, an letzterm das Gefieder weiß gerändert; Oberkörper, nebst Flügel- und Schwanzfedern braunschwarz mit wenigem blauen und grünen Schiller.

Anmerk. Diese Art hält sich mehr als die erste in abgelegenen, mit Gesträuch bestockten Sümpfen und an seichtufrigen Waldteichen (Weihern) auf; stellt ihr Nest auch auf im Walde benachbarte hohe Bäume, und brütet daselbst zwei bis drei schmutzig weiße, grün überlaufene Eier aus. Meyers Taschenb. II. S. 349.

Sechs und funfzigste Gattung: Reiher, Ardea.

Schnabel länger, oder von gleicher Länge mit dem Kopfe, stark, gerade, spitzig, etwas zusammengedrückt; Oberschnabel an jeder Seite mit seichter Längsfurche, vor der Spitze mit kleinem Einschnitt. Nasenlöcher fast an der Wurzel des Oberschnabels in der Seitenfurche liegend, länglich, oben zur Hälfte durch eine Membran bedeckt; Augen nahe an der Schnabelwurzel mit nackter Haut umgeben, welche am Schnabel sich anschließt; Zunge lang, spitzig, flach, häutig; Füße lang, dünne; über der Ferse (Knie) mehr oder weniger nackt; äußere Zehe mit der mittleren durch eine kurze Membran verbunden, innere frei mit dieser die hintere am nehmlichen Kopfe des Fersenbeines und gleichsam unter der Ferse vergliedert; Nägel lang, zusammengedrückt, spitzig, der mittlere am innern Rande gezähnelt. Zwei aus wolligem Flaum bestehende Büschel zu beiden Seiten der Brustmitte und zwei dergleichen zu beiden Seiten des Afters *); Körper klein; Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder wenig kürzer als die zweite und dritte; welche die längsten sind. Magen häutig; Blindarm einfach.

---

*) Die Basis jeden Büschels ist eirundlich und zeichnet sich in der abgezogenen Haut durch besondere Consistenz und Farbe

Aufenthalt in Sümpfen, von wo aus sie die in der Gegend befindlichen flachufrigen Seen und Teiche, der Nahrung halber, welche aus Fischen und deren Brut, aus Fröschen und deren Laich, aus Muscheln, Wasser- und Feldmäusen, auch aus Insekten, Schnecken und Würmern aller Art besteht, besuchen. Die Geschlechter zeichnen sich dem Aeußeren nach nicht von einander aus. Die Reiher machen, als Zugvögel, ihre Reisen in Gesellschaft mit ihres Gleichen; auch wo sie häufig sind, öfters mehrere ihr Gebeck in nachbarlichem Verein. Im Fluge und in der Ruhe legen sie den Hals bogenförmig zusammen, so daß der Kopf sich auf den Oberrücken stützt.

a) Dünnhälsige Reiher.

Schnabel lang, gerade; die sehr langen Füße hoch über der Ferse unbefiedert; Hals lang, auf beiden Seiten zusammengedrückt; die Federn des Vorderhalses mehr oder weniger über den Hinterhals hinausreichend, letzter der ganzen Länge nach mit schmalem, wolligflaumigem Streif.

Nahrung vorzüglich aus Fischen bestehend.

Erste Art: Aschgrauer Reiher (gemeiner Reiher), A. cinerea, *Latham.*

Schnabel, nackte Zügel und Augenstern goldgelb; Füße dunkelbraun, röthlich überlaufen; nackter Theil der Schenkel ziegelröth.

Auf dem Kopfe ein herabhängender schwärzlicher Federbusch; Rücken aschblau; Unterleib weiß, an den Seiten sammetschwarz; am Vorderhalse und an der Brust schwarze Längsflecken, am ersteren lange, silberweiße Federn. Länge 3′ 1 bis 2″ (über drei Jahr Alte).

(Abänderungen nach dem Alter und zufällige — welche letztere bei allen Küsten- und Meer-Vögeln höchst selten vorkommen —, s. Th. II. Abschnitt III. Abth. 2. Kap. Aschgrauer Reiher.)

Zweite Art: Purpurreiher, A. purpurea, *Linn.*

Oberschnabel dunkelbraun, Unterschnabel, nackte Zügel und Au-

---

aus. Gleich nach der Mauser erscheinen auf diesen Stellen eine Menge steifer Fäden, die sich nach und nach von der Spitze an öffnen und aus welchen der Flaum hervorritt. Dieser hat einen besondern Geruch, durch welchen, nach Borkhausen, Fische und andere kleine Wasserthiere angelockt werden sollen.

genstern gelb; vorderer Theil der Füße und die Zehen grünlich braun, hinterer Theil der Füße und nackter Theil der Schenkel schmutzig grüngelblich; Scheitel schwarz mit einem Federbusch, der — beim Männchen — zwei lange herabhängende Federn enthält; Oberleib aschgrau mit olivengrünem Anstrich; Unterleib rothbraun mit purpurfarbigem Anstrich. Länge 2′ 9 bis 10″. (Altersverschiedenheit ꝛc. s. Th. II. Abth. II. das hierher gehörige Kapitel).

Dritte Art: Schwarzer Reiher, A. atra, *Linn.*

Mit glattem Kopf, nacktem Gesicht und schwarzem Körper. Ungefähr von der Größe des Purpurreihers *).

(Wohnort angeblich Schlesien, vorgekommen im Königreich Sachsen.)

Vierte Art: Großer Silberreiher, Federbuschreiher, A. egretta, *Linn.*

Schnabel schmutzig gelb; nackte Zügel und Augenkreis dunkelgrün; Augenstern goldgelb; Füße dunkelbraun, fleisch-

---

*) Teutschlands Ornithologen, welche obstehende Art theils ganz ausgestrichen, theils bezweifelt haben, mögen es mir zu gute halten, wenn ich, eigner Wahrnehmung zufolge, das Daseyn des schwarzen Reihers noch immer für wahr halte.

Es war nehmlich im Julius des Jahres 1806, als ich Morgens frühe, aus einem zum Rittergute Ober-Nitzschke (in dem königl. sächs. Amtsbezirk Grimma belegen) gehörenden Waldstücke, an welches ein ansehnlicher Teich stößt, heraustretend, neben einem aschgrauen Reiher einen mir kohlschwarz scheinenden erblickte. Ehe ich schußfertig werden konnte, standen beide auf, gaben beide den Reiherlaut aus, spritzten beide auch im Aufstehen nach Reiherweise, die Exkremente von sich. Aus großer Ferne schoß ich beide Läufe meiner, leider! mit Nr. 4. geladenen Zwillingsflinte auf den raren Mohren, und ihm mit jedem Schusse Federn ab, auch den einen Schenkel entzwei. So flogen beide Kameraden in einer weiten Ebene etwa 3000 Schritt in Gesellschaft fort; dann trennte der Kranke sich vom Gesunden, schwebte noch eine große Strecke weiter und fiel endlich in einer fremden, sehr großen Kornflur herunter. Folgen konnte und durfte ich nicht, und, obwohl ich eine bedeutende Summe der Dorfschaft bot, zu welcher die Feldmarkung gehört, wenn der bei der bevorstehenden Ernte etwa sich findende Vogel mir gebracht würde, so habe ich ihn doch nicht erhalten. Näheres darüber zu sagen, bin ich daher nicht im Stande, daß aber der schwarze Vogel, worauf ich geschossen habe, wirklich ein Reiher, Ciconia nigra, war, dessen bin ich so vollkommen gewiß, daß ich fast darauf schwören wollte. d. Verf.

farbig überlaufen; der Kopf mit kleinem Federbusch; Gefieder überall rein weiß; einige stark und gerade geschäftete, lang und seidenartig zerschlissen bebärtete Rücken- und Schulterfedern reichen — bei einer Länge von 16 — 18" — weit über den Schwanz hinaus. Länge 2' 2 bis 4".

Fünfte Art: Kleiner Silberreiher, Straußreiher, A. garzetta, *Linn.*

Schnabel schwarz; nackte Zügel grün; Augenstern goldgelb; Füße schwarzgrün, Zehen gelbgrün. Am Hinterkopf ein langer Federbusch; ganzer Körper rein weiß; Schulterfedern lang, zart zerschlissen, bis über den Steiß hinausreichend. Länge 1' 10 bis 11".

b) Dickhälsige Reiher.

Schnabel kürzer, messerförmig; Oberschnabel herabgebogen; Füße kürzer, stämmiger, nicht hoch über die Ferse hinauf nackt; Hals rund; die Federn des Vorderhalses weit über den Hinterhals reichend, der letztere mit wolligem Flaum in breiter Streife bedeckt.

Nahrung mehr Insekten, Würmer und Frösche, als Fische.

Sechste Art: Rohrdommel-Reiher, A. stellaris, *Linn.*

Oberschnabel braun, am Rande gelbgrün; Unterschnabel und nackte Zügel gelbgrün; Augenstern gelb; Füße gelbgrün.

Kopf glatt, schwarzbraun gezeichnet; Halsfedern stark — am untern Vorderhalse am stärksten und aufgeschwollen; Rücken, lange Schulterfedern und Flügeldeckfedern rostgelb, mit schwarzbraunen Flecken und Querstreifen; Bauch blässer als der Rücken, schwärzlich gestammt. Länge 2' 3 bis 4".

Siebente Art: Nachtreiher (Focke), A. nycticorax, *Linn.*

Schnabel schwarz, am Grunde etwas gelblich; nackte Zügel schwarzgrün; Augenstern hochroth; Füße grünlich gelb, hinten fleischröthlich überlaufen.

Im Genick drei horizontal liegende, 6 bis 7" lange, weiße Federn; Kopf, Oberrücken- und Schulterfedern schwarz mit stahlblauem und grünem Glanz; Unterrücken, Steiß, Flügel und Schwanz rein aschgrau. Gegend zwischen Schnabel und Augen, Kehle, Vorderhals und übrige untere Theile weiß. Länge 1' 8" (Alte beiderlei Geschlechts).

An Jungen vom Jahre, Schnabel oben braun, übrigens gelblich grün; Augenstern braun; Füße olivenbraun, grüngelb überlaufen; lange Federn am Genick fehlend; Kopf, Oberrücken und Flügeldeckfedern dunkelbraun mit gelblichweißen Flecken; Kehle weiß mit kleinen braunen Flecken; Gefieder am Vorder- und Seitenhalse gelblich, mit breiter brauner Einfassung; Flügeldeck- und Schwungfedern braungrau, mit großen weißgelblichen Flecken am Ende; Brust, Bauch und übriges Untere mit Braun überlaufen *).

Zweijährige Vögel unterscheiden sich von den Jungen durch Folgendes: Schnabel hornbraunschwarz, an den Seiten grünlich; Augenstern rothbraun; Füße dunkelbraun, in Grün spielend; lange Federn im Genick immer noch fehlend; Kopf und Oberrücken dunkelbraun mit grünlichem Schiller; am Halse wenige braune Längsflecken; Flügeldeckfedern mit kleineren weißen Endflecken, an allen vorerwähnten Theilen oft einige aschgraue Federn; untere Theile mehr weiß **).

Achte Art: Rallenreiher, A. ralloides, *Scopoli.*

Hinterer Theil des Schnabels blau, vorderer schwarzbraun; nackte Zügel graugrün; Augenstern gelb; Füße gelb, grünlich überlaufen.

Hinterkopf mit sehr langem, herabhangendem Federbusch; Rücken braunroth, Schulterfedern gelb, sehr lang und schmal, einige über den Schwanz hinausreichend; Steiß und untere Theile weiß. Länge 15 bis 16″.

Neunte Art: Kleiner Reiher (kleiner Rohrdommel), A. minuta, *Linn.*

Schnabel an der Spitze schwarz, sonst wie die nackten Zügel gelb, etwas grünlich überlaufen; Augenstern gelb; Füße gelblich grün; Kopf glatt wie Rücken, vordere Schwungfedern und Schwanz schwarz mit grünlichem Schiller; Vorderhals und Flügeldeckfedern rein lehmfarben. Länge 13½ bis 14″.

Sieben und funfzigste Gattung: Flamingo, Phoenicopterus.

Schnabel länger als der Kopf, dick, höher als breit, höhl-

---

*) Dies Ard. maculata, *Gm.*, *Linn.* (Geschäckter Reiher).

**) Dies Ardea badia, *Gm.*, *Linn.* (Kastanienbrauner Reiher) und Ardea grisea, *Gm.*, *Linn.* (Grauer Reiher).

zellig, gezähnelt, gegen die Spitze kegelförmig, an der Wurzel nackt; Oberschnabel gefurcht, schnell gebogen, an der Spitze des Unterschnabels über gekrümmt, letzter breiter als erster; Nasenlöcher länglich, gleichbreit; vor der Schnabelwurzel im Anfang der Furche liegend, durchgehend, oberwärts mit einer Membran bedeckt; Zunge knorpelig, an der Wurzel drüsig, in der Mitte fleischig, vorn spitzig; Halfter nackt; Leib wie Gänseleib; Füße sehr lang; Vorderzehen bis an die kurzen, platten Nägel durch eine halbmondförmig ausgeschnittene Membran verbunden; Hinterzehe sehr kurz, hoch an der Fußwurzel stehend; Flügel mittelmäßig, am Bug derselben eine knorrige Hervorragung. Erste und zweite Schwungfeder die längsten.

Diese Vögel leben eigentlich in Afrika, Asien und Amerika am Meeresstrande, wo sie sich in zahlreichen Flügen zusammenhalten; nachbarlich beisammen ihr Geheck machen; von Schnecken, Muscheln, andern Schalthieren, Insekten und Fischbrut sich nähren. Sie mausern sich alljährlich nur einmal. Erst im vierten Jahre werden die Gefiederfarben standhaft.

Obgleich die Zehen durch eine sehr breite Membran verbunden sind, so schwimmen sie doch nie. Nur eine Art besucht auf dem Zuge die mittäglichen Küsten von Europa, von wo aus sie zuweilen — in heißen Sommern — bis an den Rhein, bis nach Franken, auch im Jahr 1746 bis an die Edder in Hessen *), sich verirrt hat.

Art: Rother Flamingo, P. ruber, *Linn.*

Schnabelwurzel und Gegend um die Augen fleischfarben; erster von der Wurzel bis zur Biegung blutroth, von da bis zur Spitze schwarz; Augenstern rothbraun; Füße roth; Kopf, Hals, Flügel, Schwanz und alle unterwärts gekehrte Theile glühend scharlach roth, auf den Flügeln am lebhaftesten; Rücken und Schultern rosenroth; Schwungfedern erster Größe schwarz; die hintern Flügelfedern roth und um

*) v. Wildungen Weidmanns Feierabende, Bdch. II. S. 110. Uebrigens verdient dieser Vogel eben so gut das teutsche Bürgerrecht, als viele andere, denen dasselbe von den Ornithologen zugestanden worden ist, obwohl sie eben so wenig, wie dieser, alljährlich uns besuchen, oder gar, wie dies Oken (d. Zool. II. 2. S. 568.) eigentlich wohl nicht mit Unrecht vom teutschen Vogel verlangt, bei uns ihr Geheck machen.

mehrere Zoll länger als erstere. Länge von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 4′ 4″ (Männchen volle 4 Jahr alt).

Eben so alte und ältere Weibchen haben auch rothe Gefieder, aber es ist blasser und ins Rosenfarbige sich ziehend; auch sind sie stets kleiner.

Junge vor der Mauser haben aschgraues Gefieder; an den hintern Flügelfedern und am Schwanze viel Schwarzes.

Nach Verfluß eines Jahres, Schnabelwurzel grüngelb; die Hauptgefiederfarbe schmutzig weiß; die Flügelfedern zweiter Größe schwarzbraun mit Weiß eingefaßt; die Flügeldeckfedern von der Wurzel an weiß mit rosenfarbigem Anflug, schwarz endigend; Schwanzfedern weiß, unordentlich schwarzbraun gefleckt. Länge übersteigt selten 3′.

Bei zweijährigen Vögeln erhält das Rosenfarbige auf den Flügeln mehr Glanz, und diese Theile erscheinen selbst dann schon roth, wenn Hals und Leib noch weißes Gefieder haben.

Diese scheuen Vögel ruhen, wie der Storch, auf einem Fuße und stecken den Kopf auf derselben Seite unter den Flügel. Sie machen ihr Geheck an den Meeresküsten.

Das Nest wird aus angespültem Schlamme, in seichten Sümpfen, pyramidenförmig bis 1½′ über die nasse Fläche zusammengehäuft. In der auf dem obern Theile befindlichen Vertiefung erfolgt ein Gelege von zwei länglichen weißen Eiern. Beim Brüten läßt das Weibchen die sehr langen Stelzenbeine zu beiden Seiten des äußern Nestrandes herab, in das Wasser hängen.

Die Jungen laufen bald, werden aber spät flugbar.

Das Wildbret ist eßbar, die Zunge — sagt man — ein Leckerbissen, das Gefieder dient zum Putz *).

Acht und funfzigste Gattung: Säbelschnäbler, Recurvirostra.

Schnabel sehr lang, dünne, flach zusammengedrückt, pfriemenförmig, nach vorn zu stark aufwärts gekrümmt, mit wieder gerad ausgehender, sehr scharfer biegsamer Spitze; Oberschnabel auf der obern Fläche, Unterschnabel an den Seiten gefurcht; Nasenlöcher an der Oberfläche des Schna-

*) Nach *Temmink* Man. d'ornith. d'Europ. S. 377. ff.; Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 568. u. Beitr. d. Wetter. Gesellsch. Bd. I. Heft 1. S. 42.

beis, linienförmig, durchgehend; Zunge kurz; Füße lang, dünne; drei vordere Zehen bis zu den Nägeln durch eine bis auf die Hälfte ausgeschnittene Membran verbunden; Hinterzehe sehr kurz, hochstehend; Flügel gespizt. Erste Schwungfeder die längste.

Eine einzige Art dieser Zugvögel ist in Europa einheimisch. Sie halten sich vorzüglich an schlammigen Meeresküsten die von der Flut bespült werden und an den Mündungen der Ströme auf. An den teutschen Flüssen werden sie auf dem Zuge — aber überall selten — angetroffen. Ihre Nahrung besteht aus ganz kleinen Insekten. Ihr Flug ist schnell und anhaltend; der Lauf rasch; sie schwimmen nie.

Art: Blaufüßiger oder schwarzgezeichneter Säbelschnäbler, R. avocetta, *Linn.*

Schnabel schwarz; Augenstern rothbraun; Füße blaßblau; Stirn, Scheitel, Hinterhals, eine Querbinde über den großen Flügeldeckfedern, ein Streif auf dem Rücken, die vordern und die dem Rumpfe am nächsten stehenden Schwungfedern schwarz, alle übrige Theile weiß. Länge 17½" (Mannbare beider Geschlechter).

An Jungen vor der Mauser schon die weiße Farbe überall herrschend; die schwarzen Theile schwarzbraun, diese Farbe am Hinterhals nicht so tief herunter gehend, als bei den Alten; Schulterfedern rostfarbig gesäumt und mit grauen Federn untermengt; Füße lichtgrau, die Fußwurzel unter dem Kniegelenk stark angeschwollen und vorn gefurcht. Nach der ersten Herbstmauser und das ganze erste Jahr hindurch bleiben die rostfarbigen Ränder an den äußern Fahnen der Schulterfedern immer noch bemerkbar.

Neun und funfzigste Gattung: Löffler, Platalea.

Schnabel lang, hart, wagerecht flach, dünne, am Ende schaufelförmig gerundet; Oberschnabel gefurcht, an der Wurzel in die Quere gereifelt; Nasenlöcher gegen die obere Fläche und zunächst der Wurzel liegend, klein, länglich, offen, häutig berandet; Gesicht und Kopf ganz oder zum Theil nackt; Zunge kurz und zugespitzt; an der Kehle ein Sack *); Füße lang; Vorderzehen bis zum zweiten Gelenk

*) Okens Zool. III. Abth. 2. S. 569.

durch eine tief ausgeschnittene Membran verbunden; Hinterzehe lang, den Erdboden berührend. Flügel mittelmäßig, breit. Erste Schwungfeder fast von gleicher Länge mit der zweiten, längsten.

Die Löffler sind Zugvögel; sie leben in mit Gesträuch einzeln bestockten Sümpfen, unfern der Flußmündungen; selten trifft man sie am Meeresstrande, noch seltener tiefer landeinwärts an Flüssen; doch wurden deren am Rhein, Main und an der Donau, auch einer — vor ungefähr 150 Jahren — an einem süßen See, welcher ein Pertinenzstück des der Familie aus dem Winkell zuständig gewesenen Rittergutes Schierau, unweit Dessau ist, erlegt.

Nahrung: kleine Fische und Fischbrut (doch keine Seefische), Froschlaich, Amphibien und Insekten.

Nest, nach den örtlichen Verhältnissen, auf Bäumen, im Gesträuch, oder auf mit Binsen besetztem Boden.

Die Mauser erfolgt alljährlich nur einmal.

Art: Welßer Löffler, P. leucorodia, *Linn.* Schnabel 8½" lang; vordere scheibenförmige Stelle desselben nach Meyer schmutzig gelb (nach Temmink, ockergelb), der übrige Theil desselben schwarz, in den Vertiefungen zwischen den Reifen bläulich; Augenstern karmesinroth; kahle Zügel und Augenkreis, nach Meyer weiß (nach Temmink gelblich); Kehle gelblich, unten roth, (nach Temmink blaßröthlich); Füße schwarz; der Körper weiß, bis auf eine breite rostgelbe Binde an der Brust, deren Enden bandartig nach dem Rücken hinauf- und da zusammenlaufen; am Hinterkopf ein dicker, aus langen, dünnen Federn bestehender Busch. Ganze Länge 2' 5 bis 6" (sehr altes Männchen).

Das Weibchen ist kleiner; an ihm die Holle *) weniger lang und stark; die Brustbinde nur bei alten, als angedeutet, bemerkbar.

An eben flügge gewordenen Jungen ist der Schnabel höchstens nur 4½" lang, sehr biegsam, und wie mit einer glatten Haut bedeckt; Augenstern grau; nackte Theile schmutzig weiß, das Gefieder weiß, bis auf die Schwungfedern, welche sammtlich schwarze Schäfte, die vordersten

*) „Im Affekt sträubt sich der Federbusch strahlenförmig aus einander, wodurch der Kopf des Vogels ein ganz eigenes Ansehen bekommt." Meyers T. B. B. II. S. 331.

längs der Schäfte und an der Spitze, die folgenden nur an der Spitze etwas Braunes haben; der Kopf hinten mit gar nicht oder nur wenig verlängerten, abgerundeten Federn bedeckt, die bei zunehmendem Alter immer mehr Länge erhalten. Die Brustbinde wird erst im zweiten oder dritten Jahre sichtbar.

Anatomische Bemerkung: „Bei dem Männchen geht die Luftröhre an der Speiseröhre herab bis zwischen die Gabelbeine, macht da eine Beugung, steigt dann beiläufig 1½" aufwärts, wendet sich wieder nach unten, und geht endlich mit ihren Aesten in die Lungen. Beim Weibchen findet diese Luftröhrenbeugung nicht statt." *)

Sechzigste Gattung: Ibis, Ibis, *La Cèpède*, *Illiger*, *Temminck* **); (Nimmersatt, Tantalus).

Schnabel lang, bogig pfriemenförmig, an der Wurzel dick, mit niedergedrückter, stumpf abgerundeter Spitze; Oberschnabel seiner ganzen Länge nach tief gefurcht; am Unterschnabel eine nackte, sackförmig ausdehnbare Haut; Nasenlöcher nahe an der Wurzel und an der obern Fläche des Oberschnabels in der Furche liegend, kleine, länglich, gerade, mit einer Membran umgeben, durchgehend; Zunge kurz und breit; Gesicht bis hinter die Augen, oft auch ein Theil des Kopfs und Halses, nackt; Füße über der Ferse (Knie) nackt; Vorderzehen bis an das erste Gelenk durch eine Membran verbunden; Nagel der Mittelzehe etwas breit und kammartig eingeschnitten; Hinterzehe lang, sich auf den Erdboden stützend; Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder etwas kürzer, oder viel kürzer als die zweite und dritte, längste.

Bewohner der egyptischen Fluß- und Seeufer, die sich von Gewürm, Insekten, Schalthieren, auch von Vegetabilien nähren; keineswegs aber — wie man sonst fabelte — Schlangen und andere giftige Reptilien annehmen. Sie verlassen ihre Heimath, als Zugvögel, die sehr weite Reisen machen, periodisch und kehren auch so dahin zurück.

Sie mausern sich alljährlich nur einmal.

Teutschland besucht nur die eine folgende Art, auf dem Zuge und zwar häufig die Donaugegenden,

---

*) *Temminck* Man. d'ornith. p. 383.

**) Temminck a. a. O. p. 384. Remarque.

einzeln Schlesien und die Ufer der übrigen teutschen Flüsse, süßen Seen und großen Teiche.

Art: Sichelschnäbeliger Ibis, Sichelschnäbler, Ibis falcinellus *), Ibis sacra, *Temminck.* (Sichelschnäbeliger Nimmersatt, *Meyer*; Tant. falcinellus, *Linn.*)

Schnabel schwarzgrün mit röthlichbrauner Spitze; nackte Augengegend grün mit weißem Bande umgeben; Augenstern braun; Füße braungrün, an den Gelenken röthlich braun; Kopf schwarzbraun; Hals, Brust, Oberrücken, Handgelenk am Flügel und alle untere Theile lebhaft kastanienbraun; Unterrücken, Flügeldeckfedern, Schwung- und Schwanzfedern stahlgrün mit purpurfarbigem und bronzenem Schiller. Länge 1' 10 bis 11" (Alte.)

Zwischen Männchen und Weibchen kein anderer äußerlicher Unterschied, als daß letzteres etwas kleiner ist.

An Ausgewachsenen bis zum dreijährigen Alter das Gefieder an Kopf, Kehle und Hals mit schwarzbraunen Längsstreifen und weißlich eingefaßt; Vorderhals, Brust, Bauch und Schenkel schwarzgrau; Oberrücken und Schultern graubraun; der Schiller am Flügel und Schwanz minder lebhaft, als bei den ältern Vögeln.

An Jungen vom Jahre hat das Gefieder noch mehr Schwarzgraues und an Kopf und Hals breitere weiße Ränder.

Ein und sechzigste Gattung: Grüel **), Numenius.

Schnabel lang, dünne, zusammengedrückt, rundlich, unterwärts gebogen; Spitze etwas abgestumpft, Ränder nicht schneidig; Oberschnabel bis zu drei Viertheilen seiner Länge gefurcht; Nasenlöcher ritzenförmig, unfern der Wurzel des Schnabels in der Furche liegend, durchgehend; Zunge weit hinten, klein, scharf gespitzt; Gesicht und Raum zwischen Schnabel

---

*) Die Benennung nach Oken Zool. Th. III. Abth. 2. S. 583.

**) Der Verf. hat obige teutsche Benennung von Herrn Pr. Oken (Ed. Zool. Th. III. Abth. 2. S. 585.) entlehnt, weil die, welche den Vögeln dieser Gattung beigelegt zu werden pflegt — Brachvogel nehmlich — auf ihren Habitus und Aufenthalt nicht paßt, auch — von den Jägern besonders — nicht nur dem Steinwälzer (Oedicnemus), sondern auch den Regenpfeifern (Charadrius) beigelegt wird, also keine hinlänglich unterscheidende ist.

und Auge befiedert; Augen (fast) in der Mitte der Kopfseiten; Füße bis über die Ferse (Knie) nackt; Vorderzehen durch eine Membran bis gegen das erste Gelenk verbunden; Hinterzehe mehr als eingelenkig, erhöht stehend, doch im Gange die Erde berührend; Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder die längste.

Die Grüels trifft man in unsern Gegenden, die als periodisch wandernde Zugvögel besuchen, am Tage meist nur in Sümpfen, oder an den sumpfigen Rändern der Landseen und Feldlachen an. Von da aus fallen sie zur Nachtzeit auf Brach- und Saatfelder, und an flache, sandige Flußufer, der Nahrung halber, welche aus kleinen Gehäusschnecken und Schalthieren, Regenwürmern, auch aus Land- und Wasserinsekten besteht. Sie wandern in Flügen mit ihres Gleichen vereint; während der Heckzeit aber und bis zur Abreise leben sie vereinzelt. Ihr Flug ist auf der Reise hoch, anhaltend und jederzeit schnell. Sie sind sehr scheu vor Menschen.

Sie mausern sich jährlich nur einmal *).

Erste Art: Großer Grüel (großer Brachvogel), N. arquata, *Latham.*

Oberschnabel braun, Unterschnabel fleischfarben; Augenstern braun; Füße graublau (einige Zeit nach dem Tode und dann der Luft ausgesetzt, schwarz; die Membran, durch welche die Zehenverbindung hergestellt wird, die Zehen selbst bis zum Nagel — berandend; mittelster Nagel merklich breiter als die übrigen — Zus. d. Verf.). Oberrücken, Schultern und Deckfedern der Flügel bräunlich schwarz mit hellgelbbraunen, zackigen Einfassungen; Kopf und Hals bleich gelbbraun mit dunkelbraunen Längsschmitzen; Schwanz mit dunkelbraunen und hellgrauen, an den Federschäften abgesetzten Binden. Ganze Länge 2′ 2″; Schnabellänge 5 bis 6″ (drei- und mehrjährige).

---

*) Temmink nimmt in diese Gattung nur zwei Arten auf, und stellt die übrigen von Latham, Bechstein und Meyer hierher gerechneten kleineren Vögel unter der folgenden Gattung Tringa auf, seine Gründe hierzu sind folgende: Form der Nasenlöcher; gänzlich getrennte Vorderzehen; doppelte Mauser, durch welche totale Veränderung in den Gefiederfarben erfolgt; Lebensart und Habitus; alles Eigenheiten, durch welche sie von den Grüels wesentlich sich unterscheiden. S. *Temmink* Man. p. 587. Remarque.

Am Weibchen die Gefiederhauptfarbe mehr aschgrau, am Halse und Rücken nur wenig mit Rostbraun überlaufen.

An Jungen vom Jahre der Schnabel kaum 4″ lang *), fast gerade, die Krümmung mit dem Alter zunehmend.

Zweite Art: Kleiner Grüel (Regenbrachvogel), N. Phaeopus, *Latham.*

Schnabel sehr stark, bogenförmig gekrümmt, an der Wurzel röthlich, sonst schwarzbraun; Augenstern braun; Füße bleifarben; Kopf dunkelbraun, in der Mitte mit weißgeflecktem Streif; Hals und Brust braun, grauweiß stark gekantet; Schulterfedern dunkelbraun mit grauweiß und rostfarbig gezackten Kanten; Flügeldeckfedern braun, mit weißen Spitzen; Schwanz braungrau mit dunkelbraunen breiten Streifen. Ganze Länge 15½ bis 16″; Schnabellänge 3″, zuweilen etwas mehr (drei- und mehrjährige).

An Jungen vom Jahre der Schnabel kaum 1½″ lang, fast gerade; die Krümmung mit dem Alter zunehmend.

Zwei und sechzigste Gattung: Knelle **), Tringa (Actitis).

Schnabel mehr oder weniger lang, sehr schwach gekrümmt oder gerade, weich, biegsam, an der Wurzel zusammengedrückt, oben platt, an der Spitze verdeckt, stumpf; Ober- und Unterschnabel gefurcht; Nasenlöcher zur Seite, kegelförmig, in die Membran, welche die Furche des Oberschnabels bedeckt, eingesenkt; Füße dünne, über der Ferse nackt; Vorderzehen bei den allermeisten ganz getrennt, selten die mittlere mit der äußern an der Wurzel durch eine Membran verbunden; Hinterzehe so hochstehend, daß sie kaum

---

*) Alle Sumpfvögel mit mittelmäßigem und langem Schnabel haben das mit einander gemein, daß derselbe in der Jugend um Vieles kürzer ist, als im höhern Alter, und diese Verlängerung des Schnabels scheint bis in das Greisenalter progressiv zu seyn; deshalb kann die Länge, und selbst die Beugung des Schnabels — wenigstens bei diesen Vögeln — nicht zum Art. Kennzeichen dienen.

**) Da die sonstige teutsche Benennung Strandläufer auf diese Morastvögel nicht wohl anwendbar zu seyn schien, so hat der Verf. die von Oken für die Gatt. Tringa angenommene Knelle gewählt. S. Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 592.

die Erde berührt; Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder länger als alle übrige.

Zugvögel, die ihre periodischen Wanderungen in nicht sehr zahlreichen Flügen, auch ihr Geheck gesellig machen.

Aufenthalt in großen Sümpfen, oder an morastigen Ufern der Flüsse und anderem Gewässer; selten nur zufällig und auf kurze Zeit an sandigem Meeresstrande, und an kiesigen Wasserrändern.

Nahrung ganz keine Würmer, Insekten und deren Larven.

Mausern sich zweimal im Jahre zu fest bestimmter Zeit. Daher die Verschiedenheit der Farbenzeichnung im Winter und im Sommer; indem sich gewöhnlich weiße Hauptfarben in Rothbraun oder Rothgelb, Graue in Schwarz abändern.

Erste Familie.

Mit ganz getrennten Vorderzehen.

Erste Art: Rothbäuchige Knelle, Tringa subarquata, *Temminck*; (Rothbäuchiger Brachvogel, Num. ferrugineus, *Meyer*; Num. subarquata, *Bechstein*.)

Schnabel schwach gebogen, viel länger als der Kopf; zwei mittelste Schwanzfedern abgerundet; alle von gleicher Länge.

Winterkleid beider Geschlechter im mannbaren Alter: Schnabel schwarz; Augenstern braun; Füße schwarzgrau; Gesicht, Augenbraunen, Kehle, obere Schwanzdeckfedern, Bauch und alle übrige Untertheile rein weiß; zwischen Schnabel und Auge ein brauner Streif; Scheitel, Rücken, Schultern und Flügeldeckfedern braungrau, mit schmalem dunklerem Strich, längs der Schäfte; Nackengefieder mit braunen Längsstreifen und weißlichem Rande; Vorderhals und Brust eben so, nur heller gezeichnet; Schwanz aschfarbig, weiß eingefaßt, äußere Steuerfedern inwendig weiß. Länge 7' 6 bis 8''' *).

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel schon ein wenig gebogen; Füße braun. Farben fast wie beim Winterkleide der Mannbaren; nur die Mitte der Federn am Rücken, an den Schultern und den Flügeldeckfedern grauschwärzlich, alle in einem weißgelblichen breiten

*) Num. Africanus, *Latham*, Ind. v. 2. p. 712. sp. 10.

Bande endend und weißgelblich gerändert; die Schwungfedern inwendig mit schmalem weißen Endbande; auf der Brust keine deutliche Flecken, sondern blos leichte Schattirung von Gelb, Weiß und Hellbraun *).

Hochzeitliches Kleid beider Geschlechter: Gesicht, Augenbraunen und Kehle weiß mit braunen Punkten; Scheitel schwarz mit rostfarbigen Federrändern; Nacken rostfarbig mit kleinen schwarzen Längsstreifen; Hals, Brust, Bauch und After braunroth, oft, der Jahreszeit nach, mit kleinen braunen Flecken oder mit einigen weißen Federn untermengt; obere und untere Schwanzdeckfedern weiß, schwarz und rostfarbig in die Quere gestreift; Rücken, Schultern tief schwarz; an den Federrändern eine Reihe winkeliger, lebhaft rostfarbiger Flecken, die meisten Federn hellgrau endend; Flügeldeckfedern schwärzlich, rostgelb eingefaßt **); Schwanz grauschwärzlich, weiß umschnürt ***).

Anmerk. Je nachdem die Frühlings- oder Herbstmauser mehr oder weniger vorgerückt ist, sind auch die Farben des Winter- und Sommerkleides mehr rein, oder vermischt ****). Dies gilt für sämmtliche zweimal sich mausernde Vögel.

Zweite Art: Veränderliche Knelle (Veränderlicher Strandläufer), Tr. variabilis, *Meyer*.

Schnabel fast gerade, nur an der Spitze wenig gebogen, etwas länger als der Kopf; zwei mittelste Schwanzfedern länger als die übrigen, spitzig.

Vollkommnes Winterkleid beider mannbaren Geschlechter: Schnabel höchstens 1″ 1‴ lang, schwarz; Augenstern und Füße schwarzbraun; Kehle, Strich vom Oberschnabel bis ans Auge, alle untere Theile, nebst den drei äußern Federn der obern Schwanzdecke rein weiß;

---

*) Numen. pygmaeus, *Bechstein* Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 148. n. 5.

**) Die Flügeldeckfedern nehmen nur während der Brütezeit diese Farbe an, zu jeder andern Sommerzeit sind sie dunkelbraun, weißlich gerändert; auch das Alter trägt hierzu vieles bei. *Temminck* Man. p. 394.

***) Num. subarquata, *Bechstein* Taschenb. II. S. 276. Num. ferrugineus, *Meyer* Taschenb. II. 356.; Annalen d. Wetter. Gesellsch. Bd. I. Heft 1. S. 53.

****) *Temminck* Man. S. 395. Der Verf. erinnert nochmals, daß er, wo eigene Wahrnehmung ihn nicht leiten kann, rücksichtlich der Sumpf- und Schwimmvögel diesem Autor genau und einzig folgen wird.

Brust grauweißlich; Streif zwischen Schnabelwinkel und Auge, nebst allen obern Theilen graubraun; längs der Federschäfte ein mehr dunkel gefärbter Strich; Steiß, mittlere Schwanzdeckfedern und zwei mittelste Steuerfedern schwarzbraun; übrige Steuerfedern aschfarbig, weiß eingefaßt. Länge 7″ 1 bis 2‴.

(Cinclus et Cinclus minor. *Brisson* Orn. V. p. 211 u. 10. T. 19 F. et var. A. p. 215.)

Hochzeitliches Kleid: Kehle weiß; Gesicht, Vorderhals, Seiten des Kopfes und Brust weiß, wenig ins Rostfarbige sich ziehend, auf allen Federn dieser Theile ein schwarzer Längsstrich; Bauch und After tief schwarz, jedoch so nur während der Lege- und Brütezeit, sonst oft nach der Jahreszeit mehr oder weniger, mit einigen weißen Federn vermengt; der Scheitelfedern Mitte schwarz, lebhaft rostfarbig gerandet; Rücken, Schultern und große Deckfedern tief schwarz, mit breiter rostrother Einfassung bis zu den grauweißlichen Spitzen; von den untern Deckfedern des Schwanzes, die drei äußern nur an den äußern Fahnen weiß; Schwanzfedern grauschwarz, weiß umschnürt.

(Tringa Alpina, *Gm.* Syst. I. p. 676. 11.; *Lath.* Ind. II. p. 736. 37.; Tr. variab. *Meyer* Taschenb. II. p 397.; Num. variab *Bechstein* Nat. Gesch. Teutschl. IV. p. 141.; Naumanns Vögel, Nachtr. T. 10. F. 21.)

Herbstkleid der Jungen — welche zu dieser Zeit noch einen geraden Schnabel haben — und zugleich Gewand, in welchem auch Mannbare beider Geschlechter, während der zweifachen Mauserzeit, am häufigsten erscheinen: Kehle, Strich vom Oberschnabel zum Auge, After und untere Schwanzdeckfedern rein weiß; Streif zwischen Schnabel und Auge, Hals und Brust rostgelb, mit braunen Längsflecken; auf dem Bauche hin und wieder, bald mehr, bald weniger schwarzbraune Flecken; Gefieder des Rückens und der Schultern schwarz, hellrostfarbig und gelblich eingefaßt, mit einigen aschfarbigen Federn untermengt, deren Erscheinung im Herbste den Uebergang zum Winterkleide andeutet; Flügeldeckfedern braun, rostgelb eingefaßt.

(Cinclus torquatus, *Brisson*; Dunlin, *Latham* Syn. III. p. 185.; Alpenstrandläufer, Bechst. N. G. Teutschl. IV. S. 322. T. 28. 2.; Naumanns Vögel, T. 21. F. 29.) *).

*) Hierher gehörige Spielarten, oder von der Jahreszeit abhängige Abänderungen, sind, unter vielfach wechselndem Namen, als besondere Arten fälschlich beschrieben.

Dritte Art: Plattschnäbelige Knelle, Tr. platyrincha, *Temminh* (Numenius pygmaeus, *Lath.*, N. pusillus, *Bechst.*) *).

Schnabel länger als der Kopf, schwach gekrümmt, an der Wurzel (von unten und oben) plattgedrückt; Seitensteuerfedern abgestuft, alle, bis auf die zwei mittelsten, braungrau. Länge der Fußwurzel 11 bis 12‴. Ganze Länge 6″ 4 bis 6‴.

Winterkleid noch nicht bekannt.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel an der Wurzel röthlichgrau, an der Spitze schwärzlich; Augenstern braun; Füße graugrün. Scheitel dunkelgrau, jede Feder mit rostfarbigem Rande; weißlicher Streif über den Augen; brauner Strich zwischen Schnabel und Auge; Seitenhals und Nacken weißlich und graubräunlich im Gemisch; Rücken- und Schulterfedern schwarzbraun, rostfarbig gerandet und mit dergleichen Flecken an den Bartseiten; Vorderhals und Oberbrust mit rostgelbem Anflug und dunkelbraunen Längsstrichen; Bauch, Flanken und After rein weiß; Flügeldeckfedern gegen das Ende schwarzbraun, weißbräunlich gerandet; Schwung- und äußere Steuerfedern hellaschgrau gekantet; mittlere Steuerfedern schwarz, rostfarbig gerandet.

(Numenius pygmaeus, *Lath.* Ind. orn. II. p. 713. sp. 11.)

Hochzeitliches und Sommerkleid: Scheitel und Hinterkopf schwarzbraun, mit zwei rostgelblichen Längsstreifen; Augenbraunen weiß, braun beschmitzt; Strich zwischen Schnabel und Auge schwarzbraun; Kopfseiten weißlich, braun gestreift; Nacken aschgrau, mit braunen Längsstreifen; Rücken- und Schulterfedern schwarz, rostgelb gerandet, rostroth in die Länge gestreift; Flügeldeckfedern wie beim Jugendkleide; Kehle, Brust, Bauch und After rein weiß; Vorder- und Seitenhals rostgelblich, mit schmalen, braunen Querstrichen, alle Federn mit weißen Spitzen; an den Flanken einige braune Streifchen; Mittelfedern des Schwanzes schwarz, rostfarbig gerandet, dessen Seitenfedern, wie die Schwungfedern, hellgrau gekantet.

(Numen. pusillus, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. p. 152 n. 6; Num. pygm. Meyers Taschenb. II. 359.

---

*) Temmink, sonst mit Recht kein Freund von Art-Benennungsabänderung, hat hier die oben in der Klammer angezeigte Benennung deshalb nicht beibehalten, weil dieser Vogel keinesweges der kleinste aus der Gattung Tringa ist. Man. d'orn. p. 398.

c. 1. Summum Bon. Nothw. Heft 2. S. 73. 2c. 2c. 2c.).

Vierte Art: Transcendentale Dialektik (transcendentale Scheinkunst).

Schein ist ein Urtheil, das mehr zu enthalten scheint, als in ihm der Fall ist, und dadurch falsch wird. Scheinkunst, sich selbst zu sein. Gegen Klugheit, Tugend und Glückseligkeit (Lehre vom Scheine).

Wissenschaft, welche Vollständigkeit, Einheit und Gewißheit (Lehre vom Wissen) zu ihrem Zwecke hat. Wie unser Geist die Kräfte und Fähigkeiten, die Vernunft, die besondere Beschaffenheit, Stoff und Methode seiner Wissenschaft, die Gesetze, nach welchen sie sich entwickelt, die Bedingungen und Art der Lehren, die Verschiedenheit derselben, unserer Erkenntnißvermögen (Anschauung, Denken und Besinnung) und, mit Beziehung auf diese, die Grundlehren (Lehren) Mathe, Natur, Geist, Gott, Recht, Sittlichkeit, Religion, Kunst, Geschichte, Sprache, Schrift, Erziehung, Lehrart, Lehrbuch, Lehrer, Schule, Universität, Staat, Kirche, Zeit, Ort, Raum und Person kennen, wissen, lernen, lehren, erziehen, bilden, ausbilden, Bildung, Ausbild

die äußern ausgenommen, mit rostgelben Spitzenrändern; Füße braungrünlich. (Leisler a. a. O. S. 68. Nr. 2.)

Hochzeitliches Kleid: Gesammtes Gefieder des Oberkörpers in der Mitte tief schwarz, mit rostfarbigem, breiten Rande, nur Unterrücken und Steiß fleckenlos schwarz; Stirn, Vorderhals und Brust grauröthlich, mit sehr kleinen schwarzen Längsflecken; Kehle und ganzer Unterleib weiß; Flügel und Schwanz wie beim Wintergewande, nur die Mittelfedern des letztern etwas dunkler.

(Leisler a. a. O. S. 65. Nr. 1.)

Männchen und Weibchen sind weiter nicht von einander unterschieden, als daß letzteres um ein Weniges größer ist *).

Fünfte Art: Hochbeinige Zwergknelle, Tr. minuta, *Leisler.*

Schnabel gerade, kürzer als der Kopf (3‴ lang); zwei mittelste Schwanzfedern die längsten, die Enden derselben werden von den untern Deckfedern (fast) erreicht, alle übrige gleich lang; sämmtlich aschgrau (nach Leisler, die drei äußeren hellgrau); Fußwurzel (Ferse) 10‴ hoch. Ganze Länge $5\frac{1}{2}$″.

Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel und Füße schwarz; ganzer Oberkörper aschfarbig, längs der Federschäfte schwarzbraun; Seiten der Brust röthlichgrau, brauner Strich zwischen Schnabel und Auge; Mitte der Brust, Kehle, Augenbraunen, Vorderhals und übrige Untertheile, nebst den äußeren obern Schwarzdeckfedern rein weiß; mittelste zwei Steuerfedern braun, übrige hellaschfarbig.

(Tringa minuta, Hochbeiniger Zwerg-Strandläufer, Leisler Nachtr. z. Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. Hft. 1. S. 74. Art. X. Nr. 1.)

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Gefieder auf dem Scheitel schwarzbraun, dunkel rostfarbig gerandet; Stirn, Augenbraunen, Kehle, Vorderhals, Mitte der Brust und übrige untere Theile weiß; Strich zwischen Schnabel und Auge braun; Brustseiten röthlich, braun gestrichelt; Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern tief schwarz, am

*) Diese Bemerkung, so wie einige vervollständigende Zusätze in der Beschreibung, sind aus Leislers Nachtr. l. c. entlehnt. Ebendaselbst (S. 72.) wird gesagt, daß der Laut dieser Knelle ganz genau wie der der Grille (Trrri! Trrri! Trrri!) erklinge; daß auch dieser Vogel so wenig schüchtern sei, daß er selbst durch die Explosion des Schusses sich nicht verscheuchen lasse; daß er endlich im Herbste das Mainufer ziemlich häufig, im Frühlinge aber höchst selten besuche.

Oberrücken mit breiter, rostfarbiger, auf den Schultern mit breiter weißgelblicher Einfassung, die Flügeldeckfedern mit gerader, rostgelber Binde; mittelste zwei Schwanzfedern schwarzbraun, rostfarbig gerandet.

(Tr. pusilla, *Meyer* Taschenbuch II. 391. Die Jungen. Tr. minuta, *Leisler* a. a. O. S. 76. Nr. 2.)

Hochzeitkleid: Scheitel schwarz, mit rostfarbigen Flecken; Hals und Brust an den Seiten hellröthlich, mit kleinen, eckigen, braunen Flecken; Augenbraunen, Kehle, Mitte der Brust und übrige untere Theile rein weiß; Rücken- und Schulterfedern schwarzbraun, mit brennend rostrothen Spitzen und dergleichen großen runden Flecken am Rande; nur die äußeren oberen Schwanzdeckfedern weiß mit einzelnen Flecken; Flügeldeckfedern braungrau, hellgrau eingefaßt, mit schwärzlichen Schäften; zwei mittelste Steuerfedern schwarzbraun.

Sechste Art: Aschgraue Knelle, Tr. cinerea, *Linn.*

Schnabel gerade, wenig länger als der Kopf, gegen die Spitze hin bedeutend aufgetrieben und ausgebreitet; alle Steuerfedern von gleicher Länge. Ganze Länge des Vogels $9\frac{1}{2}$".

Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel — nach Leisler, der diesen Vogel lebend untersuchte — an der Wurzel hell-, an der Spitze dunkelgrün; Füße schwarzgrün; Augenstern braun; Kehle, Bauchmitte und After rein weiß; Stirn, Augenbraunen, Seiten- und Vorderhals, Brust und Flanken weiß, mit kleinen braunen Längsstrichen und gezackten, braungrauen Querbändern; Gefieder am Kopfe, Oberhalse, Rücken und auf den Schultern hell aschfarbig, mit braunen Schäften; Steiß und obere Schwanzdeckfedern weiß, mit schwarzen Kreuz- und Querstrichen; Flügeldeckfedern und Steuerfedern aschgrau, jene mit braunen Schäften und weiß eingefaßt, diese weiß gekantet.

(Tr. cinerea, grisea, Canutus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 673, sp. 25, 41, 50; Tr. cinerea, *Bechst.* Nat. Gesch. Teutschl. IV, S. 318 — *Leisler* Nachtr. z. Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. Hft. I. S. 53. — *Meyer* Taschenb. II, S. 392.)

Jugendkleid vor der ersten Herbstmauser: Wenig von dem Wintergewande der Mannbaren unterschieden. Unterschnabel und Füße braungrünlich; das Aschgraue des Oberkörpers dunkler; alle Federn schmutzig gelb schmal gerandet; Scheitel und Nacken mit braunen Längsflecken; Strich zwischen Schnabel und Auge und Brust mit schwachem Anfluge von Rostgelb.

Hochzeit- oder Sommerkleid (vollkommenes der Alten): Breiter Streif über den Augen, Kehle, Seiten-

und Vorderhals, Brust, Bauch und Flanken rostroth oder kupferfarbig; Nacken hell rostfarben, mit kleinen Längsstrichen; Scheitel, Rücken und Schultern tief schwarz, alle Federn lebhaft rostfarbig gerandet, auf den Schultern große länglichrunde Flecken von gleicher Rostfarbe; After weiß, mit rostfarbigen und schwarzen Flecken; obere Schwanzdeckfedern weiß, mit halbmondförmigen schwarzen und andern rostfarbigen Flecken; Schwanzfedern grauschwärzlich, weiß gekantet.

(Tr. Islandica, *Gmel.* syst. I. p. 682. sp. 24; Tr. ferruginea, *Meyer* Taschenb. II. S. 395 — im Uebergange begriffenes Exemplar —. Rothbrauner Strandläufer, Meyers und Wolfs Nat. Gesch. der Vögel Teutschl. Hft. II. T. 4. F. 1.)

Jugendkleid während der ersten Frühlingsmauser: Alles bei Alten Kupferfarbige bei Jungen, die neun Monate gelebt haben, hell rostfarbig; Scheitel und Nacken graugelblich, mit braunen Längsstrichen; Oberrücken hell rostfarbig und schwarzbraun im Gemische; auf den Schultern hellrostfarbige, länglichrunde Flecken; Bauchmitte — zuweilen auch die Brust — mit weißen braungefleckten Federn untermengt; auf dem Oberkörper mehr graue Federn, auf dem Unterkörper mehr weiße — alles je nachdem die Mauser mehr oder weniger vorgerückt ist.

(Tr. naevia, Tr. Australis, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 681 et 679, sp. 40 et 39; — Tr. calidris, *Gmel. Linn.* I, p. 681, sp. 19.)

Zweite Familie.

Von den drei Vorderzehen die mittlere mit der äußern durch eine Membran verbunden; Männchen zur Begattungszeit mit besonderm Zierrathe ausgestattet.

Siebente Art: Streitknelle (Streitstrandläufer), Tr. pugnax, *Linn.*

Schnabel wenig gekrümmt, gegen die Spitze aufgetrieben; Füße lang; Schwanz abgerundet, dessen zwei Mittelfedern gestreift, drei Seitenfedern stets einfarbig; Farben — besonders beim Männchen — so verschieden, daß wohl kaum zwei ganz gleich gezeichnete Exemplare aufzufinden seyn möchten.

Herbst- und Winterkleid:

Altes Männchen: Schnabel bräunlich; Augenstern braun; Füße gelb, mit grünlichem, bräunlichem oder röthlichem Anstriche. Gesicht befiedert; Scheitel und Hals mit kurzen Federn bedeckt; Kehle, Vorderhals, Bauch, Flanken und After rein weiß; Brust rostgelblich, mit braunen Flecken; Gefieder des Oberkörpers (am öftersten) braun, schwarz ge-

fleckt, mit rostgelben Rändern; längste Flügeldeckfedern und mittelste Steuerfedern braun, schwarz und rostfarbig gestreift. Länge 11″ 4—6‴.

Altes Weibchen: Schnabel schwarz; Füße dunkler; Gefieder mehr aschfarbig; Vorderhals selten rein weiß. Länge 9″ 1—2‴.

Hochzeit- und Sommerkleid:

Männchen: Schnabel und Füße (meist) orangegelb; Gesicht nackt, mit kleinen gelben oder gelbrothen Wärzchen besetzt; Hinterkopf mit langen Federn und unter der Kehle mit einem schönen Halskragen geschmückt, dessen Federn, dem Alter des Vogels nach, länger oder kürzer sind. Die Hinterhaupt- und Kragenfedern sind auch der Farbenzeichnung nach in der Regel sehr abstechend von dem Gefieder des Körpers, welcher gewöhnlich rostfarbig, aschgrau, schwarz, braun, weiß und gelblich, in immer verschiedener Zusammenstellung gefleckt und gescheckt erscheint. Eben so mannigfaltige Farbenabänderungen finden beim Halskragen statt.

Weibchen: Schnabel schwarzbraun; Füße gelblich oder orangefarbig. Kein Hinterkopf und Halskragenschmuck. Oberkörper braungrau, mit schwarzen, stahlblau schillernden Federn untermengt, so gleichfalls nur mit hellerer Grundfarbe, Hals und Brust; Bauch und After weiß.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Dem Gewande der Weibchen sehr ähnlich, nur Vorderhals und Brust matt rostgrau gegrundet; Gefieder des Kopfes, des Rückens, der Schultern, nebst den großen Flügeldeckfedern braun schwärzlich, mit breiten rostfarbigen und gelblichen Rändern, kleine Flügeldeckfedern weiß röthlich eingefaßt; Kehle, Bauch und After rein weiß. Schnabel schwarz; Füße grünlich *).

Drei und sechzigste Gattung: Wasserläufer, Totanus.

Schnabel mehr oder weniger lang, gerade oder wenig aufwärts gebogen, hart, fest, schneidig, der ganzen Länge nach zusammengedrückt, spitzig endend; beide Kiefer an der Wurzel gefurcht, oberer am äußersten Ende ein wenig über den untern gebogen. Nasenlöcher zur Seite, nahe an den Stirnfedern in der Furche des Oberkiefers liegend, ritzenförmig.

---

*) Ausführlicheres über die Naturgeschichte dieses merkwürdigen Vogels wird man im II. Theile dieses Werkes finden. Hier hielt der Verfasser sich strenge an Temminks kurze Beschreibung der verschiedenen Gewänder, da die Streitkuelle, nach gedachtem Autor, nirgends so häufig als in Holland vorkommt. Man. d'ornith. p. 410.

Füße lang, ſchlank, über dem Knie nackt; Mittelzehe mit der äußern bis (beinahe) zum erſten Gelenk durch eine Membran verbunden. Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder die längſte.

Zugvögel, die ihre Wanderungen in geringzähligen Flügen machen. Sie mauſern ſich alle Jahre regelmäßig zweimal; ihr Wintergewand unterſcheidet ſich aber meiſt nur durch abweichende Vertheilung der Flecken und Striche, die am Sommergewande wahrgenommen werden.

Aufenthalt ſowohl am Ufer der Meere, Seen und Flüſſe, als auf naſſen Wieſengründen in der Nähe der Gewäſſer.

Nahrung: Inſekten, Würmer, Conchylien kleinſter Art, höchſt ſelten kleine Fiſche und Fiſchbrut.

Bemerkung: Die Waſſerläufer unterſcheiden ſich von den unter der vorhergehenden Gattung (Tringa) ſowohl, als unter den zwei nächſtfolgenden (Limosa und Scolopax) begriffenen Vögeln auch durch beſondere Einrichtung des Schnabels — die jedoch nur beim lebenden oder kurz vorher getödteten Vogel wahrnehmbar ſeyn kann. Die Waſſerläufer haben nehmlich einen, vorzüglich an der Spitze, harten Schnabel, um damit auf harter Oberfläche des Erdbodens zwiſchen Kieſelſteinen und auf ſcharfem Grunde ihre Nahrungsmittel ohne nachtheilige Wirkung auf denſelben und mit gnüglicher Kraft erfaſſen und feſthalten zu können. Der Schnabel der Knellen (Tringa), Sumpfläufer (Limosa) und Schnepfen (Scolopax) hingegen iſt biegſam, weich bis zur Spitze, und an den Seiten mit Muskeln verſehen. Bei dieſer Organiſation deſſelben fehlt ihnen einer Seits das Vermögen nicht, damit in den weichen Boden einzudringen, aus welchem ſie ihre Nahrung ziehen, und ſelbige feſtzuhalten; anderer Seits aber ſcheinen die erwähnten Muskeln zur Wahrnehmung der unter der Oberfläche des Bodens verborgenen Würmer und Larven vermittelſt des Taſtſinnes beſtimmt zu ſeyn. Der verewigte Leisler war der erſte, welcher auf dieſes Unterſcheidungszeichen aufmerkſam machte.

Erſte Familie.

Beide Kiefer gerade; Spitze des oberen über die des unteren herabgebogen.

Erſte Art: Dunkelbrauner Waſſerläufer (Großer Rothſchenkel), T. fuscus, *Bechst.*

Unterſchnabel an der Wurzel röthlich; Steiß rein weiß; obere Deckfedern des Schwanzes weiß und ſchwarzbraun in die Quere geſtreift.

Vollkommnes Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel, vorerwähnte Gegend an demselben ausgenommen, schwarzbraun, $2\frac{1}{2}$" lang; Füße lebhaft roth. Scheitel, Nacken, Oberrücken, Flügeldeckfedern und Schulterfedern aschgrau, letztere mit schwarzen Schaftstrichen; Streif vom Oberschnabel nach dem Auge hin, Kehle, Brust, Bauch, After und Steiß rein weiß. Flanken grau weißlich; Band zwischen Schnabelwinkel und Auge schwärzlich; Wangen weiß, grau gefleckt; Vorder- und Seitenhals weiß und grau durchwölkt; obere Deckfedern des Schwanzes, nebst den Steuerfedern braunschwärzlich und weiß in die Quere gestreift. Länge 11 — $11\frac{1}{2}$".

(T. fuscus, *Leisler* Nachtr. z. Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. Heft I. S. 47, Nr. 2. T. natans, *Bechst.* Nat. Gesch. Deutschl. IV. S. 227, Nr. 4; dessen Taschenb. II. S. 286, Nr. 4; T. fuscus, *Meyer* Taschenb. II, 366, einjähriger Vogel.)

Jugendkleid vor der ersten Mauser unterscheidet sich vom Winterkleide der Jungen und Alten nur dadurch, daß die obern Theile einen olivenbräunlichen Anstrich haben, daß die Rückenfedern an den Seiten weiß gekantet sind, daß die Schulterfedern und Flügeldeckfedern einige kleine, dreieckige, weiße Flecken an den Barträndern haben; und daß alle untere weißliche Theile mit undeutlichen, graubraunen Zickzacks und Flecken gezeichnet sind. Füße orangeroth. Dies ist: T. maculatus, *Bechst.* Nat. Gesch. Teutschl. IV, S. 203; T. fuscus, *Meyer* Taschenb. II, S. 367, zweijähriger Vogel.

Hochzeit- und Sommerkleid: Obere Theile und Gesicht schwarzbraun; Rücken-, Schulter- und Deckfedern an den Barträndern mit kleinen weißen Flecken, mit dergleichen halbmondförmigen an den Spitzen; untere Theile dunkelaschgrau, am Halse ungefleckt, an Brust und Bauch alle Federn in weißen schmalen, sichelförmigen Flecken endigend; After und Schwanzdeckfedern schwarzgrau und weiß in die Quere gestreift; Steuerfedern dunkel aschgrau, an den Barträndern mit weißen, schmalen Strichen, die nicht bis an den Federschaft reichen; Unterschnabel an der Wurzel roth; Füße braun, mit leichtem röthlichen Anfluge.

Anmerk. Während der Mauserzeiten trifft man Exemplare, bei welchen das Gefieder des Sommergewandes mit dem des Winterkleides vermengt sich darstellt; dann erscheinen die unteren Theile mit weißem und dunkelaschgrauem Gefieder, die obern mit ungefleckten, aschgrauen und mit schwarzbraunen, weiß gefleckten und eingefaßten Federn gescheckt.

(T. fusca, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 212; Scol. fusc., *Gmel. Linn.* syst. I. p. 657, sp. 5. Dunkelbrauner Wasserläufer, Meyers und Wolfs Nat. Gesch. d. Vögel Teutschl. Th. II. Heft 18, T. 4.)

Zweite Art: Gambett-Wasserläufer (Kleiner Rothschenkel *), T. calidris, *Bechst.*

Beide Kiefer von der Wurzel aus bis zur Hälfte ihrer Länge roth; innere Zehe durch ein sehr schmales Häutchen mit der mittleren verbunden; Schwungfedern zweiter Größe von der Mitte an weiß. —

Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel zur Hälfte roth, an der nur wenig gekrümmten Spitze schwarz; Augenstern braun; Füße blaßroth; Kopf, Hinterhals, Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern gleichfarbig graubraun, bis auf etwas dunklere Schaftstriche; Kehle, Seitentheile des Kopfes, Vorderhals und Brust weißgraulich, mit feinen braunen Schaftstrichen; Steiß, Bauch und After rein weiß; Steuerfedern mit weißen Querstreifen und breiten schwarzen Zickzacks. Länge 10″ 1 — 2‴ **).

(Chevalier aux pieds rougos, *Gérard* Tableau élémentaire d'ornith. II, p. 205 — in der Wintermauser begriffenes Exemplar.)

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel an der Wurzel grüngelb, an der Spitze braun. Vom Oberschnabel nach dem Auge hin ein weißer Strich; Zügel braun; Scheitelgefieder braun, mit sehr schmalen, gelblichen Kanten; Nacken aschfarbig; Rücken- und Schulterfedern braun, an den Seiten mit breiter gelblicher Einfassung; Flügeldeckfedern schwarzbraun, mit weißgelblichen Rändern und Spitzen;

---

*) Des Verfassers Meinung nach unterscheidet jetzt, wo es wohl kaum noch einem Zweifel unterworfen seyn kann, daß der sonst als eigene Art angenommen gewesene Gambett-Strandläufer (Gambette, Tr. Gambetta, *Gmel., Linn.*), als von der Frühlingsmauser abhängige Abänderung, hierher gehört, die obige teutsche Artbenennung den Vogel, von welchem die Rede ist, bestimmter als die: Rothfüßiger Wasserläufer (Bechst. Taschenb. II. 284, Nr. 2. und Meyers Taschenb. II. 368, Nr. 2); denn die erste Art (dunkelbrauner Wasserläufer) hat im Winterkleide auch rothe Füße. Sollte die vorgedachte Bechstein-Meyersche Benennung beibehalten werden; so müßte, um momentane Irrungen bei Anfängern zu verhüten, nach des Verfassers Dafürhalten, Art 1. Großer rothfüßiger Wasserläufer, Art 2. aber Kleiner rothfüßiger Wasserläufer heißen.

**) So kommt dieser Vogel im März in Holland an. S. Temm. a. a. O. S. 415.

Kehle unrein weiß, mit kleinen braunen Flecken; Seitenhals und Brust aschfarbig mit feinen braunen Längsstrichen; Bauch weiß; Flanken, After und Schwanzdeckfedern weiß, mit braunen Flecken; Steuerfedern an den Spitzen rostgelb.

(Tringa striata. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 672, sp. 5 — in der Herbstmauser schon begriffenes Exemplar.)

Hochzeitliches Kleid: Hinterhälfte des Schnabels und Füße sehr lebhaft zinnoberroth. Vom Oberschnabel nach den Augen hin ein weißer Strich; Kopf, Nacken, Oberrücken, Schultern und Flügeldecken graubraun ins Olivenfarbige sich ziehend, auf jeder Feder ein schwarzer Längsstrich; auf den Schulter- und großen Flügeldeckfedern einige kleine schwarze Querstriche; Steiß weiß; Seiten des Kopfes, Kehle und alle andere untere Theile weiß, in der Mitte jeder Feder ein großer schwarzbrauner Längsfleck, der an den After- und untern Schwanzdeckfedern eine schräge Richtung nimmt; Steuerfedern weiß und schwarz gestreift, weiß an den Spitzen; an den vier mittelsten das Weiße aschgrau.

(Tot. calidris. *Bechst.* Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 216, Nr. 3. Taf. 20. Meyers Taschenb. II. 368, Nr. 2. Tr. Gambetta *Gmel. Linn.* syst. I. 671, sp. 3; Bechst. Taschenb. II. 296, Nr. 2.)

Dritte Art: Teichwasserläufer. T. stagnatilis, *Bechst.*

Schnabel sehr schwach und dünn (in der Mitte etwas niedergedrückt); auf den zwei äußersten Steuerfedern ein Längsband im Zickzack.

Winterkleid beider Geschlechter*): Schnabel schwarzgrau; Augenstern braun; Füße olivengrün. Augenbraunen, Gesicht, Kehle, Mittelrücken, Vorderhals und Brust, nebst allen übrigen Theilen des Unterkörpers rein weiß; Nacken der Länge nach braun und weiß gestreift, Scheitel, Oberrücken, Schultern und große Flügeldeckfedern hell aschgrau, weißlich gerandet; kleine Flügeldeckfedern und Gegend der Handwurzel (zwischen Vorderarm und Mittelhand) grauschwärzlich; Seiten des Halses und der Brust weißlich, mit kleinen braunen Flecken; Schwanz weiß, braun übereck gestreift — mit Ausnahme der zwei äußeren Steuerfedern, auf welchen ein Längsband im Zickzack herabgeht —, Länge beiläufig 9".

---

*) In diesem Gewande beschrieb Herr Ritter Temmink den Tot. stagnat. zuerst im Man. d'ornith. p. 418.

Jugendkleid vor der ersten Mauser ist vom Winterkleide Mannbarer und Junger nur in folgenden Stücken unterschieden: Füße graugrünlich; Gefieder des Scheitels, des Oberrückens, der Schultern, nebst Flügeldeckfedern schwarzbraun, mit breiter gelblicher Einfassung, die größeren Federn, welche über die Schwingen sich verbreiten, mit kleinen übereck gehenden sehr dunkelbraunen Strichen; Gesicht und Kopfseiten mit braunen Pünktchen; äußerstes Ende der Schwungfedern weißlich.

(Tot. stagnat. Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV, 261; dessen Taschenb. II. 292, Nr. 11*).)

Hochzeit- und Sommerkleid: Schnabel schwarz; Füße grünlich; vom Oberschnabel bis zum Auge weiß; Kehle, Vorderbrust, Bauch und After rein weiß; Zügel, Schläfe, Vorder- und Seitenhals, Brustseiten, Flanken und untere Schwanzdeckfedern rein weiß, jede Feder mit kleinem schwarzen Längsfleck; Scheitel braun, weißlich gefleckt; Nacken und Hinterhals auf weißgrauem Grunde mit schwarzen Längsstrichen; Oberrücken, Schultern und große Deckfedern grau, rostfarbig überflogen, jede Feder mit schwarzen Querbändern, diese schwarzen Bänder gehen auf den längsten Schulterfedern übereck, und von denselben ist das oberste breiter als die übrigen; zwei mittelste Steuerfedern aschfarbig, mit diagonalen schwarzbraunen Querstrichen, die übrigen auf der äußern Fahne mit dergleichen Zickzack.

(Tot. stagnat. *Leisler* Nachtr. z. Bechst. Nat Gesch. Teutschl., Hft. II. S. 187.)

Vierte Art: Punktirter Wasserläufer, Totanus ochropus, *Temmink.*

Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel an der Wurzel grünlichschwarz, an der Spitze schwarz; Augenstern dunkelbraun; Füße graugrünlich; über den Augen ein weißer Streif; Zügel bräunlichschwarz; Kehle, Brust, Bauch, Steiß und Schenkel rein weiß; Vorderhals weiß, graubraun gestrichelt; Oberleib dunkelbraun, mit olivengrünem Schimmer und — vorzüglich Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern — weiß und schwärzlich punktirt; Schwanz weiß, von der Wurzel an nach den äußern Federn abnehmend, schwarz gebändert. Länge $8\frac{1}{2}$".

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Oberkör-

---

*) In Temminks Man. S. 419 wird hier auch Meyers Taschenbuch citirt; diese Citation kann deßhalb nicht gelten, weil Herr Meyer seinen Vogel im Frühlinge schoß, dieser also mindestens im Uebergange zum hochzeitlichen Kleide begriffen war.

per mit helleren Farben als die beim Winterkleide beschriebenen, etwas Grau verbindend, das Gefieder rostgelb schmal eingefaßt oder rostgelb überwaschen, der kleinen Punkte sind weniger und diese gelblich; oben auf dem Schwanze weniger Weiß, die schwarzen Bänder der mittelsten Steuerfedern breiter.

Hochzeit- und Sommerkleid unterscheidet sich vom Winterkleide blos durch viel mehr kleine Punkte auf den Obertheilen und durch deutlichere Flecken am Vorderhalse.

Dieser Vogel variirt unregelmäßig in der Farbe; denn man findet an ihm die Grundfarben des Oberkörpers oft heller, oft dunkler — bis zum Braunschwarzen.

(Tringa ochropus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 676, sp. 13; Punktirter Strandläufer, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV, S. 283; dessen Taschenbuch II. 302, Nr. 7; Meyers Taschenb. II. 386, Nr. 2.)

Fünfte Art: Waldwasserläufer, Tot. glareola, *Temmink.* (Tringa glareola, *Linn.*)

Schnabel an der Wurzel dunkel olivengrün, übrigens schwarz; Augenstern braun; Füße grüngelb; nackter Augenkreis weiß. Zügel dunkelbraun; Augenbraunen, Steiß, Kehle und Mitte des Bauchs rein weiß; Kopfseiten, Vorderhals, Brust und Flanken weißgrau, mit braunen Längsstrichen; After und Schwanzdeckfedern weiß, mit feinen, auf die Federschäfte sich erstreckenden Strichen; Oberleib dunkelbraun, mit vielen weißlichen und rostfarbenen Flecken; Schwanz weiß, von der Wurzel bis zur Spitze mit schwarzbraunen Querbinden. Länge $7\frac{3}{4}$ — 8″.

Dies das Hochzeit- und Sommerkleid mannbarer Vögel von beiden Geschlechtern dieser Art. Sie sind in Teutschland zeither nur im März, April und im August auf dem Zuge wahrgenommen und untersucht worden. Das Winter- und Jugendkleid vor der ersten Mauser kennt man noch nicht. Nach Meyer (Taschenb. II. 388) weicht der Laut dieses Vogels sehr von dem der übrigen Strandläufer ab, indem derselbe oft mit Gif, Gif! und mit Tittirle, Tittirle! ertönen soll.

Sechste Art: Gefleckter Wasserläufer, Tot. macularia, *Temmink.* (Tringa macularia, *Linn.*)

Schnabel auf drei Viertel seiner Länge von der Wurzel an fleischfarbig, an der Spitze braun; Augenstern braun; Füße schmuzig fleischfarbig. Oberkörper graubraun, mit leichten,

olivenfarbigem Anfluge; Kopf- und Halsfedern mit einem schwärzlichen Längsstreifen, bei den Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern kommen noch gezackte Querstreife hinzu; über den Augen ein weißer Streif; zwischen Schnabel und Auge ein brauner Strich; ganzer Unterkörper rein weiß, am Ende jeder Feder ein mehr oder weniger runder, an dem Aftergefieder länglichrunder, großer, schwarzer Flecken; die vier (nach Meyer zwei) mittleren Steuerfedern wie der Rücken gefärbt, an der Spitze schwarz, die übrigen weiß und braun gefleckt, an der Spitze schwarz. Länge 8″.

Dieser nach Meyer nur einzeln an der Ostsee, nach Temmink auch in einigen Provinzen Teutschlands sich zeigende Vogel ist nach seinen verschiedenen Gewändern zeither noch weniger zu untersuchen gewesen, als der unter der fünften Art beschriebene.

Siebente Art: Trillernde Wasserläufer, Tot. hypoleucos, *Temmink.*

Winter- und Sommerkleid: Schnabel grau, an der Spitze braun; Augenstern braun; Füße grünlichaschgrau. Oberkörper dunkelbraun, olivengrün glänzend, mit schwärzlichen Schaftstrichen; alle Flügeldeck- und Rückenfedern schwarzbraun in die Quere zackig fein gestreift; über den Augen ein weißer Streifen, durch dieselben ein brauner; Seitenhals und Brust auf weißem Grunde braun der Länge nach gestreift; Kehle, Bauch und übrige untere Theile rein weiß; Schwanz sehr gestuft; zwei (nach Meyer drei *)) mittelste Steuerfedern graubraun, übereck schwarz gestreift, die übrigen weiß und braun, mit weißen Spitzen. Länge 7″ 2 — 3‴.

(Dies ist nach Meyer Tringa cinclus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 680, sp. 18.)

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Kehle und Vorderhals rein weiß, an beiden Seiten des letztern graubraune Flecken; der weiße Streif über den Augen und der braune Strich durch dieselben breiter und deutlicher; Flügeldeckfedern dunkler als bei den Alten; Rückenfedern schwärzlich und rostgelb eingefaßt, die Deckfedern mit rostfarbigen und schwarzen Spitzen.

(Tringa hypoleucos, *Gmel. Linn.* I. p. 678, sp. 14.)

Zweite Familie.

Schnabel mit beiden Kiefern in der Mitte ein wenig in die Höhe gebogen, beide an der Spitze gerade; Schna-

*) Vergl. Meyers Taschenb. II. 389, Nr. 6.

bel stark und hart. Hals stark bogenförmig gekrümmt. Nahrung kleine Fische, Fischbrut und kleine Conchylien.

Achte Art: Grünfüßiger Wasserläufer, Totanus glottis, *Bechstein.*

Der starke Schnabel sehr zusammengedrückt, an der Wurzel viel höher als breit; untere Flügeldeckfedern gestreift.

Jugendkleid vor der ersten Mauser*): Schnabel braungrau; Augenstern dunkelbraun; Füße graugelblich grün. Gegend zwischen Oberkiefer und Auge, Kehle, Mitte der Brust, Bauch und übrige Untertheile, ingleichen Mittelrücken rein weiß; Ober- und Hinterkopf, Wangen, Seiten des Vorderhalses und der Brust weiß und braungrau in die Länge gestreift; Federn des Oberrückens, der Schultern und der Flügeldeckfedern braunschwärzlich, mit breiter weißgelblicher Einfassung, die längsten über die Schwungfedern sich erstreckenden mit dunkelbraunen Schrägstrichen; Schwanz weiß, die Mittelfedern in die Quere, die zwei äußersten in die Länge braun gestreift; Schwungfederspitzen unrein weiß; untere Flügeldeckfedern braun gestreift. Länge 12½'' **).

(Tot. chloropus, *Meyer* Taschenb. II. 371. Nr. 4., keineswegs aber Scolopax glottis, des *Gm.* und *Lath.* — letzter im Ind. ornith. II. 720. sp. 21.)

Hochzeit- oder Sommerkleid: Scheitel und Nacken tiefschwarz und weiß in die Länge gestreift; Augenkreis weiß; Gesicht, Kehle, Vorderhals, Brust, Oberbauch und Flanken weiß, mit schwarzen länglichen, im Frühling einzeln stehenden, mitten im Sommer sehr häufigen Flecken; übrige untere Theile rein weiß, nur die untern Deckfedern mit schwarzen Schaftstrichen; Oberrücken und Schul-

---

*) Leisler vermuthet (Nachtr. z. Bechst. N. Gesch. Deutschl. Heft II. S. 185), dieser Vogel mausere sich nur einmal im Jahre und komme deshalb nur im Jugendkleide und im hochzeitlichen bei uns vor; Temmink hingegen (Man. d'ornith. p. 425) setzt voraus, man kenne nur das Winterkleid desselben noch nicht, und in der That, es ist auch nicht wahrscheinlich, daß er von seinen Gattungsverwandten rücksichtlich doppelter Mauser allein eine Ausnahme machen sollte.

**) Das Jugendkleid obigen Vogels ist dem des Tot. stagnatilis (Art 3) höchst ähnlich; dagegen das Sommerkleid bei beiden sehr verschieden. Nächstdem sind sie sich rücksichtlich der Körpergestaltung und der ganzen Länge sehr unähnlich, so daß dieselbe schon bei irgend einiger Aufmerksamkeit Verwechslung nicht statt finden kann.

tern sammetschwarz, die Federn auf dem Rücken mit weißen Rändern, an den Schultern mit drei oder vier weißröthlichen Flecken auf den Barträndern; Handwurzel schwarz; große Flügeldeckfedern nebst den langen auf die Schwungfedern sich erstreckenden Federn grauröthlich, mit schwarzen Schaftstrichen, und lezt gedachte lange Federn mit auf den Barträndern vertheilten, kleinen, unterbrochenen, schwarzen Strichen; die Flügeldecken sind mit einem weißen Bande eingefaßt, welchem ein braunes folgt; zwei mittlere Schwanzfedern röthlich aschgrau mit braunen zackigen Querbändern, sonst der Schwanz weiß, mit schwarzbraunen Querbändern, die auf den innern Fahnen der vier Seitenfedern fehlen oder nur einzeln stehen.

Vier und sechzigste Gattung: Sumpfläufer, Limosa, *Leisler* *).

Schnabel sehr lang, aufwärts gebogen, mit löffelförmiger Spitze, beide Kiefer ihrer ganzen Länge nach gefurcht. Nasenlöcher keilförmig, von den Stirnfedern entfernt in der Furche liegend, oben häutig gerandet, durchgehend. Füße lang, dünne, bis weit über die Ferse hinauf nackt; Mittelzehe mit der äußern bis zum ersten Gelenk verbunden. Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder die längste.

Die Sumpfläufer sind Zugvögel, welche mit den Knellen und Wasserläufern im Frühlinge und Herbste zu gleicher Zeit ihre Wanderung antreten. Auch bei ihnen werden durch zweimalige Mauser im Jahre wesentliche Abänderungen in der Gefiederfarbenzeichnung bewirkt. Ihr zarter, sehr biegsamer, mit Muskeln versehener Schnabel ist nur dazu geeignet, die aus Würmern, Insekten, deren Larven und Froschlaich bestehende Nahrung in weichem, schlammigem Boden aufzusuchen und zu finden, keinesweges aber dazu, mit demselben in härteren Boden einzudringen und etwas vom Kiesgrunde aufzunehmen. Deshalb leben sie auch in der Regel in sumpfigen Wiesengründen und kommen sehr selten an die Küsten des Meeres.

Erste Art: Schwarzschwänziger Sumpfläufer, L. melanura, *Leisler*.

Ober- und Unterkiefer an den Spitzen löffelförmig, Mittelzehe lang mit kammartigen Einschnitten; auf den zusammengelegten Flügeln ein weißer Flecken (Spiegel).

---

*) Nachtr. z. Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. Hft. II. S. 150 ff.; *Temminck* Man. d'ornith. p. 428 ff.

Winterkleid beider Geschlechter im hohen Alter: Schnabel an der Wurzel orangefarbig, an der Spitze schwarz; Füße braunschwärzlich. Oberkörper gleichfarbig braungrau, mit dunkelbraunen Schaftstrichen; Kehle, Vorderhals, Brust und Flanken hellgrau; Steiß schwärzlich; Bauch und After weiß. Von den Schwungfedern erster Ordnung die vier ersten schwarz, die innern Fahnen größtentheils weiß; die folgenden Schwungfedern dieser und die vordersten der zweiten Ordnung weiß mit schwarzen Endflecken, die hintersten der zweiten Ordnung fast ganz weiß; die fünfte und achte Schwungfeder erster Ordnung, nebst den großen Deckfedern, den in den Kennzeichen erwähnten weißen Flügelflecken bildend; Schwanz an der Wurzel schwarz, an den Seiten weiß, die Mittelfedern desselben mit weißen Spitzen. Länge 15″ 2 bis 6‴.

(Limosa melanura, Leisl. Nachtr. Hft. II. Art. XIX. S. 157. Nr. 2.; Tot. limosa, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 244.)

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel an der Spitze braun. Ein Streif vom Oberkiefer nach dem Auge, Kehle, Schwanzwurzel nebst dessen Deckfedern, Bauch und After weiß. Scheitelgefieder braun mit hellrostfarbiger Einfassung; Hals und Brust hell röthlichgrau; Rücken- und Schulterfedern schwärzlich, mit rostfarbigem Bande umgeben; Flügeldeckfedern aschfarbig, röthlichweiß eingefaßt und mit dergleichen großen Endflecken; Steuerfedern an der Spitze weiß eingefaßt. Schwingen wie beim Winterkleide.

(Totanus rufus, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 253. Nr. 11.)

Hochzeit- oder Sommerkleid: Schnabelwurzel lebhaft orangefarbig; Füße schwarz; Streif vom Oberschnabel nach dem Auge weißröthlich; Zügel braun; Scheitelfedern schwarz, lebhaft rostroth eingefaßt; Kehle und Hals lebhaft rostroth mit kleinen braunen Punkten, Brust und Flanken lebhaft rostroth mit schwarzen, schmalen Streifen und Zickzacks; Oberrücken und Schultern tief schwarz, alle Federn an der Spitze lebhaft rostroth und mit dergleichen kleinen Flecken an den Bartseiten; Flügeldeckfedern aschfarbig; Unterrücken und Schwanz schwarz, letzter an der Wurzel und an den Seiten weiß; Bauchmitte und After weiß. Schwingen wie beim Winterkleide.

Bemerkung: Im Frühling erlegte Vögel sind meist noch in der Mauser begriffen; daher dann mehr oder weniger Gefieder des Wintergewandes unter dem des Hochzeitkleides und deshalb das Rostfarbige am Halse oft mit Asch-

grau untermischt, auch auf dem Schwanz des Rückens rostfarbige Flecken mit braungrauen wechselnd.

(Scolopax Belgica, *Om. Linn.* syst. p. 663. sp. 39.; Scol. aegacephala, *ibid.* p. 667. sp. 16., Totanus aegacephalus, *Bechst.* Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 234.; Dunkelfüßiger Wasserläufer, Meyers Taschenb. II. S. 369.)

Zweite Art: Rostrother Sumpfläufer, L. rufa, *Brisson.*

Alle Steuerfedern weiß und schwarzbraun regelmäßig in die Quere gestreift; Mittelzehe kurz, ohne kammartige Einschnitte; Schnabel bei Alten 3" lang. Ganze Länge des Vogels 13" 3 bis 4"'.

Winterkleid — noch nicht bekannt.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel an der Wurzel fleischfarbenbräunlich, an der Spitze braun, an der des Unterkiefers keine löffelförmige Ausbreitung; Füße dunkel bleifarbig. Kopf, Nacken, Oberrücken und Schultern dunkelbraun, Federn mit unregelmäßiger weißgelblicher Einfassung; Flügeldeckfedern grau mit breiter weißlicher Einfassung; Gesicht, Augenbraunen, Kehle, Brust in der Mitte, Bauch, After und Steiß weiß, auf den unteren Schwanzdeckfedern mit braunen Längsflecken; Vorderhals bis über die Brustgrenze, Seiten der Brust röthlich grau mit kleinen braunen Längsstrichen *); Schwungfedern schwarzbraun, nach der Wurzel zu mit breiten, weißen Längsflecken auf dem Rande der innern Fahne, zwischen diesen Längsflecken und dem braunen Fahnentheile stark weißlich marmorirt; Schwanz abwechselnd mit braunen und röthlich weißen Bändern in die Quere gestreift.

(Dies ist Totanus leucophaeus, *Bechst.* Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 237.; Tot. glottis, *Meyer* Taschenb. II. S. 372.)

Hochzeit- oder Sommerkleid beider Geschlechter im mannbaren Alter: Schnabel an der Wurzel gelblich, an der Spitze schwarz; Füße schwärzlich. Kopf und Nacken hellrostfarbig mit schwarzbraunen Strichen und Flecken; Augenbraunen, Kehle, Seitenhals und sämmtliche hintere Theile lebhaft rostbraun, nur an den Seiten der Brust und auf den untern Schwanzdeckfedern mit schwarzen Längsstrichen; Rücken, Schultern und lange über die

*) Unterscheidungszeichen dieser Theile von der folgenden Art.

Schwungfedern sich erstreckende Federn tief schwarz, auf den Barträndern mit länglich runden lebhaft rostfarbenen Flecken; Flügeldeckfedern schwarzgrau, rein weiß gerandet; Steiß weiß mit einigen großen braunen Flecken; Schwungfedern schwarz, sonst wie beim Jugendkleide, nur inwendig weniger stark weißlich marmorirt; Schwanz weiß mit schwarzbraunen Querbinden.

(Leisler a. a. O. S. 162.; Scolopax laponica, *Gmel. Linn.* syst. I. 2. p. 667. Nr. 15.; Tot. ferrugineus (Rostbrauner Wasserläufer), Meyers Taschenb. II. 374. Nr. 6.)

Dritte Art: Meyerischer Sumpfläufer, Limosa Meyeri, *Leisler* *).

Einige Steuerfedern schwarz und weiß in die Quere, die zwei mittelsten und die äußerste an jeder Seite eben so der Länge nach gestreift; Mittelzehe kurz und ohne Einschnitte; Schnabel 4′ lang. Ganze Länge des Vogels 15″ 6 bis 8″.

Winterkleid des alten Männchens und Weibchens: Schnabel an der Wurzel braungelblich, an der Spitze schwarz; Füße schwarz. Oberkörper graubraun, an Kopf und Hals mehr grau als braun; Vorderhals und Oberbrust grau mit schwarzen Querstrichen; übriger Unterkörper rein weiß, mit Ausnahme der in die Quere braungestrichelten Flanken. Schwungfedern schwarz. Die weißen Schwanzfedern von der Wurzel an mit vielen schwarzen Bändern, die auf den äußern und mittleren Steuerfedern in einander übergehen und zum Theil sich der Länge nach ziehen. Länge des Schwanzes gegen $3\frac{1}{2}$″.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Von diesem ist weiter nichts bekannt, als das, was Hr. Beniken zu Schleswig (Beiträge der Wetter. Gesellsch. f. d. ges. Naturkunde, zur Zoologie Bd. I. Heft 1. S. 8.) über die Jungen des von ihm unter der Benennung Totanus leucophaeus, *Lath.* vorher beschriebenen Vogels sagt:

„Die jungen Vögel gleichen den Alten sehr, nur sind sie 2 bis $2\frac{1}{2}$″ Hamburger Maaß (beiläufig 2″ alt Pariser Maaß), weniger lang, weil der Schnabel — wie bei allen

*) Der verewigte Leisler legte diesem von ihm zuerst genau bestimmten Vogel den Namen seines ehrwürdigen Freundes, des Hrn. Hofraths Meyer, bei, um dadurch dessen Verdienste um die teutsche Ornithologie öffentlich zu huldigen.

Totanus- und Numenius-Arten *) — in der Jugend bedeutend kürzer ist; es fehlen die langen Spitzen der Flügeldeckfedern" (welche, nach Leisler, nur Folgen der Abnutzung der Fahnen sind), „und die" (s. u. Sommerkleid) „hellgelben Federn am Unterleibe, auch erscheint die Kehle graulich. Bei einjährigen Vögeln ist der ganze Hals und Unterleib weiß, die Füße sind dick und lichtblau von Farbe." **)

Hochzeit- oder Sommerkleid alter Vögel: Scheitel, Genick, Rücken und Schultern braunschwärzlich, an den Federrändern gelblich gefleckt; Unterkörper (mit Ausschluß des rein weißen Mittelbauches) überall hell rostgelb, an den Seiten der Brust und der Flanken, auch auf den untern Schwanzdeckfedern schwarz gestrichelt; Schwungfedern schwarz, die der ersten Ordnung auf der innern Fahne, bis zum Rande hin, weiß marmorirt.

Fünf und sechzigste Gattung: Schnepfe, Scolopax.

Schnabel lang, gerade, zusammengedrückt, dünne, rundlich, an der Wurzel gefurcht, weich bis zur harten, kolbigen Spitze, im Leben glatt, im Tode mit höckerigen Erhabenheiten; Oberschnabel länger als der untere, des ersteren Spitze über die des letztern ein wenig herabgebogen. Nasenlöcher zur Seite nahe an der Schnabelwurzel liegend, länglich, gleich breit, durch eine Membran gedeckt. (Kopf an den Seiten fast eckig gerandet; Augen groß, hoch am Oberkopf liegend.) Füße mittelmäßig, dünne, über der Ferse nur wenig nackt; Zehen unverbunden, (die hintere aus mehreren Gelenken zusammengesetzt, tief stehend). Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder wenig kürzer oder von gleicher Länge mit der zweiten, längsten.

Eine Art dieser Gattung hält sich im Walde auf, die übrigen in frei liegenden oder einzeln mit Gesträuch besetzten Sümpfen. Die Nahrung besteht in Gewürm, kleinen Käfern und kleinen nackten Schnecken. In der Regel sind

---

*) Weiter oben ist vom Verf. schon bemerkt worden, daß dies von den meisten, wo nicht von allen Sumpfvögelarten gilt.

**) Höchst wahrscheinlich ist Herrn Benikens Tot. leucoph. eine alte Limosa Meyeri in der Herbstmauser, und seine Bemerkungen über diesen Vogel sind um so schätzbarer, da er „ihn alljährlich im August, theils einzeln, theils in kleinen Flügen zu sechs bis zwölf Stück angetroffen, und mehrere untersucht hat."

ſie Jagdzeit; bei Gattungen 2c. — ganz Theil weniger — in mehrere Flugzeiten nach Monaten zu teilen, weil man meiſtens findet nur in 2 mittleren Flugzeiten häufiger und in Ruhe zu ſammeln.

Die meiſten ſind ſchädlich und nützlich.

Erſte Art: Waldſchmetz, S. maritella.

Schmetz in der Größe der Kleiderlaus, ſchwarz, Hinterleib Oberſeite ſchmutzig braunfarben; Augenſeiten braun; Fühlerborſtchen, ganz dünnhaarig, an der Oberſeite des Halſes mit Gelblichen und Braunen vermiſcht, auf beiden Seiten braun; Beine ſchwarz, Schienen und Füße braun; Flügel braunen Schatten; Schwanz Spitzen, die Schwanzborſten auf der obern Schuppe grau, auf der untern am Ende weiß, auf der 2. zweyten braun. Länge 2½ — 3½ Linien.

Das Weibchen iſt etwas größer, aber blaſſer von Farbe und mit den Augenſeiten ſchon ins Grünliche ſpielend.

Benennung: Die zweite Benennung, das weiſſe Schwanzende, weiſſe Schwanz Spitze, weiſſe Schwanz Quaſte, an den Schwanzborſten, weiſſe Schwanz Borſten, weiſſe Schwanz Spitzen, weiſſe Schwanz Enden und dergleichen, weiſt an ſeinen Körpertheil, an welchem die Farbe ſich befindet, und ſo auch die folgenden. In Ermangelung von dem Namen Schwanzborſten wenig.

Zweite Art: Weiſſe Schwanzſchmetz, S. albicauda.

Frisch. S. major, Gm., Linn.

Schmetz in der Größe der Kleiderlaus, ſchwarz braun, Hinterleib Oberſeite ſchmutzig braunfarben; Augenſeiten braun, etwas rothgelben Streifen in zwey Linien getheilet; Fühler und Beine wie Augen von dunkelgrünlicher Farbe; weiß

*) Durch die Zuſammenſetzung von Benennungen entſtehen oft ſehr lange Wörter, welche aber nicht zu vermeiden ſind, weil ſie nicht anders ſo deutlich ſind. Kürzere Benennungen, welche aber nicht ſo deutlich ſind, ſind nicht zu empfehlen. Wenn man ſie aber gebraucht, ſo muß man ſie erklären, und dann ſind ſie auch nicht kürzer. Wenn man ſie nicht erklärt, ſo ſind ſie unverſtändlich

noch einem schwarzbraunen; obere Theile schwarz und hellrostfarbig im Wechsel, letztgedachte Farbe länglich vertheilt; untere Theile braungelb-weißlich, an Bauch und Flanken schwarz gebändert; Schwanz am Ende rothbraun, mit schwarzen Querstreifen und weißen Spitzen; auf jeder Seite mit vier weißen, an der Wurzel schwarz in die Quere gestreiften Federn; aus sechzehn Federn bestehend. Länge 10" 2 bis 3"' (Männchen).

Weibchen etwas größer; an Jungen der ganze Oberkörper — besonders auf dem Rücken und auf den Flügeln — sehr stark (und dunkel) gefleckt; Bauch, Seiten und Schenkel weiß, mit vielen schwarzbraunen Querlinien; Schwanzspitze nicht weiß; vier Seitenfedern gelblich weiß.

Dritte Art: Heerschnepfe, S. gallinago, *Linn.*

Schnabel an der Wurzel des Unterkiefers aschgrau, sonst braun; Augenstern braun; Füße grünlich bleifarben; Kopf schwarz- und braunfleckig mit drei bleichbräunlich gelben Längsstreifen; sonstige obere Theile der vorhergehenden Art ähnlich gezeichnet; Vorderhals und Brust mit dunkelbraunen Längsstrichen; Flanken weiß und schwarzbraun in die Quere gestreift; Bauchmitte und After rein weiß. Schwanz vierzehn Federn enthaltend, an der Wurzel schwarz, am Ende orangefarbig, mit zwei schwarzen Querbinden, die äußersten bräunlich weiß mit schwarzen Querstreifen, alle braun geschäftet. Männchen 9", Weibchen gegen 10" lang.

Vierte Art: Moor- oder Haarschnepfe, S. gallinula, *Linn.*

Schnabel an der Wurzel bläulich und schmutziggelb, an der Spitze schwärzlich; Augenstern braun; Füße grünlich fleischfarben. Scheitel schwarz, rostfarbig überlaufen; über den Augen ein gelbbrauner Streifen, von den Nasenlöchern bis zu den Augen ein dunkelbrauner; Zügel verloschen dunkelbraun; Rücken- und Schulterfedern schwarz mit grünem und purpurfarbigem Schiller — der jedoch bei Jungen fehlt oder doch nur sehr schwach ist —, alle mit rostfarbigem Längsflecken gezeichnet; Schwanz zwölf Federn enthaltend, an der Wurzel braunschwarz, am Ende braunroth; zwei Mittelfedern schwarz mit hellbrauner Spitze. Länge 7 bis $7\frac{1}{2}$".

Sechs und sechzigste Gattung: Ralle, Rallus.

Schnabel länger als der Kopf, schlank, an der Wurzel zu-

sammengedrückt, pfriemförmig zugespitzt; Oberschnabel an der Spitze wenig abwärts gebogen; Unterschnabel gerade, erster gefurcht; Nasenlöcher zur Seite in der Furche liegend, schmal und länglich, zur Hälfte von einer Membran bedeckt, durchgehend. Zunge an der Spitze runzelich und rauh; Füße lang, stark, über die Ferse hinauf eine schmale nackte Stelle; Vorderzehen ziemlich lang, ganz getrennt; Hinterzehe die Erde kaum berührend; Flügel mittelmäßig, abgerundet. Erste Schwungfeder viel kürzer als die zweite, dritte und vierte, welche die längsten sind.

Der Körper der Rallen ist zusammengedrückt und (im Herbste) sehr fett. Es sind Zugvögel, die Anfangs Mai ankommen und vom August bis zum Anfang des Oktobers wieder fortziehen. Sie halten sich gern an Wasserrändern auf, die mit Gras, Schilf, Binsen und Gesträuch dicht bewachsen sind und nähren sich von Gewürm, von Insekten, die keine Flügeldecken, und von kleinen Schnecken, die keine Gehäuse haben, auch von grünen Wasserpflanzen und deren Samen. Feindlichen Nachstellungen entziehen sie sich mehr im Laufe als im Fluge, auch, bei anhaltenden Verfolgungen, schmales Gewässer überschwimmend.

Sie mausern sich alljährlich nur einmal.

Art: Wasserralle, R. aquaticus, *Linn.*

Schnabel roth, an der Spitze und auf dem Rücken des Oberkiefers schwarzbraun; Augenstern orangeroth; Füße fleischfarben braun; Kehle weißlich; Seiten des Kopfs, Hals, Brust und Bauch dunkel bleifarbig; Gefieder des Oberkörpers dunkel olivenbraun, in der Mitte tiefschwarz; Flanken und After tief schwarz, weiß in die Quere gestreift; untere Schwanzdeckfedern weiß. Länge $8\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{2}$".

An Jungen vom Jahre, Bauch und Schenkel rostbraun, letztere hinten, wie der After, schwarzgrau, ohne weiße Querstreifen.

Sieben und sechzigste Gattung: Rohrhuhn, Gallinula.

Schnabel kurz, zusammengedrückt, kegelförmig, an der Wurzel viel höher als breit; Oberschnabel tief in die Stirn hineingehend, und von da aus — bei einigen Arten — auf demselben ein platter, mandelförmiger, pergamentartiger Ansatz sich verbreitend; beide Kiefer (fast) gleich lang, auch an der Spitze zusammengedrückt, der obere an der Wurzel erweitert, nach vorn zu etwas hochrückig gebogen, der untere einen Winkel bildend. Nasenlöcher zur Seite, mehr nach der Mitte als nach der Wurzel des Schnabels

länglich eirund eingesenkt, deren Oeffnung zur Hälfte durch eine Membran bedeckt, durchgehend. Füße lang, über der Ferse nackt, mit gänzlich getheilten, langen, bei einigen Arten häutig schmal berandeten Vorderzehen; die Hinterzehe wenig über jenen eingesetzt. Flügel mittelmäßig. Bei den in Teutschland vorkommenden Arten erste Schwungfeder kürzer als die zweite und dritte, welches die längsten sind. Der Körper sehr zusammengedrückt (im Herbst außerordentlich fett.)

Die erste Art in nassen, sumpfigen, mit Gräben durchzogenen, mit Gesträuch besetzten, mit hohem schilfigem Grase bewachsenen Gegenden; die übrigen meist in rohrigen süßen Seen und Teichen (Weihern) sich aufhaltend. Alle laufen sehr schnell und anhaltend, selbst im dichtesten Gesträuche, Grase und Schilfe, erheben sich, außer der Frühlings- und Herbstzugzeit überhaupt nicht gern, höchst schwer nach dem ersten Wiedereinfall, in die Luft, und sind — mit Ausschluß der ersten Art — gute Schwimmer und Taucher. Die Nahrungsmittel der Rallen (Gattung 66.) sind auch die ihrigen; wie jene mausern sie sich gleichfalls nur einmal im Jahre. Die Längenangabe kann bei diesen Vögeln mit Bestimmtheit nicht angegeben werden, weil Einzelwesen einer und derselben Art, selbst nach vollendetem Wachsthum, in dieser Rücksicht wesentlich von einander abweichen *).

Erste Familie.

Obere Fläche des Oberkiefers in die Stirnfedern sich erstreckend; auf derselben kein pergamentartiger Plattenansatz.

Erste Art: Wiesenschnarrer, (vulgo Wachtelkönig), Gallinula crex, *Latham.*

Schnabel oben röthlich braun, unten und vorn weißlich; Augenstern hellbraun; Augenliederrand fleischfarbig; Füße hell-

*) Linné rechnete die drei ersten Arten dieser Gattung zu seiner Gattung Rallus, die übrigen zur Gattung Fulica. Latham stellte sämmtliche hierher gehörige Arten in der Gattung Gallinula zusammen. Andere Ornithologen — unter diesen die Herren Bechstein und Meyer — entzogen derselben die Art Gallinula crex, und schufen daraus die besondere Gattung Crex. Herr Ritter Temmink fand, daß dieser Vogel alle Unterscheidungszeichen der Lathamischen Gattung Gallinula an sich trage, und zog ihn deshalb wieder zu derselben. Vergl. *Temmink* Man. d'ornith. p. 444. Remarque.

röthlich braun. Breiter über den Augen bis an die Grenze des Seitenkopfs sich hinziehender Streif, aschfarbig; sämmtliches Gefieder des Oberkörpers schwarzbraun, mit an den Seiten der Federn grauer, an den Spitzen rostbrauner Einfassung; die am weitesten über die Schwungfedern sich erstreckenden Federn überall mit breitem olivenbraunen Rande; Flügeldeckfedern rostroth; Schwingen äußerlich braunroth; Kehle, Bauch und After weiß; Brust olivenfarbengrau; Flanken braunroth mit weißen Querstreifen. Länge beiläufig 9½ bis 10″.

An Jungen sind die Farben heller und weniger lebhaft.

(Rallus crex, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 711. sp. 1. Crex pratensis Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 470. n. 1. T. 25. F. 1.; dann Meyers Taschenb. II. S. 408.)

Zweite Art: Punktirtes Rohrhuhn, G. porzana, *Latham.*

Oberschnabel gelbgrün, an der Wurzel roth, Unterschnabel gelb, (im Herbste der Oberschnabel olivengrün, mit brauner Spitze); Augenstern braun; Füße gelbgrün. Stirn, Augenbraunen, Kehle und Hals bleigrau; Kopfseiten aschgrau, schwarz gezeichnet; Oberkörper olivenbraun; alle Federn in der Mitte schwarz und mit vielen weißen kleinen Flecken und feinen Strichen; Brust und untere Theile olivenfarbig mit grauem Anflug und weißer Zeichnung — mit rundlichen Flecken an der Brust und mit Querstrichen an den Flanken; zwei mittlere Schwanzfedern weiß gerandet; untere Schwanzdeckfedern weiß. Länge 7½ bis 8½″ (mannbares Männchen und sehr alte Vögel beiderlei Geschlechts).

Beim eben mannbar gewordenen Weibchen Schnabelwurzel weniger roth; das Bleigrau an Kehle und Hals nicht so ausgebreitet; an den Kopfseiten braune Flecken.

An Jungen vor der Mauser: Kehle weißgrau mit weißen Flecken, oder weißlich mit bräunlichen Schmitzen; untere Theile mit weit mehr kleinen Flecken, als bei den Alten; untere Schwanzdeckfedern hellbraun.

(Rall. porz *Gm. Linn.* syst. I p. 712. sp. 3.; Punktirtes Rohrhuhn, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 478.; Meyers Taschenb. II. S. 412.)

Dritte Art: Zwergrohrhuhn, G. pusilla, *Bechstein.*

Schnabel graegrün, an der Wurzel schmutzig pfirsichblüten-

farbig; Augenstern roth; Füße gelblich grün. Kehle, Augenbraunen, Wangen, Seitenhals, Brust und Bauch aschblau; Oberkörper olivenbraungrau, alle Federn in der Mitte schwarzbraun, auf dem Oberrücken ein großer schwarzer, einzeln weiß gestrichelten Flecken; Flanken und After mit undeutlichen schwarzen und weißen Streifen; untere Schwanzdeckfedern schwarz mit weißen Querbinden. Länge beiläufig 7", selten 3"' darüber (altes Männchen).

Beim mannbaren Weibchen nur die Augenbraunen und Wangen rein aschblau; Kehle weißlich; Vorderhals, Brust und Bauch rostgrau; äußere Fahnen der Schwanzdeckfedern braungelb schattirt.

An den Jungen, Augenbraunen weiß; Wangen, Kehle und der ganze Hals weißlich und, wie die weißbräunliche Brust, undeutlich mit Grau durchwellt; Oberkörper hellbraun, sehr einzeln weiß gefleckt; Flanken braun mit weißen Querstreifen.

(Rallus pusillus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 716. Nr. 30; Gallinula pusilla, Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 484. Nr. 2. T. 16. F. 1. Männchen; Meyers Taschenb. II. S. 414.)

Zweite Familie.

Auf der obern, in die Stirnfedern sich erstreckenden Fläche des Oberschnabels ein pergamentartiger Plattenansatz.

Vierte Art: Grünfüßiges Rohrhuhn, G. chloropus, *Latham.*

Schnabel an der Spitze gelb, an der Wurzel, sammt der pergamentartigen auf der Oberfläche mandelförmig ausgebreiteten Platte hochroth und glänzend; Füße mehr grasgrün, als zeisiggrün (im Tode den Einwirkungen der freien Luft und des Lichts ausgesetzt, braun) mit rothen Kniebändern. Kopf, Kehle, Hals und ganzer Unterkörper schieferblau; Oberkörper dunkel olivenbraun; äußerer Flügelrand, große Längsflecken an den Flanken und untere Schwanzdeckfedern, bis auf drei oder vier tief schwarze, im Mittel derselben stehende Federn, weiß. Länge 12 bis 14" (altes Männchen).

Das alte Weibchen unterscheidet sich nur durch etwas hellere Farben, besonders auf dem Oberleibe.

(Fulica chloropus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 697. sp. 4.; Grünfüßiges Rohrhuhn, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 489.; Meyers Taschenb. II. S. 410.)

Von den Alten sind junge Vögel dieser Art bis zur zweiten Mauser wesentlich in den Farben verschieden und

stellen folgendermaßen sich dar: Schnabel an der Spitze olivengrün, an der Wurzel in Olivenbraun übergehend; Stirnplatte dunkel olivengrün, wenig glänzend; Augenstern braun; Füße olivengrün, über dem Knie etwas gelb. Scheitel, Nacken, Rücken und Steiß olivenbraun; Schwungfedern dunkelbraun, mit hellbraunen Rändern an den Spitzen; Fleck unter den Augen, Kehle und Vorderhals schmutzig weiß; übriger Unterkörper hellgrau, an den Flanken in Olivenbraun übergehend; Schenkel dunkelgrau.

(Dies ist dann Fulica fusca, *Gm. Linn.* syst. I. p. 697. sp. 1; Braunes Meerhuhn, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 501.)

Junge vom Jahre haben mehr Weißliches in der Schnabelgegend; die untern Theile erscheinen heller gefärbt. Zur Zeit des Uebergangs aus einem Alter in das andere stellt sich die Stirnplatte größer oder kleiner, roth oder gelblich gefärbt, dar. (Diese Altersabänderungen wurden sonst für besondere Arten gehalten, und unter folgenden Benennungen aufgeführt: Fulica maculata, F. flavipes, F. fistulans, *Gm. Linn.* syst. I. p. 701. sp. 17. 18. 19.; Gallinula maculata, G. flavipes, G. fistulans, *Latham* Ind. ornithol. II. p. 772. sp. 20. 21. 22.) *)

Zehnte Ordnung. Halbschwimmer, Pinnatipedes.

Schnabel mittelmäßig, gerade oder wenig gegen die Spitze hin gekrümmt. Füße mittelmäßig, schlank oder zusammengedrückt; drei Zehen nach vorn, eine nach hinten gerichtet; längs der Zehen größere oder kleinere, membranöse Lappen.

Die hierher gehörigen Vögel pflanzen sich in Monogamie (Paarungsweise) fort. Sie sind Zugvögel und vereinigen sich zu und auf ihren periodischen Wanderungen, die sie größtentheils im Fluge, mitunter, wenn und wo es die Umstände gestatten oder fordern, auch schwimmend machen, in zahlreiche Flüge; sie schwimmen und tauchen

*) Im Jahre 1806 erhielt der Verf. ein kaum acht Tage altes Junges; der Schnabel war braun, die Stirnplatte dunkel blutroth; die Fußbehäutung graugrünlich, über dem Knie weißgelblich; die flaumige Körperbedeckung grauschwarz, aus derselben orangefarbige Wollfedern hervorgehend.

mit gleicher Fertigkeit und Behendigkeit. Beide Geschlechter unterscheiden sich dem Aeußern nach nicht wesentlich und auffallend von einander. Ihre Nahrung besteht in Insekten, Gewürm, bei einigen auch aus Fischen und deren Brut; die meisten nehmen hiernächst auch grüne Wasserpflanzen, besonders aber deren Samen an. Bei dem größern Theile der Gattungen dieser Ordnung verfließen mehrere Jahre, ehe der Vogel nach jeder folgenden Mauser gleichgezeichnet sich darstellendes Gewand erhält.

Acht und sechzigste Gattung: Hurbel (Wasserhuhn), Fulica.

Schnabel stark, kegelförmig, dick, zusammengedrückt, an der Wurzel viel höher, als breit; auf der obern, bis in die Stirn sich erstreckenden Fläche des Oberschnabels ein pergamentartiger, mandelförmig plattgedrückt sich verbreitender Ansatz; beide Kiefer und deren Spitzen fast gleichlang und gleichbreit; Oberkiefer an der Wurzel erweitert, nach vorn zu seicht gekrümmt; Unterkiefer einen Winkel bildend. Nasenlöcher länglich, in der Mitte des Schnabels in einer Seitenfurche liegend, deren Oeffnung zur Hälfte mit einer Membrau bedeckt, durchgehend. Füße lang, dünne, über der Ferse nackt; alle Zehen sehr lang, an der Wurzel in Verbindung stehend, gefiedert belappt — d. h. zur Seite mit einer Membran versehen, die in kleinen abgerundeten Lappen sich unterwärts neigt, sonst auch mit einem Worte, Flößenfüße genannt — lang und spitzig bekrallt. Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder kürzer als die zweite und dritte, welches die längsten sind. Körper weniger als bei den Rohrhühnern zusammengedrückt. Viel mehr als diese — fast ununterbrochen — im Wasser lebend, halten sich die Wasserhühner doch nur in süßen Gewässern, in Meerbusen und Meeresbuchten auf, ohne sich aufs hohe Meer zu wagen. Ihre Nahrung besteht in Wasserinsekten und Gewürm, auch in Wasserpflanzen und deren Samen.

Sie mausern sich alljährlich nur einmal.

Was bei den Rohrhühnern über die Unbestimmtheit rücksichtlich der Dimensionsverhältnisse gesagt worden ist, gilt auch hier, und diese Erscheinung soll — nach

Temmink — in örtlichen Verhältnissen ihren Grund haben *).

Art: Schwarze Hurbel (Schwarzes Wasserhuhn), F. atra, *Linn.*

Schnabel weiß, mit ganz schwachem röthlichen Schein gegen die Wurzel hin; Augenstern dunkelroth (karmesinroth); Füße braungrau grünlich überlaufen mit gelblichen oder rothgrünlichen Kniebändern. Stirnplatte rein weiß, am obern Ende sehr — beim Männchen mehr als beim Weibchen — ausgebreitet; Kopf und Hals tief schwarz; Oberleib schieferschwarz; Unterleib aschblau. Länge 15 bis 16½" (Alte).

An Jungen, wenn sie die Wollfedern verloren haben, und bis zur ersten Mauser, ist die Stirnplatte wenig merklich und, wie der Schnabel und die Füße, graulich olivengrün; Oberkörper olivenbraun; Kehle und ganzer Unterkörper schmutzig weißgrau.

(Dies ist Ful. aethiops, *Gm. Linn.* syst. I. p. 704. sp. 22.)

Nach der Mauser und bis zur Mannbarkeit die Stirnplatte immer noch nicht rein weiß und nicht vollständig breit; Kopf und Hals tief schwarz; Oberkörper dunkel aschblau glänzend; Unterkörper aschgrau, oft röthlich überlaufen; Kniebänder entweder fehlend, oder röthlich gelb.

(Alle übrige Abänderungen sind zufällig und als solche sind zu betrachten: Ful. aterrima, *Gm. Linn.* syst. I. p. 703. sp. 3. u. Ful. leucorix, *Gm. Linn.* syst. I. p. 703. sp. 2.)

Neun und sechzigste Gattung: Wassertreter, Phalaropus.

Schnabel lang, dünne, schwach, gerade, an der Wurzel plattgedrückt; beide Kiefer bis zur Spitze gefurcht; Oberkiefer an der stumpfen Spitze etwas über die Spitze des pfriemförmigen Unterkiefers herabgebogen; Nasenlöcher zur Seite liegend, klein, schmal, länglich rund, hervorragend, häutig berandet. Füße mittelmäßig, dünne, zusammengedrückt; Vorderzehen bis zum ersten Gelenk durch eine Membran verbunden, gefiedert delappt (s. Gatt. 68.); die Lappen mit gezäh-

*) Aus dem, was oben über Körperbau, Aufenthalt und ganzen Habitus der zu dieser Gattung gehörigen Vögel gesagt worden ist, können sie, ohne der Natur Zwang anzuthun, nicht — wie von mehreren Systematikern geschehen ist — zu den Sumpfvögeln gerechnet werden.

neltem Rande; Hinterzehe kurz, unbelappt; Nägel klein, sehr spitzig; Flügel mittelmäßig. Erste und zweite Schwungfeder die längsten.

Diese Vögel — ächte Zwerge unter den Schwimmern — rudern sich mit ungemeiner Behendigkeit und Leichtigkeit nicht nur auf offener, selbst unruhiger See, sondern auch auf Brandungen fort; ihr Lauf ist nicht der schnellste. Sie halten sich meist am Meeresstrande auf, kommen in Teutschland überhaupt nicht oft, und an unsern Flüssen nur selten und zufällig vor.

Ihre Nahrung besteht aus Wasserinsekten, die sie auf dem Wasserspiegel erhaschen und aus Gewürm.

Ob beide Arten dieser Gattung alljährlich einer doppelten Mauser unterworfen sind, ist noch nicht entschieden, aber zu vermuthen.

Erste Art: Aschgrauer Wassertreter, P. cinereus, *Meyer*. P. hyperboreus, *Latham*.

Schnabel schwarz; Augenstern braun; Füße graugrünlich. Scheitel bis einige Linien unter die Augen, Nacken, Brustseiten, Zügel, nebst einem kleinen Streif hinter den Augen, dunkel aschgrau; Vorder- und Seitenhals lebhaft rostfarbig; Kehle, Brustmitte und übrige untere Theile — mit Ausschluß der mit großen aschgrauen Flecken besetzten Flanken — rein weiß; Rücken, Schultern, Flügeldeckfedern und zwei mittelste Steuerfedern tief schwarz, die Federn des Oberrückens und der Schultern mit breiter rostfarbiger Einfassung; Flügeldeckfedern an der Spitze mit schmalen weißen Kanten; auf den Flügeln eine weiße Querbinde; Schwanzseitenfedern aschgrau, weiß eingefaßt. Länge 6¾ bis 7″ (altes Männchen im Frühlinge.)

Am alten Weibchen die aschgraue Augenumgebung mit Rostgelb gemischt; das Rostfarbige am Vorderhalse weniger ausgebreitet und mit aschgrauen Federn untermengt; die aschgrauen Flankenflecken größer und zahlreicher.

(Tringa hyperborea, *Gm. Lim.* syst. I. p. 675. sp. 9; Rothhälsiger Wassertreter, Bechst. N. G. Teutschl. IV. S. 373; Phal. cinereus, *Meyer* Taschenb. II. S. 417)

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Scheitel, Hinterkopf, ein Flecken hinter den Augen und Nacken schwarzbraun; Rücken, Schultern und zwei mittelste Steuerfedern schwarzbraun, jede Feder mit breitem rostgelben Rande; Schwung- und Flügeldeckfedern schwärzlich mit weißlichen Rändern und Spitzen; die Querbinde auf den

Flügeln schmal; Stirn, Wangen, Kehle, Brust und übrige untere Theile weiß, an den Flanken mit graubräunlichen Flecken; Seiten- und Vorderhals mit rostróthlichem Anflug; Seiten des obern Theiles der Brust graulich; Füße auf der innern Seite gelb, auf der äußern, nebst den Zehen, grüngelb.

(Phal. fuscus, *Lath.* Ind. orn. II. p. 776. sp. 4.; Tr. fusca, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 675. sp. 33; Gemeiner Wassertreter, Bechst. Taschenbuch II. p. 317. nebst dazu gehöriger Abbildung; Naumanns Vögel, Nachtr. Hft. 2. S. 80. T. 11. F. 24.)

Zweite Art: Plattschnäbeliger Wassertreter, P. platyrhynchos, *Temmink.*

Schnabel an der Spitze breit, überall, besonders an der Wurzel, plattgedrückt; Schwanz lang, stark abgerundet.

Sommerkleid alter Vögel beiderlei Geschlechts: Schnabel an der Spitze schwarzbraun, übrigens rostgelb; Augenstern gelbroth; Füße schwarzgrün. Kopf, Nacken, Rücken, Schultern und obere Schwanzdeckfedern schwarzbraun, alle Federn mit orangerother breiter Einfassung; über den Augen ein gelblicher Streif; Flügeldeckfedern schwärzlich mit weißen Spitzen; auf den Flügeln ein weißes Querband; Steiß weiß, schwarz gefleckt; Vorderhals, Brust, Bauch, After und untere Schwanzdeckfedern ziegelroth. Länge 8¾ bis 9″.

(Phal. rufus, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 381; Meyers Taschenb. II. 419; Tr. hyperborea, *Gm. Linn.* syst. I. p. 676. var. b. Als bei der Untersuchung in der Mauser begriffen gewesene Vögel, gehören hierher: Phal. glacial. *Latham*, Ind. orn. II. p. 776. sp. 3; Tr. glac. *Gm. Linn.* syst. I. p. 675. sp. 32.)

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel graubraun; Füße grüngelb. Auf dem Scheitel ein schwärzlicher, hufeisenförmiger Flecken; ein Streif von gedachter Farbe über den Augen; Nacken, Rücken, Schultern, obere Schwanzdeckfedern und Steuerfedern braungrau; Gefieder des Rückens, der Schultern und die mittleren Steuerfedern mit gelblicher breiter Einfassung; Steiß weiß und braun im Gemeng; Schwungfedern weiß gekantet; Flügeldeckfedern weißgelb eingefaßt und gespitzt; weißes Querband auf den Flügeln; Stirn, Kehle, Seiten- und Vorderhals, Brust und übrige untere Theile rein weiß.

(Tr. lobata, *Gm. Linn.* syst. I. p. 674. sp. 8. var. b.; Grey phal., *Lath.* Synopsis, V. p. 272. — ein das Wintergewand anlegendes Exemplar.)

Winterkleid: Schnabel schwärzlich; Füße bleifarbig; Scheitel, Hinterkopf und Nacken rein aschgrau; Seitentheile der Brust, Rücken, Schultern und Steiß sehr rein aschblau, alle Federn in der Mitte schwärzlich und mit eben so gefärbten Schaftstrichen; längste Schulterfedern mit weißen Spitzen; weißes Querband auf den Flügeln; Steuerfedern braun, aschfarbig gerändet; Stirn, Seitenhals, Mitte der Brust und übrige untere Theile rein weiß.

(Phal. lobatus, *Lath.* Ind. orn. II. p. 776. sp. 2; Tr. lobata, *Gm. Linn.* syst. I. p. 674. sp. 8.)

Siebenzigste Gattung: Steißfuß, Podiceps.

Schnabel mittelmäßig, gerade, hart, zusammengedrückt, kegelförmig verlängert, scharf zugespitzt. Spitze des Oberschnabels sanft geneigt, die des Unterschnabels einen Winkel bildend; Nasenlöcher zur Seite, am Grunde des Schnabels liegend, länglich, rundhohl, von hinten durch eine Membran bedeckt, vorn offen, durchgehend; Rachen gezähnelt; Füße lang, zusammengedrückt, an der hintern Seite doppelt sägezähnig eingeschnitten; Vorderzehen sehr platt, an der Wurzel verbunden mit einlappigen, gezähnelten Schwimmhäuten (Lappenfüßen), die äußerste Zehe die längste; Hinterzehe zusammengedrückt, belappt, an der innern Seite der Fußwurzel stehend; Nagel breit und glatt. Körper zusammengedrückt, dick, mit schmalen Federn platt bedeckt; anstatt des Schwanzes ein kleiner Büschel kurzer haarartiger Federn. Flügel kurz, drei erste Schwungfedern fast von gleicher Länge, und länger als die übrigen.

Diese Vögel sind sehr geschickte Schwimmer und Taucher; daher machen sie auch ihre Wanderungen — als Zugvögel — so viel als möglich zu Wasser; kommt es auf schnellere Bewegung von einer Wasserstelle zur andern an, so rudern sie mit den Füßen und schlagen zugleich mit den Flügeln, so daß sie halb schwimmen, halb fliegen; auf gleiche Weise bewegen sie sich auch unter dem Wasser fort. Ihr Gang ist schwerfällig, wegen der weit hinten am Leibe stehenden Füße; daher ihre Haltung auf dem Lande meist eine aufrechte, mitunter drücken sie sich aber auch platt auf den Boden nieder und halten nur Hals und Kopf in die Höhe. Sie sind Bewohner alter verlassener Flußbetten, großer Seen und Teiche (Weiher), die mit Rohr und Schilf am Ufer bewachsen sind. Daselbst nähren sie sich mit Fischen, Wasserinsekten, Amphibien und Laich. In ihrem Magen fand man oft Reste von Wasserpflanzen, die sie wahrscheinlich mit verschlucken, wenn

sie die darin versteckten Insekten sich zu eigen machen; auch Federn, die sie sich selbst ausgerupft haben — zu welchem Zweck, ist nicht entschieden *).

Die Mauser erfolgt alljährlich nur einmal, aber erst in einem Alter von drei Jahren erhalten die Steißfüße das ständige Federgewand alter Vögel; — daher die vielen Arten — dem Namen nach — in ältern ornithologischen Werken, die doch weiter nichts als Altersverschiedenheiten einer und derselben Art sind.

An den mehresten Arten dieser Gattung — und zwar an beiden Geschlechtern — bemerkt man sonderbaren Kopfputzrath.

Erste Art: Gehäubter Steißfuß, P. cristatus, *Lath.*

Schnabel länger als der Kopf (ohne Holle); Abstand der Spitze vom Vorderrande der Nasenlöcher, 17 bis 18" **).

Alte Männchen und Weibchen nach der dritten Mauser: Schnabel schmutzig cochenilleroth ***), oben braun, an der Spitze weiß; Augenstern karmesinroth, eben so die nackten Zügel; Füße auf der äußern Seite schwärzlich, auf der innern gelblich weiß. Gesicht weiß mit rostfarbigem Anflug; Scheitel, platte zweitheilige Holle am Hinterkopfe, wie der breite Backenkragen glänzend schwarz; an den Seiten des Kopfes geht diese Farbe in Rostroth über; alle untere Theile glänzend silberweiß; alle obere Theile braun und schwärzlich; Schwungfedern zweiter Ordnung rein weiß; etwas rostfarbenes an den Seiten der Brust und an der Flügeleinsatzstelle. Länge 19 bis 20" — von der Schnabelspitze bis zum Steiß gemessen.

An dem alten, um ein Weniges kleineren Weibchen sind die Hollen- und Kragenfedern etwas kürzer,

---

*) Herr Hofrath Meyer und Herr Prof. Wolf erhielten mehr als einmal im Julius alte Männchen, deren Brust, wie bei brütenden Weibchen, von Federn entblößt war. Ersterer wirft im Taschenb. Th. II. S. 428 die Frage auf, ob die Männchen de Weibchen wohl möchten brüten helfen; oder welcher andere Grund diese Erscheinung veranlasse? — Das Problem ist noch zu lösen.

**) Obstehende Dimension hat Hr. Ritter Temmink als Artkennzeichen deshalb aufgestellt, weil sie bei den Vögeln gleicher Art, aber verschiedenen Alters, allein ständig seyn soll. S. Man. d'ornith. p. 462.

***) Viel röther nach dem Tode, besonders nach einigen Tagen.

die Farben etwas heller; sonst alles wie beim alten Männchen.

(Colymbus cristatus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 589. sp. 7; Col. cornutus, *Brisson* Orn. VI. p. 45. Nr. 4; Gehäubter Steißfuß, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 533; Meyers Taschenb. II. 426; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 425. T. 69. F. 106.)

Zweijährige nach der Mauser: Beide Geschlechter mit kurzer Holle, und diese mit weißen Federn eingefaßt; am Gesicht kein rostfarbiger Anflug; Kragenfedern sehr kurz; ein unregelmäßig geformtes schwärzliches Band zieht sich unter den Augen hin und verläuft sich am Hinterkopf.

Vögel von der ersten Mauser bis zum Alter von zwei Jahren: Schnabel röthlich gelb; Augenstern hellgelb; nicht die mindeste Spur von Holle und von Kragen; Stirn und Gesicht weiß, hier, wie auf dem Oberhalse, verschiedentlich vertheilte, in die Kreuz und Quere laufende schwarzbraune Streifen.

Junge vom Jahre vor der ersten Mauser, haben dunkelbraunen Kopf und Oberhals.

(Hierher gehört: Colymbus urinator, *Gm. Linn.* syst. I. p. 593. sp. 9.)

Zweite Art: Graukehliger Steißfuß, Pod. rubricollis, *Latham.*

Schnabel mit dem Kopfe von gleicher Länge; Federbüschel sehr kurzfedrig; kein Kragen; Abstand des vordern Nasenlochrandes von der Schnabelspitze 11‴.

Altes Männchen und Weibchen: Schnabel an der Wurzel und an einem Theile des Unterkiefers goldgelb, übrigens schwarz; Augenstern braunroth; Füße auswendig schwarz, inwendig grüngelb. Stirn, Scheitel und kurze über die Ohröffnungen herabhängende Federbüschel glänzend schwarz; Wangen und Kehle mäusefahl; längs dem Nacken ein breites schwarzes Band sich herabziehend; Vorderhals und Oberbrust lebhaft rostbraun; übriger Unterkörper — mit Ausnahme der schwarzbraun gefleckten Flanken und Schenkel — weiß; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß. Länge von der Schnabelspitze bis zum Steiß, 15 bis 17‴.

(Pod. suberistatus, Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 346. T. 31. F. 1; Meyers Taschenb. II. 429; Col. rubricollis et suberist. *Gm. Linn.* syst. I. 529. sp. 24. et p. 590. sp. 18.)

Zweijährige und Jüngere beiderlei Geschlechts: Schnabel an der Wurzel gelbgrün; Augenstern

gelbröthlich; Wangen und Kehle weiß, Oberhals weißgelb und diese Theile mit braunen Zickzackstreifen; Scheitel und Hinterkopf schwarz; letzter ohne verlängerte Federbüschel; Unterhals und Oberbrust matt rostfarbig und braun; einige Federn auf der Brust und am Bauche mit aschgrauen Spitzen.

(Dies ist: Colymb. *Gmel. Linn.* syst. I, p. 592. sp. 21.)

Dritte Art: Gehörnter Steißfuß, Pod. cornutus, *Lath.*

Schnabel stark, kürzer als der Kopf, seiner ganzen Länge nach zusammengedrückt. Oberkiefer in der Mitte erhaben; Unterkiefer ein wenig in die Höhe gekrümmt *); Augenstern mit zwei verschieden gefärbten Ringen; Abstand des vordern Nasenlochrandes von der Schnabelspitze 6 — 7‴.

Alte männlichen und weiblichen Geschlechts: Nackte Zügel und Schnabelwurzel und Spitze pfirsichroth; das Uebrige des Schnabels schwarz; des Augensternes innerer Rand gelb, äußerer dunkel zinnoberroth; Füße auswendig schwarz, inwendig und auf den Zehen gelbgrau; Mitte des Oberkopfes (eigentlicher Scheitel), nebst dem langfedrigen, breiten, den Oberhals umgebenden Kragen tief und glänzend schwarz; über und hinter jedem Auge ein hornförmig sich erhebender, großer, rostfarbiger Federbüschel; Gegend zwischen dem Oberschnabel und dem Auge, Hals und Brust glänzend rostroth; übriger Unterkörper — die rostgelb schattirten Flanken ausgenommen — rein weiß; Nacken und übriger Oberkörper schwärzlich; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß. Länge 12 — 13″.

(Colymb. coronatus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 591, sp. 19; Meyers Taschenb. II, S. 431.)

Junge vom Jahre und ein Jahr alte Vögel: Schnabel an der Wurzel — so wie die nackten Zügel — fleischfarbig, auf dem Rücken des Oberkiefers hornfarbig, Spitze desselben gelblich, übrigens aschblau; des Augensternes innerer Ring silberweiß, äußerer bleich roth; Füße auswendig braun, inwendig hell bleifarbig; hornförmige Federbüschel und Kragen mangelnd; Gegend zwischen Oberschnabel und Auge weißlich; Oberkopf, Nacken und übriger Oberkörper schwarzgraubraun; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß; Kehle weiß, und dieses Weiß unter den Augen in gerader Linie bis an die Grenze des Hinterkopfes sich fortzie-

*) Meyers Taschenbuch II, 431. Nr. 3.

hend; Mitte des Vorderhelses weißgrau; Seiten der Brust und Flanken schwarzgrau; übriger Unterkörper rein weiß.

(Dies ist: Podic. obscurus, *Lath.* Ind. ornith. II. p. 782. sp. 4; Pod. Caspic. ibid. sp. 7; Col. obsc. et Casp. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 592. sp. 25. et p. 593. sp. 27; Dunkelbrauner Steißfuß, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S 559.)

Anmerk. — nach Meyers Taschenb. II. S. 433. u. *Temm.* Man. d'ornith. p. 467. — Die Verwechslung dieser Steißfußart mit der folgenden, welche bei einigen Schriftstellern statt gehabt hat, wurde durch die rostfarbigen Federbüschel am Kopfe veranlaßt. Vergleicht man jedoch die vor- und nachstehenden Kennzeichen und kurzen Beschreibungen beider Arten genau, so werden deutliche Unterscheidungsmerkmale, an den Alten beider Arten leicht sich auffinden; denn die rostfarbigen Hörner (Federbüschel) stehen beim Pod. cornutus über und hinter den Augen, ohne die Ohröffnungen zu bedecken; hingegen bedecken beim Pot. auritus die eben so gefärbten Federpinsel die Ohröffnungen; eine andere differentia specifica geht aus dem Schnabelbaue hervor. Schwerer sind zweijährige und jüngere Vögel beider Arten von einander zu unterscheiden und zwar untrüglich nur a) nach dem bei ihnen verschiedenem Schnabelbaue, und b) dadurch, daß beim P. corn. der Augenstern doppelfarbig, beim P. aurit. aber einfarbig erscheint.

Vierte Art: Geöhrter Steißfuß, P. auritus, *Lath.*

Schnabel kürzer als der Kopf, an der Wurzel niedergedrückt, an der Spitze in die Höhe gezogen*); (Augenstern einfarbig;) Abstand des vordern Nasenlochrandes von der Schnabelspitze 6 — 7‴.

Altes Männchen und Weibchen: Schnabel am Mundwinkel röthlich, an der Spitze des Unterkiefers weißlich, sonst schwarz; nackte Zügel, Augenstern und nackter Augenliederrand dunkel zinnoberroth; Füße auf der äußern Seite schwarzgrau, auf der innern grüngrau; Gesicht, Scheitel, kurzfedrige Hinterkopfsholle und kleiner Kragen tief schwarz; hinter und unter den Augen lange pinselförmige hellgelb und rostfarbige Federbüschel, welche, einen Winkel bildend, die Ohröffnung bedecken; Kehle, ganzer Hals, Seiten der

*) Nach Meyer dünner als bei der dritten Art, die Mitte des Oberkiefers etwas einwärts gezogen; der Unterkiefer nach der Spitze zu stark in die Höhe gekrümmt. Taschenb. II. S. 435. Nr. 4.

Brust und ganzer Oberkörper schwarz, wenig glänzend; Flanken und Schenkel dunkel kastanienbraun, schwarz überflogen; übriger Unterkörper rein weiß. Länge 11½ — 12″.

Junge vom Jahre den jungen Vögeln der vorhergehenden Art rücksichtlich der Gefiederfarben sehr ähnlich; doch durch die, in der Anmerkung zur dritten Art angezeigten, Auszeichnungen zur Genüge kenntlich gemacht.

(Colymbus auritus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 590. sp. 8. — mit Ausschl. der variet. *b.*, welche zur vorhergehenden Art gehört; Geöhrter oder Ohrensteißfuß, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 552. — mit Wegfall der Synonymen —; Meyers Taschenb. II. S. 435. Nr. 4; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 445. T. 70. F. 108.)

Fünfte Art: Kleiner Steißfuß, P. minor, *Lath.*

Schnabel sehr kurz, stark, zusammengedrückt; weder Holle noch Kragen; Abstand der Nasenlöcher von der Schnabelspitze 5‴; Fußwurzel hinten mit rauhen Erhabenheiten besetzt.

Dreijährige Alte beiderlei Geschlechts: Schnabel an der Wurzel des Unterkiefers und an der feinen Spitze weißlich, eben so die nackten Zügel; Augenstern einfarbig braunroth; Füße auswendig grünlichschwarzbraun, inwendig fleischfarben; Kehle, Scheitel und Nacken tief schwarz; Wangen, Schläfe und Vorderhals hochrothbraun; Brust und Flanken schwärzlich; übriger Unterkörper grauschwärzlich, hin und wieder mit weißlichem Schimmer, Schenkel und Steiß ins Rostfarbige sich ziehend; Oberkörper schwarzbraun, mit olivenfarbigem Glanze; Schwungfedern erster Ordnung braungrau, die der zweiten an der Wurzel und inwendig weiß. Länge 9 — 10″.

(Pod. hebridicus, *Lath.* Ind. orn. II. p. 785. sp. 11; Colymbus hebridicus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 594. sp. 28; Kleiner Steißfuß, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 565; Meyers Taschenb. II. S. 436. Nr. 4; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 454. T. 71. F. 110.)

Einjährige Vögel und nach der Mauser: Scheitel, Nacken, Oberkörper und Halsseiten weiß, mit dunkel- und hellrostbraunen Streifen und Flecken mannigfaltig gezeichnet; hinter den Augen kleine, schräge, weiße Flecken; Untertheil des Vorderhalses, Brust und Flanken

hell roſtfarbig; Schenkel roſtfarbig, mit ſchwarzbraunem Anfluge; Bauch rein weiß *).

Junge vom Jahre: Scheitel, Nacken und Oberkörper braungrau, mit leichtem, roſtfarbigem Anfluge; Kehle rein weiß; Seitenhals blaß braungrau; Vorderhals, Oberbruſt und Flanken dunkler oder heller weißbräunlich; Bauch rein weiß; Unterſchnabel und Ränder des Oberſchnabels graugelblich, Schnabel im Uebrigen braun, braun auch der Augenſtern. — Bei ganz jungen — 2½″ lang — Kopf, Hals und Oberleib ſchwarz, mit roſtfarbigen Streifen; Bruſt und Bauch weiß.

(Pod. minor, *Lath.* ind. orn. II. p. 784. sp. 9; Colymb. minor, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 591. sp. 20; Meyers Taſchenb. II. S. 436. und 437; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 454. T. 71. F. 111; — Junger kurz nach dem Ausſchliefen, T. 71. F. 112.)

Eilfte Ordnung. Schwimmvögel, Palmipedes.

Schnabel verſchieden geſtaltet. Füße kurz, in größerer oder geringerer Entfernung vom After ſtehend. Theils dreizehig und bei dieſen alle drei Zehen nach vorn gerichtet, theils vierzehig und bei dieſen drei Zehen nach vorn und eine nach hinten gerichtet; bei allen die nach vorn gerichteten, bei einigen vierzehigen ſämmtliche Zehen durch eine einzige Membran verbunden. Dieſe Membranverbindung erſtreckt ſich bei den meiſten hierher gehörigen Gattungen von der Zehenwurzel bis zum Nagel, bei einigen nur bis zur Hälfte der Zehen; die Membran ſelbſt iſt bei einigen zwiſchen den Zehen ausgeſchnitten, bei anderen am Vorderrande gerade fortlaufend.

---

*) An einem der kälteſten Morgen des Winters von 1788 auf 1789 machte ich im Anhaltiſchen eine Reiſe zu Schlitten. Auf einmal fiel ein Steißfuß, ganz ſo wie der oben beſchriebene, erſtarrt aus der Luft und dicht neben den Pferden in den Schnee. Ich hob ihn auf, ſteckte ihn in den Buſen, brachte ihn ſo wieder zu ſich und am Abend mit nach Hauſe; doch konnte ich ihn nur bis zum dritten Tage am Leben erhalten. Anm. d. Verf.

Die Vögel dieser Ordnung sind eigentlich Meeres- und Meeresküstenbewohner; wenige Arten kommen anders als zufällig oder auf dem Zuge auf süße Gewässer des Inlandes. Die meisten Arten der hier zuerst aufgeführt werdenden Gattungen sind am Tage fast immer in fliegender Bewegung und dabei schreiend laut; nur, um auszuruhen, lassen diese sich auf dem Wasser oder an sandigen, flachen Ufern nieder, schwimmen gewöhnlicher Weise nicht, tauchen nie; andere schwimmen und tauchen; die Minderzahl lebt außer der Lege- und Brütezeit stets auf offener See. Sie nähren sich von Fischen, Laich und Wasserinsekten; einige nebenbei, andere fast einzig von Vegetabilien. Sie machen ihr Geheck zum Theil auf Felsen, oder in Felslöchern und Spalten; zum Theil auf flachen Sandbänken; zum Theil auf trockenen Stellen mit Schilf, Binsen und Gesträuche besetzter Ufer; einige eigentliche Entenarten auch — obwohl selten — auf Bäumen. Der Körper aller ist mehr oder weniger stark mit Flaum bedeckt *).

Ein und siebenzigste Gattung: Meerschwalbe, Sterna.

Schnabel so lang oder länger als der Kopf, fast gerade, zusammengedrückt, schneidig, pfriemenförmig, spitzig; beide Kiefer gleich lang, oberer gegen die Spitze geneigt. Nasenlöcher zwischen der Wurzel und Mitte des Schnabels, zur Seite lang und schmal eingeschnitten, durchgehend. Füße klein, über der Ferse (wenig) nackt; vier Zehen; drei vordere durch eine ausgeschnittene Schwimmhaut verbunden, hintere frei; Nägel klein, gekrümmt. Schwanz mehr oder weniger gegabelt. Flügel sehr lang, gespitzt; erste Schwungfeder die längste.

Der Flug dieser Vögel ist sehr anhaltend (schnell und

*) Obige Ordnungscharakteristik ist die einzige, bei welcher der Verfasser hin und wieder von der abzuweichen sich gestattete, welche Temminck in seinem Man. d'ornith. p. 474 aufgestellt hat.

unregelmäßig schwankend); sie ruhen am Tage nur auf kurze Zeit auf dem Erdboden, selten und nur momentan auf dem Wasser (gleichsam stehend), ohne zu schwimmen, aus. Ihre, bei den meisten Arten aus kleinen, lebenden Fischen, bei andern aus Fliegen und Wasserinsekten bestehende, Nahrung rauben sie entweder stehend (aus der Luft senkrecht herunterschießend), oder in schräger oder horizontaler Richtung sie ereilend und wegschnappend, auf der Oberfläche des Wassers; fliegende Insekten in der Luft. Nur bis zur ersten oder zweiten Mauser sind die Jungen von den Alten der Gefiederfarbenzeichnung nach unterschieden, späterhin durchaus nicht. Einige Arten mausern sich alljährlich nur einmal, andere zweimal; im letztern Falle findet nur ein theilweiser Federwechsel statt, und zwar trifft dieser bei der Frühlingsmauser, welche im Monat April schon vollendet ist, nur den Kopf; die andere Mauser tritt mit dem Monat August ein und bewirkt den Gefiederfarbenunterschied zwischen Jung und Alt vorzüglich. Beide Geschlechter sind dem Aeußern nach von einander nicht zu unterscheiden. Wo die Meerschwalben häufig sind, vereinigen sie sich in zahlreiche Gesellschaften, um ihr Gehecke an einem und demselben Orte zu machen, und zwar so nachbarlich (nach Temmink), daß die brütenden Weibchen mit den Flügeln sich berühren. Höchst selten besteht das Gelege aus mehr als drei Eiern.

Erste Art: Großschnabelige Meerschwalbe, Sterna megarhynchos, *Meyer.*

Schnabel lang, stark; Höhe der Fußwurzel 1″ 8‴ *); Schnabel kurz und gegabelt. Länge 20 — 21″.

Winterkleid alter Männchen und Weibchen: Schnabel hoch scharlachroth; Augenstern braungelblich; Füße schwarz. Stirn und ein Theil des Oberkopfes rein weiß; Nacken, Rücken, Schultern und sämmtliche Flügeldeckfedern aschgraubläulich **); Schwungfedern braungrau; Seiten des Kopfes, Vorderhals und ganzer Unterkörper rein weiß.

*) Herr Ritter Temmink hält die Höhe der Fußwurzel für das bestimmendste Unterscheidungszeichen der verschiedenen Meerschwalbenarten. Man. d'ornith. p. 476.

**) Der Ausdruck: aschgrau-bläulich (cendré bleuâtre) soll die bei den meisten Meerschwalben- und Revenarten auf dem Oberkörper herrschende Gefiederfarbe andeuten und damit eine aus wenigem Lasurr oder Himmelblau und vielem Weiß gemischte Farbe bezeichnet werden. Herr Ritter Temmink erklärt sich hierüber a. a. O. in der Anm. † deshalb, weil seiner Meinung nach die verschiedenen

Frühlings- oder Hochzeitkleid: Stirn, Oberkopf und verlängerte Federn des Hinterkopfes tief schwarz. Das übrige Gefieder scheint bei der Mauser im Frühlinge nicht gewechselt zu werden, oder es ist doch, wenn sich der Federwechsel über alle Theile des Körpers erstrecken sollte, nach der Frühlingsmauser von dem des Wintergewandes der Farbe nach in Nichts verschieden.

Bemerk. Während beider Mauserperioden findet man Exemplare, an welchen an Stirn und Oberkopf weißschwarzes und weißes Gefieder im Gemeng sich darstellt.

Jugendkleid vor der Augustmauser: Schnabel an der Spitze schwarzbraun, übrigens matt roth; Unterkörper wie bei den Alten rein weiß; Oberkörper braungrau, mit schwarzbraunen oder schwärzlichen Querbändern und großen Flecken; Schwanzfedern an der Spitze, Schwungfedern fast ganz schwärzlich gefärbt; Stirn und Oberkopf wie beim Winterkleide der Alten.

Nahrung: Fische.

(Sterna caspia, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 603. sp. 8; St. megarhynchos, *Meyer* Taschenbuch II. S. 457; Große oder Caspische Meerschwalbe, Bechst. Nat. Deutschl. IV. S. 675.)

Zweite Art: Weißgraue Meerschwalbe, St. canescens, *Meyer.*

Schnabel lang, Fußwurzel 1" hoch, Schwanz lang, stark gegabelt. Länge 15 — 16".

Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel schwarz, an der Spitze durchschimmernd Gummigutgelb; Augenstern schwarzbraun; Füße schwarz, die untere Seite der Schwimmhaut ockergelb. Stirn und Oberkopf weiß, letzter hinterwärts mit kleinen schwarzen Flecken, welche in der Mitte der Federn stehen; Hinterkopf mit langen, tief schwarzen, weiß gefranzten Federn besetzt; vor den Augen ein schwarzer, sichelförmiger Flecken; Genick, Oberrücken, Unterkörper und Schwanz weiß, mit einigem Glanz; übriger Rücken, Schultern und Flügeldeckfedern sehr hell aschblau; Schwungfedern sammtartig aschgrau, an den innern Fahnen mit breitem weißen Streif.

Wortbezeichnungen jener Farbe — besonders bei der Gattung Meve — dazu Gelegenheit gegeben haben, daß eine und dieselbe Art vervielfältigt und unter verschiedenen Namen beschrieben worden ist.

(Sterna cantiaca, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 606. sp. 15; St. Stübberica, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 670.)

Frühlings- oder Hochzeitkleid: Stirn, Ober- und langfedriger Hinterkopf tief schwarz; sonst Alles wie beim Wintergewande.

(Sterna canescens, Meyers Taschenb. II. S. 458. Nr. 2; Sterna Boysii, *Lath.* ind. orn. II. p. 806. sp. 10; auch gehört hieher: Sterna africana, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 605. sp. 12; *Lath.* ind. orn. II. p. 805. sp. 5. als Vogel, welcher die erste Frühlingsmauser noch nicht ganz vollendet hat.)

Jugendkleid vor der Herbstmauser: Schnabel tief schwarz, nur an der äußersten Spitze gelblich; rücksichtlich der Vertheilung des Schwarz und Weiß am Ober- und Hinterkopfe und des rein Weißen am Unterkörper alles wie beim Winterkleide der Alten; Rücken und Schultern grauweißlich, schwarzbraun in die Quere gestreift; längste Schulterfedern mit breiter brauner Einfassung, Flügeldeckfedern in eben so gefärbten halbzirkelförmigen Flecken ausgehend; Schwungfedern grauschwärzlich, mit weißen Rändern und Spitzen; Steuerfedern an der Fahnenwurzel aschgrau, weiter vorwärts schwärzlich, an der Spitze weiß.

(Dies ist dann: Sterna nubulosa, *Linn.* faun. Suecica, ed. Retz p. 165. No. 127. Sterna striata, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 609. sp. 24; *Lath.* Ind. orn. II. p. 807. sp. 11.)

Anmerk. Gleich Anfangs der Mauser im August erscheinen bei Jungen unter dem schwarzbraun gestreiften und gerandeten Gefieder durchaus graublaue Federn; bei der folgenden Frühlingsmauser werden die Steuerfedern weißlich; bei der zweiten Herbstmauser erst vollkommen weiß.

Nahrung besteht aus Fische.

Dritte Art: Rothfüßige Meerschwalbe, Sterna hirundo, *Linn.* *)

Schnabel mittelmäßig; Länge der Fußwurzel 10‴; Schwanz sehr gegabelt. Ganze Länge 13 — 14″.

Gewand alter Vögel beiderlei Geschlechts: Schnabel und Füße roth, erster oft mit schwärzlicher Spitze,

*) Diese Art mausert sich wie alle folgenden nur einmal, und sie hat das mit denselben gemein, daß erst nach vollendetem ersten Lebensjahre und nach der zweiten Mauser (im Herbste) die Gefiederfarben standhaft werden.

Augenstern braunroth; Stirn, Oberkopf und lange Federn am Hinterkopfe und Nacken schwarz; Hinterhals, Rücken und Flügel bläulichgrau; Unterkörper rein weiß, beim Weibchen die Brust mit leichtem aschfarbigen Anfluge; Schwungfedern weißgrau, mit braungrauer Spitze; Schwanz weiß, die zwei äußern Seitenfedern beim Weibchen an der äußern Fahne schwärzlich.

Gewand der Jungen vom Jahre, vor der ersten Mauser: Oberschnabel braun, am Rande und an der Wurzel schmutzig orangefarbig; Unterschnabel bis zur braunen Spitze schmutzig orange; Augenstern dunkel braun; Füße schmutzig orange; Stirn, Ober- und Hinterkopf schmutzig weißgrau, letzter vorn mit schwarzen Flecken, die langen Scheitelfedern schwarzbräunlich, mit schmalen weißlichen Kanten und Spitzen; Oberkörper und Flügeldeckfedern schmutzig hell graubläulich, mit weißlichen Federsäumen und bräunlichen Flecken; Unterkörper schmutzig und mattweiß; Schwungfedern und Steuerfedern hellgrau, jene mit weißen Schäften und Säumen, diese alle mit weißen Spitzen, die äußerste davon mit dunkelgrauer Fahne. Länge $11\frac{1}{4}$ — $11\frac{1}{2}$".

Ganz junge sind mit schwarz- und gelbbuntem Flaum bekleidet; bei zunehmender Stärke und bis zur Flugbarkeit oben hellgrau, unten weiß.

(Sterna Hirundo, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 605. sp. 2. *Lath.* Ind. orn. II. p. 807. sp. 15; Gemeine Meerschwalbe, Bechst. Nat. Gesch. IV. S. 682; Rothfüßige Meerschwalbe, Meyers Taschenb. II. 459. Nr. 2.)

Vierte Art: Schwarzgraue Meerschwalbe, Sterna nigra, *Linn.*

Schwimmhaut bis zur Hälfte ihrer Länge ausgeschnitten; Fußwurzellänge zwischen 7 und 8'''; Schwanz schwach gegabelt, Flügel zusammengelegt, $1\frac{1}{2}$" über denselben hinausreichend. Länge 9 — bis $9\frac{1}{2}$".

Gewand alter Vögel beiderlei Geschlechts: Schnabel schwarz; Mundwinkel roth; Augenstern braun; Füße dunkel schwarz- oder braunroth; Kopf und Oberhals — zuweilen bei ganz Alten auch die Kehle — tief schwarz; Kehle (gewöhnlich), Vorderhals, Brust, Bauch und After aschgrauschwarz; Oberkörper, nebst Steiß und Steuerfedern aschgraubläulich (bleifarbig); untere Schwanzdeckfedern rein weiß; zwei erste Schwungfedern am Vorderrande der innern Fahne weiß gesäumt.

Abänderung, je nachdem die zweite Herbstmauser entfernter oder näher herangerückt ist:

entweder Hals, Bauch und After noch rein weiß, oder alle diese Theile mit weißen Federn des jugendlichen Alters untermengt, oder auch mit aschgrauschwarzen, die, nach oben, den mannbaren Vögeln angehören.

(In einem oder dem andern Gewande ist dies: Sterna nigra, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 608. sp. 3; *Lath.* Ind. orn. II. p. 810. sp. 24; Sterna fissipes, *Gmel. Linn.* syst. I. 610. sp. 7; *Lath.* Ind. orn. II. p. 810. sp. 23; Sterna obscura *), *Gmel.* a. a. O. p. 608. sp. 20; *Lath.* a. a. O. p. 810. sp. 25; Schwarzgraue Meerschw. Meyers Taschenb. II. S. 461; Schwarze und schwarzkehliche Meerschw. Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 692 und 697; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 194. T. 38. F. 54 — in der Mauser begriffener Vogel, am Unterkörper mit Resten des Jugendkleides.)

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel dunkelbraun, Mundwinkel fleischfarbig; Augenstern braun; Füße röthlichbraun; Stirn, Wangen, Seiten- und Vorderhals, nebst Kehle und übrigen untern Körpertheilen rein weiß; auf den Seiten der Brust ein großer schwarzgrauer Flecken; ein halbmondförmiger Flecken zunächst den Augen, Oberkopf, Hinterkopf und Nacken schwarz; Schulter- und Rückenfedern braun, mit helleren Kanten; Flügel, Steiß und Schwanz dunkel aschgrau; Deckfedern mit weißbräunlichen Spitzen.)

(Dies ist dann: Sterna naevia, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 609. sp. 5; Sterne Boysii, Var. a. *Lath.* Ind. orn. II. p. 806. sp. 10. a. Gefleckte Meerschw. Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 688 und dessen Orn. Taschenb. II. S. 379, nebst Abbildung, mit der Unterschrift: Sterna fissipes.

Fünfte Art: Kleine Meerschwalbe, St. minuta, *Linn.*

Schnabel an der Spitze schwarz, übrigens orangegelb; Augenstern braun; Füße orangeroth; Höhe der Fußwurzel 7‴; Schwanz stark gegabelt. Ganze Länge des Vogels 8″ 4‴.

Gewand alter Vögel beiderlei Geschlechts: Stirn und Augenbraunen rein weiß; Streif vom Schnabel an durch die Augen, Ober- und Hinterkopf, nebst Nacken tief schwarz; Rücken und Flügel hell graubläulich; ganzer

*) An obigem Vogel fehlt das Gegabelte am Schwanze, weil bei ihm, da er in voller Mauser begriffen ist, die Steuerfedern ihre vollkommene Länge noch nicht erreicht haben.

Unterkörper, Steiß und Schwanz weiß; Schäfte der Schwungfedern erster Ordnung braun.

Gewand der Jungen vor der ersten Mauser: Schnabel und Füße fleischfarben; Stirn weißgelblich; Ober- und Hinterkopf, nebst Nacken bräunlich, mit schwärzlichen Querstreifen; vor und hinter den Augen ein schwarzes Fleckchen; Rücken und Flügel braungelblich, alle Federn mit schwärzlichen Schäften und schwarzgrauen Rändern; Schwung- und Steuerfedern mit weißgelblichen Spitzen. Mit der ersten Mauser erhält der Kopf die schwarze Federbedeckung; erscheint der Oberkörper hell graubläulich, wie bei den Manndaren; Schwung- und Steuerfedern behalten die dunklere Farbe des Jugendkleides.

(Sterna minuta, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 608. sp. 4; *Lath.* Ind. orn. II. p. 809. sp. 19; Sterna melanoleucos, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 608. sp. 23; *Lath.* Ind. orn. II. p. 809. sp. 22; Kleine Meerschw. Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 699; Meyers Taschenb. II. S. 463. Nr. 5; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 194. T. 38. F. 55 (alter Vogel) und F. 56 (Junger Vogel vor der Mauser).

Zwei- und siebenzigste Gattung: Meve, Larus.

Schnabel lang oder mittelmäßig, stark, hart, zusammengedrückt, schneidig, mit etwas hakenförmiger Spitze am Oberkiefer und vorspringendem Winkel am Unterkiefer, durch welchen ein höckeriger Ansatz an der Spitze desselben gebildet wird. Nasenlöcher zur Seite, in der Mitte des Schnabels länglich eingeschnitten, schmal, durchgehend. Füße schlank, bis über die Ferse nackt; Fußwurzel lang; Vorderzehen durch eine Schwimmhaut bis an die Nägel verbunden; Hinterzehe frei, kurz, hoch an der Fußwurzel stehend. Steuerfedern alle von gleicher Länge. Flügel lang, erste und zweite Schwungfeder fast von gleicher Länge und länger als die übrigen.

Die Meven sind kecke (zu Neckereien gegen andere Klassenverwandte geneigte), doch feige und nächstdem sehr gefräßige Vögel. In zahlloser Menge leben sie sämmtlich an Meeresküsten; einige Arten auch — vom Frühlinge bis zum Herbste — an großen flachufrigen, mit Schilf und Rohr bewachsenen Seen und Teichen (Weihern); Flüsse besuchen sie meist nur während der Zugzeit. Ihre Nahrung besteht aus lebenden und todten Fischen, Laich, Aas, Gewürm, Insekten, und bei einigen Arten aus Conchylien und Schalthieren. Sie sind am Tage fast immer, doch nicht

ohne öfters am Ufer oder auf dem Wasser — stets aber nur auf kurze Zeit — auszuruhen, in fliegender Bewegung, und scheuen bei dieser, wie bei der schwimmenden, den stärksten Sturm nicht. Die Jungen sind dem Aeußern nach sehr von den Alten verschieden; erst im zweiten oder dritten Jahre werden die Gefieder-, zum Theil auch die Schnabel- und Fußfarben — die jedoch der alljährlich zweimal erfolgenden Mauser wegen, der Jahreszeit nach, sich wieder abändern — beständig. Bei der Frühlingsmauser wird nur das kurze Gefieder gewechselt; daher also auch nur an Theilen, die mit solchen besetzt sind — vorzüglich am Kopfe und Halse — die Farbenzeichnung von der vorherigen abweichend. Der einzige äußerliche Unterschied beider Geschlechter besteht darin, daß — bei gleichem Alter — das Weibchen kleiner ist, als das Männchen. Erscheint bei diesen Vögeln der Schwanz einfarbig, und ist keine Spur von schwarzen Flecken am Schnabel wahrnehmbar; so spricht sich dadurch aus, daß sie vollkommen sich ausgemausert und dasjenige Alter erreicht haben, in welchem sowohl das Sommer-, als das Wintergewand fernerhin sich gleich bleibt.

Erste Art: Mantelmeve, Larus marinus, *Linn.*

Mantel (Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern) schieferschwarz; Füße weiß; Länge der Fußwurzel 2″ 10 — 11‴; die zusammengelegten Flügel sehr wenig über die Schwanzspitze hinausreichend. Ganze Länge des Männchens 26 — 27″; des Weibchens 24 — 25″ (alte Vögel *).

Vollkommnes Winterkleid der Alten: Schnabel weißgelb, höckriger Ansatz an dem Unterkiefer hell karmesinroth; nackter Augenring orangegelb; Augenstern zitronengelb; Füße matt weiß. Augengegend, Oberkopf, Hinterkopf Nacken weiß, jede Feder in der Mitte mit hellbraunem Längsstrich; Stirn, Kehle, Hals, ganzer übriger Unterkörper, Unterrücken und Schwanz weiß; Oberrücken, Schultern und Flügel dunkel schwarz, mit schwachem bläulichen Schein; Schwungfedern erster Ordnung gegen die Spitze tief schwarz,

*) Die Längen der Fußwurzel und der Flügel sind die einzigen unwandelbaren Kennzeichen, nach welchen Alte und Junge der einen Art dieser Gattung von den Alten und Jungen der andern Art — besonders aber die in den Farben sich so ähnlichen Jungen der drei ersten Arten von einander — unterschieden werden können. S. *Temmink* Man. d'orn. p. 490. f.

die Spitze selbst weiß; Schwungfedern zweiter Ordnung und Schulterfedern mit weißen Endspitzen.

(*Temminck* Man. d'ornith. p. 490. Erste und einzige Beschreibung des Winterkleides.)

Jugendkleid bis zum Alter von drei Jahren: a) Junge vom Jahre: Schnabel tief schwarz; nackter Augenring und Augenstern braun; Füße braungelblich; Kopf und Vorderhals weißgraulich mit vielen braunen Flecken; Gefieder des Oberkörpers schwärzlich, mit weißbräunlichen Rändern und Spitzen und diese auf den Flügeldeckfedern Querbänder bildend; Unterkörper schmutzig grau, mit braunen Zickzacks und Flecken; mittlere Steuerfedern mehr schwarz als weiß, die äußeren gegen das Ende schwarz, alle weiß eingefaßt; Schwungfedern schwärzlich, an der äußersten Spitze wenig Weißes. b) Einjährige: Spitze und Wurzel des Schnabels schmutzig weißgelblich; das Schwärzliche des Gefieders am Oberkörper wird von den sich mehr ausbreitenden Federrändern mehr concentrirt; am Unterkörper wird das Weiße vorherrschend gegen das Grau, und die braunen Flecken verschwinden nach und nach; der Kopf nimmt rein weiße Farbe an. c) Gewand, wie es aus der zweiten Herbstmauser hervorgeht: Höckeriger Winkelvorsprung am Unterschnabel roth, mit schwarzem Flecken in der Mitte; übriger Schnabel grüngelb, schwarz gefleckt; der nun in dem Umrisse sich bezeichnende Mantel erscheint schwärzlich, unordentlich braun und grau gefleckt; auf den weißen Theilen werden nur einzelne, kleine, anders gefärbte Flecken wahrnehmbar; der Schwanz stellt sich schwarz marmorirt dar *). In der dritten Herbstmauser legt endlich der Vogel das oben beschriebene Wintergewand der Alten vollkommen an.

(Junge vom Jahre und Einjährige: Larus naevius, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 598. sp. 5, jun. avis; Larus marinus, jun., *Lath.* Ind. orn. II. p. 814. sp. 6. var. γ; Meyers Taschenb. II. S. 466; *Temminck*

*) Eine so gezeichnete Mantelmeve wurde im Spätherbste des Jahres 1815, indem sie, wahrscheinlich vom anhaltendem Fluge entkräftet, auf einem der höchsten Punkte der hiesigen Landschaft (Roßbach, unweit Brückenau) auf dem Felde sich niederließ, von einem Bauer erschlagen, dem Verfasser aber hiervon dann erst Kunde gegeben, als sie schon viele Tage von einem Orte zum andern getragen, von Niemand erkannt, endlich auf den Mist geworfen, so verdorben und in Fäulniß übergegangen war, daß es schwer hielt, in so weit sie zu reinigen, um sie der Untersuchung unterwerfen zu können.

Man. d'orn. p. 491; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 186. T. 36. F. 51.)

Zufällige, durch Kränklichkeit oder Gefangenschaft bewirkte Abänderung ist es, wenn das ganze Gefieder weißgrau, undeutlich und dunkler gefleckt, die Farbe der Schwingen weißlich erscheint.

Hochzeit- und Sommerkleid der Alten: Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf und Nacken ganz weiß, ohne irgend einen braunen Flecken; sonst alles wie beim Wintergewande.

(Lar. marin. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 598. sp. 6; *Lath.* Ind. orn. II. p. 813. sp. 6; Beitr. d. Wetter. Ges. Bd. I. Hft. I. p. 1; *Temminck* Man. d'orn. p. 492; Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 653; Meyers Taschenb. II. S. 465.)

Zweite Art: Weißgraue Meve, L. glaucus, *Linn.*

Mantel bläulichgrau; Fußwurzellänge 2" 5 — 6"'; Flügel zusammengelegt, sehr wenig über die Schwanzspitze hinausreichend. Ganze Länge des alten Männchens 22 bis 33", des alten Weibchen 21 bis 22".

Vollkommenes Winterkleid alter Vögel beiderlei Geschlechtes: Schnabel ockergelb, höckeriger Winkelvorsprung am Unterkiefer lebhaft roth; nackter Augenring gelb; Augenstern hell gelb; Füße schmutzig fleischfarben. Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf, Nacken und Seitenhals weiß; jede Feder auf der Mitte mit hellbraunem Längestriche; Stirn, Kehle und übriger Unterkörper ganz weiß; Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern bläulichgrau; eben so die Schwungfedern, die der ersten Ordnung in ziemlicher Breite von der Spitze herein, die der zweiten Ordnung, nebst den Deckfedern nur an der Spitze weiß.

(Lar. argentatus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 600. sp. 18; Lar. marinus varius, *Lath.* Ind. orn. II. p. 814. sp. 6. var. a.)

Jugendkleid bis zum Alter von drei Jahren. An Jungen vom Jahre: Schnabel schwarzbraun; Augenstern und nackter Augenring braun; Füße bräunlichgelb; Kopf, Hals und ganzer Unterkörper dunkelgrau, mit vielen hellbraunen Flecken; Gefieder des Oberkörpers in der Mitte hellbraun, mit schmaler, gelblicher Umgebung; Steuerfedern von der Wurzel an braun und überhaupt mehr braun als weißlich, alle an den Spitzen gelblich; Schwungfedern schwarzbraun, an der äußersten Spitze weiß. An Ein- bis Zweijährigen werden alle Farben blasser und das Weiße

verbreitet sich mehr. Nach der zweiten Herbstmauser nimmt man schon bläulichgraues Gefieder, und auf diesem einzelne hellgraue Flecken wahr; bei der zweiten Frühlingsmauser deutet sich der Mantel in Bläulichgrau an und bei der dritten Herbstmauser wird das Winterkleid vollkommen und als solches beständig.

(Le Goeland à manteau gris et blanc, *Buffon* Ois. IV. p. 421. — Vogel im dreijährigen Alter und in der Mauser begriffen *)).

Hochzeit- und Sommerkleid der Alten: Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf und Hals weiß, ohne irgend einen braunen Flecken; alles Uebrige wie beim Winterkleide der Alten.

(Dies ist dann: Lar. glaucus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 600. sp. 17; *Lath.* Ind. II. p. 814. sp. 7; Bennicken in den Beitr. d. Wetter. Gesellsch. Bd. I. Hft. 1. S. 2; Weißgraue Meve, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 662; Meyers Taschenb. II. 471.)

Dritte Art: Heringsmeve (gelbfüßige Meve), Larus fuscus, *Linn.* (Lar. flavipes, *Meyer*).

Schnabel im Verhältnisse zu dem der vorhergehenden Arten kürzer, schmaler (nur an der Spitze gekrümmt); Mantel schieferschwarz; Füße gelb; Länge der Fußwurzel 2″ 1 — 2″; zusammengelegte Flügel ungefähr 2″ über die Schwanzspitze hinausreichend. Ganze Länge des Männchens 19 — 20″, des Weibchens 18 bis 19″.

Alte im vollkommnen Winterkleide: Schnabel zitronengelb; höckeriger Winkelvorsprung am Unterschnabel brennend roth; Augenstern und nackter Augenring hell gelb; Füße hochgelb; Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf, Nacken und Seitenhals weiß, jede Feder mit hellbraunem Längsstriche in der Mitte; Stirn, Kehle, ganzer Unterkörper, Unterrücken und Schwanz weiß; Oberrücken, Schulter- und Flügeldeckfedern, nebst den Schwungfedern tief schwarz, mit bläulichem Schimmer; gegen das Ende der beiden vordersten Schwungfedern ein länglichrunder, weißer, nach vorn zu schwarz be-

*) Bei der großen Aehnlichkeit, zwischen den jungen Vögeln dieser und der vorherigen Art gibt die bei beiden verschiedene Länge der Fußwurzel das sicherste Kennzeichen an die Hand. Auch ist zu bemerken, daß Junge und Alte, wie bei der vorigen Art, Kränklichkeits wegen oder in der Gefangenschaft variiren; im letztern Falle sind die Schwungfedern oft weiß oder weißlich. *Temminck* l. c. p. 494 und vergl. Naum. Vögel, T. 35. F. 50.

grenzter Flecken, die übrigen Schwung- und Schulterfedern mit weißer Spitze.

Junge bis zum Alter von drei Jahren: Schnabel schwarz, an der Wurzel braun; Füße schmutzig hell ockergelb; Kehle und Vorderhals oben weißlich mit hellbraunen Strichen; Kropfgegend und übriger Unterkörper weißlich mit vielen großen sehr dunkelbraunen Flecken; Gefieder des ganzen Oberkörpers und der Flügel schwarzbraun, gelblich (nach Meyer weißgrau) gerändert; Steuerfedern an der Wurzel hellgrau, schwarz marmorirt, der übrige Theil schwarzbraun an den Spitzen weiß gesäumt; Schwungfedern tief schwarz, ohne weiße Spitzen.

(Goëland à pieds jaunes — Le jeune de l'année — *Temminck* Man. d'orn. p. 496. Gelbfüßige Meve — junger Vogel — Meyers Taschenb. II. S. 469.) Abänd. La Mouette grise, *Briss.* orn. VI. p. 171. Nr. 6.)

Alte im Hochzeit- oder Sommerkleide: Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf und Hals ganz weiß, ohne braune Zeichnung; alles Uebrige wie beim Winterkleide der Alten.

(Lar. fusc. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 599. sp. 7; *Latham* Ind. orn. II. p. 815. sp. 8; Bennicken Beitr. der Wetter. Gesellsch. Bd. I. Hft. I. S. 3; Lar. flavipes, Meyers Taschenb. II. S. 469. Nr. 2 *); Le Goëland gris, *Briss.* orn. VI. p. 162. Nr. 3. — wo jedoch das Maaß der Fußwurzel vom Lar. marinus genommen ist —; Heeringsmeve, Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 658.)

Vierte Art: Weiße Meve, L. eburneus, *Linn.*

Schnabel stark und dick; Fußwurzel 1" 5‴ lang; zusammengelegte Flügel 1½" über die Schwanzspitze hinausreichend. Ganze Länge des Vogels 17".

Alte im vollkommenen Sommer- oder Hoch-

*) Herr Hofr. Meyer gibt als Kennzeichen der Art a. a. O. an: „an der untern Kinnlade ein rother Flecken, in dessen Mitte noch ein schwarzer;" Herr Bennicken hält dafür, dasselbe werde wegfallen müssen, weil nur junge Vögel — wie beim L. glauc. und L. marinus — dieses Zeichen trügen. Herr Ritter Temminck hingegen, aus dessen Man. d'ornith. obige Beschreibung entlehnt ist, erwähnt desselben weder bei Jungen noch bei Alten. Der Verf. hat den Vogel nie gesehen und muß sich daher auf diese Bemerkung beschränken.

zeitkleide: Schnabel bläulich grau an der Wurzel, übrigens seiner ganzen Ausdehnung nach ockergelb; Füße grauschwärzlich; am ganzen Körper rein weiß. Jugend- und Winterkleid noch unbekannt.

(Lar. eburn. *Gm. Linn.* syst. I. p. 596. sp. 14; *Lath.* Ind. orn. II. p. 816. sp. 10; *Temmink* Man. d'orn. p. 498. *)

Fünfte Art: Sturmmeve, graue Meve, L. canus, *Leisner.*

Schnabel klein; Fußwurzellänge 2"; zusammengelegte Flügel etwas über die Schwanzspitze hinausreichend; Schäfte der zwei ersten Schwungfedern schwarz. Ganze Länge 16 bis 16½".

Alte im vollkommnen Winterkleide: Schnabel an der Wurzel gelbgrünlich (in der Mitte bleifarbig), an der Spitze ockergelb; Rachen orangeroth; Augenstern braun; nackter Augenring roth; Füße bläulich grau, gelblich gefleckt; Kopf, Nacken und Seitenhals weiß mit vielen schwarzbraunen Flecken; Kehle und übriger Unterkörper ganz weiß; Rücken, Schultern und Flügel rein bläulich grau. Schwungfedern gegen das Ende hin tief schwarz, auf den zwei äußersten, schwarz geschäfteten, ein großer weißer Längsflecken, alle, wie die Schulterfedern, an den Spitzen weiß

(Dies ist Lor. cyanorynchus Meyeri. Taschenb. II. S. 480. Nr. 5; Bechst. Taschenb. S. 582. Nr. 3; Leislers Nachtr. z. Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. Hft. I. S. 19. Nr 4.)

Junge vom Jahre: Schnabel schwarz (an der Wurzel des Unterkiefers gelblich); nackter Augenring braun; Füße schmutzig röthlich gelb; Oberkörper graubraun, Rücken- und Schulterfedern mit weißgrau-gelblichen Rändern und Spitzen; Stirn und Steiß weißlich, letzter graulich gefleckt; Unterkörper weißlich, an den Seiten der Brust und des Bauches mit starkem hellgrauem Anflug; Steuerfedern an der Wurzel weiß, übrigens, die weißlich eingefaßten Spitzen ausgenommen, schwarzbraun; Schwungfedern der

*) A. a. O. gibt der Herr Ritter Temmink sein Bedauern zu erkennen, daß er selbst früherhin zu dem Irrthume Veranlassung gegeben habe, obiger Vogel sei ein Albino der folgenden Art, da doch die sehr kurze Fußwurzel und das wenige Nackte über dem Knie ihn als eigene Art bestimmt auszeichne.

ersten Ordnung schwarzbraun, (an der innern Fahne lichtgrau).

Junge nach der ersten Herbstmauser: Schnabel schwarzbraun, an der Wurzel gelblich (Füße röthlich gelb, theilweise bräunlich); auf dem Rücken bläulich graues Gefieder mit braunem, gelblich geränderten, im Gemeng; Kopf auf dem Grunde weiß, braungrau, oder braun gestrichelt; alle Untertheile mehr ins Weiße übergehend. (Flügeldeckfedern und hintere Schwungfedern braungrau mit lichten Rändern. Schwungfedern der ersten Ordnung und Endband des Schwanzes schwarzbraun.)

Einjähriger Vogel nach der zweiten Herbstmauser: Oft nur noch ein bräunliches Endband am Schwanze, und wenig Schwarzbraunes auf der Mitte des Oberschnabels.

(In einem oder dem andern Gewande ist dies: Lar. hybernus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 596. sp. 13; Lar. procellosus, Bechst. Taschenb. S. 373. Nr. 6. a; dessen Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 648. der das. beschr. junge Vogel; der S. 647. beschr. alte Vogel ist die alte Lachmeve im Winterkleide*); Sturmmeve, Naumanns Vögel, Bd. III. S. 178. T. 33. F. 48. — ein Exemplar nach der ersten Herbstmauser; Annalen der Wetter. Gesellsch. Bd. I. Hft. 2. S. 243. Nr. 2 bis 5.)

Vögel nach der zweiten und jeder folgenden Frühlingsmauser, also im vollkommnen Hochzeit- oder Sommerkleide: Kopf, Scheitel, Nacken und Seitenhals ganz weiß, ohne braune Flecken; sonst Alles wie beim Winterkleide der Alten. Doch findet man im Sommer, wie im Winter, Exemplare, an welchen die Enden der zwei ersten Schwungfedern entweder gar nicht, oder nur sehr wenig Weißes haben.

(Lar. canus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 596. sp. 3; Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 645; Meyers Taschenb. II. 475. Nr. 4; Leisl. Nachtr. Hft. I. S. 18. Nr. 3; Bennicken in den Beitr. der Wetter. Gesellsch. Bd. I. Hft. 1. S. 2.)

Sechste Art: Dreizehige Meve, L. tridactylus, *Latham.*

Fußwurzellänge 1″ 4‴; anstatt der Hinterzehe ein Stumpf (Sturzel) ohne Nagel. Ganze Länge 15″.

---

*) Leislers Nachtr. Hft. I. S. 18. 8, Nr. 2; *Temminck* Man. d'orn. p. 500. synonymes.

Alte im vollkommnen Winterkleide, wie es nach der zweiten Herbstmauser jedesmal erscheint: Schnabel gelbgrün; Schnabelecken, Rachen und Augenliederrand ziegelroth; Augenstern braun; Füße auf der äußern Seite schwärzlich braun, auf der innern mit dunkler Olivenfarbe untermischt; Oberkopf, Hinterkopf, Nacken und ein Theil des Seitenhalses einfarbig bläulichgrau; vor den Augen feine schwarze Striche; Stirn, Augengegend, Unterkörper, Steiß und Schwanz ganz weiß; Mantel nebst Schwungfedern rein bläulich grau. Erste Schwungfeder der ganzen Länge nach schwarz eingefaßt, die vier ersten mit schwarzer Spitze, die an dreien davon sehr klein ist; die fünfte gegen das Ende hin mit schwarzem Bande, an der Spitze weiß.

(Lar tridact. Meyers Taschenb. II. p. 486. Nr. 7; Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 628.)

Junge vom Jahre: Schnabel, Augenstern und nackter Augenkreis schwarz; Kopf, Hals und alle untere Theile weißlich; vor den Augen ein halbmondförmiger schwarzer, in der Ohrgegend ein schwärzlicher, am Scheitel ein schwarzbrauner Flecken; im Nacken eine breite schwarze Platte, oder ein dergleichen Halbmond; Mantelgefieder und Flügeldecken dunkel aschblau mit schwarzbraunen Spitzen; Handwurzel und oberer Flügelrand schwarz; auf den Schultern und Schwungfedern zweiter Ordnung große schwärzliche Flecken; Schwungfedern erster Ordnung schwarz; Steuerfedern gegen das Ende schwarz, die Spitzen weißlich.

Junge nach der ersten Herbstmauser: Schnabel gelbgrünlich, schwärzlich gefleckt; Stirn und ganzer Unterkörper weiß; Rücken bläulich grau, oft mit einigen braungefleckten Federn durchsprengt; die schwarzen Flecken vor den Augen und im Nacken, wie der schwärzliche in der Ohrgegend, stellen sich dunkel aschblau dar; schwarze und braune Flecken auf dem Flügelgefieder bleiben; Schwanz gegen das Ende hin schwarz.

(Lar. tridact. *Gmel. Linn.* I. p. 595. sp. 2; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 175. T. 33. F. 47.)

Vogel im vollkommnen Hochzeit- oder Sommerkleide: Ganzer Kopf und Hals weiß, ohne irgend eine Andeutung von Bläulichgrau und ohne schwarze Striche vor den Augen; sonst alles, wie beim Winterkleide der Alten.

(Lar. rissa, *Gm. Linn.* syst. I. p. 594. sp. 2; Lar. tridact. *Lath.* Ind. orn. II. p. 877. sp. 11.)

Siebente Art; Lachmeve, schwarzköpfige Meve, L. ridibundus, *Leisler.*

Länge der Fußwurzel 1″ 8 bis 9‴; Schäfte der zwei ersten Schwungfedern weiß. Ganze Länge des Vogels 15″.

Alte im Winterkleide: Schnabel, Augenkreis und Füße hoch zinnoberroth; Augenstern dunkelbraun; Kopf, Hals und Schwanz, mit Ausnahme eines schwarzen Fleckens vor den Augen, und eines dergleichen größeren auf der Ohröffnung, vollkommen weiß; Brust, Bauch und After weiß mit hellröthlichem Schimmer *); Rücken, Schultern und alle Flügeldeckfedern hell bläulich grau; äußerer Flügelrand und vordere Schwungfedern rein weiß, die erste mit schwarzem Seitenrande, tief schwarzer Zeichnung in der Mitte des innern Bartes und eben solcher Spitze. Bei noch nicht völlig ausgemauserten Vögeln über den Kopf weg eine leise Andeutung von zwei schmalen sehr hellgrauen Querbändern; bei sehr alten ist die äußerste Spitze der vordern Schwungfedern weiß.

(Lar. cinер. *Gm. Linn.* syst. I. p. 597. sp. 4; Lar. procell., Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 647. — Beschreibung des alten Vogels, dessen Taschenb. II. S. 373. Nr. 6. b; Lar. ridib. Leislers Nachtr. Hft. I. S. 12. Nr. 4.)

Junge vom Jahre: Schnabel schmutzig rothgelblich mit hornbrauner Spitze; Füße gelblich; Scheitel und Hinterkopf hell rothbraun; hinter den Augen ein großer weißer Flecken; Unterkörper und ein Halsband im Nacken weiß; dieses Weiß am Vorderhalse mit rosiröthlichem Anflug, an den Flanken mit halbmondförmigen braunen Flecken; Oberrücken, Schultern und mittlere Flügeldeckfedern dunkelbraun mit gelblicher Einfassung; große Deckfedern bläulich grau; oberer Flügelrand, Steiß und, größeren Theils die Steuerfedern weiß; und diese mit einem schwarzbraunen Endbande. Schwungfedern erster Ordnung an der Wurzel und an der innern Fahne weiß, an der äußern und an den Spitzen schwarz.

Nach der ersten Herbstmauser und den Winter hindurch bemerkt man zwischen dem bläulich grauen Mantelgefieder hin und wieder braune Federn; auch die Flügeldecken erscheinen bläulich grau, doch mitunter braun

*) Der rosenröthliche Schimmer verschwindet bald nach dem Tode und man nimmt ihn daher bei ausgebälgten Vögeln nicht wahr.

gefleckte, gelblich eingefaßte Federn; Stirn und untere Theile rein weiß; Kopf weiß, sehr hell aschgrau gefleckt; vor den Augen ein brauner Flecken und ein eben so gefärbter auf der Ohröffnung; Schnabel röthlich mit brauner Spitze.

(Junge vom Jahre: Leisners Nachtr. zu Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. Hft. 1. S. 7. Nr. 1; Naumanns Vögel, B. III. S. 163. T. 32. F. 45. — schon in der Herbstmauser begriffen.)

Junge in der Herbstmauser und im Winter: Lar. erithropus, *Gm. Linn.* syst. I. 59-. sp. 15; Lar. canescens, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. p. 649; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 173. T. 33. F. 46. — Junger Vogel im ersten Winter.

Hochzeit- oder Sommerkleid — wird bei dieser Meve schon bei der ersten Frühlingsmauser vollkommen und bleibt fernerhin sich gleich —. Schnabel und Füße lack- oder dunkel karmintoth; ganzer Kopf und Oberhals sehr dunkel braun verkappt; Augenlieder mit weißen Federn umgeben; Unterhals und übiger Unterkörper sehr schön weiß mit rosenröthlichem Anflug *). Alles Uebrige bleibt wie beim Winterkleide.

(Lar. atricilloides, *Gm. Linn.* syst. I. p. 601. sp. 19; *Lath.* Ind. ord. II. p. 813. sp. 3.; Lar. ridibundus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 601. sp. 9; *Lath.* Ind. orn. II. p. 811. sp. 2; Schwarzköpfige Meve, Bechst. Nat. Gesch. Teutsch IV. p. 635; Meyers Taschenb. II. p. 482. Nr. 6; Lachmeve, Leisl. Nachtr. Hft. I. p. 10. Nr. 3; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 163 T. 33. F. 44.)

Achte Art: Kleine Meve, L. minutus, *Pallas.*

Länge der Fußwurzel 11 bis 12‴; Schäfte der vordern Schwungfedern schwarz (zusammengelegte Flügel 1½″ über die Schwanzspitze hinausreichend); Hinterzehe sehr klein mit schwachem, geraden Nagel.

Vollkommnes Winterkleid der Alten, noch unbekannt; doch äußert Herr Ritter Temmink (Man. d'orn. p. 508. note) hierüber die Vermuthung, „daß es von dem der vorhergehenden Art wenig verschieden seyn möge; wenigstens sei es bei dem einzigen Vogel dieser Art, welchen er im Herbste auf den holländischen Küsten

*) Auch hier gilt die oben beim Winterkleide rücksichtlich der Vergänglichkeit des rosenfarbigen Anflugs gemachte Bemerkung.

gesehen, ihm aus der Ferne so erschienen. Schnabel und Füße waren an diesem Exemplare zinnoberroth."

Jugendkleid beim Eintritt in die erste Herbstmauser: Schnabel schwarzbraun; Augenstern dunkelgrau; Füße blaß fleischfarben (Schwimmhäute weißgelblich, wenig ausgeschnitten); Stirn, Augengegend und alle unterwärts gekehrte Theile weiß; Ober- und Hinterkopf dunkel schwarzgrau (erster nach der Stirn zu gelblich grau; ein Flecken vor den Augen schwarzgrau, ein größerer hinter und unter den Ohren heller grau); Nacken und Rücken schwärzlich grau; kleine Flügeldeckfedern weißlich, grau und schwärzlich gefleckt; die mittleren schwarzgrau, hell graubraun gerändert; die größten auswendig und an den Spitzen weißlich. Vier erste Schwungfedern an der äußern Fahne und an der Spitze schwarz, an der innern Fahne weiß (Schäfte schwarz); drei folgende schwarzgrau (an der äußern Fahne fast aschgrau), mit weißen Spitzen; äußerste Steuerfeder weiß, an der innern Fahne ein kleiner eirunder schwarzer Flecken, übrige zehn von der Wurzel an bis zu zwei Dritttheilen ihrer Länge weiß, das vordere Dritttheil schwarz Länge $10\frac{1}{2}$".

(Kleine Meve, Meyers Taschenb. II. S. 88. — nach des verstorbenen Hofrs. Germann Beschreibung eines jungen Vogels, welcher im August auf der Teyder-Aa in Liefland geschossen wurde.)

Hochzeit- oder Sommerkleid: Schnabel sehr dunkel lackroth; Augenstern dunkelbraun; Füße karmesinroth; Kopf und Anfang des Oberhalses schwarz; übriger Oberhals, Steiß, Schwanz und alle unterwärts gekehrte Theile weiß; Rücken, Schultern und Flügel weißgrau. Erste zwei Schwungfedern dunkelbraun mit weißer Spitze; drei folgende aschgrau, verloschen schwarz auf der innern Fahne gezeichnet. Länge 11" 5"'.

(Lar. minutus, Pallas Reisen, III. p. 702. n. 35 *); *Gmel. Linn.* syst. I. p. 595. sp. 12; *Lath.* Ind. orn. II. p. 813. sp. 5; Bennicken in den Beitr. der Wetter. Gesellsch. Bd. I. Hft. 1. S. 5. — dort ist obige Beschreibung entlehnt.)

---

*) Pallas entdeckte diese Meve an den Küsten des kaspischen Meeres. Im Herbste besucht sie, aber nur höchst selten, teutsche Flüsse und Teiche (Weiher); zu Schönau bei Wienerisch Neustadt wurde ein Exemplar geschossen, und dieses ist im kaiserlichen Naturalienkabinet befindlich. Ein anderes wurde im Julius 1811 in der Nähe von Schleswig an der Schley er-

Drei und siebenzigste Gattung: Labb (*Oken*) *), Lestris.

Schnabel mittelmäßig, stark, hart, walzenförmig, schneidig, zusammengedrückt; Oberkiefer mit einer Wachshaut bedeckt, an der Spitze hakenförmig; Unterkiefer vorn abgerundet, unten mit einem winkelig vorspringenden höckrigen Ansatz. Nasenlöcher an der vordern Hälfte des Oberschnabels schräg mit gerader Spalte eingelassen, am hintern Rande geschlossen, durchgehend. Füße schlank; über dem Knie nackt; Fußwurzel lang; alle drei Vorderzehen durch eine bis an die Nägel ausgebreitete Schwimmhaut verbunden; Hinterzehe äußerst kurz, mit den vordern fast wagerecht stehend; Nägel groß, sehr gekrümmt. Schwanz schwach abgerundet, zwei mittelste Steuerfedern verlängert. Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder die längste.

Die Vögel dieser Gattung wurden zeither in den allermeisten Eintheilungen der vorhergehenden beigezählt; gleichwohl sind die Labbs von den Meven schon dem Aeußern nach, vorzüglich aber durch ihren Habitus (Sitten und Lebensweise) wesentlich verschieden. Die muthigen, unerschrockenen Labbs sind ewige Feinde und stete Necker der feigen, furchtsamen Meven. Selten geben jene sich die Mühe selbst zu fischen, sondern sie nähren sich meist von dem, was diese geraubt haben, und was sie selbigen, durch unablässige Verfolgung im Fluge abjagen. Auf das, was die geängsteten Meven dann an Nahrungsmitteln gleichsam ausspeien oder aus dem Schnabel fallen lassen, stürzen sich die Labbs mit wundersamer Schnelligkeit aus den Lüften herab und verzehren es im Angesicht des zum Hergeben gezwungenen, muthlos schreiend, umherschwebenden Feindes. Nächstdem nähren sie sich aber auch vom Fleisch todter Cetaceen (großer Seethiere), von Muschelwerk und Schaalthieren. Dem Aeußern nach sind beide Geschlechter von einander nicht zu unterscheiden. Die eigentliche Heimath der hierher gehörigen Vogelarten ist im höchsten Norden. Ob sie ein- oder zweimal alljährlich sich mausern, ist bis jetzt unentschieden.

---

legt, und von Herrn Stadtsekr. Bennicken, in dessen Sammlung es sich befindet, a. o. a. O. beschrieben. An diesem Vogel sitzen die Federn am Kopfe sehr locker, weshalb beim Ausbälgen Vorsicht nöthig ist.

*) Der Verf. entlehnte obige teutsche Gattungsbenennung aus Okens Zool. (Th. III. Abth. 2. S. 535.), um durch eine neue den Ornithologen nicht anstößig zu werden.

Erste Art: Schmarotzerlabb, L. parasiticus, *Temminck.*

Hintertheil der Fußwurzel mit langen und rauhen Warzen; zwei mittelste Steuerfedern sehr lang.

Alter Vogel im Sommerkleide: Schnabel hell olivenfarbig, an der Spitze schwarz; außer dem winkelig vorspringenden höckerigen Ansatz am Unterschnabel, ein ziemlich starker, gleichsam besonders eingekeilter Nagel, auf dem Oberschnabel, welcher die abwärts gekrümmte Spitze desselben bildet; Wachshaut röthlich gelb; Augenstern braungelb; Augenliedrand grau; Füße schwarz, stark beschuppt, hinten mit rauhen, scharfen Warzen besetzt; Seiten des Kopfes, Nacken, Kehle und Vorderhals gelblich weiß; Scheitel und ganzer Oberkörper tief dunkelbraun; Brust und Bauch weiß, zur Seite schwarzbraun gewellt; Schwung- und Schwanzfedern, bis auf die zwei mittelsten des letztern, welche ganz dunkelbraun und 2" länger als die übrigen sind, auf der innern Fahne von der Wurzel nach der Spitze zu, weiß, übrigens dunkelbraun; Schaft der Schwungfedern weiß. Ganze Länge des Vogels, bis zur Spitze der mittelsten Steuerfedern 19 bis 20" *)

(Lestris parasit *Temminik* Man. d'orn. p. 512. Larus parasit. Meyers Taschenb. II. S. 492. *Gm. Linn.* syst. I. p. 601. sp. 10; *Lath.* Ind. orn. II. p. 819. sp. 15; Strandmeve, Bechsteins Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 665.)

Jüngerer Vogel — wahrscheinlich einjähriger — im Sommerkleide: Stirn und Scheitel bis gegen den Nacken dunkel braungrau, ins Schwarze fallend; Rücken, obere Flügeldeckfedern und Schultern bläulich aschgrau; Hals vorn, an den Seiten und im Nacken weiß; Brust graulich weiß; Bauch und Flanken aschgrau; Steuerfedern an der äußern Fahne dunkel-, an der innern Fahne und auf der untern Kehrseite heller braungrau, Schäfte weiß; zwei mittelste Steuerfedern über 4" (Pariser Maaß) länger als die übrigen **).

---

*) So wird ein am 15. Junius 1805 bei Kostheim am Main geschossenes Exemplar in Meyers Taschenb. a. v. a. O. beschrieben.

**) Beschreibung eines im Anfang des Heumonats (Julius) bei Brienz gefangenen Vogels, nach Nr. 3. des Museums der Nat. Gesch. Helv. 1819, S. 18. und 19. Lit. B., wobei die größere Verlängerung der mittelsten Steuerfedern gegen die beim alten Vogel, von Herrn Meyer bemerkte, auffallend ist.

(Arktische Meve, Museum der Nat. Gesch. Helv. in Bern, Nr. 3. S. 18. und 19. Lit. B. — Winterthur, i. d. Steinerschen Buchhand. 1810.)

Jüngerer Vogel — wahrscheinlich im zweiten Lebensjahre im — vielleicht noch nicht völlig ausgemauserten — Herbst- oder Winterkleide, welches nur in folgenden Stücken vom eben beschriebenen Sommerkleide des jüngeren Vogels abweicht: Hals unten und an den Seiten, bis unter die Augen, so wie die Brust, der Bauch und die Flanken, weiß, zwar etwas unrein, aber ohne Flecken; nur an den Seiten der Brust und im Nacken einige graue Federn untermengt; Schwanzfedern braungrau, die beiden mittelsten scharf gespitzt, 2″ (Par. M.) länger als die übrigen; alle an der Wurzel beiläufig 1″ breit weiß. Schwanzdeckfedern und After aschgrau *).

(Arktische Meve, Mus. d. Nat. Gesch. Helv. Jahrg. 1810. Nr. 3. S. 19. Lit. B.)

Junger Vogel vom Jahre: Kopf und Rücken hellbraun, Stirn braun, alle Federn dieser Theile mit weißbräunlichem Spitzenrande; Vorderhals, Nacken und untere Theile weißgrau; Flanken, Schenkel, After und Schwanzdeckfedern schwarzbraun und weißlich gestrichelt; mittelste Steuerfedern nur zwischen 1 und 2″ länger als die übrigen.

(Dies ist der auf Beil. 149. von G. Edwards Gleanings of natural history and nat. hist. of rare birds, vorgestellte Vogel **).

Zweite Art: Pomarinlapp, L. pomarinus, *Temminck.*

Fußwurzel wenig rauh-warzig, 2″ 1 bis 2‴ lang; Hinterzehe äußerst kurz mit weißem Nagel; zusammengelegte Flügel nicht über den Schwanz hinausreichend. Länge des Vogels 18 bis 19″.

Alter Vogel: Schnabel bläulich; Augenstern goldgelb; Fußwurzel bleifarbig; Zehen und Schwimmhaut an der Wurzel weißlich, sonst schwarz; Hinterzehnagel weiß; ganzer Oberkörper fleckenlos kirschbraun; ganzer Unterkörper einfarbig heller braun; Schwungfeden an der innern Wurzel, Steuerfedern auf der obern Seite weiß, sonst schwarzbraun; Schwungfederschäfte weiß.

---

*) Beschreibung nach Nr. 3. des Museums der Nat. Gesch. Helv. Jahrg. 1810. S. 19. Lit. A.

**) Nach *Temminck* Man. d'orn. p. 513. — Les jeunes.

(Lest. pomarin. *Temmink* Man. d'orn. p. 514.)

Junger Vogel *): Schnabel an der Wurzel blaugrünlich, an der Spitze schwarz; Kopf und Hals matt braun, die Federn heller braun, an der Spitze gesäumt; vor den Augen ein schwarzbrauner oder schwarzer Fleck; Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern dunkelbraun, in einem halbmondförmigen, gelbröthlichen Flecken endigend; Brust, Bauch und Flanken graubraun, auf der Mitte der Federn rostgelbe Flecken und Zickzacks; Steiß-, After- und Schwanzdeckfedern schwarzbraun und roströthlich breit eingefaßt.

(Stercoraire pomarin — Les jeunes de l'année —, *Temmink* Man. d'orn. p. 514; Le stercoraire rayé, *Briss.* Orn. VI. p. 152. Nr. 2. T. 13. F. 2.; auch gehört hieher die arktische Meve, im Museum d. Nat. Gesch. Helv. Jahrg. 1810. Nr. 3. Lit. D. S. 20; und ebenfalls wie es scheint, Larus crepidat. Annalen der Wetter. Gesellsch. Bd. II. Hft. 2. S. 354 f.)

Dritte Art: Felsenlapp, L. crepidatus, *Temminck.*

Fußwurzel wenig rauhwarzig, 1" 8 bis 9‴ lang; Hinterzehe 3‴ lang, mit schwarzem Nagel; zusammengelegte Flügel über den Schwanz hinausreichend. Länge des Vogels 14 bis 15".

Alter Vogel: Schnabel matt braun; Augenstern gelb; Fußwurzel dunkelgrün, braun überlaufen; Zehen und Schwimmhäute an der Wurzel weißgelblich, übrigens schwärzlich; Oberkörper ungefleckt graubraun; Unterkörper ebenfalls fleckenlos graubraun, nur etwas heller als der Oberkörper; Schwungfedern an der innern Wurzel und obere Kehrseite der Steuerfedern weiß, übrigens schwarzbraun; Schwungfederschäfte weiß **).

---

*) Herr Ritter Temmink setzt Les jeunes de l'année (Junge vom Jahre); der Verf. glaubt sich hier die Abänderung in: Junger Vogel, und meint darunter den einjährigen; indem es ihm nicht wahrscheinlich ist, daß junge Vögel vom Jahre, die weite Reise vom arktischen Kreise bis an die holländischen Küsten und sogar bis in die Schweiz hätten machen können.

**) Alte Vögel dieser und der vorhergehenden Art sind sich, wie aus deren Beschreibung hervorgeht, so täuschend ähnlich, daß die zeither immer stattgefundene Verwechslung oder Vermischung beider, nur durch Vergleichung der ganzen Länge und der von Herrn

Junger Vogel vom Jahre (jedenfalls aber die Herbstmauser bestandener, da diese Meve die teutschen Flüsse und Hollands Küsten, wie es scheint, vor dem Oktober nicht besucht): Schnabelwurzel grüngelblich, gegen die Spitze schwarz; Augenstern braun; Fußwurzel grün, bräunlich überlaufen; Scheitel dunkelgrau; obere Hälfte und Seiten des Halses hellgrau mit dunkleren Längsstreifen; vor den Augen ein schwarzer Flecken; untere Hälfte des Halses, Rücken, Schultern, große und kleine Flügeldeckfedern umbrabraun, jede Feder braungelb eingefaßt; übrige untere Theile auf weißlichem Grunde dunkelbraun und braungelb gefleckt, Schwanzdeckfedern und After so in die Quere gestreift. Schwung- und Steuerfedern schwärzlich, an der Wurzel, innere Fahne und Spitze weiß; der Schaft an den beiden äußersten (Schwungfedern) weiß.

(Lar. crepid. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 602. sp. 20; *Lath.* Ind. ornith. II. p. 819. sp. 14; Felsenmeve, Meyers Taschenb. II. S. 493; Bechsteins Taschenb. III. S. 586; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 181. T. 34. F. 49; auch scheint hierher zu gehören — vielleicht als einjähriger Vogel — arktische Meve, Mus. d. Nat. Gesch. Helv. 1810. Nr. 3. p. 20. Lit. C.)

Vier und siebenzigste Gattung: Sturmvogel, Procellaria.

Schnabel mittelmäßig, stark, hart, schneidig, in diagonaler Richtung gefurcht, an der Wurzel plattgedrückt, an der aufgetriebenen, stark gekrümmten Spitze zusammengedrückt; Unterkiefer rinnenförmig ausgehöhlt, an der Spitze schnell sich unterwärts biegend. Nasenlöcher in einer einfachen (nach vorn verdickten) Röhre, auf der Oberfläche des Schnabels sich darstellend. Füße mittelmäßig, dünne, über der Ferse nackt; drei nach vorn gerichtete Zehen, ihrer ganzen Länge nach durch eine (etwas ausgeschnittene) Schwimmhaut verbunden; statt der Hinterzehe nur eine sehr spitzige (etwas gebogene, erhöht stehende) Kralle (Sporn). Flügel lang. Erste Schwungfeder die längste.

Diese Vögel halten sich meistentheils auf der hohen

Ritter Temmink und, nach ihm, hier aufgestellten Artkennzeichen (differentia specifica) vermieden werden kann. Junge Vögel unterscheiden sich auch durch die abweichenden Gefiederfarben.

See da auf, wo es viele Cetaceen *) giebt; selten sieht man sie an den Meeresküsten und dann als Orkanverkündiger; nur bei Stürmen und durch selbige werden sie tiefer landeinwärts verschlagen. Im Fluge streichen sie so tief über den Wogen hin, daß diese mit den Schwingen berührt zu werden scheinen; oft gehen oder stehen sie bei ruhiger See, doch stets mit ausgebreiteten Flügeln, auf dem Wasserspiegel.

Ihre Nahrung besteht im Fleische todter Amphibien **), Cetaceen und Mollusken ***), Wasserinsekten und Wasserwürmern; auch aus allerhand Fleischabgang und Unrath, wenn dergleichen auf Schiffen ausgeworfen wird und auf dem Wasser herumschwimmt.

Das Männchen unterscheidet sich, dem Aeußern nach, in Nichts vom Weibchen. Ob bei dieser Vogelgattung einfache oder doppelte Mauser statt findet, weiß man noch nicht †).

Erste Art: Großer Sturmvogel, P. glacialis, *Linn.*

Schnabel goldgelb; Nasenlöcher orangeroth; Augenstern und Füße gelb; Kopf, Hals und ganzer Unterkörper, Steiß und Schwanz rein weiß. Rücken, Schultern, Flügeldeck- und Schwungfedern zweiter Ordnung bläulich aschgrau. Schwungfedern erster Ordnung hell graubraun. Schwanz stark abgerundet. Länge 16″ (altes Männchen und Weibchen im Sommer).

An Jungen: Schnabel und Füße gelblich grau; der ganze Körper hellgrau, braun überflogen; Gefieder des Rü-

---

*) Ruderer, Wale — Okens Zool. Th. III. Abth. 2. S. 660. Sie gehören zur Klasse I. Abth. 3. in Cuviers Klassifik. Tab. A.

**) Bauchthiere, Lurche — Oken a. a. O. S. 178. S. Cuviers Klassifik. Tab. A. Klasse III.

***) Weichthiere — eine zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Cuvier neu aufgestellte Thierklasse. S. d. Klassifik. Tab. A. Kl. V.

†) Zu den teutschen Vögeln kann der Procellarius, wegen des einzigen, am 9. November 1800 bei dem schrecklichen Sturm aus Südwesten, zu Enkheim bei Bergen, mit den Händen gefangenen Exemplars der zweiten Art, mit Recht nicht gerechnet werden; indessen da beide folgende Arten — obwohl die erste selten — an den holländischen Küsten vorkommen; so kann doch eine oder die andere Species sich an teutsche Gewässer verirren, und so zur Bestimmung und Untersuchung dem Jäger vorgelegt werden. Deshalb obige kurze Beschreibung.

ckens und der Flügel mit dunkeler braunem Endrande. Schwungfedern erster Ordnung und Steuerfedern einfarbig graubraun; vor den Augen ein schwarzer eckiger Flecken.

(Proc. glacial. *Gm. Linn.* syst. I. p. 562. sp. 3; *Lath.* Ind. orn. II. p. 823. sp. 9; *Linn.* Faun. Suec. p. 143. Nr. 103; *Temmink* Man. d'orn. p. 518.)

Zweite Art: Zwergsturmvogel, P. pelagica, *Linn.*

Schnabel und Füße schwarz; Augenstern braun; Kopf, Rücken, Flügel und Schwanz matt schwarz; Unterkörper rußfarbig; auf dem Steiß ein breites rein weißes Querband; Schulter- und hintere Schwungfedern mit weißen Spitzen. Steuerfedern alle von gleicher Länge; zusammengelegte Flügel ein Wenig über die Schwanzspitze hinausreichend. Länge des Vogels $5\frac{1}{2}$''', der Fußwurzel 10''' (altes Männchen und Weibchen.)

Junge sind heller gefärbt, sonst den Alten gleich.

(Proc. pelagica, *Gm. Linn.* syst. I. p. 591. sp. 1; *Lath.* Ind. orn. II. p. 826. sp. 19; *Linn.* Faun. Suec. p. 143. Nr. 101; Ungewittervogel, Borkhausens teutsche Ornith. Hft. III. F. 4; Meyers Taschenb. II. S. 495; Gemeiner Sturmvogel, Bechst. Taschenb. II. S. 385; *Temmink* Man. d'orn. p. 519.)

Fünf und siebenzigste Gattung: Ente, Anas.

Schnabel mittelmäßig, stark, gerade, mit einer zarten zähen Oberhaut bedeckt, an der Wurzel nicht so breit als hoch, und daselbst ein Fleischauswuchs oder Aufzug; gegen die abgerundete, stumpfe, mit einem Nagel versehene Spitze hin sehr platt gedrückt; die Ränder der Kiefer (mit weniger Ausnahme) gezähnelt, (oder mit einer häutigen Lamelle versehen); Nasenlöcher nahe an der Schnabelwurzel zur Seite liegend, eirund, zur Hälfte durch eine flache Membran verschlossen. Füße kurz, bis an das Knie befiedert, gegen den After zurückgestellt; drei Vorderzehen der ganzen Länge nach durch eine Schwimmhaut in Verbindung; Hinterzehe frei, ohne oder mit häutigem Flügel. Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder so lang, oder wenig kürzer als die zweite.

Alle hierher gehörige Vögel halten sich gern auf dem Wasser auf und schwimmen schön und behende.

Ihre Nahrung besteht aus Fischen, Insekten, Konchylien, grünen Pflanzen und Pflanzensamen. Ein großer Theil derselben sucht, bei lebhaften feindlichen Verfolgungen (auch nach erhaltener Verwundung), Rettung im Tauchen;

einige tauchen oft zur Lust, öfter um Nahrungsmittel sich anzueignen, mit dem ganzen Körper unter und können dann ziemlich lange unter dem Wasser aushalten; andere stecken nur den Kopf und den langen Hals ins Wasser, um das zu erfassen, was sie zur Leibesnahrung und Nothdurft bedürfen. Die jungen Männchen sind, dem Aeußern nach, bis zur ersten oder zweiten Mauser den alten Weibchen täuschend ähnlich. Die Mauser findet nur einmal im Jahre statt.

Sie sind sämmtlich Zugvögel *).

A. Cygni — Schwäne.

Nasenlöcher fast in der Mitte des Schnabels durchgehend; Hals sehr lang.

(Männchen und Weibchen führen und schützen die Jungen gemeinsam.)

Mit nicht geringerem Rechte, als der Adler, wegen seines freien und hehren Flugs, wegen seiner Kraft und Stärke und wegen seines schönen Aeußeren überhaupt, als König der Landvögel gilt; verdient der Schwan wegen seiner majestätischen und leichten Bewegungen auf dem Wasser, wegen seiner nicht mindern Kraft und Stärke, wegen seiner hohen Gestalt und reinen Gefiederbekleidung, wie wegen seines stolzen Herabsehens und doch ruhigen Duldens anderer geflügelter Wasserbewohner neben sich, König der Wasservögel und Beherrscher des Elements, auf dem er fast immer lebt und webt und dessen schönste Zierde er ist, genannt zu werden. Die Schwäne vermögen weder ganz noch halb zu tauchen, sondern den Hals nur bis zur Hälfte ins Wasser zu versenken.

---

*) Obgleich der Verf. nicht läugnen will, daß ihm die Zerfällung der Linnéischen Gattung Anas in drei besondere Gattungen — nehmlich: Cygnus, Anser und Anas — auf hinlänglich deutlichen Kennzeichen zu beruhen, und daher natürlicher und zum Aufsuchen und Erkennen der Arten sehr bequem zu seyn scheint; so glaubt er doch, weil er, rücksichtlich der Sumpf- und Wasservögel, der Eintheilung des Herrn Ritter Temmink überall gefolgt ist, hier eine willkührliche Abweichung sich nicht erlauben zu dürfen. Wie in *Temminck* Man. dor'n. wird also auch hier die Gattung Anas in drei Sippschaften, nehmlich: A. Cygni (Schwäne); B. Anseres (Gänse); C. Ananates propriosic dictae (eigentliche Enten); letztere aber wieder in zwei Familien, deren eine durch das Fehlen, die andere durch das Vorhandenseyn eines häutigen Flügels an der Hinterzehe sich charakterisirt, abgetheilt werden.

Erste Art: Schwarzschnabeliger Schwan, (Anas) Cygnus melanorhynchus, *Meyer.*

Schnabel schwarz; Wachshaut, welche die Schnabelwurzel und zugleich die Augengegend bedeckt, gelb; Augenstern braun; Füße schwarz mit grünlichem Schiller. Hals weniger lang, als bei Art 2, und wird gerade getragen. Das Gefieder an obern und untern Körpertheilen nicht ganz rein weiß; an Kopf und Nacken ein Anflug von Gelblichbraun. Länge 4′ 7 bis 9″ (Männchen).

Das Weibchen ist etwas kleiner, sonst durch nichts ausgezeichnet.

An Jungen der Schnabel vorn matt schwarz; Wachshaut und nackt behäutete Augengegend gelblich fleischfarben; Füße grauröthlich; das ganze Gefieder hellgrau. Bei der zweiten Mauser zeigen sich schon weiße Federn.

(Anas Cygnus, *Temminck* Man. d'orn. p. 522; *Gmel. Linn.* syst. I. p. 501. sp. 1; *Latham*, Ind orn. II. p. 833. sp. 1; Singschwan, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. p. 330; Cygnus melanorhynchus, Meyers Taschenb. S. 498.)

Anatomische Bemerkung: Das Brustbein bildet — ungefähr wie beim Kranich — eine weite Höhlung, in welche die Luftröhre sich herabsenkt; hier trompetenförmig sich umschlägt, dann, durch einen Knorpelring verengert, aufwärts steigt, da noch einmal sich umschlägt, und zuletzt in die Brusthöhle übergeht. Dieser Luftröhrenbau ist beiden Geschlechtern eigen; nicht, wie sonst von vielen Ornithologen erzählt wurde, dem männlichen allein.

Zweite Art: Höckerschwan, A. Olor, *Linn.* (A.) Cygnus gibbus, *Meyer,*

Schnabel roth, mit einem Höcker an der Stirngrenze; dieser Höcker, die über denselben und in der Augengegend verbreitete Wachshaut, die Kieferränder, Nasenlöcher und der Nagel an der Spitze schwarz; Augenstern braun; Füße schwarz mit röthlichem Schimmer; Hals sehr lang und wird in Sförmiger Biegung getragen, das ganze Gefieder ohne alle Ausnahme schneeweiß. Länge 4½′, zuweilen etwas darüber (altes Männchen).

Das alte Weibchen ist kleiner, hat auch einen weniger großen Schnabelhöcker und dünneren Hals.

An Jungen vom Jahre: Füße und Schnabel bleifarben, der Höcker kaum bemerkbar; Gefieder bräunlich aschgrau, auf den Flügeln weiß schimmelig. Im zweiten Jahre, Schnabel gelblich; Körper weiß und grau ge-

fleckt. Im dritten Jahre wird Alles so, wie es bei den Alten beschrieben ist.

(Anas olor, *Temmink* Man. d'orn. p. 523; *Gm. Linn.* syst. I. p. 501. sp. 47; *Lath.* Ind. orn. II. p. 834. sp. 2; Cygnus gibbus, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 815; Meyers Taschenb. II. S. 501.)

Anatomische Bemerkung: Bei diesem Schwan hat die Luftröhre keine Biegung, sondern tritt, in gerader Richtung fortgehend, mit den Lungen in Verbindung.

B. Anseres, Gänse.

Schnabel kürzer als der Kopf, etwas kegelförmig; Kieferränder kegelförmig gezähnelt; Hals mittelmäßig lang.

(Männchen und Weibchen theilen die Sorgen der Erziehung und des Schutzes ihrer Jungen.)

Die wilden Gänse machen ihr Geheck in Sümpfen und auf trocknen, erhabenen Stellen in schilfreichen Seen und großen Teichen; halten auch da mit den Jungen so lange sich auf und am Tage verborgen, bis diese vollkommen flugbar sind. Späterhin ziehen sich mehrere Familien in Flüge zusammen, leben meist auf dem Trocknen, nähren sich da auch meist von Vegetabilien — von grünen Pflanzen und Getreidekörnern — und besuchen die Gewässer dann fast nur der Tränke wegen. Schwimmend sieht man sie zur letztgedachten Zeit selten. Nie tauchen sie im Wasser ganz unter, sondern nur mit Kopf und Hals und suchen, den Schwanz senkrecht aufgerichtet, dabei mit den Füßen im Wasser rudernd, Wasserinsekten u. dgl. zu erhaschen. Ihr Gang ist schwerfällig und schwankend, doch weniger als bei den Sippschaften A und C., der Flug hingegen behend, auf dem Zuge anhaltend und, bei hellem Wetter hoch. Ihre Wanderungen machen sie in der Regel in zahlreicher Gesellschaft, und zwar die meisten Arten so, daß der Flug vorn einen spitzen Winkel bildet.

Die Geschlechter sind dem Aeußern nach, nicht wesentlich von einander unterscheiden.

Dritte Art: Schneegans, (Anas) Anser niveus, *Brisson.*

Oberschnabel scharlachroth, Unterschnabel weißlich; Augenstern bronzefarbig; Füße sehr dunkelroth; Stirn gelblich; Kopf, Hals und übriger Körper schneeweiß. Schwungfedern von der Wurzel bis zur Mitte weiß, die vordere Hälfte schwarz. Länge 2′ 5 bis 6″ (Alte).

An Jungen vom Jahre: Mundwinkel, Rand des Unterkiefers und Nagel am Schnabel schwarz; Füße bräun-

lich; Gefieder bläulich grau. Bei zunehmendem Alter zeigen sich immer mehr weiße Federn und der Kopf nimmt eine rostgelbe Schattirung an. Im zweiten Jahre stellt sich nur noch die Ohrgegend und die Kehle grau dar.

(Anser niveus, *Brisson* Orn. VI. p. 288. Nr. 10; Meyers Taschenb. II. S. 551; Ans. hyperboreus, Pallas Naturgesch. merkwürdiger Thiere. VI. S. 30; Anas hyperborea, *Gm. Linn.* syst. I. p. 504. sp. 54; *Lath.* Ind. Orn. II. p. 14; *Temminck* Man. d'orn. p. 525.)

Vierte Art: Graugans, (A.) Anser cinereus, *Meyer.*

Schnabel stark und dick, einfarbig; zusammengelegte Flügel nicht bis zur Schwanzspitze reichend.

Männchen: Schnabel und Augenlieder orangegelb, Schnabelnagel weißlich; Augenstern dunkelbraun; Füße fleischfarben, gelblich überlaufen; Hauptfarbe des Gefieders hell aschgrau; Oberrücken, Schultern, mittlere und große Flügeldeckfedern aschgrau, weißlich gekantet; kleine Deckfedern ganzer äußerer Flügelrand und Wurzel der Schwungfedern, erster Ordnung hell weißgrau; Steiß aschfarbig; After und untere Schwanzdeckfedern weiß. Länge 2′ 8 bis 10″.

Das Weibchen ist stets etwas kleiner, dessen Hals dünner und heller grau. Sehr Alte beiderlei Geschlechts sind an Brust und Bauch schwarzbraun unordentlich und klein gefleckt. Auch giebt es Weißbunte.

(Anas anser ferus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 510. sp. 9; *Lath.* Ind. orn. II. p. 841. sp. 26; *Temminck* Man. d'orn. p. 526; Anas cinereus, Meyers Taschenb. II. S. 552; Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 842; Naumanns Vögel, Bd. IV. S. 219. T. 41. F. 60.)

Fünfte Art; Saatgans, (A.) Anser segetum, *Meyer.*

Schnabel länger und mehr plattgedrückt als bei der vierten Art, schwarz und orangegelb gefärbt; zusammengelegte Flügel über die Schwanzspitze hinausreichend. (Macht hier zu Lande ihr Geheck nicht.)

Altes Männchen: Schnabel an der Wurzel und am Nagel schwarz, in der Mitte (hell) orangegelb; Augenliederrand schwarzgrau; Augenstern dunkelbraun; Füße orangeroth; Kopf und Oberhals aschgrau braun; Unterhals und ganzer Unterkörper hell aschgrau; Oberrücken und sämmtliche Flügeldeckfedern aschgrau braun, weißlich gekantet; Steiß schwarzbraun; After und Umgegend weiß. Länge 2½′.

Das Weibchen hat einen dünneren Schnabel, Kopf und Hals ist am Unterkörper — besonders an Brust und Hals mehr weißgrau, auch überhaupt etwas kleiner.

An Jungen, Hals und Kopf schmutzig rostgelb; meistentheils drei kleine weiße Flecken hinter der Wurzel des Oberschnabels; das ganze Gefieder hellgrauer.

(Ans. segetum, Meyers Taschenb. II. S. 554; Anas segetum, *Gm. Linn.* syst. I. p. 512. sp. 68; *Temmink* Man. d'orn. p. 527; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 230. T. 42. F. 61; Saatgans, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 883.)

Sechste Art: Blässengans, (A.) Anser, albifrons, *Linn.*

Schnabel bis auf den weißlichen Nagel, wie der Augenliederrand und die Füße, orangegelb; Augenstern braun. Stirn größtentheils (und Schwanzdeckfedern) weiß; Kehle weiß mit schwarzbrauner Umgebung; Kopf und Hals aschgraubraun; Gefieder des Rückens, der Schultern, der Flügeldecken und Flanken matt braun, an der Spitze rostbraun gebändert; vordere Schwungfedern schwarz, hintere mit weißen Spitzen; Brust und Bauch mit weißen und schwarzen Federn häufig vermengt *). Länge 26 bis 27″ (Alte im Herbst).

Das Weibchen ist kleiner, an ihm der weiße Stirnflecken enger begrenzt und überall die Färbung des Gefieders heller.

(Anas albifrons, *Gm. Linn.* syst. I. p. 509. sp. 64; *Temminck* Man. d'orn. p. 529; Ans. albifr. Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 898; Meyers Taschenb. II. S. 555; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 251. T. 43. F. 62.)

Siebente Art: Weißwangige Gans, (A.) Anser leucopsis, *Bechst.*

Schnabel und Füße schwarz, oder letztere schwärzlich; Augenstern schwarzbraun; Augenliederrand dunkelgrau; Stirn,

*) „In Folge der Untersuchung des Gefieders dieser Gans läßt sich vermuthen, daß sie einmal im Jahre mausert, und daß dann beim Winterkleide Brust und Bauch in der Mitte weiß, beim Sommergewande aber diese Theile ganz und gar tief schwarz seyn mögen; doch kann hierüber nur von Naturforschern, die im Norden wohnen, und diese Gans also in der Heckzeit zu beobachten Gelegenheit haben, Aufklärung erwartet werden." *Temminck* Man. d'ornith. p. 529. Remarque.

Wangen und Kehle weiß; zwischen Schnabel und Auge ein schmaler Streif; Scheitel, Nacken, Hals, Oberbrust, Schwanz und Schwingen tief schwarz; Federn des Rückens, der Schultern und der Flügeldecken hellgrau von der Wurzel an, mit breitem Endbande und weißgrauer Spitze; ganzer Unterkörper rein weiß, mit Ausnahme der aschgrau schattirten Flankenfedern. Länge 2' 1" (altes Männchen).

Das Weibchen ist etwas kleiner, sonst von jenem äußerlich nicht unterschieden.

An Jungen vom Jahre: Füße schwarzbraun; der Streif zwischen Schnabel und Auge breiter, aber nur schwärzlich, und aus kleinen Flecken bestehend; auf der Stirn einige schwärzliche Punkte; Gefieder des Rückens und auf den Flügeln in hellrostfarbigem Bande ausgehend; die Flankenfedern mehr und dunkler aschgrau schattirt.

(Anas leucopsis, *Temminck* Man. d'orn. p. 530. Anas erythropus, *Linn.* syst. ed. 12. I. p. 197. sp. 11; *Gm. Linn.* syst. I. p. 512. sp. 11; Anser leucopsis, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 921. Nr. 7; Meyers Taschenb. II. S. 557.)

Achte Art: Ringelgans, (A.) Anser torquatus, *Frisch.*

Schnabel schwarz; Augenstern braunschwärzlich; Füße schwarz mit ganz schwachem braunen Anstrich. Kopf, Hals und Oberbrust matt schwarz; am Halse ein aus schwärzlichen, weiß gespitzten Federn bestehender Halbring; Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern dunkelgrau, in einem undeutlichen, hellbraunen Bande endigend; Flankengefieder sehr dunkel aschgrau mit weißlichem Endbande; After und Schwanzdeckfedern rein weiß; sämmtliche Schwung- und Steuerfedern tief schwarz. Länge 22 bis 23" (Alte). Das Weibchen etwas kleiner, sonst dem Männchen gleich.)

An Jungen vom Jahre: Füße röthlich schwarz; kein Halbring am Halse, oder dieser kaum bemerkbar; Kopf, Hals und Oberbrust dann schwarzgrau mit bräunlichen Federsäumen; Gefieder des Rückens rostbraun gesäumt, das der Flanken roströthlich gekantet.

(Anser torquatus, Meyers Taschenb. II. S. 558; Anas berniola, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 513. sp. 13; *Lath.* Ind. orn. II. 844. sp. 32; *Temminck* Man. d'orn. p. 531; Ringelgans, Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 911.)

Neunte Art: Rothhalsgans, (A.) Anser ruficollis, *Pallas.*

Schnabel braun mit schwarzem Nagel; Augenstern gelbbraun;

Füße schwarz; vor und hinter den Augen ein weißer Flecken; an den Seiten des Halses ein dergleichen spitzig zulaufender; Vorderhals und Brust schön braunroth, erster längs der Seitengrenze mit einem schwarzen Bande, letztere an der Bauchgrenze mit einem weißen Bande, das sich nach dem Rücken hinaufzieht, eingefaßt; Scheitel, Kehle, Bauch und alle obere Theile tief schwarz; große Deckfedern der Flügel an den Spitzen weiß; Steiß, After und untere Schwanzdeckfedern rein weiß. Länge 20 — 21".

(Anser ruficollis, *Pallas* Naturgesch. merkwürdiger Thiere. VI. S. 24 T. 4; *Lepechin* Reise II. S. 184. T. 5. und Anh. S. 298; Meyers Taschenb. II. S. 561; Anas ruficollis; *Gmel. Linn.* syst. I. p. 511. sp. 67; *Lath.* Ind. orn. II. p. 841. sp. 23; *Temmink* Man. d'orn. p. 533; Anas torquata, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 514. sp. 70; Rothhalsgans, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 916.)

C. Anates propr. sic dict., eigentliche Enten.

Schnabel sehr plattgedrückt, an der Spitze am breitesten, Randzähne lang und abgeplattet; Hinterzehe frei, ohne oder mit einer Flügelhaut versehen.

Sie halten sich viel und gern auf dem Wasser auf, sind auch gute Schwimmer und Taucher. Die zur Familie a. gehörigen tauchen in der Regel nur dann, wenn es auf Rettung vor Feinden und Verfolgern ankommt; die zur Familie b. zu rechnenden tauchen ohne äußere Veranlassung aus Gewohnheit und können sich lange unter dem Wasser halten; die letztern sind eigentlich auf dem Meere zu Hause und fallen auf dem Zuge nur zufällig, um auszuruhen, auf süßem Gewässer ein. (Bei allen besorgt das Weibchen das Erziehungsgeschäft und die Führung der Jungen allein.)

In der Mauserzeit ähneln die alten Männchen auf den ersten Blick den alten Weibchen mehr oder weniger und diese mausern sich später als jene.

Vorbemerk. Alle folgende, aus *Temmink* Man. d'orn. entlehnte Beschreibungen der verschiedenen Arten machen selbige nach dem völlig ausgemauserten Gewande, in welchem sie zur Winterszeit erscheinen, kenntlich *).

*) S. Temmink a. a. O. S. 535, remarque.

a) Hinterzehe ohne häutigen Flügel.

Zehnte Art: Rothe Ente, Anas rutila, *Pallas.*

Schnabel schwarz; Augenstern gelblichbraun; Füße lang, schwarzbraun; Scheitel und Band durch die Augen weiß; Stirn, Wangen und Kehle weißgelbröthlich; Hals rostfarbig, mit schwarzem Bande — welches dem Weibchen fehlt — umgeben; ganzer übriger Körper gelbroth; Steiß und Schwanz schwarzgrün; Schwingen schwarz, auf denselben ein durch die großen Deckfedern sich bildender weißer Spiegel. Länge 20″.

(An. rutila, *Pallas*; Nov. comm. Petrop XIV. p. 579. T. 22. F. 1; Meyers Taschenb. II. S. 532; S. G. *Gmel.* Reis. II. S. 182. T. 15. An. casarca, *Gm. Linn.* syst. I. p. 511. sp. 46; *Lath.* Ind. orn. II. p. 841. sp. 21; Bechst. Taschenb. III. S. 589; *Temmink* Man. d'orn. p. 535.)

Eilfte Art: Brandente, Anas tardona, *Linn.*

Männchen: Schnabel (sehr platt, oberer vorn etwas aufwärts gebogen), sammt dem fleischigen Höcker an der Stirn blut- oder karmesinroth; Augenstern braun; Füße fleischfarben; Kopf und Oberhals dunkel stahlgrün glänzend; Unterhals, Flügeldeckfedern, Rücken, Flanken, Steiß und Schwanzwurzel rein weiß; Schultern, ein breites Querband zwischen Brust und Bauch *), After, Schwingen und Vordertheil der Steuerfedern schwarz; Brust von einem breiten rostfarbigen Bande umgeben, das sich nach dem Rücken hinaufzieht; Spiegel grün, mit purpurfarbigem Glanze; untere Deckfedern des Schwanzes rostfarbig. Länge 22 — 23″.

Weibchen kleiner als das Männchen; Stirnhöcker fehlend und an dessen Stelle ein kleiner schmutzigweißer Flecken; alle Farben matter; das Brustband schmaler und das Querband zwischen Brust und Bauch oft mit großen weißen Flecken besetzt.

Junge — kaum halbwüchsige —: Schnabel in der Mitte schwach rostfarbig, sonst wie die Füße grau; Augenstern bräunlichgrau; Seiten des Vorderkopfs, Wangen, Vorderhals und ganzer Unterkörper weiß; Hinterhals graubraun, mit weißlichen Federrändern; Schwung- und Schwanzfedern graubraun, letztere mit weißer Einfassung.

---

*) Obiges Band nach Meyer kastanienbraun.

(An. tadorna, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 506. sp. 4; *Lath.* Ind. orn. II. p. 854. sp. 56; Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 976; Meyers Taschenb. II. S. 534; Annalen d. Wetter. Gesellsch. Bd. II. Hft. 2. S. 357; *Temminck* Man. d'orn. p. 536; An. cornuta, S. G. *Gmel.* Reise II. S. 185. T. 19.)

Anatom. Bemerk. Beim Männchen dehnt sich die bis zum untern Larynx ziemlich gleichweite Luftröhre daselbst in zwei aus einer dünnen knorpelartigen Substanz gebildete, auf der Außenseite gewölbte Höhlungen aus, welche unten mit einander in Verbindung stehen, oben aber von einander abgesondert sind und deren linke nur halb so groß ist als die rechte.

Zwölfte Art: Stockente, A. boschas, *Linn.*

Männchen: Schnabel grünlichgelb; Augenstern braunroth; Füße orangefarben; Kopf und Hals dunkel grün glänzend (entenhalsig), am letztern ein weißer Halbzirkel; Spiegel violettgrün, unten hin erst schwarz, dann weiß, oben weiß eingefaßt; vier mittelste Schwungfedern halbzirkelförmig nach oben gekrümmt. Länge 22 — 23″.

Weibchen: Schnabel graugrün, bisweilen gefleckt; Augenstern braun; Hauptfarbe lerchengrau; Kehle weiß; ein weißlicher, braun gestrichelter Streif über den Augen, ein schwärzlicher durch dieselben; Spiegel wie beim Männchen, nur mehr violett und weniger grün; mittelste vier Schwanzfedern gerade. Länge 21 — 22″.

(An. bosch. *Gmel. Linn.* syst. I. 538. sp. 40; Meyers Taschenb. II. S. 538; *Temminck* Man. d'orn. p. 537; Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1046.)

Anatom. Bemerk. Beim Männchen erweitert sich der untere Luftröhrenkopf etwas nach vorn zu, bildet dann an der linken Seite eine knochenartige ausgehöhlte Hervorragung von der Größe einer Kirsche; die Ringe der Luftröhre sind alle im Durchmesser sich gleich.

Dreizehnte Art: Schnatterente, A. strepera, *Linn.*

Männchen; Schnabel schwarz (mit langen, blättrigen Lamellen); Augenstern hellbraun; Füße orangegelb, Schwimmhaut schwärzlich; Kopf und Oberhals auf grauem Grunde braun gefleckt; Unterhals, Rücken und Brust mit schwarzen Halbmondflecken; Schultern und Flanken mit schwärzlichen und weißen Zickzacks; mittlere Flügeldeckfedern rostbraun; große Deckfedern, Steiß und untere Schwanzdeckfedern tief schwarz; Spiegel rein weiß. Länge 19″.

Weibchen: (Schnabel bräunlich; Augenstern und Füße wie beim Männchen;) Rückengefieder schwarzbraun, rostgelb eingefaßt; Brust röthlichbraun, schwarz gefleckt; keine Zickzacks an den Flanken; Steiß und untere Schwanzdeckfedern graulich.

(An. strepera, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 520. sp. 20; *Lath.* Ind. orn. II. p. 859. sp. 69; *Temmink* Man. d'orn. p. 539; Schnatterente, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1996; Meyers Taschenb. II. S. 533; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 279. T. 45. F. 65 (Weibchen), T. 46. F. a (Männchen).)

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens ist von oben herein enger als bei der Stockente; weiter nach unten erweitert sie sich etwas, wird aber nahe am untern Larynx wieder sehr enge, dieser erweitert sich nach vorn zu etwas und bildet dann an der linken Seite eine knochenartige, eben so gestaltete, aber etwas kleinere Protuberanz als bei dem Stockentvogel.

Vierzehnte Art: Spießente, A. acuta, *Linn.*

Männchen: Schnabel schmal, dunkel aschblau; Augenstern hellbraun (nach Meyer im Herbste dunkel braun); Füße aschgrauröthlich, Schwimmhaut schwärzlich; (Hals lang und dünne;) Oberkopf untermengt braun und schwarz; Wangen, Kehle und Oberhals braun, mit violettem und purpurfarbenem Schiller; im Nacken ein schwarzes, mit zwei weißen Streifen eingefaßtes Band; Vorderhals und Unterleib weiß; Rücken und Flanken mit schwarzen und aschfarbigen Zickzacks; auf den Schultern lange, schwarze Flecken; Spiegel kupferfarbig und grünglänzend, oben mit einem gelbrothen, unten mit einem weißen Bande eingefaßt; die beiden mittelsten Federn des Schwanzes schwärzgrün, verlängert und zugespitzt. Ganze Länge 23 — 24″.

Weibchen: Schnabel schwärzlich; Füße röthlichschwarz; Kopf und Hals hell rostfarbig, mit kleinen schwarzen Flecken besäet; obere Theile schwarzbraun, mit ungleichen gelbbraunröthlichen Halbmondflecken gezeichnet; untere Theile rostgelb, hellbraun gefleckt; Spiegel gelb- oder braunröthlich, oben mit einem gelblichen, unten mit weißschwärzlichem Bande eingefaßt; Schwanz kegelförmig, ohne Verlängerung der zwei mittelsten Federn. Länge 20″.

An jungen Männchen Kopf rostbraun, schwarz gefleckt; Bauch gelblich; Spiegel olivengrün, ohne Schiller.

Flugbare Junge vor der Mauser graubunt.

(Anas acuta, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 528. sp. 28; *Lath.* Ind. orn. II. p. 864. sp. 81; *Temmink.* Man. d'orn. p. 540; Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1116; Meyers Taschenb. II. S. 536; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 313. T. 51. F. 74 u. 75 (Männchen und Weibchen).)

Anatom. Bemerk. Beim Männchen die Luftröhre aus gleichweiten Ringen bestehend; der untere Larynx nach der linken Seite gewendet und in eine kleine knochenartige Protuberanz aufgetrieben.

Funfzehnte Art: Löffelente, A. clypeata, *Linn.*

Männchen: Der breite, vorn löffelartig gestaltete Schnabel oben schwarz, unten gelblich; Augenstern hochgelb; Füße orangefarbig; Kopf und Hals schwarzgrün glänzend; Brust reinweiß; Bauch und Flanken kastanienbraun; Rücken schwarzbraun; kleine Flügeldeckfedern himmelblau; Schultern weiß, mit schwarzen Flecken und Punkten; Spiegel glänzend dunkel grün, weiß eingefaßt. Länge 18″.

Weibchen: Schnabel schwarzbraun, an den Rändern und unten braun; Augenstern bleichgelb; Kopf hellrostfarbig, mit feinen schwarzen Strichelchen; Gefieder der obern Theile schwarzbraun, röthlichweiß eingefaßt; untere Theile röthlichweiß, mit großen braunen Flecken; kleine Flügeldeckfedern schmutzig hellblau; Spiegel schwarzgrün. Länge 17″.

Junge im Herbste und Alte in der Mauser sind an einigen Körperstellen dem Männchen im Winter, an andern dem Weibchen oder dem jungen Männchen vor der Mauser in Rücksicht der Gefiederfarben ähnlich; doch ist die Zeichnung undeutlich und unbestimmt.

(An. clypeata, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 518. sp. 19; *Lath.* Ind. orn. II. p. 856. sp. 60; *Temm.* Man. d'orn. p. 543; Anas rubens, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 519. sp. 22 (Abänderung des jungen Männchens); Löffelente, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1101; Meyers Taschenb. II. S. 543; Naum. Vögel, Bd. III. S. 299. T. 49. F. 70. Männch., 71. Weibch.)

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens ist von gleichem Durchmesser bis zum untern Kopf, wo sie sich ein wenig erweitert; hier zeigt sich an der linken Seite eine kleine knochenartige Protuberanz, die sich etwas nach unten ausdehnt; die Aeste sind sehr lang.

Sechzehnte Art: Knäkente, A. querquedula, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel bräunlichschwarz; Augenstern hellbraun; Füße aschgrau; Scheitel schwarzbraun; über den Augen ein weißer Streif, der seine Richtung nach dem Nacken hin nimmt; Kehle tief schwarz; Kopf und Oberhals dunkel rothbraun, mit kleinen weißen Punkten; Unterhals und Brust bandförmig braun gesprenkelt; mitten auf den Schultern ein weißer Streif; Flügeldeckfedern bläulichaschgrau; Spiegel klein, schwarzgrün, oben und unten weiß eingefaßt; Bauch weiß oder weißgelblich, an den Flanken schwarze Zickzacks. Länge beiläufig 15″.

(Dies ist Anas circia, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 533. sp. 34; Summer teal, *Lath.* Syn. VI. p. 552; *Pennant* Brit. Zool. p. 158. T. Q. 9; Sarcelle d'été, *Buffon* des vis, IX. p. 268; Pl. enl. 946; Zirzente, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1150; Desselben Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. S. 176 *).)

Weibchen: Hinter und unter den Augen ein weißes, braun gflecktes Band; Kehle weiß; Gefieder des Oberkörpers schwarzbraun, hellbraun eingefaßt; untere Körpertheile weißlich; Spiegel matt grün. Länge 13 — 13½″.

Junge Männchen gleichen vor der Mauser dem Weibchen, sie haben oft noch zu Anfang des Winters eine weiße Kehle und viele braune Federn, vermengt mit solchen, welche in Farbe und Zeichnung denen des oben beschriebenen vollkommenen Gewandes gleichen; dann ist das weiße Augenband braungefleckt, das Rothbraun am Kopfe weniger dunkel, der Bauch nicht gelblich überflogen, aber oft braun gefleckt.

(Anas querquedula, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 531. sp. 32; *Temm.* Man. d'orn. p. 545; Anas crecca, *Lath.* Ind. orn. II. p. 873 (Varietas); Krákente, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1135; Meyers Taschenb. II. S. 545; Naum. Vögel, Bd. III. S. 284. T. 47. F. 66 (Männch.), 67. (Weibch.).)

Anatom. Bemerk. Die am obern Larynx ziemlich weite Luftröhre des Männchens verengert sich ungefähr 1″

*) Drei Exemplare von dieser Zeichnung, welche der Verfasser untersucht hat, waren nur 13½″ lang, als das Maaß, welches Bechstein a. a. O. für die Zirzente angibt; dagegen maaßen mehrere Knak-Entvögel 1 — 1½″ mehr. Hieraus ließen sich, wenn auch nicht gegen die Identität der Art, doch dagegen, daß An. circ. ein altes Männchen der An. querqu. sei, doch wohl Zweifel erheben.

unter der Stimmritze bedeutend; erweitert sich von da an bis zum untern Kopf konisch und endigt sich in einer birnförmigen Protuberanz, deren breiter Theil nach unten gekehrt ist.

Siebenzehnte Art: Kriekente, A. crecca, *Linn.*

Männchen: Der schmale Schnabel schwärzlich; Augenstern braun; Füße röthlichaschgrau; Scheitel, Wangen und Oberhals rothbraun; von den Schläfen bis in den Nacken ein breites, goldgrünes, blau schillerndes Band sich ausdehnend; Unterhals, Rücken, Schultern und Flanken mit weißen und schwarzen Wellenlinien und Zickzacks gezeichnet; Brust weißbräunlich, mit schwarzen oder schwarzbraunen rundlichen Flecken; Bauch weiß oder weißgelblich; Flügeldeckfedern braun; Spiegel vorn schwarz, hinten goldgrün, mit blauem glänzenden Schiller und schmaler weißer Einfassung. Länge 14″.

Weibchen: Schnabel oben braun marmorirt, an den Rändern und unten braungelblich; hinter und unter den Augen ein rostfarbenweißliches, braun gefleckles Band; Gefieder des Kopfes und Oberkörpers dunkelbraun, mit breiter hellbrauner (röthlichgelber) Einfassung; Unterkörper weißlich; Spiegel halb schwarz, halb grün, oben und unten von einem weißen Streife begrenzt *). Länge 13″.

Junge Männchen ähneln vor der ersten Mauser den Weibchen; zu Anfange des Winters sieht man junge Männchen, an welchen die Kehle weiß oder auch schwarz gefleckt, das Rothbraune und grün Schillernde am Kopfe undeutlich und mit weißen und rostgelben Flecken übersäet, auch braunes Gefieder stark mit solchem, wie es am vollkommnen Winterkleide des alten Männchens sich darstellt, vermengt, die obere Spiegeleinfassung endlich oft mit Rostgelb überflogen, das weiße Gefieder am Bauche schwarz gefleckt ist.

(Anas crecca, *Gmel. Linn.* syst. I. 532. sp. 33; *Lath.* Ind. orn. II. p. 872. sp. 100; *Temmink* Man. d'orn. p. 547; Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1135; Meyers Taschenb. II. S. 547; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 292. T. 48. F. 68. u. 69.)

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens

*) An der Verschiedenheit der Spiegelfarben sind Weibchen und Junge dieser und der vorhergehenden Art leicht und auf den ersten Blick zu unterscheiden. S. *Temmink* Man. d'orn. p. 547. Anmerkung.

ist eng, überall fast gleichweit und es bildet sich an der linken Seite des untern Larynx eine knochenartige, durchsichtige, oben kugelförmig abgerundete Protuberanz von der Größe einer Zuckererbse.

b) An der Hinterzehe ein schlaffer, häutiger Flügel; Nahrung vorzüglich aus Konchylien, Insekten und Fischen bestehend.

Achtzehnte Art: Eiderente, A. mollissima, *Linn.*

Die Schnabelwurzel zu beiden Seiten hoch in die Stirn (mit einer spitzwinkeligen Federhaut) hinaufgehend; Schulterfedern sichelförmig.

Männchen im Alter von vier Jahren: Schnabel matt grün; Augenstern braun; Füße matt graugrün; auf beiden Seiten über den Augen ein breites, schwarzes, violett schillerndes Band; Scheitel eben so befiedert, von einer Linie begrenzt, welche grünlichweiß erscheint; Genick und Seiten des Oberhalses blaßgrün; Unterhals, Rücken, Schulter- und kleine Flügeldeckfedern rein weiß; Brust röthlichweiß oder fleischfarben; Bauch, After und Steiß tief schwarz. Länge 23 — 24″.

Altes Weibchen: Schnabel, Augenstern und Füße wie beim Männchen; Gefiederhauptfarbe rostgelb, schwarz in die Quere gestreift; Flügeldeckfedern in der Mitte schwarz, dunkel rostfarbig eingefaßt; auf den Flügeln zwei (nach Herrn Meyer (Taschenb. II, 507.) nicht bei allen vorhandene) weißliche Streifen; Bauch und After dunkelbraun oder dunkel aschgrau, mit schwarzen Streifen. Länge 21 bis 22″.

(Anas mollissima, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 514. sp. 15; *Lath.* Ind. orn. II. p. 845. sp. 35; Canard eider, *Temmink* Man. d'orn. p. 549; Eidergans, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 926; Eiterente, Meyers Taschenb. II. S. 507; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 333. T 54. F. 79. u. 80.)

Junge Männchen vom Jahre: Schnabel und Füße schwarzgrün, letztere oft braunröthlich; Scheitel, Wangen und Oberhals mit aschgraubraunem, dunkel braun gefleckten Flaum besetzt; von der Schnabelwurzel aus über den Augen ein breiter, weißlicher, schwarz punktirter Streif sich hinziehend; Unterhals und Brust weiß und schwarz in die Quere gestreift, und diese Farben mit Rostgrau gemischt; Oberkörper schwarz, mit braunen Federrändern; Unterkörper schwarzbraun, mit weißlichen oder hellbraunen Federsäumen;

Schwanz aschgraubraun; Schulterfedern nicht sichelförmig, sondern gerade, an den Spitzen abgerundet. (Dies ist, nach Temmink, Anas spectabilis, foemin., *Sparm.* Mus. Carls. fasc. II. T. 40.)

Zweijähriges Männchen: An allen Theilen Andeutung der den Alten zukommenden Gefiederfarben; auf dem Halse, der Brust, dem Oberrücken und den Flügeln große weiße Flecken; der größere Theil des Rückens tief schwarz und ungefleckt; der Unterkörper weißlich und schwarz gefleckt und gestreift. (Dies ist dann, nach Temmink, Anas mollissima, *Sparm.* Mus Carls. fasc. I. T. 6.)

Dreijähriges Männchen: Die Zeichnung des Gefieders im Ganzen regelmäßiger; die weißen Theile rein weiß; die Streifen an den Seiten des Kopfes werden sichtbar; Hinterkopf und Wangen hell grünlich; Rücken und einige Schulterfedern noch schwarz, und oft am Halse einige braune und braun gestrichelte Federn mit weißen untermengt.

Aus dieser Altersvarietät hat man in mehreren ornithologischen Systemen eine besondere Art gemacht und selbiger rothen Schnabel und rothe Füße vermuthlich aus dem Grunde beigelegt, weil dem Schnabel und den Füßen derjenigen ausgebälgten Exemplare, nach welchen man die Beschreibung entwarf, diese Farbe vom Künstler natur-ungetreu gegeben worden war *). (Dies ist dann: An. spectabilis. Mas, *Sparm.* Carls. fasc. II. T. 39. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 507. sp. 5; *Lath.* Ind. orn. II. p. 84[illegible]. sp. 36.? Brandenße, Raum. Vögel, Bd. III. S. 215. T. 40. F. 58 u. 59; welche letztere Abbildung nach Temmink eine Albino-Spielart des jungen Männchens ist.)

Anatom. Bemerk. Des Männchens Luftröhre ist ihrer ganzen Länge nach von gleichem Durchmesser und aus harten, ganzen, walzenförmigen, durch Membranen verbundenen, Ringen zusammengesetzt; der untere Larynx dehnt sich nach vorn hin aus und bildet an der linken Seite eine kleine, halbkugelförmige Protuberanz; der dreieckige Untersatz (socle) am Grunde der Stimmritze (glotte) ist sehr hervorragend

Neunzehnte Art: Sammetente, A. fusca, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel an der Wurzel höckerartig etwas aufgetrieben; die Wurzel selbst, nebst Nasenlöchern und äußern Schnabelrändern, schwarz; der Nagel rothgelblich;

*) *Temminck* Man. d'orn. p. 551. Remarque.

das Uebrige des Schnabels orangegelb; Augenstern perlfarben; Fußwurzel und Zehen hochroth, Schwimmhaut schwarz; ganzer Körper, bis auf einen weißen Halbmondflecken hinterwärts unter den Augen und einen kleinen weißen Spiegel auf den Flügeln, tief sammetschwarz. Länge 20 bis 21".

Weibchen: Schnabel schwarzgrau (Nasenlöcher erhaben, etwas höckerig); Augenstern braun; Fußwurzel und Zehen schmutzig roth, Schwimmhaut schwarz; Oberkörper schwarzbraun oder rußfarbig; Unterkörper grauweiß, mit schwarzbraunen Flecken; vor dem Auge und auf der Ohröffnung ein weißer Flecken (auf den Flügeln ein weißer Strich). Länge 18".

Junge Männchen sind während des ersten Jahres dem alten Weibchen höchst ähnlich, mit dem Unterschiede, daß (der Augenstern dunkelgrau) die Fußwurzel, nebst Zehen, ziegelroth erscheint und daß die weißen Flecken vor und hinter den Augen kleiner und weniger deutlich sind. Länge 19".

(Anas fusca, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 507. sp. 6; *Lath.* Ind. orn. II. p. 848. sp. 44; *Temmink* Man. d'orn. p. 552; Sammetente, Meyers Taschenb. II. S. 516; Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 954 (An. fuliginosa, Bechst. a. a. O. S. 962. T. 36. junger Vogel — nach Meyer); Naum. Vögel, Nachtr. Hft. II. S. 101. T. 15. F. 30 altes Weibchen unter dem Namen: Brillenentenweibchen, und T. 16. Männchen.)

Anatom. Bemerk. An der Luftröhre des alten Männchens unter der Stimmritze eine kleine, knochenartige, längliche, in der Mitte gefurchte Erweiterung; ungefähr in der Mitte der Luftröhre eine zweite größere, knochenartige Erweiterung, welche da, wo sie die Halswirbel berührt, plattgedrückt und unten halbkugelförmig gerundet ist; am unteren, rechts und links auch ein wenig erweiterten Larynx zwei kleine, gleichfalls knochenartige Protuberanzen. Bei jungen Männchen im ersten Lebensjahre ist das Ganze der Luftröhre — mit Einschluß der bei den alten Männchen erwähnten, bei den Jungen noch unregelmäßigen Erweiterungen — theils von häutiger, theils von knorpelartiger Substanz; mit weiter zunehmendem Alter des Vogels verknöchern sich die gedachten Erweiterungen je mehr und mehr.

Zwanzigste Art: Trauerente, A. nigra, *Linn.*

Altes Männchen: Auf der Wurzel des Oberschnabels eine kugelförmige Hervorragung, diese schwarz, in der Mitte mit hochgelbem Längsstriche; Nasenlöcher orangefarben; Nagel sehr plattgedrückt und abgerundet, wie das Uebrige des

Schnabels schwarz; Augenstern braun; nackter Augenring gelb; Fußwurzel und Zehen graulichbraun, Schwimmhaut schwarz. Das ganze Federkleid tief sammetschwarz (Kopf und Hals mit violettem Schiller); Schwanz kegelförmig. Länge 18".

Weibchen: Oberschnabelwurzel aufgetrieben, doch ohne kugelförmige Hervorragung; Nasenlöcher und ein Flecken auf dem Vordertheile des Oberschnabels gelblich, das Uebrige des Schnabels schwärzlich; nackter Augenring und Augenstern braun (Fußwurzel und Zehen grünlichgelb, Schwimmhaut schwärzlich); Scheitel, Hinterkopf und Nacken tief braunschwarz; Wangen und Kehle (nebst einem Theile des Vorderhalses) hell aschgrau mit (verloschenen) braunen Spritzflecken; Rücken, Flügel und Bauch dunkelbraun, mit braunweißlichen Federrändern; Brust graubraun, mit braunweißlichen Federspitzen. Länge 16 bis 17".

Junge Männchen sind kaum von den Weibchen zu unterscheiden. (Anas nigra, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 508. sp. 7; *Latham*, Ind. orn. II. p. 848. sp. 43; *Temminck* Man. d'orn. p. 554; Meyers Taschenb. II. S. 503. Trauerente, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 963; Naumanns Vögel, Nachtr. Hft. 2. S. 98. T. 14. F. 28 u. 29.

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens unter der Stimmritze sehr verengert, dann bauchig erweitert, so daß der mittlere Durchmesser das Doppelte gegen den obern, unter der Stimmritze, und gegen den untern am untern Larynx, beträgt; am untern Larynx zwei schlauchförmige, in der Mitte durch eine dünne, durchsichtige Membran vereinigte, knorpelige Erweiterungen.

Ein und zwanzigste Art: Aschgraue Ente, A. cinerasceus, *Bechst.*

Männchen: Schnabel lang, stark, breit, mit gekrümmten, zugespitztem Nagel; Wurzel des Oberschnabels nur erhaben, schwarz, mit Ausschluß der Nasenlöcher, welche, wie der Unterschnabel fleischfarbig (röthlichgelb, nach des Verfassers Wahrnehmung) erscheinen; Augenstern graubraun; Füße ockergelb, mit grünlichem Anstrich, Schwimmhaut schwarz; Zügel, Scheitel, Hinterkopf, Nacken und Brust dunkelbraun; Gegend unter den Augen, Seiten- und Vorderhals rein weiß; übriges Gefieder rußbraun-schwärzlich. Länge 16 bis 17".

Weibchen: Die Theile, welche beim Männchen braun sich darstellen, mehr aschgrau, mit helleren (nach des Verfassers Wahrnehmung fast bronzefarbigen) Feder-

spitzrändern; das Weiße am Halse graulich überflogen; Brust und Bauch weißgrau und braun gestrichelt. Länge 15 bis 15½".

(Anas cinerasceus, *Bechst.* Taschenb. II. S. 437. Nr. 22; dessen Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1025. Nr. 13; Wolfs u. Meyers Vögel Teutschl. Hft. 10. T. 6; *Temmink* Man. d'orn. 556; Meyers Taschenb. II. S. 505, als junger Vogel der Anas nigra aufgeführt; Weißbackenente, Naum. Vögel, B. III. S. 374. T. 60. F. 91. 92. u. Nachtr. Hft. II. S. 98. F. 29 *).)

Zwei und zwanzigste Art: Weißköpfige Ente, A. leucocephala, *Lath.*

Schnabel groß, sehr breit; Flügel kurz; Schwanz lang, kegelförmig, Steuerfedern steif, zugespitzt, mit rinnenartiger Vertiefung; Füße lang, weit nach hinten gestellt.

Männchen: Schnabel blau, von der Wurzel an bis gegen die Nasenlöcher aufgetrieben, in der Mitte gefurcht; Augenstern gelb; Füße braun, bläulich überlaufen; Scheitel tief schwarz; Wangen, Kehle und Hinterkopf rein weiß; Unterhals und Nacken schwarzbraun; Oberkörper, Brust und Flanken schön dunkel rostroth, mit feinen schwarzbraunen Zickzacklinien durchschnitten. Steiß rostfarbig mit Purpurschiller; Schwanz schwarz; Bauch und After rostgelblichweiß. — Länge 15 bis 16".

Weibchen: Schnabel bräunlichblau; Füße braun (nach Meyer); Scheitel braun (Wangen, Kehle und Oberhals weiß); Unterhals schwarzbraun; alles Rostfarbige graubraun überflogen; die Zickzackstreifen weniger deutlich. Länge ungefähr 14".

---

*) Im Frühlinge der Jahre 1805 und 1808 wurden zwei der obigen Beschreibung vollkommen gleiche Weibchen in der Gegend zwischen Leipzig und Wurzen von den Männchen, welche, der Anzeige der Jäger nach, vorerwähnter Beschreibung gleichfalls ähnlich gewesen seyn sollen, erlegt und vom Verfasser untersucht. Ihm scheint in Folge der Vergleichung der Beschreibungen der Anas nigra und der Anas cinerasceus die Identität der Art bei letzter entschieden zu seyn. Schade, daß bis jetzt der Luftröhrenbau am Männchen noch nicht hat untersucht werden können; vielleicht wäre dadurch jeder Zweifel darüber gehoben, ob A. cin. eine eigene Art, oder eine Altersabänderung von A. nigra sei. Daß dies der Fall bei A. rufina und A. ferina nicht seyn könne — wie Herr Bechst. in seinem ornith. Taschenb. III. S. 589 meint — beweist wohl genüglich der Mangel des Spiegels. Gegen die Vereinigung mit A. nigra spricht auch das, daß Herr K. Temmink diese in Holland so häufige A. cin. nie sah.

Die jungen Männchen sollen — nach Bechstein — den alten Weibchen gleichen.

(Anas leucocephala, *Lath.* Ind. orn. II. p. 858. sp. 64; *Gmel. Linn.* syst. I. p. 516. sp. 72; Meyers Taschenb. II. S. 506; Bechst. Taschenb. II. S. 444. Nr. 29; *Temmink* Man. d'orn. p. 556; Anas mersa, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 520. sp. 84.)

Luftröhrenbeschaffenheit ist noch nicht untersucht.

Drei und zwanzigste Art: Eisente, A. glacialis, *Linn.*

Schnabel schmal und sehr kurz (kürzer als bei allen übrigen in Teutschland vorkommenden Entenarten gleicher oder größerer Länge, nehmlich nur 1½" lang.

Sehr altes Männchen: Schnabel schwarz (schwarzgrau nach Meyer), in der Mitte mit einem orangerothen Querbande; Augenstern orangegelb; Fußwurzel und Zehen gelb; Schwimmhaut schwärzlich; Scheitel, Nacken, Vorderhals und ganzer Unterhals, lange, schmale, sichelförmig über die Flügel gekrümmte Schulterfedern, Bauch, After und Schwanzseitenfedern rein weiß; Wangen, eigentliche Kehle und Flanken aschgrau; auf beiden Seiten des Halses ein großer kastanienbrauner Flecken; Brust, Rücken, Steiß, Flügel und die zwei sehr langen, mittelsten Schwanzfedern rußbraun; Länge mit Inbegriff der zwei verlängerten Schwanzfedern 20 bis 21".

(Anas glacialis, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 529. sp. 30; *Lath.* Ind. orn. II. p. 864. sp. 82; *Temmink* Man. d'orn. p. 568; le très vieux mâle; Eisente, Winterente, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1124; Meyers Taschenb. II. S. 511. Beschr. des noch älteren Männchens; Naumanns Vögel, B. III. S. 320. T. 52. F. 76 — hier die Füße nicht naturgetreu colorirt.)

Altes Weibchen: Schnabel bläulich, (meist) in der Mitte mit bleichgelbem Querbande; Augenstern hellbraun; Füße bleifarbig; Stirn, Kehle (eigentliche) und Augenbrauen grauweißlich; Nacken, Vorderhals, ganzer Unterhals Bauch und After weiß; Scheitel und großer Flecken auf dem Seitenhalse schwarzgrau; Brust braun, graue Federn untermengt (und diese weiß gekantet); Oberrücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern schwarz (nach Meyer schwarzbraun), mit rostgrauen Kanten und Spitzen; üb obere Theile tußbraun; zwei mittelste Schwanzfedern verlängert, alle kurz, weiß eingefaßt. Länge 16".

Junge vom Jahre im Allgemeinem dem alten Weibchen ähnelnd; das Weißliche an der Stirn häufig

mit Braun und Aschgrau gefleckt; Kehle, Vorderhals und Nacken braungrau; ein großer Flecken hinter den Augen, Bauch und After weiß; Brust und Schenkel braun und aschgrau gefleckt.

(Les jeunes de l'année du Canar Mielon, *Temmink* Man. d'ornith. p. 559; Anas glacialis, *Lath.* Ind. orn. II. p. 865. Var. γ. (femina); auch gehört hierher Querquedula Ferroensis, *Brisson* Orn. VI. p. 466. T. 40. F. 2; La sarcelle de Ferroé, *Buffon* Ois. IX. p. 278 und Pl. enl. 999 — le jeune de l'année; Anas leucocephala, Abbildung z. Th. II. S. 446 in Bechst. Taschenb. — ist eine junge A. glac. v. Jahre.)

Ein- und zweijähriges Männchen: Scheitel und Nacken noch nicht rein weiß, sondern, wie die Kehle und oft der Vorderhals, schwarzbraunweiß und aschgrau gefleckt; Schulterfedern, welche beim Männchen mittleren Alters weiß oder weißgrau erscheinen, braungelblich oder weißlich, mit großen dunkleren Flecken; die zwei mittelsten Schwanzfedern schon um 1″ und darüber gegen die übrigen verlängert.

(Dies ist: Anas hyemalis, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 529. sp. 29; A. longicauda Islandica, *Brisson* Orn. VI. p. 379. n. 17.)

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens bis 1″ über dem untern Larynx gleichweit, auf dieser Stelle zusammengedrückt und an der linken Seite aus fünf breiten, mit einander verbundenen, knochenartigen Halbringen bestehend; an der rechten Seite durch längliche Einschnitte geöffnet sich darstellend; hier ein aus vier feinen knochenartigen Streifen (arêtes), deren Zwischenräume durch fünf straff ausgespannte Membranen ausgefüllt sind, bestehender Rand (clavier) sich bildend; der untere Larynx nach beiden Seiten und nach unten in mehreren knochenartigen Hervorragungen sich erweiternd, deren vordere inwendig durch eine knorpelartige Masse geschlossen und mit einem dünnen Häutchen überzogen ist *).

---

*) „La trachée du mâle, dont le tube est d'un égal diamètre, prend à une pouce de distance du larynx inférieur une forme très aplatie, le côté gauche de cette portion comprimée du tube est formé de cinq demi-anneaux osseux, très larges et [illegible] des les uns aux autres; le côté droit au contraire, [illegible] vert et coupé longitudinalement; il s'y forme une [illegible] de clavier, composé de quatre fines arêtes os[illegible] les intervalles des quelles sont cinq membranes [illegible] niformes; le larynx inférieur se dilate des deux côtés e. en-dessous, en plusieures protubérances osseuses, dont celle de devant est fermée intérieurement

Vier und zwanzigste Art: Kolbenente,

A. rufina, *Linn.*

Männchen: Schnabel lang, an der Spitze niedergedrückt, zinnoberroth, dessen Nagel weiß; Augenstern rubinroth; Fußwurzel und Zehen schön roth, Schwimmhaut schwarz. Kopf — dessen Scheitel mit einer, aus langen, seidenartigen Federn bestehenden, kolbigen Holle geziert ist —, Wangen, Kehle und Oberhals braunroth (nach Meyer und Bechstein dunkelziegelroth); Unterhals, Brust, Bauch und After tief schwarz; Rücken, Flügel und Schwanz hellbraun; Flanken, Handwurzel, ein großer halbmondförmiger Flecken an der Schulter, Spiegel und Schwungfederwurzel weiß (Spiegel schwarz eingefaßt). Länge 20 bis 21″.

Weibchen: Schnabel, Fußwurzel und Zehen braunröthlich (erster mit schmutzig gelber Einfassung); Scheitel weniger buschig behaubt, wie Hinterkopf und Nacken dunkel braun; Wangen, Kehle und Seitenhals weißgrau; Brust und Flanken braungelb; Bauch und After grau; Rücken, Flügel und Schwanz braun, mit leichtem, ockerfarbigem Ueberfluge; kein weißer Fleck an der Schulter; Spiegel halb weißgrau, halb hellbraun; Schwungfederwurzel weiß, mit braunem Anfluge. Länge 18½″.

(A. rufina, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 541, sp. 118; Pallas Reisen II. S. 713; *Lath.* Ind. orn. II. p. 870. sp. 94; Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1021; desselben ornithol. Taschenb. II. S. 452. Nr. 34, nebst verkleinerter Abbild. des Männchens; Meyers Taschenb. II. S. 518; *Temminck* Man. d'orn. p. 560.)

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens ist unmittelbar unter dem obern Larynx erweitert, verengert sich aber zunächst der Längenmitte schnell und stark; darauf erweitert sie sich nochmals sehr und endigt sich in sehr engen Ringen. Der untere Larynx bildet zwei aufgetriebene Kammern; von diesen ist die auf der linken Seite die größte und dickste und sie besteht aus knochenartigen Verzweigungen, welche mit einem dünnen durchsichtigen Häutchen überzogen sind. (Aus eben dieser Kammer tritt der linke Luftröhrenast hervor.)

---

par une cloison cartilagineuse et recouverte par une fine membrane." *Temminck* Man. d'orn. p. 560. Der Verfasser hat hier die Urschrift wörtlich hergesetzt, theils weil er, wegen Mangels an eigner Untersuchungsgelegenheit seiner Uebersetzung nicht ganz traut, auch Meyers Angaben über den fraglichen Fall nicht ganz mit dem Temminkischen übereinzutreffen scheinen. Vergl. Meyers Taschenb. II. S. 512. Art. Zergliederung.

Fünf und zwanzigste Art: Bergente, A. marila, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel an der Wurzel erhaben, in der Mitte platt, an der Spitze ausgebreitet, hellblau, mit weißlichen Nasenlöchern, schwarzen Rändern und schwarzem Nagel; Augenstern goldgelb, Fußwurzel und Zehen hell aschgrau, Schwimmhaut schwärzlich; Kopf und Oberhals schwarz, mit glänzend grünem Schiller; Unterhals und Brust tief schwarz; Oberrücken und Schultern weißlich, mit weitläufig stehenden, feinen, schwarzen geschlängelten Querlinien; Flügeldeckfedern schwarz und weiß marmorirt; Spiegel, Bauch und Flanken weiß, erster aus einem kleinen, schwarz eingefaßten Flügelbande bestehend; After mit braunen Zickzacklinien. Länge 17 bis 18″.

Altes Weibchen: Schnabel und Füße wie beim Männchen; Augenstern schmutzig gelb; um die Schnabelwurzel herum ein breiter weißgelblicher Zaum; das Uebrige des Kopfes und Oberhalses schwarzbraun (nach Meyer rostbraun); Unterhals, Brust und Steiß dunkel braun; Rücken und Schultern mit enger stehenden, geschlängelten, schwarzen und weißen Querlinien; Flanken braun gefleckt und mit dergleichen Zickzacklinien gestreift. Länge 16″.

Bei dem jüngern Männchen stehen dicht um die Schnabelwurzel herum einzelne weiße Federn; das Schwarze des Kopfes und Halses ohne Schiller und mit einigen schwarzbraunen Federn untermengt; das Weiße des Rückens mit braunen Flecken und die geschlängelten Querlinien dichter neben einander als bei den alten Männchen; Bauch schmutzig weiß, grau gefleckt; an den Flanken schwarzbraune größere Flecken. Bei jüngeren Weibchen ist die Grundfarbe des Rückens braun und in dieser stellen sich die geschlängelten Querlinien weniger deutlich dar.

(Anas marila, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 509. sp. 8; *Lath.* Ind. orn. II. p. 853. sp. 54; *Temm.* Man. d'orn. p. 562; Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1016; Meyers Taschenb. II. S. 524; Naumanns Vögel B. III. S. 370. T. 59. F. 90; Kagolka, Lepechins Reise III. S. 223. T. 10; Anas fraenata, *Sparm.* Mus. Carls. II. Nr. 38 (ist das Weibchen der vorstehenden Art).

Anatom. Bemerk. Die weite Luftröhre des Männchens besteht bis zu drei Viertheilen ihrer Länge aus wechselsweise gestellten Halbringen, die auf dem obern Theile der Luftröhre, wo selbige von häutiger Substanz ist, sich nicht vereinigen. Einen Zoll über dem untern Larynx ist die Röhre zusammengezogen und flach; an dieser Stelle sind die Ringe ganz und durch Membranen unter sich verbunden. Der

untere Larynx erweitert sich in knochenartige Hohlungen nach der Seite und nach unten; an der linken Seite stellen sich knochenartige, erhabene und gegen die Röhre plattgedrückte Verzweigungen dar, welche mit einer durchsichtigen Membran überzogen sind *). Bei jungen Männchen ist die ganze Röhre knorpelartig und häutig; die knochenartigen Hohlungen sind in Ringen angedeutet, welche durch Membranen getheilt sind **).

Sechs und zwanzigste Art: Tafelente, A. ferina, *Linn.*

Sehr altes Männchen: Schnabel lang, an der Spitze und an der Wurzel schwarz, in der Mitte mit einer breiten, dunkelblauen Querbinde; Augenstern orangeroth; Fußwurzel und Zehen bläulich, Schwimmhaut schwarz; Kopf und Hals glänzend rostroth; oberster Theil des Rückens, Brust und Steiß matt schwarz; übriger Rücken, Schultern, Flügeldeckfedern, Flanken, Schenkel und After grauweißlich, mit vielen engstehenden, aschgraubläulichen Zickzacks; Bauch weißlich, mit kaum merklichen grauen Zickzacks; Schwingen und Schwanz dunkel aschgrau, Spiegelgegend oben, unten und hinten durch weiße Einfassung bezeichnet. Länge 16 bis 17".

Altes Weibchen: Die sehr schmale Querbinde auf dem Oberschnabel schmutzig bläulich, übrigens Schnabel, Augenstern und Füße wie beim Männchen; Scheitel, Seiten- und Hinterhals, Oberrücken und Brust rostbraun, das Gefieder der letzteren schmutzig gelb berandet und durchwölkt;

---

*) Herr Hofrath Meyer beschreibt in seinem Taschenb. Th. II. S. 225 den Luftröhrenbau folgendermaßen: „Die starke, vom Anfange weite, nach unten sich verengernde männliche Luftröhre hat am Ende ein knöchernes Labyrinth, dessen größte Kammer auf der linken Seite mit einem zarten, durchsichtigen Häutchen überzogen ist, durch dessen Mitte eine starke, äßige, bogenförmige Knochenader läuft; auf der hintern kleinern Wand ist dieses Häutchen mit einem Knochennetze überzogen."

**) Aus den bei Art 23. angeführten Gründen folgt hier die Temminkische Beschreibung in der Ursprache: „La large trachée du mâle est composée pour les trois quarts de sa longueur, de demi-anneaux qui alternent et qui ne se réunissent point à sa partie supérieure, ou le tube est d'une substance membraneuse; à un pouce du larynx inférieur le tube se resserre et est déprimé; les anneaux de cette portion sont entiers et liés par des membranes; le larynx inférieur se dilate de côté et en-dessous en des cavités osseuses; du côté gauche il forme des ramifications osseuses, élévées et applaties contre le toube; ces ramifications sont garnies par une membrane transparente. Chez les jeunes mâles tout le tube est cartilagineux et membraneux; les cavités osseuses sont indiquées par des anneaux divisés par des membranes." Man. d'orn. p. 563. art. Anatomie.

Zügel, Augenumgebung, Kehle und Vorderhals weiß, mit roſtfarbigen Flecken; Bauch weißlich, an den Flanken große braune Flecken; die Zickzacks auf den obern Theilen weniger deutlich als beim Männchen. Länge 15 bis 16″.

Junge Männchen vom Jahre gleichen dem Weibchen; bei ein- und zweijährigen iſt das Roſtrothe des Kopfes weniger lebhaft; das Schwarze der Bruſt nicht tief ſchwarz, gewöhnlich in Schwarzbraun übergehend, oft ſogar mit hellbraunem Anfluge; zuweilen Rücken und Flanken gefleckt. (Anas ferina, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 530. sp. 31; *Lath.* Ind. orn. II. p. 862. sp. 77; *Temm.* Man. d'orn. p. 564; An. rufa, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 515. sp. 71; *Lath.* Ind. orn. II. p. 863. sp. 78. — Männchen —; Tafelente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1028; Meyers Taſchenb. II. S. 527; Naum. Vögel Bd. III. S. 354. T. 58. F. 78. — ſehr altes Männchen, F. 88 ein- oder zweijähriges Männchen, T. 57. F. 86. Junge vom Jahre.)

Anatom. Bemerk. Die weite Luftröhre des Männchens iſt faſt ihrer ganzen Länge nach aus ganzen, walzenförmigen Ringen zuſammengeſetzt, verengert ſich zunächſt dem untern Larynx ſchnell; dieſer dehnt ſich nur unterwärts in eine knochenartige Hohlung aus; an der rechten Seite erheben ſich knöcherne Verzweigungen genau ſo, wie bei der vorhergehenden Art; die hintere, an der Röhre angeheftete Wand iſt faſt ganz knochenartig und mit drei kleinen, durchſichtigen Hautfleckchen belegt.

Sieben und zwanzigſte Art: Schellente, L. clangula; *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel ſehr kurz, an der Wurzel breiter als an der Spitze ſchwarz; Naſenlöcher an der vordern Hälfte des Schnabels liegend, durchgehend; Augenſtern goldgelb; Fußwurzel und Zehen orangegelb, Schwimmhaut ſchwarz; an jedem Mundwinkel ein großer weißer Flecken; übriger Theil des Kopfes (— deſſen ſammetartiges Gefieder im Affect aufgeſträubt, eine rundlich geſpitzte Holle bildet —) und Oberhals ſehr dunkel grün, mit Purpurglanz; Unterhals, Bruſt, Bauch, Flanken, After, ein Theil der Schulterfedern und große Flügeldeckfedern, welche den (ſchwärzlich eingefaßten) Spiegel bilden, rein weiß; Rücken, Steiß und übriger Theil der Schulterfedern tief ſchwarz; Schenkel und Schwanz ſchwarzgrau. Länge 17 bis 18″.

Weibchen: Schnabel an der Spitze (nach Meyer zuweilen in der Mitte) ſchmutzig gelb, übrigens — nach Meyer — braun; Augenſtern gelb; Fußwurzel und Zehen hellgelb, Schwimmhaut ſchwärzlich; ganzer Kopf und Oberhals ſehr dunkelbraun; Unterhals, Bauch und After rein weiß;

Brust und Flanken dunkel aschgrau, mit weißlichen Federrändern; Gefieder des Rückens und der Schultern schwärzlich, mit sehr dunkel aschgrauen Spitzen und Rändern; Flügeldeckfedern zum Theil schwarz und weiß. Länge 15 bis 16″.

An jungen Männchen vom Jahre der Schnabel schwarzgrau; Augenstern schmutzig grünlichgelb; Füße schmutzig bräunlichgelb; im Uebrigen gleichen sie dem alten Weibchen. Bei einjährigen Männchen fängt sich der weiße Flecken am Mundwinkel (s. altes Männchen) zu zeigen an und das Kopfgefieder stellt sich schwarz, jedoch ohne Schiller, dar *).

(Anas clangula, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 523. sp. 23; *Lath.* Ind. orn. II. p. 867. sp. 87; *Temmink* Man. d'orn. p. 566; Schellente, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 985; Meyers Taschenb. II. S. 521; Naum. Vögel B. III. S. 335. T. 55. F. 81 u. 82; Borkhausens deutsche Ornith. Hft. XII. T. 3 u. 4; auch gehört hieher A. Glaucion, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 525. sp. 26, *Lath.* Ind. orn. II. p. 868. sp. 88. u. Spatelente, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 1004, als altes Weibchen oder junges Männchen.)

Anatom. Bemerk. Des Männchens von der Stimmritze an sehr enge Luftröhre erweitert sich gegen das Ende des zweiten Drittheils ihrer Länge in mehreren über einander liegenden großen Ringen, welche, durch membranöse Querfalten unter sich in Verbindung stehend, ungefähr wie ein Puderbiester **), in einem sehr erweiterten Cylinder willkührlich aus einander gezogen und zusammengeschoben werden können; dann verengert sich die Röhre wieder und bildet ein Ganzes mit dem, nach unten sich erweiternden Larynx, von dessen unterm Ende ein aus herzförmigen Knochen, die mit zwei (nach Meyer mit drei) Membranen kommelartig überzogen sind, gebildetes großes Labyrinth in diagonaler Richtung an der linken Seite

*) Der Verf. bemerkt nochmals, daß er bei Beschreibung der Sumpf-, Strand- und Wasservögel dem Herrn Ritter Temmink allein gefolgt ist. Einige wenige Zusätze — nach Meyer und Bechstein — sind in Klammern eingeschlossen.

**) Im Originale (*Temmink* Man. d'orn. p. 568. art. Anatomie) soufflet à cylindre, welchen Ausdruck der Uebers., der keinen cylindrischen Blasebalg kennt, nicht anders, mindestens nicht treffender zu verteutschen weiß. Uebrigens ist obige Stelle überhaupt frei übersetzt, und es schien sogar nöthig, zur bessern Verständlichkeit des Ganzen, Einiges nach Meyers Taschenb. II. S. 523. hinzu zu setzen.

sich erhebt; von da geht der längste und stärkste der beiden Luftröhrenäste in Form eines Trichters aus.

Acht und zwanzigste Art: Reiherente, A. fuligula, *Linn.*

Sehr altes Männchen: Der am Vorderende breitere Schnabel als an der Wurzel hell aschblau, mit schwarzem Nagel; Nasenlöcher mehr nach der Wurzel zu liegend, durchgehend; Augenstern goldgelb; Fußwurzel und Zehen bläulich (bleifarbig); Schwimmhaut schwärzlich; auf dem Scheitel ein aus langen, schmalen Federn bestehender, herabhängender Federbusch; dieser Federbusch, nebst übrigem Kopf, Hals und Brust, schwarz mit violettem und stahlgrünem Schiller; Rücken, Flügel und Steiß, schwarzbraun mit bronzenem Schiller und mit braunen Punkten besäet; Bauch, Flanken und Querband auf den Flügeln, welches den Spiegel bildet, rein weiß; der Spiegel schwarz eingefaßt; After schwarzbraun. Länge 15 bis 16″.

Altes Weibchen: Schnabel und Füße dunkler als am Männchen; Augenstern hellgelb; Federbusch weniger lang; dieser Federbusch, nebst übrigem Kopf, Hals, Brust und Oberrücken, matt schwarz mit Dunkelbraun überflogen; Unterrücken und Flügel matt schwarz mit kleinen helleren Punkten; Beust und Flanken mit großen rostbraunen Flecken; Bauch weißlich mit Rostbraun durchmischt; Spiegel wie beim Männchen, nur weniger breit und rein. Länge 14 bis 15″.

(Anas fuligula, *Gm. Linn.* syst. I. 543. sp. 45; *Lath.* Ind. orn. II. p. 869. sp. 90; *Temminck* Man. p. 569: An. glaucion min., *Briss.* Orn. VI. p. 411. T. 37. F. 1. — altes Männchen; Reiherente, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. p. 997; Meyers Taschenb. II. S. 519; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 346. T. 56. F. 83. 84.)

Junge vom Jahre beiderlei Geschlechts: Augenstern schmutzig gelb; vor der Mauser kein Federbusch auf dem Scheitel; an der Wurzel des Oberschnabels ein weißer (mit Hellbraun durchmischter) Flecken; auf der Stirn und zuweilen hinter den Augen weiß; übriger Kopf, Hals und Brust matt braun, letztere mit Rostbraun durchmischt; Rücken und Flügel schwarzbraun mit hellbraunen Federrändern; Flanken rostbraun; Bauch weiß, beim Männchen reiner als beim Weibchen; Spiegel klein und schmutzig weiß; After grau und braun durchmischt.

(Hierher gehört Le canard brun, *Buffon* Ois. IX. p. 252. u. Pl. enl. 1007; Naumanns Vögel, a. a. O. u. T. 57. F. 85.)

An Jungen nach der Mauser und an Vögeln im einjährigen Alter der weiße Flecken an der Wurzel des Oberschnabels nicht mehr vorhanden, oder nur schwach angedeutet; der Federbusch bemerkbar, das Gefieder überall dunkler.

(Hierher gehören: Anas scandiaca, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 508. sp. 7; *Lath.* Ind. orn. II. p. 858. sp. 68; Lapmark Duck, *Lath.* syn. VI. p. 515.)

Anatomische Bemerkung: Die Luftröhre des Männchens verhältnißmäßig nicht sehr weit, und ihrer ganzen Länge nach (fast) gleichweit, (nur nach unten etwas verengert); unterer Larynx nach vorn zu und an der rechten Seite zwei geringe, knochenartige, durch eine Nath geschiedene Erweiterungen bildend; an der linken Seite knochenartige, mit einem zarten durchsichtigen Häutchen überzogene Verzweigungen hervortretend. Letzt gedachter Theil übrigens ganz so wie bei Art 25. (An. marila), und bei Art 26. (An. ferina) gestaltet.

Neun und zwanzigste Art: Weißäugige Ente, A. leucophthalmos, *Borkhausen.*

Altes Männchen: Schnabel lang, schwarzgrau, an der Wurzel und am Rande aschblau; Nagel schwarz; Augenstern perlfarben weiß; Füße schwarzgrau; Schwimmhaut schwarz; der dick befiederte Kopf, Hals, Brust und Flanken kastanienbraun, kupferfarbig glänzend; um den Hals ein schmaler dunkelbrauner Ring; unter dem Kinn ein dreieckiger rein weißer Flecken; Rücken und Flügel schwarzbraun, mit Purpurschiller und kleinen rostfarbigen Punkten; Spiegel weiß, mit braunschwarzer Einfassung; Bauch und untere Schwanzdeckfedern rein weiß. Länge 15″.

Weibchen: Kopf, Hals — an welchem der Ring fehlt —, Brust und Flanken braun, mit hell rostfarbigen Federrändern; Gefieder des Oberkörpers schwärzlich, mit hellbraunen Spitzen; das Uebrige wie beim Männchen. Länge 14 bis 14½″.

Junge vom Jahre: Schnabel schwarzblau, vor dem Nagel ein heller, graublauer Flecken; Augenstern braun; Füße schmutzig bleigrau, auf den Gelenken dunkelbraun; Scheitel und Nacken dunkelbraun; Wangen und Vorderhals rostfarben; Kinn und kleiner Flecken am Halse weiß; Schultern und Oberrücken braun, mit helleren Federrändern; Unterrücken glänzend schwarzbraun; Steiß mit rostfarbiger Federeinfassung; Unterhals und Kropf braun, mit breitem rost-

farbigem Federsaum; Brust glänzend grau weiß, einzeln braun gefleckt; Bauch braun, weißlich gefleckt; lange Seitenfedern in der Schenkelgegend rostfarbig; After weiß, einzeln braun gefleckt; Flügeldeckfedern braun schwarz; Schwanz und Schenkel braun.

(Anas leucophthalmos, Borkhausens teutsche Fauna, I. S. 564. Nr. 204; Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 1009; *Temminck* Man. d'orn. S. 571; Meyers Taschenb. II. S. 526; Beitr. der Wetter. Gesellsch. Bd. I. Hft. 1. S. 46; Junger Vogel *), Anas Nyroca, *Gm. Linn.* syst. I. p. 514. sp. 119; *Lath.* Ind. orn. II. p. 869. sp. 91; Anas Africana, *Gm. Linn.* syst.. I. p. 522. sp. 88; *Lath.* Ind. orn. II. p. 875. sp. 104; Anas leucopis, Naumanns Vögel, Bd. III. S. 364. T. 59. F. 89. — Männchen.) —

Anatomische Bemerkung: die Luftröhre des Männchens unmittelbar unter der Stimmritze und oberhalb des untern Larynx sehr verengert; Zwischenraum zwischen beiden gedachten Stellen bauchig so erweitert, daß in der Mitte der Erweiterung der Durchmesser derselben das Doppelte von dem Durchmesser der verengtesten Stellen der Luftröhre beträgt; der untere Larynx bildet an der rechten Seite eine knochenartige Protuberanz, und an der linken Seite eine aus knochenartigen Verzweigungen bestehende, an der auswendigen Seite mit einem durchsichtigen Häutchen überzogene Wölbung; die Seite hingegen, welche sich an die Röhre anschließt, ist ganz knochenartiger Substanz.

Dreißigste Art: Kragenente, A. histrionica, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel kurz, zusammengedrückt, mit stark gekrümmtem Nagel, schwarz; Nasenlöcher nicht weit von der Wurzel des Oberschnabels, einander sehr nahe liegend; Augenstern braun; Füße und Schwimmhaut bläulich schwarz; Kopf und Hals violettschwarz; großer dreieckiger Flecken zwischen Schnabel und Auge, Längsstreif zu beiden Seiten des Halses, Ring um den Hals, halbmondförmige Binde an beiden Seiten der Brust, dieses alles rein weiß; Unterhals und Brust aschblau; Flanken rostroth; Bauch braun; Rücken, Flügel und Steiß schwarz, mit violettem und blauem Schiller; Spiegel violettschwarz. Länge 17″.

*) A. a. O. die Beschreibung der Jungen vom Jahre entlehnt.

Weibchen: Schnabel, Augen und Füße, wie beim Männchen; Oberkörper (fast durchgängig) dunkelbraun, mit Aschgrau überflogen; Stirn braun; kleiner Flecken vor den Augen, großer Flecken an der Schnabelwurzel und ein anderer hinter den Ohren weiß; Kehle schmutzig weiß; Brust und Bauch weißlich, mit Braun überflogen und gefleckt; Flanken gelblich braunroth. Länge 16″.

Junge vom Jahre: Braun und weiß gesprenkelt; der weiße Flecken zwischen Schnabel und Auge auch bei ihnen schon bemerklich. Das Männchen bekommt erst im zweiten Jahre den weißen Halsring.

(Männchen: A. histrionica, *Gm. Linn.* syst. I. p. 534. sp. 35; *Lath.* Ind. Orn. II. p. 849. sp. 45; Harlequin Duck, *Lath.* syn. VI. p. 485; Edw. Glan. T. 99; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 372. T. 52. F. 77.)

(Weibchen: A. minuta, *Gm. Linn.* syst. I. p. 534. sp. 36; Sarcelle brune et blanche, *Buffon*, Ois. IX. p. 287. Pl. enl. Nr. 1007; The little brown and white Duck, Edw. Glan. T. 157.)

(Beide Geschlechter und Junge: Kragenente, Meyers Taschenb. II. S. 530; Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 1037; dessen Taschenb. II. p. 441; Canard à collier, ou histrion, *Temmink* Man. d'orn. p. 573.)

Anmerkung: Ueber den Luftröhrenbau des Männchens ist noch nichts bekannt.

Sechs und siebenzigste Gattung: Säger, Mergus.

Schnabel mittelmäßig oder lang, gerade, dünne, verlängert-kegelförmig und fast walzenförmig; an der Wurzel etwas niedergedrückt; am Vorderende stark hakenförmig gekrümmt, in einem Nagel ausgehend. Beide Kiefer sägezähnig, die Zähne nach hinten gerichtet. Nasenlöcher in der Mitte des Schnabels zur Seite liegend, klein, ablang (elliptisch), durchgehend. Fußwurzel kurz, etwas zusammengedrückt; Zehen lang; die vordere drei durch eine Schwimmhaut bis an die Nagelwurzel verbunden; die innere an der inwendigen Seite belappt; Mittelzehe kürzer als die Seitenzehen); Hinterzehe frei, höher stehend als die vorderen, häutig kurz belappt. Flügel mittelmäßig. Erste Schwungfeder mit der zweiten von gleicher Länge, oder nur wenig kürzer als diese.

Die Säger leben (meist) auf dem Wasser, den größeren

Theil des Jahres hindurch auf dem Meere und in der Nähe desselben; sie machen ihr Geheck in nördlichen Gegenden und besuchen nur im Spätherbst und Winter — meist familienweise, oder in geringzähligen Flügen vereinigt — teutsche Ströme und Flüsse.

Sie schwimmen sehr gut, meistentheils den Rücken unter Wasser und blos Hals und Kopf außer dem Wasser; tauchen sehr behende und oft; schwimmen auch unter dem Wasser, wobei ihnen die Flügel mit zum Rudern dienen. Ihr Flug ist schnell und anhaltend.

Sie nähren sich meist von Fischen, zum Theil auch von Amphibien. Die jungen Männchen sind bis zur ersten, einige selbst bis zur zweiten Mauser den alten Weibchen sehr ähnlich gezeichnet. Die Mauser findet nur einmal im Jahre statt; beim ältern Männchen im Frühling, beim Weibchen — und bei Jungen (auch beim jungen Männchen — ?) im Herbste *).

Erste Art: Gänsesäger, Mergus merganser, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel dunkelroth; ein Längsstreifen auf dem Oberschnabel und der Nagel schwarz; (Augenliedrand grau); Augenstern im Mittelalter rothbraun, im hohen Alter roth; Füße zinnoberroth; Kopf, nebst dickbuschiger, kurzfedriger Holle, und Oberhals schwarzgrün mit violettem Schiller; Unterhals, Brust, Bauch, After, Flügeldeckfedern, von denen die großen schwarz gesäumt sind, und am weitesten vom Körper entfernte Schulterfedern rein weiß, an den untern Theilen mit rosenroth gelblichem Anflug **); Oberrücken und dem Körper näherstehende Schulterfedern tief schwarz; Handwurzel schwarzbraun; Unterrücken und Schwanz aschgrau. Länge 26 bis 28″.

Weibchen: Schnabel blaßroth; Augenstern braun; Füße gelbroth; Schwimmhaut und Lappen rothgrau; Kopf nebst lang- und schmal-fedrigem pinselförmigem Büschel, und Oberhals rostbraun; Kehle weiß; Unterhals, Brust, Flanken und Schenkel grauweißlich; Bauch und After weiß.

---

*) *Temminck* Man. d'orn. p. 575.

**) Dieser Anflug verliert seine schöne Farbe bald nach dem Tode des Vogels; deshalb erscheinen die untern Theile bei ausgebälgten Exemplaren meist weißgelb oder weiß.

gelblich; alle vorher nicht erwähnte Obertheile dunkelaschgrau; Spiegel weiß ohne Querband *).

Junge Männchen vom Jahre sind kaum vom Weibchen zu unterscheiden. Einjährige Männchen zeichnen sich durch folgendes vom Weibchen aus: Die Scheitelfedern erscheinen schwärzlich; unter den Flügeldeckfedern zeigen sich einige weiß; das Rostbraune des Halses wird dunkler (und mindestens mit einem angedeuteten schwärzlichen Ringe eingefaßt). Die Kehle ist auf weißem Grunde einzeln schwärzlich gefleckt.

(Altes Männchen: Merg. merganser, *Gm. Linn.* syst. I. p. 544. sp. 2; *Lath.* Ind. II. p. 828. sp. 1; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 379. T. 61. F. 93.)

(Weibchen und Junge: Merg. castor, *Gm. Linn.* syst. I. p. 545. sp. 2. β; *Lath.* Ind. orn. II. p. 829. sp. 2; Merg. rubri capillus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 545 γ.)

(Alte und Junge: Gänsesäger, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl.; Meyers Taschenb. II. S. 565; Grand Harle, *Temmink* Man d'orn. p. 575.)

Anatomische Bemerkung: Die sehr lange Luftröhre des Männchens ist gleich unter der Stimmritze aus walzenförmigen Ringen zusammengesetzt; 2″ weiter nach unten bildet die Röhre schnell eine große, von oben nach unten beigedrückte, aus abwechselnden Ringen bestehende Erweiterung; dann folgt wieder eine aus walzigen Ringen componirte röhrige Stelle; hierauf wird eine zweite, der ersten an Form und Bestandtheilen gleiche, jedoch weniger große Erweiterung bemerkbar; endlich wird die Röhre nahe am untern Larynx wieder enge und walzenförmig. Der sehr große, untere Larynx erweitert sich nach vorn, nach der linken Seite und nach hinten in ein dreikammeriges großes, knochenfestes Labyrinth; auf der rechten Seite befindet sich eine dreiseitige, aus drei Knochenrändern, die oben in Eins zusammenlaufen, und zwischen welchen drei durchsichtige Häutchen trommelfellartig ausgespannt sind, gebildete Nebenkammer. Dieser Theil des Larynx ist inwendig von der ganz knöchernen Kammer an der linken Seite durch eine mit einer Oeffnung versehene,

*) Dieß, nebst der Körperlänge, das sicherste Unterscheidungszeichen der Weibchen und jungen Männchen dieser Art von den Weibchen und jungen Männchen der nächstfolgenden Art, indem bei letzteren der Spiegel aschgrau in die Quere gestreift ist.

unten schlaffe, häutige Scheidewand getrennt. Von den weit aus einander stehenden beiden Luftröhrenästen geht der an der rechten Seite hervortretende, der beweglichen Membran, welche die vorerwähnte innere Scheidewand bildet, gerade gegen über, in die membranöse Brusthöhlenverkleidung.

Zweite Art: Langschnäbeliger Säger, M. serrator, *Linn.*

Männchen (altes): Der lange Schabel zinnoberroth, mit schwarzen Längsstreifen auf der Mitte des Oberkiefers und graubraunnem Nagel; Augenstern roth; Füße orangefarbig; Kopf nebst dem langen herabhängenden Federbusche und Oberhals schwarz, grün glänzend; um den Hals ein weißer Ring; Brust rostbräunlich, schwarz gefleckt, zunächst dem Flügeleinsatzgelenk fünf bis sechs große weiße, schwarz eingefaßte Flecken; Oberrücken und Schultern tief schwarz; Bauch weiß; Schenkel und Steiß mit aschgrauen Zickzacks gestreift (Steiß und Schwanz bei sehr alten dunkelbraun, meiste Flügeldeckfedern und kleine Schwungfedern weiß); Spiegel weiß, mit zwei schwarzen Querbändern. Länge 21 bis 22″.

Altes Weibchen: Schnabel und Füße schmutzig orangefarben; Augenstern braun; Kopf, Federbusch und Hals lebhaft rostbraun; Kehle weiß; Vorderhals und Brust tief aschgrau und weiß marmorirt; Unterkörper weiß; Spiegel weiß, mit einem aschgrauen Querbande *). Länge 19 bis 20″.

Bei jungen Männchen vom Jahre: Schnabel hellroth; Augenstern (gelb oder) braungelb; Scheitel und Kopf dunkelbraun (oder rostbraun); Kehle weißgrau; (hintere Hälfte des Halses und Oberbrust weiß und braun gefleckt; Oberkörper asch- oder braungrau; Flanken braungrau oder braun, hellgrau durchwellt.

An einjährigen Männchen erscheint am Oberkörper (mit Ausnahme des noch rostbraunen Kopfes und Halses), schon Vieles schwarz.

(Altes Männchen und Weibchen: Merg. serrator, *Gm. Linn.* syst. I. p. 546. sp. 3; *Lath.* Ind. orn. II. p. 829. sp. 4; Merg. leucomelas, *Gm. Linn.* syst. I. p. 546. sp. 3. *b*; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 385 T. 61. F. 94. — altes Männchen u. T. 62. F. 66. altes Weibchen.)

*) S. die 3te Anmerkung zu Art 1.

(Junges Männchen: Merg. serratus. *Gm. Linn.* syst. I. p. 546. sp. 3. α; Merg. niger, *ibid.* γ; Naumanns Vögel, a. a. O. T. 62, F. 95.)

(Alte und Junge: Langschnäbeliger Säger, Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 795; Meyers Taschenb. II. S. 568; Harle huppé, *Temminck* Man. p. 579.)

Anatomische Bemerkung: Der obere Theil der mittelmäßig langen Luftröhre des Männchens ist — außer daß die zweite Erweiterung fehlt — wie bei der vorhergehenden Art beschaffen; 1½" oberhalb des untern Larynx ist die Röhre stark beigedrückt und enthält 19 bis 20 Ringe, welche am hintern Theile der Röhre sehr weit sind, vorn aber einen, aus schmalen Knochenstreifen, in deren Zwischenräumen 20 bis 22 Membranen trommelfellartig ausgespannt sind, bestehenden Randvorsprung bilden. Der große untere Larynx erweitert sich nach vorn und nach unten, wodurch zwei knochenartige Kammern am Hintertheile entstehen, von denen die rechts stehende die größte ist; beide sind seithalben mit einer Membran überspannt. Bei dieser Sägerart befindet sich in der links stehenden Kammer eine membranöse Scheidewand von gleicher Einrichtung mit der, welche bei der vorhergehenden und in der rechten Kammer des untern Larynx als vorhanden bemerkt wurde *).

Dritte Art: Weißer Säger, M. albellus, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel, Fußwurzel und Zehen aschgrau bläulich; Schwimmhaut schwarz; Augenstern braun; Schläfe, nebst einem Längsflecken am Hinterkopf schwarzgrün glänzend; buschige Holle auf dem Scheitel, Hals, Schultern, kleine Flügeldeckfedern und ganzer Unterkörper sehr

*) Von der obenstehenden Temminkischen Beschreibung des Luftröhrenbaues weicht die Meyerische (Taschenb. II. S. 570.) nicht unerheblich ab. Da der Verf. in diesem Falle keine Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte, und also nicht darüber urtheilen kann, welche Beschreibung die treffendste ist, so folgt hier auch die Meyerische: „Die männliche, meist walzenförmige Luftröhre hat oben, ungefähr 1½" unter der Stimmritze, eine große bauchige Erweiterung; sonst ist sie in ihrer ganzen Länge ziemlich gleich weit, und endigt sich in ein vierkammeriges großes Labyrinth, dessen beide Nebenkammern fast gleich groß sind, oben von einander abstehen und unten in einem Winkel zusammenlaufen; die äußere Fläche ist in beiden häutig und durchsichtig; die innere und obere Fläche in der rechten knöchern, in der linken häutig."

rein weiß; Oberrücken, zwei über die Seiten der Brust hinlaufende Bogenlinien, nebst den Schulterrändern tief schwarz; Schwanz aschgrau; Flanken und Schenkel mit aschgrauen Zickzacks. Länge 15½ bis 16".

Weibchen: Obertheil des Kopfes (nebst Holle), Wangen und Hinterkopf rostbraun; Kehle, Oberhals, Bauch und After weiß; Unterhals, Brust, Flanken und Steiß hell aschgrau; Rücken und Schwanz sehr dunkelaschfarben; Flügel weißaschgrau und schwarzbunt. Länge 15".

Junge beiderlei Geschlechts ähneln im ersten Lebensjahre sich unter einander und dem alten Weibchen *) so sehr, daß sie dem Aeußern nach nicht von einander zu unterscheiden sind, sondern nur durch anatomische Untersuchung, bei welcher schon der Luftröhrenbau über das Geschlecht vollkommne Gewißheit gibt.

Einjährige Männchen werden kenntlich durch kleine schwärzliche Federchen, welche an dem Schnabelwinkel einen großen Flecken bilden; durch einige weißliche und weiße Federn, welche dem Gefieder des Kopfes und Genickes untermengt sind; durch schwarze und aschgraue Federn mit welchen der Oberrücken im Gemeng besetzt ist und durch Andeutung der zwei Bogenlinien an den Seiten der Brust.

(Altes Männchen: Merg. albellus, *Gm. Linn. syst.* I. p. 547. sp. 5; *Lath.* Ind. orn. II. p. 831. sp. 6; Frisch Vögel, T. 172; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 390. T. 63. F. 97; Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 804; Meyers Taschenb. II. S. 571. — letzt gedachte drei Schriftsteller, beide Geschlechter und Junge; eben so *Temminck* Man. d'orn. p. 581.)

(Weibchen und Junge; Merg. minutus, *Gm. Linn. syst.* ed. 12. p. 209. sp. 6, *Linn.* Faun. Suec. p. 138; *Lath.* Ind. orn. p. 832. sp. 7; Merg. Asiaticus, S. G. *Gm.* Reisen, II. p. 188. T. 20; Merg. stellatus, *Brünnichii*, Orn. Bor. Nr. 98; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 390. T. 63. F. 98. Weibchen. Noch zieht Meyer (Taschenb. a. a. O.) hierher folgende, als besondere Arten anderwärts beschriebene Altersverschiedenheiten: Merg. pannonicus und Merg. mustellinus.)

Anatomische Bemerkung: Des Männchens gleich unter der Stimmritze sehr verengerte Luftröhre wird bis zum

---

*) Bis auf weiße Enden der großen Flügeldeckfedern, da hingegen bei Alten beiderlei Geschlechts nur die äußersten Spitzen derselben weiß sind.

untern Larynx stufenweise immer mehr erweitert; die Röhre ist aus wechselsweise gestellten Halbringen zusammengesetzt. Der untere Larynx bildet nach vorn zu eine knöcherne Hervorragung; an der linken Seite breitet sich eine knöcherne Kammer aus, aus welcher oben eine schmale, halbzirkelförmige Knochenrippe hervortritt; diese Kammer ist auf beiden Seiten mit einer durchsichtigen Membran überzogen.

Sieben und siebenzigste Gattung: Pelekan, Pelecanus.

Schnabel lang, gerade, breit, sehr niedergedrückt; Oberkiefer in einem starken, zusammengedrückten, sehr hakenförmigen Nagel ausgehend; Unterkiefer aus zwei knöchernen, verflächten, biegsamen, an der Spitze vereinigten Gräten bestehend; längs diesen Gräten eine nackte Haut sackförmig befestigt; Gesicht und Kehle nackt; Nasenlöcher ritzenförmig, am Grunde des Schnabels liegend; (Zunge knorpelig, sehr kurz, vorn stumpf und unterwärts gekrümmt); Füße stark, kurz; drei Zehen nach vorn, die vierte, hintere, mehr nach innen stehend; sämmtliche vier Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden; Nagel der Mittelzehe (auf der inwendigen Seite) ungezähnelt; Flügel mittelmäßig; zweite Schwungfeder die längste, erste etwas kürzer; große Flügeldeckfedern und die Schwungfedern, welche dem Körper am nächsten stehen, so lang als die großen, vorderen.

Die Pelekane sind schwerfällige Vögel; sie leben bald auf Flüssen und Seen, bald an den Meeresküsten; ihre Nahrung besteht in Fischen, deren sie einen guten Vorrath in den Sack am Unterkiefer aufnehmen, von wo das zur Nahrung Bedürftige nach und nach durch die Speiseröhre in den Magen übergeht, je nachdem in diesem die Verdauung gefördert wird. Männchen und Weibchen sind (außer den Geschlechtstheilen), in Nichts von einander unterschieden. (Sie scheinen alljährlich nur einer Mauser unterworfen zu seyn.)

Einzige europäische Art: Großer Pelekan, P. onocrotalus, *Linn.* *)

Sehr Alte: Schnabel auf dem Rücken bläulich, am Rande roth, zwischen inne ein gelber Streif; Nagel roth; nack-

*) Nach Herrn Alex. v. Humboldt (s. Meyers Taschenb. II. S. 576. Anmerk.) sollen unter dem obigen Namen drei verschie-

the Roman Alphabet, the name should have been written Mac Farlane, and not Macfarlane, as it is now generally written. The Irish Alphabet has only eighteen letters, and the Roman Alphabet has twenty-six letters. The Irish Alphabet has no letters corresponding to the Roman letters J, K, Q, V, W, X, Y, Z. The Irish Alphabet has the letters H, L, N, R, S, T, which the Roman Alphabet has not. The Irish Alphabet has the letters C, D, F, G, M, P, B, which the Roman Alphabet has. The Irish Alphabet has the letters A, E, I, O, U, which the Roman Alphabet has. The Irish Alphabet has the letters H, L, N, R, S, T, which the Roman Alphabet has not. The Irish Alphabet has the letters C, D, F, G, M, P, B, which the Roman Alphabet has. The Irish Alphabet has the letters A, E, I, O, U, which the Roman Alphabet has.

[illegible]

Acht und siebenzigste Gattung: Scharbe, Carbo.

Schnabel mittelmäßig oder lang, gerade, (ungezähnelt, fast walzenförmig), an der obern Wurzel abgerundet; Oberkiefer an der Spitze mit langem (abgesetztem) Nagelhaken; Unterkiefer zusammengedrückt, vom Kinn an mit einer über die Kehle sich mit verbreitenden, zu einer kleinen Tasche ausdehnbaren Haut versehen; diese Haut, nebst dem Gesicht, nackt. Nasenlöcher ritzenförmig, am Grunde des Schnabels (zum Theil) verborgen liegend. (Zunge klein, knorpelig, vorn stumpf, hinten spitzig, oben gekielt, unten warzig). Füße und Zehen wie bei der vorhergehenden Gattung; der Nagel an der Mittelzehe auf der inwendigen Seite sägenartig gezähnelt. Flügel mittelmäßig; zweite Schwungfeder die längste, erste sehr wenig kürzer.

Aus Obigem ergibt sich der Unterschied dieser Gattung von der vorhergehenden (Pelecanus) sowohl, als von den zwei nächstfolgenden Fregatta und (Sula) deutlich.

Die Scharben sind ausgezeichnet geschickte Taucher; sie verfolgen und erhaschen ihren Raub unter dem Wasser mit bewundernswürdiger Sicherheit und Schnelligkeit, wie im Fluge. Ihre Nahrung besteht aus Fischen, die im süßen Wasser leben, vorzüglich aus Aalen; beim Schwimmen gehen sie meistentheils so tief unter Wasser, daß nur der Kopf heraus steht; ihr Flug ist eilig (accéléré — mit raschem Flügelschlag?) und anhaltend. Sie mausern sich alljährlich zweimal; bei der Frühlingsmauser kommt an einigen Körpertheilen ein Federschmuck zum Vorschein, der bei der Herbstmauser — und zwar zu allererst — verloren geht. Zwischen beiden Geschlechtern findet im Aeußern kein Unterschied statt.

Erste Art: Kormoran-Scharbe, Carbo cormoranus, *Meyer.*

Schnabellänge 3″ 4‴; Schwanz 14 Steuerfedern enthaltend, fächerförmig zugerundet; (die Federn am Rücken, auf den Schultern und Flügeln an den Spitzen abgerundet).

Winterkleid der Alten beiderlei Geschlechts: Schnabel dunkelaschgrau, auf dem Rücken des Oberkiefers schwarz; Augenliederrand schmutzigroth; nackter Theil des Gesichts und nackte Augengegend olivengrün; kleine Kehl- und Schnabeltasche grünlichgelb; Augenstern dunkelgrün; Füße schwarz; unter der Kehle ein breites weißes oder schmutzigweißes Band, dessen Enden sich bis unter die Augen erstrecken; Scheitel, Hals, Brust, alle übrige Unter-

theile und Steiß schwarzgrün mit Wiederschein; auf dem Halse kleine, sehr undeutliche weißliche Striche; Gefieder des Oberrückens und der Flügel braungrau oder bronzefarbig, mit schwarzgrün schillernder Einfassung; große Schwung- und Schwanzfedern schwarz *). Länge 27 bis 29" **).

Junge vom Jahre: Schnabel hellbraun; Augenstern braun; das breite Halsband weißgrau; Scheitel, Nacken und Rücken dunkelbraun, mit schwachem grünen Schiller; Vorderhals, nebst allen untern Theilen graubraun, — vorzüglich an Brust und Bauch weiß gefleckt; Oberrücken, Schulter- und Flügeldeckfedern aschgrau, mit dunkelbrauner Einfassung. Erst bei der zweiten Herbstmauser nimmt der Vogel das oben beschriebene Wintergewand an.

Hochzeitliches und Sommerkleid: Am Hinterkopf und an einem Theile des Nackens lange dunkelgrün glänzende, eine Mähne bildende Federn; das breite Band unter der Kehle rein weiß; zwischen dem Gefieder des Scheitels, des Halses (großen Theiles) und der Schenkel treten verlängerte, schmale, seidenartig weiche Federn hervor, die mit zunehmendem Alter des Vogels immer länger werden ***); sonst alles wie beim Winterkleide.

(Carbo Cormoranus, Meyers Taschenb. II. S. 576. *Temmink* Man. d'orn. p. 587; Pol. carbo, *Gm. Linn.* syst. I. p. 573. sp. 3; *Lath.* Ind. orn. II. 886. sp. 14; Schwarzer Pelekan, Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 750; dessen Taschenb. II. S. 391.)

Anatomische Bemerkung: Die Luftröhre ist beiden Geschlechtern sich gleich, knorpelartig und gegen die Stimmritze hin trichterartig erweitert. Der untere Larynx besteht aus einem einzigen Ringe, von welchem die langen, überall gleich weiten Luftröhrenäste herabhängen.

---

*) So sich darstellende Vögel dieser Art wurden sonst für Weibchen ausgegeben.

**) Dies die Temminkische Angabe, nach dem von ihm allerwärts gebrauchten alt-französischen Maaße; Meyer, Bechstein und Oken setzen nach eben demselben Maaße die Länge zu 3' 1 bis 2" an. Der Verf. hat den Vogel nie zu untersuchen Gelegenheit gehabt, kann daher nicht entscheiden, welche Angabe die richtige ist.

***) Da diese verlängerten Federfasern oft noch vor der eigentlichen Herbstmauser ausfallen, so sieht man beide Geschlechter der Kormoran-Scharbe in dem beschriebenen Sommergewande gemeiniglich nur während der Paar- und Brütezeit.

Zweite Art: Krähenscharbe, C. graculus, *Meyer.*

Schnabellänge 2″ 8‴; Schwanz 12 Steuerfedern enthaltend, sehr stufig; (die Federn auf dem Rücken, den Schultern und Flügeln lanzettförmig).

Winterkleid der Alten beiderlei Geschlechts: Schnabel grauröthlich, auf dem Rücken schwarz; nackte Augengegend und kleine Kehltasche gelbroth (letztere mit schmaler weißlicher Einfassung); Augenstern rothbraun; Füße schwarz: Kopf, befiederter Kehlentheil, Hals, Rücken und ganzer Unterkörper matt schwarzgrün; auf dem Halse viel einzelne, kaum wahrnehmbare kleine weißliche Schmitzen; Oberrücken- und Flügelfedern dunkelaschgrau, mit breiter tief schwarzer Einfassung. Länge 23 bis 24″ *).

(Dies ist: Pel. capensis, *Sparm.* Mus. Carls. fasc. III. T. 61.)

Junge vom Jahre: Augenstern braun; wenig helles Grau an der Kehle; Kopf, Hals und ganzer Unterkörper dunkelbraun, am Vorderhalse und an der Brust mit braungrauen Federrändern; Oberrücken- und Flügelfedern graubraun, mit dunkelbrauner breiter Einfassung; Steiß, After, Schwung- und Steuerfedern schwarzbraun.

(Dies ist Le petit fou de Cayenne, *Buffon* des Ois. VIII. p. 374; Pl. enl. 974.)

Hochzeit- und Sommerkleid: Am Hinterkopfe und an einem Theile des Nackens eine aus langen, dunkelgrün glänzenden Federn bestehende Holle; Kehle schwarz; auf dem Scheitel, an einem großen Theile des Halses und an den Schenkeln zwischen dem übrigen Gefieder hervortretende sehr lange, schmale, seidenweiche, rein weiße Federfasern **); sonst alles wie beim Winterkleide.

(Carbo Graculus, Meyers Taschenb. II. S. 578; *Temmink* Man. d'orn. p. 589; Pel. Grac. *Gm. Linn.* syst. I. p. 574. sp. 4; *Lath.* Ind. orn. II. p. 887. sp. 15; Pel. Africanus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 577. sp. 29. — junior; *Lath.* Ind. orn. II. p. 890. sp. 24. — junior; Krähen-Pelikan, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. p. 762; dessen Taschenb. II. S. 392.)

---

*) Nach den oben bei Art 1. angezogenen Schriftstellern 2½′ lang.

**) Das in dieser Beziehung zu Art 1. Bemerkte gilt auch für gegenwärtige Art.

Neun und siebenzigste Gattung: Fregattvogel, Fregata *).

Schnabel lang, stark, beide Kiefer in der Mitte etwas eingebogen; der Rücken des Oberschnabels von der Basis nach der Spitze hin sich verschmälernd, hier sich wölbend, von den Seitentheilen durch eine Furche geschieden, die 1" vom Ende des Schnabels, in einer gekrümmten Linie nach unten sich ziehend, hier einen Ausschnitt bildet, so daß der hier entspringende Haken ganz isolirt steht. Der vom Oberkiefer umfaßte Unterkiefer bis an die vordere Krümmung ausgeschnitten und der Ausschnitt mit einer beinahe bis an das Ende befiederten Haut ausgefüllt. Gesicht und Kehlsack nackt. Nasenlöcher ritzenförmig, ganz nahe an den Gesichtsfedern, am Grunde des Schnabels liegend Füße sehr kurz; alle vier Zehen zwar mit einer Schwimmhaut verbunden, diese aber sehr stark ausgeschnitten und zwischen der innern Seiten- und Hinterzehe kaum wahrnehmbar; Nagel der Mittelzehe der größte und scharf gerandet; Schwanz gegabelt, aus zwölf Steuerfedern bestehend; Flügel sehr lang; erste Schwungfeder die längste, die folgenden abgestuft so sich verkürzend, daß die zehnte sehr kurz erscheint; Schwungfedern der zweiten Ordnung sämmtlich sehr kurz, die der dritten Ordnung wieder viel länger, so daß sie bis zur Spitze der mittelsten (kürzesten) Steuerfedern reichen.

Die Fregattvögel schwimmen selten und tauchen nie; fliegen fast beständig und sehr weit vom festen Lande entfernt, auf offener See, oft in ungemessener Höhe, auch rasch, folgen gern den Schiffen und setzen sich zuweilen sogar auf Schiffsmasten. Sie nähren sich von auf der Oberfläche schwimmenden Fischen, die sie aus der Luft pfeil-

*) Mit wenigem Recht hat man den diese Gattung bildenden Vogel zu den Pelikanen, mit nicht viel größerem zu den Scharben gezählt, wie sich dies aus den Gattungskennzeichen ergibt; bei dieser Trennung folgt der Verf. dem Herrn Ritter Temmink (s. Man. d'ornith. p. 593. note.), nicht aber darin, ihn von der Liste der teutschen, ja selbst der europäischen Vögel zu streichen, da ein Vogel der hierher gehörigen Art im Januar 1792 auf der Weser, bei Hannöverisch-Minden geschossen wurde und also eben so gut als mancher andere von Bechstein, Meyer und Naumann als teutscher und von Temmink als europäischer beschriebene Vogel aufgenommen zu werden verdient.

schnell herabschießend, mit dem Schnabel auf- und dann in die Kehltasche einnehmen *).

Uebrigens sind die Vögel dieser Gattung überall selten, weshalb über deren Mauser und hiernach sich modificirende Bekleidung so wenig etwas zu sagen ist, als über den äußern Unterschied der Geschlechter und über den Luftröhrenbau.

Einzige bekannte Art: Schwarzer Fregattvogel, F. nigra, *Bechst.*

Schnabel und nacktes Gesicht brennend roth, Haken am Schnabel und nackter Augenkreis schwarz; Kehltasche dunkelroth; Augenstern dunkelbraun; Füße nach Versicherung eines Augenzeugen, nicht wie Herr Meyer (Taschenb. II. S. 580) will, dunkelbraun, sondern röthlichgelb; Kopf, Hals, Kropfgegend und Bauch weiß, diese Farbe etwas über die Brust, Flanken und Schenkel sich erstreckend; sonst überall dunkel schwarzbraun, wie junger Falco fusco-ater, auch die Farbe der Schwung- und Steuerfedern, wie bei diesem, mehr ins Schwarze übergehend. Länge beinahe 3′ (Weibchen.)

(Fregata nigra, Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 776; Pel. aquilus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 572. sp. 2; Edw. gleans, T. 309; Seligmanns Vögel, VIII. T. 99; Annalen der Wetter. Gesellsch. Bd. II. Hft. 2. p. 345 **); Fregattscharbe, Carbo aquilus, Meyers Taschenb II. S. 580.)

Achtzigste Gattung: Tölpel, Sula.

Schnabel stark, lang, verlängert-kegelförmig, an der Basis

---

*) Wenn von einigen Schriftstellern gesagt wird, die Fregattvögel schwimmen nie, so bedenken sie dabei nicht einmal, daß die Schwimmhaut ihnen vom Schöpfer doch wohl nicht umsonst gegeben wurde, und dann, daß sich durchaus ein anderer Weg nicht ersinnen läßt, auf dem sie die auf hoher See und so weit vom Lande entfernt, daß sie bis dahin die Beute im Schnabel nicht tragen können, mit dem Schnabel gefangenen Fische in die Kehltasche bringen sollen, als indem sie auf dem Wasser sich niederlassen.

**) Nach der am oben angezeigten Orte befindlichen, vom verewigten Leisler herrührenden, ausführlichen Beschreibung, welche mit der übereinstimmt, die mir von einem meiner Freunde, welcher den Fregattvogel auf seinen Seereisen gesehen hat, gemacht wurde, ist vom Verf. die vorstehende zusammengetragen.

sehr dick, am Vorderende zusammengedrückt, an der Spitze sanft gebogen (ohne Nagel), fast bis unter den hintern Augenrand eingeschnitten; beide Kiefer an den Rändern (schwach, sägenartig) gezähnelt. Gesicht und Kinnhaut nackt; Nasenlöcher ritzenförmig, in einer Furche nahe an der Schnabelwurzel liegend. Füße kurz, stark; die drei Vorderzehen unter sich und mit der hintern, welche einwärts gekehrt steht, durch eine ganze (unausgeschnittene, bis an die Nägel reichende) Schwimmhaut verbunden. Nagel an der Mittelzehe (auf der inwendigen Seite) kammartig gezähnelt; Flügel lang. Erste Schwungfeder die längste, oder von gleicher Länge mit der zweiten; Schwanz aus 12 Steuerfedern bestehend, kegelförmig.

Die Tölpel bewohnen felsige Meeresufer, schwimmen selten, tauchen nie. Sie fliegen anhaltend und leicht, oft so dicht über den Wellen hin, daß sie von diesen benäßt werden, sonst auch hoch in der Luft. Ihre Nahrung besteht aus Fischen, die sie, aus der Luft herabschießend, von der Oberfläche mit dem Schnabel wegschnappen. Ob sie einmal oder zweimal sich mausern, hat, wegen Mangels an öfterer Untersuchung, bis jetzt noch nicht ausgemittelt werden können. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen.

Art: Weißer Tölpel, S. alba, *Meyer.*

Alte beiderlei Geschlechtes im Alter von drei Jahren: Schnabel von der Basis an blaugrau, an der Spitze weiß; nackte Augenumgebung hell bläulich; nackte Haut in der Mundwinkelgegend und unter dem Kinn bis zur Kehle sich verbreitend, blauschwärzlich; Augenstern gelb; Fußwurzel vorn und Zehen oben hellgrün (übrigens dunkelbraun, bläulich überlaufen); Nägel weißlich; Schwimmhaut schwärzlich; Scheitel und Hinterkopf hell ockergelb; übriges Gefieder, mit Ausschluß der schwarzen großen Schwungfedern und Bastardflügel, milchweiß; Schwanz verlängert-kegelförmig. Länge 2′ 7 bis 9″.

Junge bis zum Alter von vollen drei Jahren: Gleich nach dem Ausschlüpfen sind die Jungen mit weißem, glänzenden Flaum bedeckt, der aber bald sich verliert. Während des ersten Jahres, der Schnabel, alle nackte Theile und der Augenstern braun, der ganze Oberkörper fleckenlos schwarzbraun, Unterkörper braun, mit aschgrauen Flecken; Schwanz nur abgerundet.

Im zweiten Jahre: Schnabel graubraun; Augenstern gelblich; Vordertheil der Fußwurzel und Obertheil der

Zehen braungrünlich; Nägel braun, Schwimmhaut braungrau; Kopf, Hals und Brust, braungrau mit vielen, kleinen, eng beisammenstehenden, weißen, lanzettförmigen Flecken; das Rücken-, Steiß- und Flügelgefieder eben so braungrau, mit großen, weiter aus einander stehenden, weißen Flecken; Unterkörper weißlich, mit Braungrau untermischt; Schwung- und Steuerfedern braun, letztere mit weißen Schäften; Schwanz kegelförmig. Nach vollendetem zweiten Jahre und während der nächstfolgenden Mauser erscheinen mehrere Theile schon weiß, an den übrigen aber das Gefieder braun, mit weißen Flecken.

(Alte beiderlei Geschlechts: S. alba, Meyers Taschenb. II. S. 582 *); *Temminck* Man. d'orn. p. 593 — Alte und Junge —; Pel. bassanus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 577. sp. 5; *Lath.* Ind. Orn. II. p. 891. sp. 26; Bechst. Nat. Gesch. Teutsch. IV. S. 765; Borkhausens teutsche Ornith. Hft. II. T. 2.)

(Ein- und zweijährige: S. major, *Brisson* Orn. VI. p. 497; Pel. maculatus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 579. sp. 32; Gread and spotted Boby, *Lath.* syn. VI. p. 610 u. 114.)

Ein und achtzigste Gattung: Seetaucher, Colymbus.

Schnabel mittelmäßig, stark, gerade, etwas zusammengedrückt, sehr spitzig. Nasenlöcher am Schnabelgrunde zur Seite in einer Grube liegend, länglich (überall gleichbreit), zur Hälfte durch eine Membran geschlossen, durchgehend. (Zunge lanzettförmig, am Grunde mit vielen rückwärts stehenden Stacheln besetzt). Füße fast ganz an den After zurückgestellt; (sehr zusammengedrückt); drei Vorderzehen sehr lang, (äußerste am längsten), durch eine ganze Schwimmhaut verbunden; Hinterzehe kurz, höher als die vorderen gestellt, durch eine kleine schlaffe Haut mit der innern Vorderzehe in Verbindung; Nägel platt; Flügel kurz. Erste Schwungfeder unter allen die längste. Schwanz sehr kurz, abgerundet, 20 Federn enthaltend.

Das Wasser ist das wahre Element, auf und in wel-

*) Herr Hofrath Meyer erklärt in den Annalen der Wetteraulschen Gesellsch. Bd. II. Hft. 2. S. 357. selbst, daß er sich geirrt zu haben glaubt, wenn er a. a. O. seines Taschenbuchs dem weißen Tölpel einen gabelförmigen Schwanz zugeschrieben hat.

chem die Seetaucher — die Heckzeit ausgenommen — immer leben und weben. Nicht, wie viele andere Vögel mit Schwimmfüßen, tauchen sie blos der Rettung wegen, oder von Zeit zu Zeit gleichsam zum Vergnügen, sondern sie sind fast immer unter Wasser, kommen nur je zuweilen, um Athem zu holen, und dann nur mit dem Kopfe daraus hervor und tauchen gleich wieder unter.

Sie machen ihr Geheck auf kleinen Inseln, oder auf Vorgebirgen und ihr Gelege besteht nur aus zwei Eiern. Sie nähren sich vorzüglich von Fischen, Fröschen, Laich, Wasserinsekten; auch aus vegetabilischen (Wasser-) Erzeugnissen. Ihre Wanderungen machen sie fast immer zu Wasser; denn, obgleich sie recht gut fliegen können, so thun sie es doch nur selten. Unter beiden Geschlechtern ist dem Aeußern nach kein Unterschied. Ob sie ein- oder zweimal sich mausern, weiß man noch nicht mit Gewißheit.

Erste Art: Schwarzhalsiger Seetaucher, Colymbus glacialis, *Linn.*

Oberkiefer fast ganz gerade; Unterkiefer etwas nach oben gekrümmt, in der Mitte am breitesten, unten gefurcht; Schnabellänge 4″ 1 bis 4‴ *).

Alte beiderlei Geschlechtes: Schnabel von der Wurzel an schwarz, an der Spitze aschfarbig; Augenstern braun; Füße an der Außenseite schwarzbraun, an der innern, sammt den Schwimmhäuten weißlich; Kopf, Kehle und Hals schwarz, mit grünem und bläulichem Schiller; unter der Kehle ein schmales, schwarz und weiß gestreiftes Querband; auf dem Hinterhalse ein breiter, schwarz und weiß der Länge nach gestreifter Halbring; Rücken, Flügel, Flanken und Steiß tief schwarz; auf jeder Rücken- und Schulterfeder gegen das Ende hin zwei rein weiße, viereckige Flecken; Flügeldeckfedern, Flanken und Steiß mit kleinen weißen Flecken durchsprengt; Brust, Bauch, After und Schenkel rein weiß. Länge 28 bis 31″.

(Colymb. glacial. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 588. sp. 5; *Lath.* Ind. orn. II. p. 799. sp. 1; *Temm.* Man. d'orn. p. 597. Les vieux; Col. torquatus, *Brünnichii* Ornith.

*) Herr R. Temmink bemerkt (Man. d'orn. p. 597.) hierbei, daß bei der großen Aehnlichkeit der Gefiederfarben bei den Jungen dieser und der folgenden Art — die noch dazu bei uns fast einzig vorkommen — besondere Aufmerksamkeit auf obige Artkennzeichen nöthig sei, um Verwechslung zu verhüten.

Boreal. p. 41. Nr. 134; Eistaucher, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 595; Schwarzhalsiger Seetaucher, Meyer in den Beitr. der Wetter. Gesellsch. v. 1812, Bd. I. Heft 1. S. 44. Nr. 13; Naum. Vögel Bd. III. S. 409. T. 66. F. 103.)

Junge vom Jahre: Oberschnabel aschgrau, Unterschnabel weißlich; Augenstern braun; Füße an der auswendigen Seite dunkelbraun, an der inwendigen, sammt der Schwimmhaut weißlich; Kopf, Nacken und ganzer Hinterhals aschgraubraun; Wangen aschgrau und weiß klein gefleckt; Kehle, Vorderhals und ganzer Unterkörper rein weiß; Rücken-, Flügel-, Steiß- und Flankenfedern tief dunkelbraun, mit graubläulichen Rändern und Spitzen.

(Dies ist Col. immer, *Gmel. Linn. syst.* I. p. 588. sp. 6; *Lath.* Ind. orn. II. p. 800. sp. 2; Immertaucher, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 621. der daselbst angegebenen Größe nach, als Junger hierher gehörig *).)

Ein Jahr alte, beiderlei Geschlechtes: In der Mitte des Halses ein ungefähr dreifaches dunkelbraunes, fast ganz herumgehendes Querband; Gefieder des Rückens mehr schwärzlich als dunkelbraun, weiße Flecken sich andeutend.

(Dies ist: Le grand Plongeon, *Briss.* Orn. VI. p. 106. pl. 10. F. 1.)

Zwei Jahre alte: Das Halsband mehr sich abzeichnend, und, wie der Kopf und Hals mit gemengt braunem und schwarzgrünem Gefieder sich darstellend; auf den Rücken- und Flügeldeckfedern schon viele Flecken; das Kehl- und Nackenband durch braune und weiße Längsstriche sich abzeichnend. Im Alter von drei Jahren nimmt der Vogel das oben beschriebene Gewand der Alten vollkommen an.

(*Temmink* Man. d'orn. p. 598 u. 599.)

Zweite Art: Schwarzkehliger Seetaucher, C. arcticus, *Linn.*

Oberkiefer sehr wenig gekrümmt; Unterkiefer in der Mitte und an der Basis von gleicher Breite, unten ohne Furche; Schnabellänge 3¼ bis 3½″.

Alte beiderlei Geschlechtes: Schnabel schwärz-

*) Unter dem Namen Colymbus immer sind die Jungen dieser und der folgenden Art häufig verwechselt worden, Anm. n. *Temm.* Man. d'orn. p. 599.

lich; Augenstern braun; Füße an der Außenseite braun, an der innern, wie die Schwimmhaut, weißlich; Kopf und Nacken aschgraubraun, an der Stirn am dunkelsten; Kehle und Vorderhals glänzend violettschwarz; unter der Kehle ein (unterbrochenes) schmales, von den Ohröffnungen aus über die Seiten des Halses ein breites, der Länge nach schwarz und weiß gestreiftes Band; Unterhals schwarz und weiß gestreift; Brust, Bauch, After und Schenkel ganz weiß; Rücken, Steiß und Flanken tief schwarz; an den Seiten des Oberrückens ein länglicher Flecken, dessen Federn an den Spitzen weiß sind; Schultern mit zwölf bis dreizehn rein weißen Querstrichen gezeichnet; Flügeldeckfedern schwarz, mit kleinen weißen Flecken besäet. Länge 24 bis 26".

(Colymb. arctic., *Gmel. Linn.* syst. I. p. 587. sp. 4; *Lath.* Ind. orn. II. p. 800. sp. 4; *Temmink* Man. d'orn. p. 600, les vieux; Polartaucher, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 600; Schwarzkehliger Seetaucher, Meyer in den Beitr. der Wetter. Gesellsch. 1812. Bd. I. Heft 1. S. 45. Nr. 2.)

Junge vom Jahre sind denen der vorhergehenden Art, rücksichtlich der Gefiederfarbenzeichnung, täuschend ähnlich; doch leicht zu unterscheiden, theils nach den Artkennzeichen, theils nach der Länge, indem die der gegenwärtigen Art nie über 24 bis 25, die der vorhergehenden hingegen 28 bis 29", auch wohl etwas mehr messen.

(Naumanns Vögel, T. 68. F. 103.)

Ein Jahr alte: (Schnabel aschgrau) Kopf und Nacken hellaschgrau; Kehle und Vorderhals weiß, doch stellen sich an jener, zuweilen auch an diesem, violettschwarze Federn unter den weißen eingesprengt dar; das an den Seiten des Halses herablaufende, gestreifte Band fängt an sichtbar zu werden; am Unterhalse erscheinen gleichfalls Streifen, auf dem Rücken und Steiße, auch an den Flanken einzelne, einfarbig schwarze Federn.

Zwei Jahre alte: Oberschnabel schwärzlich, doch an der Basis, wie an einem Theile des Unterkiefers, noch aschgrau; Kopf und Nacken dunkelaschgrau, mit schwarzem Anfluge an der Stirn; Kehle und Vorderhals violettschwarz, mit einigen weißen Federn untermischt; das Längsband am Seitenhalse deutlich sich abzeichnend; die Zeichnung der Federn an den Seiten des Oberrückens, der Schultern und der Flügeldeckfedern bestimmt hervortretend.

(Frisch Vögel, T. 185. A.)

Drei Jahre alte tragen in der Regel das oben zuerst beschriebene, für die folgende Lebenszeit standhafte Gewand; doch findet man zuweilen Exemplare dieses Alters,

an welchen das violettschwarze Gefieder des Halses noch mit einigen weißen Federn untermengt ist *).

Dritte Art: Rothkehliger Seetaucher, Colymb. septentrionalis, *Linn.*

Oberschnabel gerade, Unterschnabel etwas nach oben gekrümmt, die Ränder an beiden Kiefern sehr nach innen gebogen; Schnabellänge 2″ 10‴ bis 3″.

Alte: Schnabel schwarz; Augenstern orangebraun; Füße an der Außenseite schwarzgrünlich, an der inwendigen, wie die Schwimmhaut, grünlichweiß; Seitenkopf, Kehle und Seiten des Halses sammetartig aschgrau oder mäusefahl; Scheitel schwarz gefleckt; Hinterkopf, Hinter- und Unterhals mit schwarzen und weißen Längsstreifen; Kehle und Zügel lebhaft braunroth; Brust, Bauch, After und Schenkel ganz weiß; Flanken, Rücken und alle übrige obere Theile schwarzbraun, bei sehr Alten fleckenlos, bei drei- oder vierjährigen, mit sehr kleinen, undeutlichen, weißlichen Flecken. Länge 19 bis 25″.

(Colymb. septentrionalis, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 586. sp. 3; *Lath.* Ind. orn. II p. 801. sp. 5; *Temmink* Man. d'orn. p. 602 — Alte und Junge; Colymb. lumme, *Brünnich.* Orn. Borealis p. 39. Nr. 132; Rothkehliger Taucher, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 609; Rothkehliger Seetaucher — Col. rufigularis, Meyers Taschenb. II. S. 453; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 413. T 67. F. 104.)

Junge vom Jahre: Bei eintretender Flugbarkeit der ganze Oberkörper ziemlich gleichfarbig schwarzbraun; der Unterkörper weißlich; nach der ersten Mauser, Schnabel an der Spitze und an den Seiten weißgrau, auf dem Rücken dunkel aschfarbig; Augenstern braun; Füße an der Außenseite braun, an der innern, wie ein Theil der Schwimmhaut, weißgrau; Zügel, ganzer Seitenhals, Kehle und übriger Unterkörper ganz weiß; Scheitel und Nacken schwarzgrau, mit weißer, schmaler Federeinfassung; Rücken, Schultern und Steiß schwarzbraun, am Rande der Feder-

---

*) Colymbus ignotus (Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. 1ste Ausgabe, II. S. 782. Nr. 4.), oder Colymb. leucopus (Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. 2te Ausgabe, IV. S. 625. Nr. 6. und ornith. Taschenb. II. S. 364. Nr. 6.) ist keine besondere Art, sondern ein jüngerer Colymb. arcticus.

Anm. n. *Temm.* Man. d'orn. p. 602. Rem.

fahnen häufig weiß gesprenkelt; Flügeldeckfedern gegen das Ende weiß eingefaßt.

(Dies ist Colymb. stellatus, *Gmel. Linn.* syst. p. 587. sp. 17; *Lath.* Ind. orn. II. p. 801. sp. 5; Gesprenkelter Taucher, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 613.)

Ein Jahr alte: Kehle und Seitenhals aschgrau (mäusefahl), wie bei den Alten, auch der Nacken wie bei jenen gestreift; ganzer Vorderhals in diesem Alter oft mit weißen Federn bedeckt und unter diesen hin und wieder braunrothe eingesprengt; die bei den Jungen vom Jahre bemerkten weißen Sprenkelflecken werden undeutlicher, kleiner und gehen oft ins Gelbliche über.

Bei zweijährigen erscheint der ganze Vorderhals braunroth, aber oft noch mit einigen weißen Federn durchsprengt. Mit zunehmendem Alter verschwinden die weißen oder gelblichen Flecken auf den obern Theilen immer mehr.

(In einem oder dem andern Falle ist dies Colymb. striatus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 586. sp. 16; *Lath.* Ind. orn. II. p. 802. sp. 7; Colymb. Borealis, *Brünnich.* Orn. Boreal. p. 39. Nr. 131; *Lath.* Ind. orn. II. 801. sp. 6.)

Zwei und achtzigste Gattung: Lumme, Uria.

Schnabel mittelmäßig, stark, gerade, spitzig, zusammengedrückt; Oberkiefer an der Spitze sanft gekrümmt; Unterkiefer vorn einen mehr oder weniger stumpfen Winkel bildend. Nasenlöcher zur Seite am Schnabelgrunde in einer Grube länglich eingeschnitten; zur Hälfte durch eine breite, mit Federchen besetzte Membran geschlossen; durchgehend. Füße kurz, nahe am After stehend; Fußwurzel dünn (nicht zusammengedrückt). Drei Vorderzehen durch eine ganze Schwimmhaut verbunden; Hinterzehe fehlend; Nägel gekrümmt. Flügel kurz; erste Schwungfeder die längste.

Die Lummen verlassen ihre eigentliche Heimath, die unwirthlichen Küsten der Polargegenden, nur gezwungen dann, wenn die Strenge des Winters jede vorher offene Stelle des Meeres mit Eis verschließt; besuchen dann, den Meeresküsten — meist schwimmend — folgend, die kalten Länder Europa's; verirren sich zuweilen auch auf teutsche Flüsse. Wie viele ihrer Ordnungsverwandten tauchen sie leicht und lange; wie einige schwimmen sie mit Beihülfe der Flügel auch unter Wasser, und zwar mit einer Behendigkeit, die es ihnen möglich macht, die in diesem Elemente so leicht beweglichen Fische und Insekten, welche ihnen zur Nahrung dienen, zu ereilen und zu fangen. Sie fliegen wenig, nur

kurze Strecken und so tief über dem Wasser hin, daß sie dasselbe mit den Flügeln fast bei jedem Flügelschlage berühren. Nur bei zufälligen Veranlassungen und während der Heckzeit sieht man sie auf dem Trocknen. Ihr Nest stellen sie sehr hoch, auf unzugängliche Klippen und Felsen; um zu den Nestern zu gelangen, hüpfen und flattern sie von einer Felsspitze zur andern. Ein sehr bemerklicher, äußerlicher Unterschied findet unter beiden Geschlechtern nicht statt. Herr R. Temmink muthmaßet, daß sie zweimal im Jahre sich mausern mögen, enthält sich jedoch, wie billig, bei nicht vollkommner Gewißheit eines bestimmten Abspruches hierüber.

Erste Art: Troillumme, Uria troile, *Lath.*

Flügel, bis auf die weißendigenden kleinern Schwungfedern, einfarbig; Füße dunkelfarbig.

Alte: Schnabel grünlichschwarz; Rachen gelb; Augensstern braun; Füße schwarzgelblich, Schwimmhaut schwarz; Kopf, ein Theil des Vorderhalses und der ganze Hinterhals sammetartig braungrau; Rücken, Steiß, Flügel und Schwanz schwarzbraun oder schwarzgrau; der andere Theil des Vorderhalses, Brust, alle übrige untere Theile und die Enden der hintern Schwungfedern rein weiß. Länge des Männchens 14½ bis 15″, des Weibchens 14″.

(Uria troile, *Lath.* Ind. orn. II. p. 796. sp. 1; *Temminck* Man. d'orn. p. 606. — Alte und Junge; Colymb. troile, *Gmel. Linn.* syst. I. 585. sp. 2; Uria lomvia et troile, *Brünnich.* Orn. Boreal. p. 27. Nr. 108; Dumme Lumme, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 574; Troillumme, Meyers Taschenb. II. S 445.)

Junge: Füße und Basis des Schnabels braungelblich; Augenstern schwarzbraun; Oberkopf, Zügel, Nacken und ganzer Oberkörper schwarzbraun, oder schwarzbraun mit — in der frühesten Jugend stärkerem, weiterhin immer mehr sich verlierenden — aschgrauem Ueberfluge; die gedachte Farbe verbreitet sich etwas über den untern Theil des Vorderhalses und geht vorn, durch Wellenlinien in Vereinigung tretend, in Hellgrau über — auch wieder in der frühern Jugend am meisten —; ein schwärzlicher Längsstreif zieht sich unter den Augen hin und an dem Seitenhalse herab; die Gegend hinter dem Auge und über dem erwähnten Streife bis zum Genicke, die Brust und der ganze Unterkörper, auch die kleinern Schwungfedern an den Enden erscheinen weiß.

(Dies ist dann: Uria suarbag et ringula, *Brünnich.* Orn. Borealis, p. 27. Nr. 110 u. 111; Colymb. minor, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 585. sp. 14; Weißliche

Lumme, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 593; Weißliches Taucherhuhn, dessen Taschenb. II. S. 358. Nr. 3; Naum. Vögel, Bd. III. S. 397. T. 64. F. 99. ein Jahr alter Vogel; Wolf und Meyers Vögel Teutschl. Heft 13. Junger Vogel vom Jahre.)

Zweite Art: Grylllumme, U. grylle, *Lath.*

Ein großer weißer Flecken (Spiegel) auf der Mitte der Flügel; Füße roth.

Alte: Schnabel (und Nägel an den Zehen) schwarz; Augenstern braun; Rachen und Füße zinnoberroth; ganzer Körper schwarz, bis auf die großen und mittleren Flügeldeckfedern, welche einen großen weißen Flecken oder Spiegel auf den Flügeln bilden. Länge des Männchens $12\frac{1}{2}$ bis 13". Das Weibchen ist etwas kleiner — 12 bis $12\frac{1}{2}$" lang, auch an ihm die schwarze Gefiederfarbe weniger tief.

(Uria grylle, *Lath.* Ind. orn. II. p. 797. sp. 2; *Temmink* Man. d'orn. p. 608. — Alte und Junge; Meyers Taschenb. II. S. 446; Wolfs und Meyers Vögel Teutschl. Heft 13. T. 3. u. 4; Colymb. grylle, *Gm. Linn.* syst. I. p. 584. sp. 1; Le petit Guillemot noir, *Buffon* des Ois., IX. p. 354 *); schwarze Lumme, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 586; Naum. Vögel, Bd. III. S. 399. T. 44. F. 100. — Sehr altes Männchen.)

Junge vom Jahre: Rachen und Füße bleichroth; Augenstern schwarzbraun; Kehle, Vorderbrust und übriger Unterkörper rein weiß; Scheitel, Nacken, Unterhals und Seiten der Brust schwärzlich, mit grauen und weißen Flecken; Rücken und Steiß matt schwarz, einige Schulter- und Steißfedern am Endrande weißgrau; Flügel schwarz, Spiegel weiß, mit aschgrauen oder schwärzlichen Flecken.

Ein Jahr alte: (Rachen und Füße etwas höher roth); am Kopfe und Halse das Schwarze vorherrschend; der größere Theil der Vorderbrust und des Bauches noch weiß; Flügelspiegel weiß; die weißgrauen Ränder an den Schulterfedern nun auch schwarz.

Zwei und drei Jahre alte: (Rachen und Füße nach Maaßgabe des Alters, immer höher roth); der ganze Vogel weniger oder mehr tief schwarz, am Unterkörper mehr

*) Pl. enl. Nr. 917 (Petit Guillemot femelle) gehört nicht hierher, sondern als junger Vogel vom Jahre zur dritten Art.

oder weniger weiße Federn untermengt; Spiegel ganz rein weiß.

(In einem oder dem andern Gewande ist dies: Uria minor striata, *Briss.* Orn. VI. p. 78. Nr. 4; Uria Baltica et Grylloides, *Brünnich.* Orn. Boreal. p. 28. Nr. 114, 115 u. 116; Spotted Greenland dove, Edw. Glean. T. 50; Spotted Gnillemot, *Lath.* syn. VI. p. 334. var.; Frisch Vögel, Suppl. B. T. 185 b) *).)

Dritte Art: Zwerglumme, kleine Lumme, Uria alle, *Temminck* **).

Schnabel sehr klein, halb so lang als der Kopf, sehr wenig gekrümmt.

Alte beiderlei Geschlechts: Schnabel schwarz; Augenstern schwarzbraun; Füße braunröthlich, Schwimmhaut schwärzlich. Scheitel, Wangen, Kehle, Oberhals, Nacken und alle übrige obere Theile tief schwarz; große Schwungfedern schwarzbraun, kleinere schwarz mit weißen Extremitäten; Kropfgegend, Brust und übriger Unterkörper rein weiß. Länge $8\frac{1}{2}$" bis 9".

(Uria alle, *Temm.* Man. d'orn. p. 611. — Alte und Junge. Uria minor, *Briss.* orn. VI. p. 73. Nr. 2; Alca alle, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 554. sp. 5; *Lath.* Ind. orn. II. p. 795. sp. 10; Small Black and white deiver. Edw. Glean. T. 91. Grundfigur alter Vogel, vordere einjähriger.)

Junge vom Jahre: Füße und Zehen braungelblich; Schwimmhaut braungrünlich; Scheitel, Augengegend, Nacken,

---

*) Nach *Temminck* Man. d'orn. p. 610, Rem. soll die Beschreibung der angeblichen Art, Cepphus lacteolus, von *Pallas* (Spicil. V. p. 33.) nach einem an den Holländischen Küsten todt gefundenen Exemplare aufgenommen und daraus von *Latham* (Ind. orn. II. p. 798. sp. 3.) seine Uria lacteola und von *Gmelin* (Syst. *Linn.* I. p. 583. sp. 13.) seine Colymbus lacteolus gemacht, jenes gefundene Exemplar aber ein junger Vogel obiger Art seyn, der — was sich an den Meeresküsten oft ereignen soll — höchst wahrscheinlich von den Wellen an das Ufer geschleudert und hier auf dem Sande, durch Einwirkungen der Luft und des Lichtes, dessen Gefieder gänzlich entfärbt und gebleicht wurde. Sonach müßte Uria lacteola aus den Systemen gestrichen werden.

**) *Brisson* setzte obige Art unter der Benennung Uria minor in die Gattung Uria; in späteren Eintheilungen stellte man selbige unter die Gattung Alca. Da aber der hierher gehörige Vogel alles Charakteristische der Gattung Uria hat, so versetzte ihn Herr R. Temminck wieder in die Gattung Uria. S. *Temminck* Man. d'orn. p. 611. Note.

Seiten der Brust und alle obere Theile — ausgenommen die Extremitäten der kleineren Schwungfedern und drei oder vier längliche Streifen auf den großen dem Körper zunächst stehenden Deckfedern, welche genannte Stellen rein weiß erscheinen — tief schwarz; Kehle, Vorderhals, Seitenhals zum Theil, und alle übrige untere Theile weiß; weiß, mit einigen feinen schwärzlichen Strichen durchzogen, erscheinen auch die Wangen, ein weniger deutlicher, schmaler, weißer Streif zieht sich nach dem Hinterkopf.

(Dies ist Alca alle, *Brünnich.* Orn. Borealis, p. 26. Nr. 106; Le petit Guillemot, femelle, *Buffon* des Ois. Pl. enl. 917 *); Little Auk, *Lath.* syn. V. p. 327; *Pennant* Arct. Zool. II. p. 512. Nr. 429; *Penn.* Brit. Zool. p. 137. T. H. 4. F. 1; Kleiner Alk, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 732; Meyers Taschenb. II. S. 443; Naum. Vögel B. III S. 407. T. 65. F. 102.)

Weitere Altersabänderungen: Mehr oder weniger schwarze Flecken an der Kehle und an der Gurgel; ohne weiße Längsstreifen auf den großen Flügeldeckfedern, oder diese Streifen nur undeutlich; höchst selten das ganze Gefieder weiß — in diesem Falle ist es Alca candida, *Brünn.* Orn. Borealis, p. 26. Nr. 107.

Drei und achtzigste Gattung: Mormon **), Mormon, *Temmink* (Franz. Macareux).

Schnabel kürzer als der Kopf, mehr breit als lang, sehr zusammengedrückt; beide Kiefer gekrümmt, in die Quere gefurcht, gegen die Spitze hin ausgeschnitten, über die von der Hirnschale aus wagerecht gezogene Linie mit dem Vordertheile erhoben. Nasenlöcher linienförmig, nackt, fast ganz durch eine nackte Haut verschlossen, tief gegen den Oberkieferrand hin zur Seite liegend. Füße kurz, nahe am After stehend, drei Zehen nach vorn gerichtet, alle durch eine ganze Schwimmhaut verbunden; Hinterzehe fehlend; Nägel stark gekrümmt. Flügel kurz; erste Schwungfeder so lang oder wenig länger als die zweite.

---

*) S. Anm. zu den Synonymen, welche bei den Alten der vorhergehenden Art angeführt sind.

**) Der Verfasser behält den von Herrn R. Temmink dieser neuen Gattung beigelegten lateinischen Namen bei, um nicht durch Gebrauch eines sonst als synonym mit Alk angewendeten, Auk nämlich, Irrung zu veranlassen.

Diese eigentlich dem arktischen Kreise angehörigen Vögel haben in ihrem Habitus mit den Lummen und Alken Vieles gemein, unterscheiden sich jedoch in andern Stücken — nach Herrn R. Temminks Meinung — von jenem charakteristisch genug, um eine eigene Gattung zu bilden.

Sie leben fast immer auf dem Meere, kommen außer der Heckzeit nur zufällig aufs Trockene, im Winter oder Frühlinge nur selten an die teutschen Küsten und von da in die angrenzenden Flüsse, z. B. in die Elbe. Ihre Nahrung besteht aus kleinen Fischen, kleinen Krebsen und Seegras.

Art: Graukehliger Mormon, Mormon fratercula, *Temmink.*

Alte beiderlei Geschlechtes: Schnabel von der Wurzel an blaugrau; in der Mitte gelblich, am Vordertheile lebhaft roth; am Oberkiefer drei Querfurchen, am Unterkiefer deren zwei; Augenstern weißlich; nackter Augenrand (karmesin-) roth; Füße orangeroth (am obern Augenrande eine dreieckige schwielige Hervorragung); Scheitel, ganzer Oberkörper, nebst einem breiten Halsbande, tief schwarz, mit Glanz; Wangen, ein breites Band über den Augen und Kehle sehr hellgrau; Brust, Bauch und übriger Unterkörper rein weiß; große Schwungfedern schwarzbraun. Länge 10 bis 11″.

Junge vom Jahre: Schnabel viel kleiner, an den Seiten glatt, ohne Furchen, braungelb; Füße matt roth; Zügel schwarzgrau; Wangen und Kehle dunkler grau als bei den Alten; das breite Halsband vorn mit in Schwarzgrau sich ziehend. Dies ist dann Alca deleata, *Brünnich.* Orn. Borealis, p. 25. Nr. 104.

(Mormon fratercula, *Temmink* Man. d'orn. p. 614. — Alte und Junge; Alca arctica, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 549. sp. 4; *Lath.* Ind. orn. II. p. 792. sp. 3, *Brünnich.* Orn. Borealis, p. 25. Nr. 103; Alca Labradora, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 550. sp. 6; *Lath.* Ind. orn. II. p. 793. sp. 4; Arktischer Alk, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 723; Graukehliger Alk, Alca canogularis, Meyers Taschenb. II. S. 242; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 404. T. 65. F. 101.)

Vier und achtzigste Gattung: Alk, Alca.

Schnabel gerade, zusammengedrückt, stark; beide Kiefer bis zur Hälfte ihrer Länge befiedert, am Vordertheile in die Quere gefurcht; Oberkiefer sehr gegen die Spitze gekrümmt;

Unterschnabel vorn einen hervorspringenden stumpfen Winkel bildend. Nasenlöcher zur Seite, in der Mitte des Schnabels tief unten liegend; fast ganz durch eine befiederte Membran verschlossen. Füße kurz, nahe am After stehend, mit drei nach vorn gerichteten, durch eine ganze Schwimmhaut verbundenen Zehen; Nägel wenig gekrümmt. Flügel kurz; erste Schwungfeder so lang oder wenig länger als die zweite. Der Habitus der Alke ist derselbe wie bei den zwei vorhergehenden Gattungen; wie jene sind sie Bewohner des im arktischen Kreise verbreiteten Meeres, halten sich jedoch meist in der Nähe der Küsten auf. Sieht man sie außer der Heckzeit — zu welcher sie sich in zahlreichen Flügen auf den das Gestade begrenzenden Felsen versammeln, wo die Weibchen, gesellig mit ihres Gleichen, das Brut- und Erziehungsgeschäft besorgen — auf dem Trocknen; so ist dies durch zufällige Veranlassung bewirkt worden, so wie auch nur der Zufall höchst selten einen Vogel der hierher gehörigen Art an die teutschen Küsten und auf die in den Ocean ausströmenden Flüsse gerathen läßt. Die Nahrung besteht aus Fischen, vorzüglich aus jungen Heringen, auch aus Seeinsekten und Schalthieren; das Gelege aus einem, höchstens zwei Eiern.

Art: Tordalk, Alca torda, *Linn*

Flügel bis an den Steiß reichend; Schwanz kegelförmig.

Altes Männchen: Schnabel schwarz, mit drei oder vier Querfurchen, deren zweite oder dritte weißfarbige ein Band bildet; Augenstern lebhaft braun; Füße schwarzgrau; Scheitel, Nacken, Seitenhals, nebst ganzem übrigen Oberkörper tief schwarz; Wangen, Kehle und oberer Theil des Vorderhalses tief schwarz, mit röthlichem Anfluge; ein weißer Strich zieht sich von der Mitte des Schnabels bis an die Augen; große Schwungfedern schwarzbraun, hintere am Ende weiß gekantet; Brust und alle untere Theile rein weiß. Länge $14\frac{1}{4}$ bis $14\frac{1}{2}$" — nach Meyer 16 bis 17".

Altes Weibchen: Kein weißer Strich von der Mitte des Schnabels bis an die Augen; Gegend hinter den Augen, wie der ganze Vorder- und Seitenhals rein weiß; sonst alles wie beim Männchen (nur das Schwarze weniger tief).

(Alca torda, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 558. sp. 1; *Lath.* Ind. orn. II. p. 795. sp. 5; *Temminck* Man. d'orn. p. 616. — Alte und Junge; *Brunnich.* Orn. Boreal. p. 25. Nr. 100; Alca baltica, id. l. c. p. 25. Nr. 101, Tordalk, Bechst. Nat. Gesch. Teutschl. IV. S. 711; Meyers Taschenb. II. S. 439; Razorbil Auk,

Lath. syn. V. p. 319; *Penn.* Arctos Zool. II. p. 509. Nr. 425; Edw. Glean. T. 358. F. 2.)

Junge gleichen in Betreff der Gefiederfarben dem alten Weibchen sehr, unterscheiden sich aber auffallend durch weniger breiten Schnabel, welchem auch die weiße Querfurche fehlt.

Junge Männchen unterscheiden sich nach der ersten Mauser von dem jungen Weibchen durch ein sehr schmales und wenig hervorstechendes Band, das sich wie beim alten Männchen von der Schnabelmitte bis an die Augen erstreckt.

Junge vom Jahre beiderlei Geschlechtes: Schnabel klein, sehr wenig erhoben, ungefurcht und am Ende fast gar nicht gekrümmt; Augenstern schwärzlich; Scheitel, Nacken und ganzer Oberkörper schwarzgrau; alle untere Theile rein weiß; weiß erscheint auch der Seitenhals; diese Farbe zieht sich von da in die Gegend des Hinterkopfes und bildet hier einen Winkel; unter und hinter den Augen ein großer schwarzbrauner Flecken, welcher sich gegen die Ohröffnungen hinzieht, zuletzt aber, fast ganz verloschen, kaum noch bemerkbar ist.

(Dies ist Alca pica, *Gmel, Linn.* syst. I. p. 551. sp. 2; Alca minor, *Brisson* Orn. VI. p. 92. T. 8. F. 2. — junges Männchen; Alca nasicata, *Brünn.* Orn. Boreal. p. 23. Nr. 102. Blackbilled Auk, *Lath.* syn. VI. p. 320; *Penn.* Arct. Zool. II. p. 510. Nr. 426; *Penn.* Brit. Zool. p. 137. T. II. 1. — junges Männchen nach der ersten Mauser.)

§. 77.

Die vom verewigten königl. preuß. Geh. Rathe, F. A. L. v. Burgsdorf entworfene, von dem ehrwürdigen Herrn Kammerrath J. M. Bechstein, bei dem Vortrage der Naturgeschichte der bei uns vorkommenden Wildarten und der zur Jagd anwendbaren Thiere in dem von Herrn Bechstein herausgegebenen Handbuche der Jagdwissenschaft zum Grunde gelegte Eintheilung ist zwar — so wenig als irgend eine, vielleicht auch weniger noch als manche andere — mangelfrei; dessen ungeachtet wird sie für den Weidmann immer ihren Werth behalten. Dieserhalb und weil im

Verfolg des gegenwärtigen Werkes, wenn dasselbe nicht total umgearbeitet werden soll, öfters auf diese Eintheilung hingewiesen werden muß, folgt sie hier, jedoch mit Weglassung der Gattungscharaktere und Artkennzeichen.

Erste Klasse.

Erste Stufe.

Teutsche wilde eßbare Säugthiere.

(Sie sind pfleglich zu behandeln und zu jagen, da außer den Häuten und Bälgen auch das Wildbret und andere Theile benutzt werden.)

Erste Abtheilung. Wiederkäuende Thiere, Pecora.

Erste Gattung: Hirsch, Cervus.

Art 1. Edelwild (Rothwild), C. elaphus, *Linn.* Art 2. Damwild, C. dama, *L.* Art 3. Elenwild, C. alces, *L.* Art 4. Rehwild, C. capreolus, L.

Zweite Gattung: Antilope, Antilope.

Art 1. Gems, A. rupicapra, *L.*

Dritte Gattung: Ziege, Capra.

Art 1. Steinbock, C. ibex, *L.*

Zweite Abtheilung. Thiere mit dem Pferdegebiß, Belluae.

Vierte Gattung: Schwein, Sus.

Art 1. Wilde Saue (Schwarzwild), Sus scrofa, aper, *Linn.*

Dritte Abtheilung. Nagethiere, Glires.

Fünfte Gattung: Hase, Lepus.

Art 1. Feldhase (gemeiner Hase), Lepus timidus, *L.* Art 2. Veränderlicher Hase, L. variabilis. Art 3. Wildes Kaninchen, L. cuniculus ferus.

Zweite Stufe.

Teutsche uneßbare (oder zum Theil doch nicht allgemein als eßbar anerkannte) wilde Säugthiere.

(Deren Häute nur oder vorzüglich benutzt werden und die ihrer Schädlichkeit wegen zu vermindern sind.)

Erste Abtheilung. Raubthiere, Ferae.

Sechste Gattung: Hund, Canis.

Art 1. Wolf, C. lupus, *L.* Art 2. Fuchs, C. fulpes, *L.*

Siebente Gattung: Katze, Felis.

Art 1. Luchs, F. lynx, *L.* Art 2. Wilde Katze, F. catus, ferus, *L.*

Achte Gattung: Otter, Lutra (Latax).

Art 1. Flußotter, L. vulgaris. Art 2. Sumpfotter, L. minor.

Neunte Gattung: Wiesel, Mustella.

Art 1. Steinmarder, M. foina, *L.* Art 2. Baummarder, M. martes, *L.* Art 3. Iltiß, M. putorius, *L.* Art 4. Großes Wiesel, M. erminea, *L.* Art 5. Kleines Wiesel, M. vulgaris, *L.*

Zehnte Gattung: Bär, Ursus.

Art 1. Schwarzer Landbär, U. niger arctos, *Oken.* Art 2. Dachs, U. Meles, *Linn.*

Zweite Abtheilung. Nagethiere, Glires.

Eilfte Gattung: Biber, Castor.

Art 1. Gemeiner Biber, C. fiber, *L.*

Zwölfte Gattung: Maus, Mus.

Art 1. Hamster, M. cricetus, *Linn.*

Dreizehnte Gattung: Eichhorn, Sciurus.

Art 1. Gemeines Eichhorn, S. vulgaris, *L.* Art 2. Das nördlich-europäische ꝛc. fliegende Eichhorn, S. volans, *L.*

Dritte Stufe.

Zahme oder gezähmte Säugthiere, welche bei Ausübung der Jagd gebraucht werden.

Erste Abtheilung. Raubthiere, Ferae.

Aus der sechsten Gattung: Hund, Canis.

Dritte Art: Geselliger Hund, C. familiaris.

Aus der neunten Gattung: Wiesel, Mustela.

Art 4. Kaninchenwiesel, Frett. M. furo, *Linn.*

Zweite Abtheilung. Thiere mit dem Pferdegebiß, Belluae.

Vierzehnte Gattung: Pferd, Equus.

Art 1. Hauspferd, E. caballus, *L.*

Zweite Klasse. Vögel.

Erste Stufe.

Teutsche eßbare wilde Vögel.

(Deren Wildbret als gesunde und wohlschmeckende Speise geschätzt, und deren Gefieder benutzt wird, welche daher pfleglich zu jagen sind.)

Erste Abtheilung. Hühnerartige Vögel, Gallinae.

Erste Gattung: Waldhuhn, Tetrao.

Art 1. Auerhuhn (Auergeflügel), T. urogallus, *L.* Art 2. Birkhuhn, (Birkgeflügel), T. tetrix, *L.* Art 3. Haselhuhn (Haselgeflügel), T. bonasia, *L.* Art 4. Schneehuhn, T. lagopus, *L.*

Zweite Gattung: Feldhuhn, Perdix.

Art 1. Rebhuhn, P. cinerea, *Latham.* Art 2. Wachtel, P. coturnix, *L.*

Dritte Gattung: Fasan, Phasianus.

Art 1. Gemeiner Fasan, P. colchicus, *L.*

Vierte Gattung: Trappe, Otis.

Art 1. Großer Trappe, O. tarda, *L.* Art 2. Dickfniciger Trappe, O. oedicnemus, *Latham.*

Zweite Abtheilung. Sumpfvögel, Grallae.

Fünfte Gattung: Kranich, Grus.

Art 1. Gemeiner Kranich, G. communis.

Sechste Gattung: Reiher, Ardea.

Art 1. Gemeiner Reiher, A. major, *L.*

Siebente Gattung: Brachvogel, Numenius.

Art 1. Großer Brachvogel, N. arquata, *Latham.* Art 2. Mittler Brachvogel, N. phaeopus, *Latham.*

Achte Gattung: Schnepfe, Scolopax.

Art 1. Waldschnepfe, S. rusticola, *L.* Art 2. Mittelschnepfe, S. major, *L.* (S. media, *Frisch.*) Art 3. Heerschnepfe, S. gallinago, *L.* Art 4. Haasschnepfe, S. gallinula, *L.*

Neunte Gattung: Strandläufer, Tringa.

Art 1. Streitvogel, T. pugnax, *L.* Art 2. Kiebitz, T. vanellus, *L.* Art 3. Punktirter Strandläufer, T. ochropus, *L.* Art 4. Gemeiner Strandläufer (Sandläufer), T. hypoleucos, *Linn.*

Zehnte Gattung: Meerhuhn, Gallinula.

Art 1. Grünfüßiges Meerhuhn (Wasserhühnchen), G. chloropus, *Lath.* Art 2. Wachtelkönig, G. crex, *Lath.*

Eilfte Gattung: Wasserhuhn, Fulica.

Art 1. Gemeines Wasserhuhn, F. atra, *L.*

Zwölfte Gattung: Regenpfeifer, Charadrius.

Art 1. Goldregenpfeifer, C. pluvialis, *L.* Art 2. Strandpfeifer, C. hiaticula, *L.*

Dritte Abtheilung. Schwimmvögel, Anseres.

Dreizehnte Gattung: Ente, Anas.

Art 1. Stummer Schwan, A. olor, *L.* Art 2. Wilde Gans, A. anser ferus, *L.* Art 3. Wilde Ente (Märzente), A. boschas, *L.* Art 4. Quakente (Ka-

belente), A. clangula, *L.* Art 5. Pfeifente, A. penelope, *L.* Art 6. Tafelente, A. ferina, *L.* Art 7. Knäkente, A. querquedula, *L.* Art 8. Krikente, A. crecca, *L.* Art. 9. Löffelente, A. clypeata, *L.*

Vierte Abtheilung. Singvögel, Passeres.

Vierzehnte Gattung: Taube, Columba.

Art 1. Ringeltaube, C. palumbus, *L.* Art 2. Holztaube, C. oenas, *L.* Art 3. Turteltaube, C. turtur, *L.*

Funfzehnte Gattung: Lerche, Alauda.

Art 1. Feldlerche, A. arvensis, *L.* Art 2. Wald- oder Heidelerche, A. arborea, *L.* Art 3. Haubenlerche, A. cristata, *L.* (A. galerita). Art 4. Pieplerche, A. trivialis et minor, *G. L.* Art 5. Wiesenlerche, A. pratensis, *G. L.*

Sechzehnte Gattung: Staar, Sturnus.

Art 1. Sturnus vulgaris, *L.* der gemeine Staar.

Siebzehnte Gattung: Drossel (Krammetsvogel, Turdus.

Art 1. Misteldrossel (Schnärre), T. viscivorus, *L.* Art 2. Wachholderdrossel (Ziemer), T. pilaris, *L.* Art 3. Ringdrossel (Schildamsel), T. torquatus, *L.* Art 4. Singdrossel (Pfeifdrossel, Zippe), T. musicus, *L.* Art 5. Rothdrossel (Weindrossel), T. Iliacus, *L.* Art 6. Schwarzdrossel (gemeine Amsel), T. merula, *L.*

Achtzehnte Gattung: Seidenschwanz, Ampelis.

Art 1. Gemeiner Seidenschwanz, A. garrulus, *L.*

Neunzehnte Gattung: Kernbeißer, Loxia.

Art 1. Gemeiner Kernbeißer, L. coccothraustes, *Linn.* Art 2. Kreuzschnabel, L. curvirostra, *L.* Art 3. Gimpel (Dompfaff, Blutfink), L. pyrrhulla, *L.* Art 4. Grünling (Zwuntsch), L. chloris, *L.*

Zwanzigste Gattung: Ammer, Emberizza.

Art 1. Gartenammer, E. hortulana, *L.* Art 2. Goldammer (Grünschling), E. citrinella. Art 3. Gerstenammer (gemeiner Ammer), E. miliaria, *L.* Art 4. Rohrammer (Rohrsperling), E. Schoeniclus, *L.*

Ein und zwanzigste Gattung: Fink, Fringilla.

Art 1. Gemeiner Fink (Buchfink), F. coelebs, *L.* Art 2. Bergfink (Rothfink), F. montifringilla, *L.* Art 3. Distelfink (Stieglitz), F. carduelis, *L.* Art 4. Zeisig, F. spinus, *L.* Art 5. Hänfling, F. cannabina, *L.* Art 6. Flachsfink, F. Linaria. Art 7. Haussperling (Spatz), F. domestica, *L.* Art. 8. Feldsperling, F. montana, *L.*

Zwei und zwanzigste Gattung: Bachstelze, Motacilla.

Art 1. Weiße Bachstelze, M. alba, *L.* Art 2. Graue Bachstelze, M. boarula, *L.* Art 3. Gelbe Bathstelze, M. flava, *L.*

Drei und zwanzigste Gattung: Sänger, Sylvia.

Art 1. Nachtigall, S. luscinia, *Lath.* Art 2. Schwarzköpfige Grasmücke, L. atricapilla, *Lath.* Art 3. Graue Grasmücke, S. hortensis, *Lath.* Art 4. Braungefleckte Grasmücke, S. modula-

ris, *Lath.* Art 5. Gemeines Rothschwänzchen, S. phoenicurus, *Lath.* Art 6. Rothkehlchen, S. rubecula, *Lath.* Art 7. Zaunkönig, S. troglodytes, *Lath.* Art 8. Goldhähnchen, S. regulus, *Lath.* Art 9. Fitis, S. fitis. Art 10. Weidenzeisig, S. trochylus, *Lath.* (Motacilla rufa, *Linn.*) Art 11. Großer Steinschmätzer (Steinklatsche), S. oenanthe.

Vier und zwanzigste Gattung: Meise, Parus.

Art 1. Kohlmeise (Pickmeise), P. major, *L.* Art 2. Schwarzmeise, Tannenmeise, P. ater, *L.* Art 3. Blaumeise (Pimpelmeise), P. coeruleus, *L.* Art 4. Haubenmeise, P. cristatus, *L.* Art 5. Sumpfmeise, P. palustris, *L.* Art 6. Schwanzmeise (Teufelsbolzen), P. caudatus, *L.*

Fünf und zwanzigste Gattung: Nachtschwalbe, Caprimulgus.

Art 1. Europäische Nachtschwalbe, C. europaeus.

Fünfte Abtheilung. Waldvögel, Picae.

Sechs und zwanzigste Gattung: Racke, Coracias.

Art 1. Gemeiner Racke, Mandelkrähe, C. garrula, *L.*

Sieben und zwanzigste Gattung: Pirol, Oriolus.

Art 1. Gemeiner Pirol (Pfingstvogel), O. galbula, *L.*

Acht und zwanzigste Gattung: Kukuk, Cuculus.

Art 1. Gemeiner Kukuk, C. canorus. *L.*

Neun und zwanzigste Gattung: Wendehals, Yunx.

Art 1. Wendehals, Y. torquilla, *L.*

Dreißigste Gattung: Spechtmeise, Sitta.

Art 1. Gemeiner Kleiber (Spechtmeise), S. europaea, *L.*

Ein und dreißigste Gattung: Baumläufer, Certhia.

Art 1. Gemeiner Baumläufer, C. familiaris, *L.*

Zweite Stufe.

Teutsche uneßbare, oder doch zum Theil nicht als eßbar allgemein angenommene Vögel.

(Einige sind dem Naturhaushalte schädlich, andere nützlich; jene sind daher möglichst und zu allen Zeiten zu vermindern, diese immer zu hegen.)

Erste Abtheilung. Raubvögel, Accipitres.

Zwei und dreißigste Gattung: Geier, Vultur.

Art 1. Gemeiner Geier, V. cinereus, *L.*
Art 2. Bartgeier (Lämmergeier), *L.* barbatus, *L.*

Drei und dreißigste Gattung: Falke, Falco.

Art 1. Steinadler (brauner Adler), F. aquila, *Bechst.* F. fulvus, *L.* Art 2. Weißköpfiger Adler, F. leucocephalus, *L.* F. ossifragus, *L.* Alte. F. albicilla, und F. albicaudus, Junge. Art 3. Flußadler, F. haliaëtos, *L.*

Art 4. Milane (Gabelweihe), F. milvus, *L.* Art 5. Gemeiner Bussard (Mauser) F. buteo, *L.* Art 6. Rauhbeiniger Bussard (Mäusefalke), F. lagopus, *L.* Art 7. Sumpfweihe, F. aeruginosus, *L.* Art 8. Kornweihe (Laubenfalk), F. pygargus elogareus, *L.* Art 9. Baumfalke (Lerchenstößer), F. subbuteo, *L.*

Vier und dreißigste Gattung: Eule, Strix.

Art 1. Mittlere Ohreule, S. otus, *L.* Art 2. Schleiereule, S. flammea, *L.* Art 3. Nachteule, S. aluco, *L.* Art 4. Brandeule, S. stridula, *L.* Art 5. Kleiner Kauz, S. ulula, *L.*

Fünf und dreißigste Gattung: Würger, Lanius.

Art 1. Grauer Würger, Kriekelster, L. excubitor, *L.* Art 2. Schwarzstirniger Würger, L. minor, *L.* Art 3. Rothköpfiger Würger, L. rufus, *Briss.* (*Gm. L.*) Art 4. Rothrückiger Würger, L. collurio, *L.*

Zweite Abtheilung. Waldvögel, Picae.

Sechs und dreißigste Gattung: Krähe, Corvus.

Art 1. Kolkrabe, C. corax, *L.* Art 2. Rabenkrähe, C. corone, *L.* Art 3. Saatkrähe, C. frugilegus, *L.* Art 4. Nebelkrähe (Schildkrähe), C. cornix, *L.* Art 5. Dohle, C. monedula, *L.* Art 6. Holzheher (Holzschreier), C. glan-

darius, *L.* Art 7e Tannenheher (Nußrabe, C. caryocatactes, *L.* Art 8. Elster (Alaster, Gartenrabe), C. pica, *L.*

Sieben und dreißigste Gattung: Specht, Picus.

Art 1. Schwarzspecht, P. martius, *L.* Art 2. Grünspecht, P. viridis, *L.* Art 3. Buntspecht, P. major, *L.* Art 4. Weißspecht, P. medius, *L.* Art 5. Grasspecht, P. minor, *L.*

Acht und dreißigste Gattung: Eisvogel, Alcedo.

Art 1. Gemeiner Eisvogel, A. ipsida, *L.*

Neun und dreißigste Gattung: Wiedehopf, Upupa.

Art 1. Gebänderter Wiedehopf, U. epops.

Vierzigste Gattung: Tauchente, Mergus.

Art 1. Tauchergans (gemeiner Säger), M. merganser, *L.* Art 2. Rothbrüstige Tauchente, M. serrator, *L.* Art 3. Weiße Tauchente, M. albellus, *L.*

Ein und vierzigste Gattung: Steißfuß, Podiceps.

Art 1. Gebänderter Steißfuß (Lerche) P. cristatus, *Lath.* Art 2. Kleiner Steißfuß, P. minor, *Lath.*

Zwei und vierzigste Gattung: Meeve, Larus.

Art 1. Dreizehige Meeve, L. tridactylus, *L.* Art 2. Gemeine Meeve, *L.* canus, *L.* Schwarzköpfige Meeve, *L.* ridibundus, *L.*

Drei und vierzigste Gattung: Meerschwalbe, Sterna.

Art 1. Gemeine Meerschwalbe, S. hirundo, L. Art 2. Schwarze Meerschwalbe, S. fissipes, *L.*

Vierte Abtheilung. Sumpfvögel, Grallae.

Vier und vierzigste Gattung: Storch, Ciconia.

Art. 1. Weißer Storch, C. alba, *Bechst.* Art 2. Schwarzer Storch, C. nigra, *L.*

Aus der sechsten Gattung: Reiher, Ardea.

Art 2. Nachtreiher (Focke), A. nycticorax, *L.* Art 3. Gemeiner Rohrdommel, A. stellaris, *L.* Art 4. Kleiner Rohrdommel, A. minuta, *L.*

Dritte Stufe.

Zum Gebrauch bei der Jagd gezähmte Vögel.

Aus der ersten Linnéischen Ordnung. Raubvögel, Accipitres.

Aus der drei und dreißigsten Gattung: Falke, Falco.

Art 10. Geierfalke, F. gyrfalco, *Bechst.* Art 11. Isländischer Falke, F. islandus, *L.* Art 12. Habicht, F. palumbarius, *L.* Art 13. Wanderfalke, F. peregrinus. Art 14. Blaufuß, F. lanarius, *L.* Art 15. Thurmfalke (Rittelgeier), F. tinnunculus, *L.* Art 16. Sperber (Taubenfalke), F. nisus, *L.*

Aus der vier und dreißigsten Gattung:
Eule, Strix.

Art 6. Uhu, S. bubo, *L.*

§. 78.

Cuviers Klassifikation des Thierreichs im Allgemeinen und dessen Eintheilung der Säugthiere und Vögel im Besondern hat man seit ihrer Bekanntwerdung fast einstimmig zu den vorzüglichsten gezählt. Die diesem ersten Theile des gegenwärtigen Werkes unter A. B. C. und D. beigefügten Tabellen geben eine deutliche und leichte Uebersicht.

Daß beim Entwurfe dieses Systems auf den innern Bau der Thiere sowohl, als auf deren äußere Gestalt Rücksicht genommen worden, ergibt sich aus den Tabellen von selbst.

Noch bemerkt der Verfasser, daß in der letzten Säule der Tabellen B. C. und D. sämmtliche in Teutschland vorkommende Haar- und Federwildarten, unter Hinweisung auf die Gattungen, zu welchen sie gehören, der jetzt gewöhnlichsten lateinischen und teutschen Benennung nach, aufgeführt, rücksichtlich der Vögel jedoch noch manches nach §. 76. der Einleitung zu berichtigen ist. Der Verfasser konnte sich dieser Berichtigung nicht selbst mehr unterziehen, da jene Tabellen schon abgedruckt waren, ehe ihm von sehr gütigen Freunden die Werke mitgetheilt wurden, aus denen er bei Bearbeitung des angezeigten Paragraphen geschöpft hat.

§. 79.

Wenn die Aufgabe gelöst werden soll, auszumitteln und zu bestimmen, zu welcher Art einer oder der andern Gattung dieser oder jener Ordnung ein vorliegendes Exemplar aus der Klasse der Säug-

thiere oder der Vögel gehöre, und welchen lateinischen oder teutschen Artnamen es in irgend einem Eintheilungssysteme führe; so kann dieser Zweck mit Erfolg und Sicherheit nur dann erreicht werden, wenn der Untersuchende sich an die Stufenleiter, welche jede Eintheilungsmethode — hier unter andern die §. 74. und §. 76. für die den Jäger, als solchen, interessirenden Säugthiere und Vögel aufgestellte — bildet, fest anhält, und vorsichtig herabsteigt von der obersten, ersten Stufe, Klasse genannt, bis zur untersten, letzten, welche in den meisten Systemen Art heißt. (Vergl. §. 69. bis mit 71.)

Nur die Grundzüge zu dem Verfahren bei einer dergleichen Untersuchung können für diejenigen Leser des gegenwärtigen Werkes, welche Lust und Sinn für die Thierkunde haben — was freilich bei jedem rechtlichen Jäger der Fall seyn sollte, aber, leider, selten nur ist — durch eigenes Studium in der Systemkunde Fortschritte zu machen, in Folgendem entworfen werden.

Des teutschen Jägers Untersuchungen beschränken sich (nach §. 69.) auf einen, verhältnißmäßig zum grossen Ganzen des Thierreiches, nur geringen Theil der beiden ersten Klassen desselben, auf die teutschen jagdbaren und zur Jagd mittelbar anwendbaren Säugthiere und Vögel nehmlich, wie selbige §. 74. und 76. aufgeführt worden sind.

Zu den ersten Uebungen im Aufsuchen und Bestimmen wähle man Exemplare von solchen Thieren beider Klassen, die man schon genau kennt; dann versuche man sich an solchen, die auch schon bekannt sind, wo aber doch wegen der Aehnlichkeit zweier oder mehrerer Arten einer und derselben Gattung Verwechslung möglich seyn könnte; späterhin erst wage man sich an Exemplare, die man nicht genau oder — wo Alter oder Jahreszeit Veränderung in der Farbenzeichnung bewirkt — nur in einem Gewande oder noch

gar nicht kennt, traue jedoch seinem eigenen Urtheile rücksichtlich der Artbestimmung in diesem Falle nicht, sondern unterwerfe dasselbe der Prüfung und Entscheidung eines wirklich Sachkundigen.

Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern:

Erste Aufgabe.

Es soll ausgemittelt werden, zu welcher Klasse, Ordnung und Gattung der gemeine Hase als Art gehört und welchen Namen diese Art im Systeme führt.

Lösung.

Das Thier hat

a) Rückgrath, Gesäuge (Brüste), Lungen, rothen warmen Schweiß (Blut) und vier Läufe (Füße); es gehört daher in die Klasse der Säugthiere: Mammalia. (Vergl. Kennzeichen der Klasse, S. CLXXXI. Z. 7. v. u.) Es hat ferner

b) Zehen und an denselben Nägel (Krallen), und steht daher — nach S. CLXXXIV. Z. 4. v. o. — in der zweiten Ordnung: Digitata, der vorbesagten Klasse.

c) Es berührt, beim Gange nur mit den Zehen, nicht mit der ganzen Fußsohle die Erde; aus diesem Grunde ist es der zweiten Unterordnung: Digitigrada. (S. CLXXXV. Z. 21. v. o.) beizuzählen.

d) Aus dem Vergleich der Unterscheidungszeichen, welche für die in der gedachten Unterordnung unter Lit. a. und b. errichteten beiden Sippschaften S. CLXXXV. Z. 23. v. o., und S.

CXCI. Z. 9. v. o. angezeigt sind, ergibt sich, daß das in Untersuchung befangene Thier, wegen der wenig gekrümmten, abgestumpften Nägel, mangelnden Eckzähne, vorhandenen Schneidezähne und nach der Zahl der Säugwarzen beim Weibchen, die mehr als 2 beträgt, der Sippschaft b, Nagethiere — Glires, angehört.

e) Vergleicht man das Thier weiter mit dem Charakter der zehnten Gattung Lepus, S. CXCI. Z. 14. v. o.; so bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß man eine Art dieser Gattung vor sich habe.

f) Aus der Zusammenhaltung des Thierkörpers endlich mit den Kennzeichen der ersten Art in der Gattung Lepus wird nun ohne weiteres der bei uns gemeine Hase, im Systeme (S. CXCI. Z. 17. v. unt.) Feldhase, Lepus timidus, genannt, erkannt. Sorgfältig genaue Untersuchung vieler Exemplare dieser Art nach der ausführlichen Beschreibung des Feldhasen, welche man Th. II. S. 3. ff. findet, macht dann nicht nur mit den den Jäger interessirenden Eigenthümlichkeiten dieser Haarwildsart, sondern auch mit den äußern Unterscheidungsmerkmalen beider Geschlechter, zugleich auch — rücksichtlich der verschiedenen Farbenzeichnungen, mit zufälligen, wie mit Altersabänderungen (Varietäten) bekannt.

Zweite Aufgabe.

Zu bestimmen, zu welcher Klasse, Ordnung und Gattung diejenige Marderart gehört, welche unter dem Namen Baum- oder Buchmarder bekannt ist.

Lösung.

a) Aus dem Vergleich eines vorliegenden Thierexemplares der genannten Art mit den in der ersten Aufgabe unter a. b. und c. am Feldhasen wahrgenommenen Kennzeichen geht hervor, daß beide Thiere in einer und derselben Klasse, Ordnung und Unterordnung stehen. Wir bemerken aber

b) an dem hier zu untersuchenden Thiere: ziemlich lange, hakenförmige Krallen (Nägel) an den Zehen, auch Fänge (Eckzähne); sonach gehört es zu der ersten Sippschaft: Raubthiere, Ferae.

c) Hält man dasselbe mit den Charakteren der zur vorerwähnten Sippschaft gehörigen Gattungen der Reihe nach zusammen; so ergibt sich, daß selbiges — nach S. CLXXXIX. Z. 2. v. o. — eine Art der achten Gattung Wiesel, Mustela, seyn müsse.

d) Von den Kennzeichen der zur achten Gattung gehörigen Arten passen die der zweiten Art genau auf das vorliegende Exemplar; sonach ist es der Baum- oder Buchmarder, Mustela martes.

Dritte Aufgabe.

Bestimmung der gelben Bachstelze.

Lösung.

a) Es ist dies ein rückgrathiges, eierlegendes Thier, mit Lungen, rothem, warmem Schweiße (Blute), einem Herzen mit zwei Kammern und

zwei Vorkammern, auch hat es Flügel statt der Vorderläufe; sonach ist ihm seine Stelle in der zweiten Klasse des Thierreiches: Vögel, Aves, angewiesen.

b) Unser Vogel gehört wegen der Zahl und Stellung der Zehen, wegen der leichten Federbedeckung, und weil diese sich bis etwas über das Kinn erstreckt, auch wegen seines Aufenthaltes in die erste Abtheilung der genannten Klasse: Landvögel, Aves terrestres. (S. CXCVIII. Z. 8. v. u.)

c) Vergleichen wir ihn mit den Kennzeichen der ersten, zweiten und dritten Ordnung; so ergibt sich, daß er zu diesen nicht gehören kann, wohl aber passen die der vierten Ordnung: Singvögel, Oscines, (S. CCXXVII.) und besonders die der Unterordnung C. Pfriemenschnäbler, auf ihn.

d) Die Beschaffenheit des Schnabels, der Nasenlöcher, der Zunge, der Füße, des Schwanzes und der Schwungfedern stellt ihn in die Gattung: Bachstelze, Motacilla, und schützt zugleich vor Verwechslung mit der Goldammer, Emberiza citrinella (Gattung 22. Art 1.)

e) Von den zur Gattung Motacilla gehörigen Arten ähnelt sich die zweite Mot. sulphurea, (Mot. boarula, *Linn.*), sehr mit der dritten, Mot. flava; da aber bei der gelben Bachstelze, Mot. flava, (Art 3.) das Graue des Oberleibes mit Olivengrün überzogen, bei der grauen Bachstelze, Mot. sulphurea (Art 2.) aber der Oberleib aschgrau sich darstellt; da ferner bei jener die zwei

äußern Federn des Schwanzes über die Hälfte weiß sind; und der schwach abgerundete Schwanz nur 1″ 9‴ über die Spitzen der zusammengelegten Flügel hinaus reicht, bei dieser aber von den drei äußern Schwanzfedern die äußerste ganz weiß ist, die andern beiden an den äußern Fahnen schwarz sich darstellen, der Schwanz 2½″ über die zusammengelegten Flügel hinaus reicht; da bei jener der Nagel an der Hinterzehe sehr lang, bei dieser weniger lang ist; da endlich jene gegen 6¾″, diese 7″ bis 7¼″ im Ganzen lang ist: so kann ein Exemplar, an welchem sich die vorbemerkten Kennzeichen der Motacilla flava finden, auch sicher als solche angesprochen werden.

Der Raum gestattet es nicht, die Zahl der Aufgaben zu vermehren; auch scheint dies nicht weiter nöthig zu seyn, da das Verfahren beim Aufsuchen immer dasselbe bleibt.

Rücksichtlich der ornithologischen Gattungs- und Artbestimmungen werden jedoch folgende Regeln nicht überflüssig seyn:

1. Eins der untrüglichsten Gattungskennzeichen bei der ganzen Klasse der Vögel scheint dem Verfasser das zu seyn, welches in *Temminks* Man. d'orn, von dem Längenverhältniß der Schwungfedern zu einander hergenommen und nach Temmink in die §. 76. jeder Gattung unterstellte Charakteristik mit eingetragen ist.

So z. B. wird bei der zwei und zwanzigsten Gattung, Emberiza, in dieser Rücksicht angemerkt;

Erste Schwungfeder ein wenig kürzer als die zweite und dritte, welches die längsten sind;

in der Charakteristik der sieben und zwanzigsten Gattung: Motacilla, hingegen heißt es:

Erste Schwungfeder äußerst kurz (oder deren Stelle leer), die zweite die längste; große Deckfedern bis an die Enden der vordersten Schwungfedern reichend.

Schon hieraus allein wird es bei dem zufolge der dritten Aufgabe untersuchten Vogel klar, daß er nicht zur Gattung Emberiza, sondern zur Gattung Motacilla als Art gehöre.

2. Bei Bestimmung der Art dürfen die S. CLXXI. unter a. b. c. d. angegebenen Hauptberücksichtigungspunkte nicht nur nicht unbeachtet bleiben, sondern es muß auch das unablässig berücksichtigt werden, was §. 60. S. CXXIII. ff. über die Mauser ꝛc., besonders aber das, was hierüber, wie über die Abänderungen des Gefieder-Kolorits nach dem Alter und bei einigen Vogelarten, selbst ohne Mauser, nach der Jahreszeit, am Schlusse der Einleitung in einem Nachtrage sich vorfindet. Bei den kurzen Beschreibungen jeder Vogelart, welche man §. 76. findet, wurde dies Alles — besonders bei den Ufer-, Sumpf- und Wasservögeln — so viel als auf dem jetzigen Standpunkte der Ornithologie, nach Vermögen des Verfassers, und in den Grenzen dieses Werkes möglich, erörtert. Noch bessere und genauere Aufschlüsse findet jedoch der der französischen Sprache kundige Leser in *Temminks* Manuel d'ornithologie d'Europe, woraus der Verfasser

vorzüglich geschöpft hat; auch in Okens Naturgeschichte Th. III. Abth. 2. Endlich ist

3. noch das sorgsam zu beachten, was der Verfasser oben, S. CLXXII. über die Anwendung der Hülfsmittel, welche die vergleichende Anatomie zur Bestimmung der Arten darreicht, beigebracht, und — so weit die zeither ihm kund gewordenen Untersuchungen in gedachter Beziehung reichen — §. 76. in den kurzen Artbeschreibungen mitgetheilt hat, und rücksichtlich des in Teutschland vorkommenden jagdbaren Haar- und Federwildes, in der ausführlicheren Naturgeschichte derselben, die im Verfolge dieses Werkes sich findet, wo es nöthig scheint und nicht bereits geschehen ist, nachgetragen wird.

Nachtrag

zu §. 60. der Einleitung, S. CXXIV. (Frei übersetzt aus dem Avant-propos zu *Temminks* Manuel d'ornithologie d'Europe, p. XI — XIV.)

Alle Vögel mausern sich, früher oder später, regelmäßig im Herbste (einige auch — z. B. Anas boschas — schon im Sommer). Hat nach der Mauser ihr Gefieder in einem gewissen Alter des Vogels die gehörige Vollkommenheit erreicht, so bleibt es bei den meisten — der Farbenzeichnung nach — unverändert und es treten dann nur bei einzelnen Exemplaren zufällige Abänderungen ein. Jedoch gibt es viele sowohl aus- als inländische Vogelarten, bei welchen, in Folge einer doppelten Mauser, zweimal im Jahre auch die Gefiederfarben wechseln. Bei diesen erstreckt dann der Farbenwechsel sich — mit Ausnahme der Flügel-

und größtentheils der Schwanzfedern *) — entweder über alle, oder nur über einige Körpertheile. Im ersten Fall glaubt man eine ganz andre Vogelart zu sehen, so wenig gleicht ihr buntes, schöneres Hochzeit- oder Frühlingskleid dem einfacheren Wintergewande.

Bei manchen Arten wechselt nur das Männchen das Gewand und legt im Winter das einfachere seiner Gattin an. Dies ist bei mehreren ausländischen Vogelgattungen und Kernbeißerarten der Fall.

Im zweiten Fall, wenn nehmlich die Mauser nur theilweise statt findet, trifft sie entweder beide Geschlechter, oder nur das Männchen. Ein Theil des Gefieders nimmt dann Farben an, die zu Ende der Paar- und Heckzeit wieder verschwinden. So verhält es sich bei verschiedenen Arten der Gattungen Motacilla, Muscicapa, Emberiza, Anthus Tichodroma (Certhia) u. a. m.

Bei anderen Gattungen erhält sich der besondere Schmuck des Hochzeitgewandes bis zur nächstfolgenden Mauser. Dies ist der Fall bei mehreren Arten der Gattungen Loxia, Tetrao, Otis, Carbo, Charadrius, Vanellus, Totanus u. a. m.

Bei dem größten Theil der Ufer-, Sumpf- und Wasservögel (vielleicht bei allen) bewirkt die doppelte Mauser entweder für den ganzen Körper oder nur für einen Theil desselben periodisch und regelmäßig wechselnde Veränderungen. Bei einigen Vögeln, die nur

---

*) Als allgemeine Regel scheint angenommen werden zu können, daß bei Vögeln, welche das mannbare Alter erreicht haben, sämmtliche Schwungfedern, so wie die Schwanzseitenfedern keiner periodischen Farbenveränderung unterworfen sind; nur bei einigen Arten findet diese Veränderung an den Schwanzmittelfedern, wie am übrigen Gefieder des Körpers, statt; seltener noch verändern — wie bei mehreren Arten — der Gattung Loxia (Grosbec, *Buffon*) — diese Federn ihre Gestalt.

einmal im Jahre sich mausern, bemerkt man eine Erscheinung anderer Art. Wenn nehmlich ein gewisser, durch das Alter sich bestimmender Zeitpunkt eintritt, erhalten sie ein neues Federkleid, dessen Farben gänzlich von denen verschieden sind, welche das Gefieder im vorigen Jahre zierten, und eben so von denen, welche spätern hin das für ihr ganzes übriges Leben ständig bleibende Gewand schmücken. Dieser Fall findet bei der Gattung Loxia, und bei mehreren andern statt.

Auffallender noch ist die Erscheinung, daß das Gefieder mancher Wandervögel erst auf dem Wiederzuge (bei ihrer Frühlingsrückkehr) in erhöhtem Farbenglanze sich darstellt, obgleich die Mauser schon im Herbst statt fand. Bei den hierher gehörigen Vögeln — z. B. Fringilla cannabina, Fringilla linaria, Fringilla coelebs, Fringilla montifringilla, Fringilla nivalis u. a. m. — werden die lebhaften Farben des Sommerkleides bei der Mauser durch meist mattgefärbte Federränder verhüllt; diese Ränder nutzen sich durch die bei den Bewegungen des Vogels entstehende Reibung ab, und es stellt dem, und den Einwirkungen des Lichts und der Luft zu Folge, im Frühlinge das hochzeitliche Kleid in seiner ganzen Reinheit und Vollkommenheit sich dar. Bei der Herbstmauser macht dann dasselbe dem durch die vorerwähnten mattgefärbten Federränder weniger scheinbaren Wintergewande wieder Platz *).

Alle diese periodischen Veränderungen, welchen die Federn an sich und die Farbenzeichnungen derselben, von der ersten Mauser bis zum mannbaren Alter des Vogels, unterworfen sind, so wie alle zufällige Gefie-

*) So verhält es sich mit der Mauser der obengenannten Vögel, wenn sie im Freien leben; in engerer Gefangenschaft, oder gar im Bauer, findet die Mauser nur theilweise statt, oder es werden durch dieselbe die Gefiederfarben nicht verändert.

derfarbenabweichungen legen, begreiflicher Weiſe, den ornithologiſchen Unterſuchungen ungemeine Schwierigkeiten in den Weg. Eben deshalb muß der Unterſuchende mit höchſter Vor- und Umſicht zu Werke gehen, ehe er es wagen darf, die ſchon beſtimmten Arten einer Gattung durch eine neue Art zu vermehren.

Erster Abschnitt.

Hohe Jagd.

Erste Abtheilung.

Haarwild.

Erstes Kapitel.

Vom Edel- oder Roth-Wild.

(Cervus Elaphus. *Linn.*)

§. 1 *).

Vorlängst schon erhielt der in unsern Wäldern einheimische Rothhirsch den Namen Edelhirsch. Zu dieser Benennung gab wohl theils sein, ihn vor allem übrigen Wilde so vortheilhaft auszeichnender Körperbau Anlaß, theils kann sie auch daher mit rühren, daß der Hirsch durch besondere Kennzeichen im Tritt und in der Fährte — wovon weiter unten nähere Rede seyn wird — nicht allein von allen übrigen Wildarten, sondern sogar vom weiblichen Geschlecht seiner Art — vom Thiere — sich unterscheidet.

Als man anfing Wild von derselben Gattung zu welcher unser Hirsch und Thier gehört, aber von andern Farben und größtentheils von minderer Stärke, aus andern Ländern herbeizuschaffen und es in Thiergärten fortzupflan-

*) In einem für Jäger zunächst bestimmten Werke muß auch die Weidmannssprache (die weidmännische Kunstsprache) beachtet werden. Der erste §. dieses und jedes folgenden Kapitels soll hierüber das Bemerkenswertheste enthalten.

zen, war die allgemeine Benennung Rothwild nicht umfassend genug; man wählte daher den Ausdruck Edelwild, dessen ich mich, weil er jetzt überall eingeführt ist, in der Ueberschrift dieses Kapitels bedienen zu müssen glaubte, ob ich gleich hier nur vom Rothwild, von den Spielarten aber ausführlicher erst dann das Nöthigste mittheilen werde, wenn ich im Anhange zum ersten Theile dieses Werkes von Thiergärten spreche.

Das männliche Geschlecht wird mit den Namen Hirsch, Edelhirsch, Rothhirsch belegt; das weibliche nennt man Thier, Roththier, Stück-Wild; die Jungen werden Kälber genannt und durch den Beisatz: Hirsch- und Wildkalb, in Rücksicht des Geschlechts unterschieden.

Unter einem Trupp Edelwild versteht man die Mehrzahl beider Geschlechter, sowohl des männlichen als des weiblichen, wenn sie vermischt beisammen gefunden werden *).

Man sagt: ein Trupp Hirsche und ein Trupp Wild, wenn im erstern Falle mehrere Hirsche, im andern mehrere Thiere beisammenstehen.

Schalen nennt man die hornigen Theile an den gespaltenen Klauen.

Tritt — der Eindruck, welchen das Edelwild beim Auftreten mit dem Ballen und den Schalen eines Laufes (Fußes) im Boden zurückläßt.

Fährte — mehrere einander folgende Tritte, mit den Schalen und Ballen der Vorder- und Hinterläufe gemacht.

Oberrücken, Geäfter oder Aftern heißen die beiden über den Ballen stehenden hörnernen Spitzen.

Alles Haarwild hat Läufe, keine Füße.

Ueber den Vorderläufen stehen die Blätter, über den Hinterläufen, die Keulen.

Zwischen letztern liegt das Schloß, welches aus zwei Theilen besteht, und diese werden Eisbeine genannt.

*) Statt dieses Ausdrucks bedient man sich in mehreren Gegenden, z. B. im Anhalt-Dessauischen, eines andern, nehmlich: Rudel, der jedoch eigentlich vom Sauwilde gebräuchlich ist.

Der ganze Theil über der Kugel, von hinten bis an die Ribben, heißt der Zimmer oder Ziemer; da, wo dieſer aufhört, fängt der Rücken an, und dieſer reicht bis dahin, wo die Halsknochenwirbel anfangen.

Die Dünnungen werden Flanken genannt.

Alles Wild hat kein Fleiſch, ſondern Wildbret; kein Blut, ſondern Schweiß; kein Fett, ſondern Feiſt.

Da, wo im Halſe die Speiſeröhre (Schlund) und die Luftröhre (Gurgel) heruntergehen, liegen zwei Streifen Wildbret, und eben ſo über den Nieren am Rückgrath. Erſtere heißen Kehlbraten, letztere Mehrbraten.

Das Edelwild hat Lichter, keine Augen; Gehör, keine Ohren; kein Fell, ſondern Haut. Es färbt ſich, wenn es das Winterhaar verliert.

Der Schwanz heißt Blume.

Die edlen innern Theile: Herz, Lunge und Leber zuſammen, heißen Lunze, Geräuſch oder Gelünge.

Die Luftröhre heißt Droſſel; der knorpliche dicke Knoten am obern Theile derſelben der Droſſelknopf.

Die vom Netz umſchloſſenen Gedärme, Geſcheide, deſſen größter Theil, der Magen, der Wanſt, Panſen.

Das Weideloch iſt der Ausgang des Maſtdarms, und durch dieſes entlediget ſich das Wild der Exkremente, welche Loſung genannt werden; das Geſchäft ſelbſt aber wird unter dem Ausdruck: es löſet ſich, verſtanden.

Näßen oder Brunſten, bedeutet ſo viel als uriniren.

Das Edelwild ſteht in einem Reviere, oder hat ſeinen gewiſſen Stand darin, wenn man es eine geraume Zeit hindurch täglich darin antrifft.

Es ſteckt in einem Theile deſſelben, wenn es ſich blos zufällig verweilt, ohne ſeinen Stand darin zu haben; es thut ſich nieder, es legt ſich nicht.

Das Bett iſt der Platz, welchem es ſich im Holze zur Ruhe gewählt und von demſelben das Laub und den Raſen mit den Läufen weggeſchlagen hat; iſt dieſer Platz aber auf einer Wieſe und der Raſen nicht weggeſchlagen, ſo ſagt man, das Niederthun.

Den Gang, welchen das Hochwild gewöhnlich nimmt, um Nahrung zu ſuchen, nennt man den Wechſel; das, was es zu ſeiner Sättigung wählt, Aeſung oder Geäſe. Wenn es aber die Aeſung zu ſich nimmt, ſo ſagt man, es äſet ſich.

Bei guter Aeſung wird es feiſt, nicht fett; bei magerer ſchlecht, nicht mager.

Das Edelwild zieht auf die Aeſung, es geht nicht darnach; es zieht zu Holze, und tritt aus demſelben auf Felder und Wieſen oder Gehaue. Auch ſagt man, es iſt hier oder dort gezogen, wenn man es auf der Erde oder im Thau ſpürt, d. h. Fährte findet.

Es iſt flüchtig, es rennt nicht; es trollt, wenn es trabend ſich bewegt; es geht vertraut, bei der Bewegung im Schritt.

Es flieht oder fällt über Vermachungen und Jagdzeug; es ſpringt nicht darüber. Es fällt ins Garn; es ſpringt oder ſtürzt nicht hinein.

Es iſt verwundet (angeſchweißt), wenn es einen Schuß erhalten hat.

Es ſtürzt oder bricht zuſammen, wenn es eine tödtliche Verwundung bekam und, dieſer zu Folge, fällt.

Es klagt, wenn es beim Gefühl der Hülfloſigkeit oder des Schmerzes — z. B. beim Genickfangen (Abnicken, Nicken) — einen ſchreienden Laut ausgibt.

Es endet oder verendet, wenn der Tod eine Folge der Verwundung iſt; es fällt oder geht ein, wenn dieſer durch Kälte, Hunger oder Krankheit veranlaßt wird.

Wenn es verendet hat, bricht man es auf, indem man Geſcheide und Lunge herausnimmt; wenn dies geſchehen iſt, zerwirkt und zerlegt man es, um es in der Küche zu benutzen.

Das Edelwild brunftet, d. h. es begattet ſich. Die Begattungszeit heißt die Brunftzeit.

In der Brunftzeit vernimmt man ſowohl vom Hirſche, als vom Thiere einen Laut, der zu andern Zeiten vom Hirſche gar nicht, vom Thiere nur kurz nach der Setzzeit zuweilen

gehört wird (§. 4.). Die Weidmannssprache bezeichnet den des Hirsches durch Orgeln oder Schreien, den des Thieres durch Mahnen*).

Hat das Thier während der Brunft empfangen, oder sich bezogen, so sagt man, es ist hochbeschlagen, oder es ist tragend.

Das weibliche Glied wird das Feigenblatt genannt.

Das Gesäuge ist das, was bei zahmen Kreaturen das Euter genannt wird.

Das Thier setzt ein Hirsch- oder Wildkalb; es gebiert nicht. Die Zeit, zu welcher dieses geschieht, heißt die Setz- oder Satzzeit.

Das Thier giebt zuweilen, wenn es überrascht wird oder Gefahr ahndet, vorzüglich zu der Zeit, wo die Kälber noch klein sind, einen Schreckenslaut von sich. Man sagt in diesem Falle, es meldet sich.

Das Wildkalb, d. i. das Junge weiblichen Geschlechts, behält das ganze erste Jahr seines Lebens hindurch diesen Namen. Im zweiten und so lange, bis es brunftet, welches zuweilen in diesem, oder doch in dem folgenden Jahre geschieht, wird es mit der Benennung Schmalthier belegt. Sobald es das erstemal hochbeschlagen geht, heißt es ein altes Thier. Ist das alte Thier nach der Brunftzeit nicht hochbeschlagen, so nennt man es geltes Thier oder Gelt-Thier.

Das Hirschkalb, d. i. das Junge männlichen Geschlechts, setzt, wenn es das erste Jahr vollendet hat, zwei Spieße auf und wird dann Spießer genannt. Die Stelle, wo diese Spieße auf dem Kopfe aufstehen, heißt und behält immer den Namen Rosenstock. Aus diesem erhebt sich das Gehörn, welches mit dem Namen Kolben so lange belegt wird, bis es vereckt ist (sich ausgereckt hat) — d. h. sich völlig ausgebildet hat und

*) Der Ausdruck mahnen wird sonst auch noch vom Jäger gebraucht, um dadurch jedes Zeichen anzudeuten, welches er dem flüchtig ihm sich nähernden Wilde — durch kurz abgebrochenes, leises Pfeifen, Hüsteln, Zerknicken eines dünnen Reisigs u. dgl. — giebt, um es für den Moment zum Stutzen (Stehen) zu bringen.

bis zu den Spitzen verhärtet iſt. Roſen nennt man den, unten an den Spießen, wie an jedem künftigen Geweih, rund umher vorſtehenden, mit ungleichen kleinen Erhabenheiten beſetzten Theil jeder einzelnen Stange.

Ehe der Spießer zwei volle Jahr alt wird, wirft er zum erſtenmale ab, d. h. er verliert die Spieße und ſetzt während des nächſten Sommers wieder auf. Der junge Hirſch bekommt dann gewöhnlich an jeder Stange, nicht weit über den Roſen, einen ſpitzig nach den Augen zulaufenden Auswuchs, welchen man die Augenſproſſe nennet; der Hirſch heißt dann Gabelhirſch oder Gabler.

Von nun an wird der ganze, aus poröſem Horn beſtehende, Auswuchs auf dem Kopfe, welcher dem Hirſche ſo ſehr zur Zierde gereicht, und von Jahr zu Jahr ſich erneuert, mit dem Namen Geweih belegt; bei ſtarken Hirſchen Gewicht genannt; der Theil deſſelben aber, welchen man vorher Spieße nannte, bekommt die Benennung Stangen.

Oft ereignet ſich der Fall, daß der Hirſch, gleich wenn er das zweite Geweih aufſetzt, an einer oder an beiden Stangen noch ein Ende über den Augenſproſſen bekommt, welches man Eisſproſſe zu nennen pflegt. Im erſten Falle heißt er dann ein Hirſch an ungerade ſechs Enden, im andern, an gerade ſechs Enden *).

Jeden ſpitzigen Auswuchs an den Stangen, an welchem das Hornfeſſel oder ein Handſchuh hängen bleibt, — im Allgemeinen auch die Augen- und Eisſproſſe — nennt man ein Ende.

In den nächſtfolgenden Jahren nimmt, wenn nicht beſondere Umſtände eintreten, die Zahl der Enden zu.

Geht der oberſte Theil der Stangen in zwei Enden aus,

*) Ueberhaupt wird die Zahl der Enden allemal nach der Stange, auf welcher die meiſten gültigen ſichtbar ſind, verdoppelt angeſprochen, nur daß der Zuſatz gerade die gleiche Zahl auf beiden Stangen, ungerade aber die ungleiche beſtimmt. So z. B. wird der Hirſch an 8, 10, 12, 14 Enden angeſprochen, wenn er entweder auf einer, oder auf jeder von beiden Stangen 4, 5, 6, 7 Enden hat. Im erſten Fall kommt das Wort ungerade, im zweiten gerade hinzu. Nie giebt es daher für den Jäger Hirſche an 5, 7, 9, 11 Enden.

ſo heißen dieſe zuſammen Gabel; ſind aber mehrere daneben, Krone.

In der Zeit, wo alljährlich das neue Geweih aus dem Roſenſtocke ſich erhebt, iſt dies mit einer rauhen wolligen Bedeckung überzogen, welche Baſt heißt. Dieſes reibt der Hirſch, wenn das Geweih bis an die äußerſten Spitzen reif und hart iſt, an jungen Baumſtämmen ab. Man nennt dies fegen. Die abfallenden Stücken Baſt, welche man aber nur ſelten findet, heißen das Gefege.

Wenn das Geweih ganz vollkommen iſt, ſo bedient man ſich, um dieſes anzuzeigen, des Ausdrucks: der Hirſch hat ſein Geweih vereckt (ausgereckt), und zwar hoch, wenn die Enden lang, kurz, wenn ſie nur kurz ſind.

Die perlenförmigen braunen Erhabenheiten, mit welchen die ganzen Stangen, beſonders aber die Roſen dicht beſetzt ſind, werden, ihrer Form wegen, auch Perlen*) genannt.

Ein jagdbarer oder guter Hirſch iſt bei der teutſchen Jagd der, welcher wenigſtens zwölf Enden hat und 300 Pfund wiegt. Mit zehn Enden iſt er nur ſchlecht jagdbar.

Ein ſehr alter, ſtarker und guter Hirſch heißt Kapitalhirſch; dieſer hat ein gutes, braves, prächtiges Gewicht oder Geweih, nie ein ſchönes.

Aeußert der Weidmann ſein Urtheil über die Stärke deſſelben, entweder nach der Anſchauung, oder nach der Fährte; ſo ſagt man, er ſpricht den Hirſch an**).

Wenn der Hirſch das Wild zu Anfang der Brunftzeit aufſucht, ſo ſagt man, er tritt auf die Brunft.

Die Begattung ſelbſt heißt der Beſchlag. Man ſagt daher auch, der Hirſch beſchlägt das Thier.

Das männliche Glied heißt Ruthe; die langen Haare,

*) Die Perlen an den Roſen werden auch Steine genannt.

**) Vergl. §. 22. d. K., ingleichen den Artikel Anſprechen in der Allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte (Leipzig, bei J. F. Gleditſch, Th. I. 1818.)

womit der vordere Theil derſelben bedeckt iſt, Pinſel; die Teſtikel, Kurzwildbret.

Während der Brunft läßt er häufig einen ſtarken Laut von ſich hören, welchen man zu keiner andern Jahreszeit vernimmt. Man bedient ſich hiervon des Ausdrucks: er ſchreiet oder orgelt.

Er kämpft mit ſeinem Nebenbuhler, um ſeine Gattenrechte zu vertheidigen; er ſtößt ſich nicht mit ihm.

Wenn der Hirſch ſehr ſtark und feiſt iſt, ſo ſagt man von ihm, er ſieht gut aus am Leibe, oder er iſt ein guter, auch, nach Verhältniß, ein ſehr guter, ſtarker, braver oder ein Kapitalhirſch. Schön, dick und groß iſt er für den Jäger nie.

Nach der Brunft und nach einem harten Winter iſt er ſchlecht am Leibe, nicht mager.

Wenn der Hirſch feiſt iſt, und auch während der Brunft, geht er in die Suhle und ſuhlet ſich, d. h. er ſucht Moderlöcher auf und wälzt ſich in denſelben, um ſich abzukühlen.

Kümmerer wird der Hirſch genannt, welcher auf irgend eine Weiſe verwundet worden iſt, die Wunde aber ausgeheilt hat. Im engern Verſtande wird auch der ſo genannt, welcher Schaden am Kurzwildbret litt.

Der jagdbare Hirſch wird, wenn er nach dem Schuſſe zuſammenbricht (ſtürzt), oder wenn ihn die Hunde niederziehen, mit dem Hirſchfänger abgefangen, indem man dieſen durch die linke Bruſthöhle bis in die Herzkammer und edeln Theile ſtößt; der ſchwächere, das Thier und das Kalb, genickt, indem man den Kopf vorwärts biegt, und den Nickfänger da, wo der Hirnſchädel mit dem Halsknochen verbunden iſt, bis in das Gehirn hineindrückt *).

*) Der Verfaſſer bekennt es, daß er ſich bei Abfaſſung dieſes Paragraphen oft in Verlegenheit befand. Hin und wieder mußte er einiges erwähnen, was eigentlich erſt bei der Naturgeſchichte hätte vorkommen ſollen. Wollte er aber nicht unverſtändlich ſchreiben, ſo konnte doch das nicht wegbleiben, was zur Erklärung der Kunſtwörter nöthig war.

§. 2.

Das Edelwild *) gehört nach dem Linnéiſchen Syſteme in die fünfte Ordnung, unter die wiederkäuenden Säugthiere; nach dem Blumenbachiſchen in die neunte Ordnung unter die Thiere mit geſpaltenen Klauen; nach dem durch Herrn Bechſtein verbeſſerten Pennantiſchen in den zweiten Abſchnitt der erſten Ordnung unter die zweihufigen; nach dem neuen Pariſer aber in die vierzehnte Unterordnung, welche mit der ſechſten Ordnung der vierfüßigen Säugthiere in Verbindung ſteht, und macht, als mit Schneide- und Backenzähnen verſehenes, wiederkäuendes, zweihufiges, die erſte Art der Gattung Hirſch aus. Nach Bechſteins Eintheilung für Jäger wird es in die erſte Abtheilung der erſten Stufe der teutſchen eßbaren wilden, wiederkäuenden Säugthiere geſetzt, und zwar gleichfalls als erſte Art der Gattung Hirſch. Es bewohnt in größerer oder geringerer Menge, und — nach Maaßgabe des Klima's und der Aeſung — ſtärker oder ſchwächer am Leibe, faſt alle Wälder von Europa, Aſien, Afrika und Nordamerika. Nur unter den heißeſten und kälteſten Himmelsſtrichen kommt es nicht fort.

Wie bei andern Thiergeſchlechtern, iſt auch die Haarfarbe deſſelben, nach Maaßgabe des ſeinem Wohnorte eigenen Klima's, verſchieden. Die Haut des in Teutſchland und faſt in ganz Europa einheimiſchen iſt im Sommer mit kurzem, dichtſtehendem, bei einigen Racen hellrothbraunem, bei andern dunkelrothbraunem Haar beſetzt, welches nur am Geäſe (Maule) ins Schwärzliche, um das Weideloch herum ins Gelbe fällt. Dieſerhalb wird es auch gemeinhin mit dem Namen Rothwild belegt. Nur die Kälber machen in den erſten Monaten ihres Lebens eine Ausnahme, da zu dieſer Zeit ihre braunröthliche Haut mit kleinen weißen Flecken, die ſich gegen den Herbſt verlieren, gleichſam beſäet iſt.

---

*) v. Wildungens Taſchenbuch f. d. J. 1794, I. Bechſteins Handb. d. Jagdwiſſenſch. Th. I. B. 1. K. 8.

Gegen den Winter nimmt das Haar des Rothwildes eine gelbbräunlich-fahle Farbe an, verlängert ſich merklich und dient nun zum Schutz gegen Froſt und Kälte.

Im Monat April färbt es ſich, d. h. es verliert das Winterhaar und erhält die oben erwähnte Sommerbedeckung *).

Die Stärke (Größe) deſſelben iſt ſelbſt in einem und demſelben Lande, nach Maaßgabe des Standes, der Aeſung und des Alters verſchieden. Steht es in einer fruchtbaren Gegend, ſo iſt es beträchtlich ſtärker, als an Orten, wo der Boden ihm weniger kräftiges Geäſe liefert. Dieſerhalb iſt es unmöglich, ein beſtimmtes Maaß oder Gewicht anzugeben.

Nach Verhältniß ſeiner Stärke iſt es ungemein leicht und größtentheils ebenmäßig gebaut. Der Kopf iſt vielleicht etwas zu klein, das eirund zugeſpitzte Gehör aber weder unförmlich lang noch kurz. Eine beſondere Eigenheit machen die Thränenhöhlen aus. Sie befinden ſich unter dem Vorderwinkel der großen, braungelben Lichter (Augen), ſind einen Zoll tief, eben ſo lang, acht Linien breit und haben inwendig eine dünne gefaltete Haut. In denſelben ſammelt ſich aus den abgeſetzten Feuchtigkeiten eine mit Haaren vermiſchte gelbliche, zähe Maſſe, welche nach und nach hart wie Horn, glatt, glänzend, gelblichbraun, ſchwarz geadert und rund wird, anfänglich übelriechend iſt, in der Folge aber eine Art von Wohlgeruch annimmt. Wird ſie nach und nach ſo groß, daß der Hirſch am Sehen gehindert wird, ſo ſucht er ſich davon durch Reiben an Bäumen und Geſträuchen zu befreien. Dieſem ſogenannten Hirſchbezoar ſchrieb man ſonſt Heilkräfte zu **).

Die Läufe ſcheinen beim erſten Anblick faſt zu ſchwach (dünne) gegen ihre Länge; allein einige Achtſamkeit auf

*) Klima, Witterung, Aeſung und nicht vollkommner Geſundheitszuſtand des Wildes tragen dazu bei, daß die Färbezeit oft um mehrere Wochen ſpäter eintritt.

**) Wie weit man vor Zeiten die Narrheit mit dergleichen Heilmitteln trieb, darüber ſ. v. Wildungens Waidmanns-Feierabende Bch. III. S. 62—65.

die Stärke und Spannkraft der Sehnen, welche man ſo oft beim Ueberfallen (Springen) über ungemein hohe Vermachungen und breite Gräben zu bewundern Gelegenheit findet, belehrt ſehr bald darüber, daß die Natur durch ſelbige den Abgang an Stärke der Knochen hinlänglich erſetzt hat.

Der Rücken iſt gerade, der Leib nicht zu ſtark, aber ziemlich lang von Flanken; die Bruſt nur ſo breit, daß der Schnelligkeit in den Bewegungen kein Eintrag geſchieht.

Die Länge der Blume reicht hin, um die Theile, welche ſie ſchützen ſoll, zu bedecken, nicht aber zum Abwehren der Fliegen und des andern Ungeziefers. Zu letztgedachtem Behuf ward dem Edelwild eine außerordentliche Bewegſamkeit des Halſes und der Läufe zu Theil.

Wie fein die Sinne der Witterung (des Geruchs), des Aeugens (Geſichts) und des Vernehmens (Gehörs) organiſirt ſind, wird jeder, der ſich mit Ausübung der Jagd beſchäftigt, oft zu ſeinem Verdruß wahrzunehmen Gelegenheit finden.

Das Edelwild iſt deshalb vielleicht nur furchtſam und ſcheu gegen den Menſchen, weil es in ihm zu allen Zeiten ſeinen mächtigſten und furchtbarſten Feind erblickt. Für dieſe Behauptung ſpricht ſchon die Leichtigkeit, Kälber zu zähmen; auch werde ich im Verfolge da, wo von der Parforcejagd Rede iſt, Beiſpiele anführen, welche darthun, daß das Rothwild, wenn es nicht beunruhigt wird, auch im Freien die natürliche Schüchternheit, wenigſtens gegen ſeine Bekannten, faſt ganz verleugnet.

Sein Blick iſt offen und ſanft.

Das Thier kennt Bosheit oder Hinterliſt gar nicht; der Hirſch, ohne gereizt zu werden, nur ſelten, zu gewiſſen Jahrszeiten und unter beſondern Verhältniſſen *). Klugheit hingegen und Ueberlegung — man erlaube mir den Ausdruck! — erhellt aus allen Maaßregeln, welche das Edelwild zu ſeiner Rettung ergreift, klar.

*) S. §. 3. d. K. a. Ende.

Es ist keine neue, aber eine richtige Bemerkung, daß jede Haarwildart — einzelne Ausnahmen von der Regel ungerechnet — die Zeit ihres Wachsthums sechs- bis siebenmal überleben würde, wenn der gewaltsamen Abkürzungen der Lebenstage wenigere statt fänden. Sonach kann man die Lebensdauer beim Edelwilde füglich zwischen 30 und 40 Jahre ansetzen.

§. 3.

Das männliche Geschlecht aller Haarwildsgattungen ist stärker, als das weibliche. Diese Wahrnehmung bestätigt sich auch beim Hirsche, und zwar schon am Spießer, im Vergleich zum Schmalthiere.

Die vorzüglichste Auszeichnung des Hirsches vor dem Thiere, und zugleich seine größte Zierde macht das Geweih *) aus, welches durch den Ueberfluß organischer Saamentheile gebildet wird.

Der Rosenstock zeigt sich schon durch merkliche Erhabenheiten auf dem Kopfe des Hirschkalbes **), wenn es im siebenten Monate seines Lebens steht.

Der Spießer wirft sein Gehörn zu Anfang des Monats April, der junge Hirsch im März, der sehr starke oder eigentliche Kapitalhirsch gegen Ende des Februars ab ***). Wenige Tage darauf erhebt sich das junge Geweih aus dem Rosenstocke und vervollkommnet sich von Tage zu Tage mehr, so daß es, nach Maaßgabe der guten oder schlechten Aesung, binnen 10 bis 16 Wochen völlig vereckt ist. Bis dahin bleibt es mit Bast bedeckt, der sich nun erst durch das Fegen verlieren muß. Während des

*) Ein in seiner Art seltenes Naturspiel darf ich hier nicht unerwähnt lassen. Im Jahre 1785 hat nehmlich im Anhalt-Dessauischen ein altes Thier Spieße aufgesetzt. Ob dieses mehrere Jahre nach einander geschehen und ob die Beschaffenheit der Geburtstheile näher untersucht worden, kann ich nicht bestimmen.

**) Die fernere Entstehung und Zunahme des Gehörns ist schon §. 1. dieses Kapitels aus einander gesetzt worden.

***) Das oben Gesagte gründet sich auf eigene Erfahrungen des Verfassers, welche derselbe im Königreiche Sachsen und im Anhalt-Dessauischen gemacht hat; Klima, Witterung und Aesung bewirken jedoch auch hierbei Abänderung.

Fegens iſt es weiß und hin und wieder ſchweißig; in kurz zur Zeit aber bekommt es eine bräune — bei guten Hirſchen faſt ſchwarze — Farbe, bis zu den äußerſten, immer glänzend weiß bleibenden Ecken (Spitzen) der Enden.

Vom dritten Jahre an findet durchaus keine gewiſſe Beſtimmung über die jährliche Verſtärkung des Gehörns ſtatt. Dieſe hängt von der guten oder ſchlechten Aeſung des Hirſches ab; zum Theil hat aber auch die Race Einfluß darauf.

Die ganze von einem Hirſche, welcher ein prächtiges, oder ſonſt ausgezeichnetes Geweih trug, entſproſſene Generation männlichen Geſchlechts wird mehrentheils ein ſolches bekommen, welches dem des Stammvaters an Form und Stellung gleich oder ihm doch ähnlich iſt *).

Steht ein Spießer in fruchtbaren Gegenden, ſo tritt oft der Fall ein, daß er gleich im folgenden Jahre ſechs Enden, im nächſtfolgenden zehn aufſetzt. In ähnlichem Maaße kann es ſich von Jahr zu Jahr ſtufenweiſe verſtärken; nach harten Wintern aber, oder nach einer erhaltenen Verwundung kann ſich auch die Zahl der Enden vermindern (man nennt dies zurückſetzen), ſo daß der Hirſch an 18 Enden im folgenden Jahre nur 16 oder 14 bekommt. Bei ſehr alten Hirſchen iſt dieſe Erſcheinung auch in guten Jahren gewöhnlich.

Uebrigens ſetzt jeder geſunde Hirſch das Geweih in eben der Form und Stellung wieder auf, welche es im vergangenen Jahre hatte. Stand es weit oder enge, vor- oder rückwärts; ſo wird es in der Folge wieder eben die Geſtalt bekommen. Hatten die Augen- oder Eisſproſſen, oder ein anderes Ende eine beſondere Biegung; ſo erſcheint dieſe auf gleiche Weiſe beim nächſten Aufſetzen. Eben ſo wenig ändert ſich die Geſtaltung der Krone **).

*) Ich berufe mich über dieſen Gegenſtand auf das Zeugniß der ganzen Deſſauiſchen Jägerei, welcher dieſe Beobachtung um ſo weniger neu iſt, da man dort alle ältere Hirſche genau kennt. Hiervon mehr bei der Parforcejagd.

**) So gab es im Deſſauiſchen eine Hirſchrace, bei welcher ſich durchgängig ein Ende an der Krone hinterwärts in einem ſtumpfen Winkel herunterbiegte. Mit obiger Bemerkung ſteht auch das in Beziehung,

Die Veränderung der Geweihe beſteht alſo blos in der Zu- und Abnahme der Enden.

Je älter der Hirſch wird, deſto dichter auf dem Kopfe ſteht die ſich alljährlich mehr verbreitende Roſe; deſto mehr nehmen die Stangen wo nicht an Länge, doch an Stärke zu. Auch die Perlenbeſetzung wird immer dichter und ſtärker.

In jetzigen Zeiten wird man ſelten Hirſche finden, welche bis 24 Enden aufſetzen; ehedem hat es unter andern einen gegeben, welcher 66 trug.

Der Kümmerer, welcher Schaden am Kurzwildbret litt, ſetzt, wenn dies zu der Zeit geſchah, wo er kein Geḧörn trug, entweder gar keins auf, oder erſetzt es doch nicht vollkommen wieder, ſondern es erheben ſich aus dem Roſenſtocke unförmliche, mit Baſt umgebene Auswüchſe, welche er gewöhnlich für immer behält, zuweilen aber auch — vermuthlich wenn das Kurzwildbret nicht völlig deſtruirt wurde — zu unbeſtimmten Zeiten verliert, und immer in anderer Geſtalt wieder bekommt.

Im Herzogl. Schloſſe zu Anhalt-Deſſau werden verſchiedene ſolche Auswüchſe aufbewahrt, welche ein Kümmerer in kurzer Zeit (ich glaube in einem Jahre) abwarf und aufſetzte.

Wenn nur die eine Hälfte des Kurzwildbrets (nur ein Hode) verloren gegangen iſt, ſo ſollen — nach Hartigs Lehrbuch für Jäger, Th. I. S. 130 — ähnliche Knollenauswüchſe nur an die Stelle derjenigen Stange treten, welche auf derſelben Seite, wo der Hode deſtruirt wurde, ſonſt hätte aufgeſetzt werden müſſen; die andere Stange hingegen ſoll ſich vollſtändig reproduciren.

Hirſche, welche bei völlig verecktem, ungefegtem oder gefegtem Geweih des Kurzwildbrets ganz verluſtig werden, werfen ihr ganzes Leben hindurch

---

was im Jahrg. 1802 des v. Wildungenſchen Taſchenbuchs, S. 97 u. f. von einer merkwürdigen Race von Einhornhirſchen in den Gräfl. Erbachiſchen Forſten beigebracht wird.

nie wieder ab, ſondern behalten es ſtets ſo, wie es zur Zeit der Verletzung iſt.

Ueber die Urſachen dieſer Erſcheinung, über das jährliche Aufſetzen und Abwerfen der Geweihe des männlichen Geſchlechts der Gattung: Hirſch, ingleichen über das an ſich höchſt ſeltene, nie ganz geregelte Aufſetzen, Abwerfen und Reproduciren derſelben bei Individuen des weiblichen Geſchlechts der hierher gehörigen Gattungsverwandten enthält von Wildungens Taſchenbuch f. d. J. 1801 S. 176 u. ff. eine höchſt intereſſante und lehrreiche Abhandlung des Hrn. D. Klett zu Erbach.

Der Kümmerer durch andere Verwundung wirft, wenn er ſich ausgeheilt hat, mit den übrigen Hirſchen zu gleicher Zeit ab, ſetzt auch vollkommen wieder auf, aber zurück, d. h. er bekommt weniger Enden als zuvor.

Das Gehörn eines alten Hirſches iſt ſehr ſchwer. Im Jahre 1800 fing man bei der Parforcejagd in Deſſau einen an 24 Enden, deſſen Gewicht 32 Pfund wog.

Ich würde der Zeugungstheile, als Auszeichnung des Hirſches, kaum erwähnen, wenn zu der Zeit, wo er abgeworfen hat, der Pinſel an der Brunftruthe, und ſelbſt das Kurzwildbret nicht dazu beitrüge, ihn bei der Anſchauung vom Thiere zu unterſcheiden *).

Die Farbe des Haars iſt überall bei den meiſten Hirſchen dunkler, vorzüglich aber am vordern Theile des überhaupt ſtärkern Halſes, als beim Thier.

Oben wurde ſchon erwähnt, daß der Hirſch zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden böſe ſeyn kann, und zwar tritt dieſer Fall, im eingeſchränkten Raume, bei alten, ſtarken Hirſchen ſehr häufig, faſt zu jeder Jahreszeit, auch ohne vorgängige Anreizung, im Freien aber nur ſel-

*) Einzig in ihrer Art iſt vielleicht die Erſcheinung, mit welcher Herr Staatsrath Hartig uns in ſeinem Lehrbuch für Jäger, Th. I. S. 84 bekannt macht; indem er a. a. Orte ſagt: „Er ſelbſt habe einen erlegten Hirſch geſehen und unterſucht, an deſſen Kopf nicht die geringſte Andeutung eines Roſenſtocks, vielweniger eines Gehörns bemerkbar, und doch auch nicht die mindeſte Verletzung oder Unvollkommenheit am Kurzwildbret wahrzunehmen, ſondern mehr als eine Anzeige vorhanden geweſen wäre, daß er gebrunftet gehabt habe.“

ten und nur während der Brunftzeit oder an der Fütterung ein, doch nie in dem Maaße, daß man nicht zu jeder Tageszeit seinen Weg in einer Erfernung von 50 Schritten unbesorgt fortsetzen könnte *).

Ist hingegen der Hirsch verwundet, oder sehr durch Hunde geängstiget, so widersetzt er sich, vorzüglich in der Feistzeit, nicht nur seinen Verfolgern, sondern er nimmt auch den Menschen an, d. h. er biegt den Kopf vorwärts, richtet die Spitzen der Augensprossen gerade auf den anzufeindenden Gegenstand und fährt mit soviel Schnelligkeit darauf los, daß nur schwer zu entkommen ist. Doch bemerkt man fast immer die Neigung zum Annehmen an einem gewissen Zusammenrümpfen des Obermauls und an der stieren Richtung der funkelnden Lichter (Augen) **).

§. 4.

Die Brunftzeit des Edelwildes fängt mit Eintritt des Monats September an und dauert bis zur Mitte des Oktobers ***).

Schon gegen Ende des Augusts, wenn die Hirsche am feistesten sind, erwachen in den stärksten die Triebe zur Brunft. Sie äußern dies durch ihr Schreien — ein Laut, der dem Jäger angenehm, dem musikalischen Ohre aber nichts weniger als schmeichelnd ist — welches macht, daß ihnen gleich Anfangs der Hals anschwillt. Denselben Ort, wo der Hirsch einmal gebrunftet hat, wählt er, so lange das Holz nicht abgetrieben wird, da, wo er Ruhe

*) Einem Kapitalhirsche im Anhalt-Dessauischen durfte während der Brunft niemand sich zu sehr nahen; ein anderer duldete auch an der Fütterung keinen Menschen, als den Jäger, welcher die Besorgung derselben hatte.

**) Ist man zu Pferde, so lasse man bei solchen Gelegenheiten, wenn man Platz zum Weichen hat, den Hirsch bis auf 10 oder 12 Schritte heran, und fahre dann schnell auf die Seite; zu Fuße springe man, wenn er sich nahet, hinter einen Baum oder dicken Strauch. Er ist zu sehr in der Hitze, um sich gleich wenden zu können und flieht gewiß vorüber. Das Verbergen, ehe der Hirsch wirklich annimmt, taugt nichts, weil, wenn er es bemerkt, sich auch darnach richtet.

***) Da, wo der Verfasser jetzt (i. J. 1818) lebt — im untern Mainkreise des Königreichs Baiern — beginnt und endet die Hirschbrunft 2 bis 3 Wochen später, als im Königreiche Sachsen und in den Anhaltischen Landen.

holt, in den folgenden Jahren immer wieder. Solche Stellen nennt man Brunftplätze.

In der Nachbarſchaft derſelben zieht ſich dann auch das Wild in kleine Trupps zu 6, 8, 10 bis 12 Stück zuſammen, verbirgt ſich aber, vielleicht aus Koketterie, vor dem Brunftthirſche. Dieſer trollt unaufhörlich mit zu Boden geſenkter Naſe umher, um zu wittern, wo es gezogen iſt und ſteht.

Findet er noch ſchwache Hirſche oder Spießer dabei, ſo vertreibt er ſie und bringt ſich in den Beſitz der Alleinherrſchaft, welche er von nun an mit despotiſcher Strenge ausübt. Keine der erwählten Geliebten darf ſich nur auf 30 Schritt weit entfernen; er treibt ſie ſämmtlich auf den gewählten Brunftplatz.

Hier, von ſo viel Reizen umgeben, vermehrt ſich der Begattungstrieb ſtündlich; aber noch immer weigern ſich wenigſtens die jüngern Spröden, die Schmalthiere, welche er unausgeſetzt herumjagt, ſo daß der Platz ganz kahl getreten wird.

Abends und Morgens ertönt der Wald vom Geſchrei*) der Brunftthirſche, welche ſich jetzt kaum den Genuß des nöthigen Geäſes und nur zuweilen Abkühlung in einer benachbarten Suhle oder Quelle, wohin die Thiere ſie begleiten müſſen, geſtatten.

Andere, weniger glückliche, Nebenbuhler beantworten neidiſch das Geſchrei.

Mit dem Vorſatz, alles zu wagen, um durch Tapfer-

*) Das oben erwähnte Geſchrei — eigentlich Schreien — des Hirſches in der Brunftzeit lautet ungefähr ſo, als wenn mit einer ſtarken, ſonoren Baßſtimme und weit geöffnetem Munde, in einen Topf (Hafen) Ŏ — Ā geſchrieen wird. Brunftthirſche ſchreien meiſt nur dann, wenn mehrere in der Nähe beiſammen ſtehen; auch ſtets in kalten Nächten häufiger und ſtärker als in lauen. Dieſes Schreien ſcheint Aufforderung zum Kampfe zu ſeyn. Auch das Thier, beſonders ſo lange es vom Hirſche getrieben wird, gibt in der Brunftzeit mitunter einen kurzabgebrochnen, ſtark näſelnden, wie o ä im Bariton erklingenden Laut aus. Außer der Brunftzeit vernimmt man denſelben nur kurz nach der Setzzeit von alten Thieren die ihre Kälber dadurch zu ſich rufen. Im erſten Falle ſcheint ſelbiger daher Angſtlaut, im andern Locklaut zu ſeyn. Der Jäger bezeichnet ihn, wie ſchon §. 1. geſagt, durch Mahnen.

keit oder Liſt ſich an die Stelle jener zu ſetzen, nähen ſie ſich. Kaum erblickt der beim Wilde ſtehende Hirſch einen andern, ſo ſtellt er ſich, glühend vor Eiferſucht, ihm entgegen.

Jetzt beginnt ein Kampf, welcher oft einem der Streitenden, nicht ſelten beiden, das Leben koſtet. Wüthend gehen ſie mit geſenktem Gehörn auf einander los, und ſuchen ſich mit bewundernswürdiger Gewandtheit wechſelsweiſe anzugreifen oder zu vertheidigen.

Weit erſchallt im Walde das Zuſammenſchlagen der Geweihe, und wehe dem Theile, welcher aus Altersſchwäche oder zufällig eine Blöße giebt! Sicher benutzt dieſe der Gegner, um ihm mit den ſcharfen Ecken der Augenſproſſen eine Wunde beizubringen.

Man hat Beiſpiele, daß die Gehörne beim Kampfe ſich ſo feſt in einander verſchlungen hatten, daß der Tod beider Hirſche die Folge dieſes Zufalls war, und auch dann vermochte keine menſchliche Kraft, ſie ohne Verletzung der Enden zu trennen. Oft bleibt der Streit Stunden lang unentſchieden. Nur bei völliger Ermattung zieht ſich der Beſiegte zurück; der Sieger aber findet ſeinen Lohn im unerſättlichen, immer wechſelnden Genuß von Gunſtbezeigungen der Thiere, welche — wer kann es beſtimmen, ob nicht mit getheiltem Intereſſe — dem Kampfe zuſahen.

Während deſſelben gelingt es zuweilen ganz jungen Hirſchen ſich auf kurze Zeit in den Beſitz der Rechte zu ſtellen, um welche jene ſich mit ſo großer Hartnäckigkeit ſtreiten, indem ſie ſich an das Wild heranſchleichen und das genießen, was ihnen ſonſt erſt drei Wochen ſpäter, wenn die ſtarken, ganz entkräftet, die Brunftplätze verlaſſen, zu Theil wird.

Zum Beſchlag ſelbſt bedarf der Hirſch nur eines höchſt kurzen Zeitraums.

Das Thier gehört nicht zu den Kreaturen, welche nicht gleiches mit gleichem vergelten wenn der Gatte ſich ſteten Wechſel erlaubt! Auch ſucht es ſich ſo oft als möglich für den Zwang ſchadlos zu halten, welchen ihm die eiferſüchtigen Grillen deſſelben auflegen.

Sonſt ſchrieb man ihm ſo viel Enthaltſamkeit zu, daß man behauptete, es trenne ſich unvermerkt vom Hirſche, ſobald es ſich hochbeſchlagen fühlte; neuere Beobachtungen haben das Gegentheil bewieſen. Wahrſcheinlich empfindet es nur zu gut, daß die letzten Wochen der Brunſt es doppelt für die Mühſeligkeiten der erſten entſchädigen.

§. 5.

Das Thier geht vierzig bis ein und vierzig Wochen tragend und ſetzt, je nachdem es, während der Brunſt, zeitig oder ſpät hochbeſchlagen wurde, zu Ende des Mai oder im Monat Jnni ein Kalb, ſelten zwei.

Wenn die Setzzeit herannaht, ſucht es Einſamkeit und Ruhe im dichteſten Holze. Die Kälber ſind in den erſten drei Tagen ihres Lebens ſo unbeholfen, daß ſie ſich nicht von der Stelle bewegen, man kann ſie ſogar mit der Hand aufnehmen.

Nur ſelten und auf kurze Zeit verläßt ſie in dieſer Periode die Mutter, und ſelbſt wenn ſie verſcheucht wird, entfernt ſie ſich nur ſo weit, als nöthig iſt, um durch fingirte Flucht die wirkliche oder eingebildete Gefahr abzuwenden.

Und dieſen Zweck ſucht ſie, vorzüglich wenn ein Hund oder Raubthier ſich naht, mit vieler Schlauheit zu erreichen. Trotz ihrer ſonſtigen Furchtſamkeit, flieht ſie nicht eher und nicht ſchneller, als ſie, um zu entkommen, muß, weil ſie weiß, daß dies das beſte Mittel iſt, die Aufmerkſamkeit des Feindes vom Kalbe ab und auf ſich zu ziehen, und ihn, indem er ihr mit Eifer folgt, irre zu führen. Kaum iſt er gänzlich entfernt, ſo eilt ſie an den Ort zurück, wo ſie ihren Liebling verließ.

Nachdem das Kalb nur eine Woche überlebt hat, würde die Mühe vergeblich ſeyn, es ohne Netze fangen zu wollen. Ueberall folgt es nun der Mutter und drückt ſich ſogleich im hohen Graſe, wenn dieſe ſich meldet, d. h. einen Laut des Schreckens von ſich giebt; oder mit dem Vorderlaufe ſchnell und ſtark auf den Boden ſtampft. Es beſaugt das Thier bis zur nächſten Brunſtzeit, und wird

von dieſem über die Wahl der ihm dienlichen Aeſung von Jugend auf belehrt.

§. 6.

Die Aeſung des Edelwildes beſteht im Winter, beim Plattfroſt, in den an warmen Quellen hervorſproſſenden Kräutern und in grüner Saat; fällt tiefer Schnee, ſo begnügt es ſich mit den Knospen, im Nothfall auch mit der Schale des gefällten Holzes, mit Heidekraut (Erica vulgaris) und mit den immer grünen Blättern des Brombeerſtrauches (Rubus fructicosus, Lin.). Findet es aber Oelſaatbreiten, ſo ſchlägt es den Schnee mit den Läufen weg und nimmt die Blätter als Leckerbiſſen an. Nichts reizt es mehr als der Miſtel (Viscum album, Lin.), aus welchem bekanntlich der Vogelleim bereitet wird. Er iſt ein Hülfsmittel, das Rothwild Stunden weit heranzuziehen, wenn er auch nur in geringer Quantität angewendet wird. Ueber die Nothwendigkeit und Einrichtung der Fütterung in dieſer Jahreszeit iſt bereits in der Einleitung geſprochen worden. Bei der erſten Anlage derſelben wird es ſehr vortheilhaft ſeyn, ſich des Miſtels zur Kirrung zu bedienen.

Auch muß darauf Bedacht genommen werden, daß ſowohl für die guten Hirſche, als für die ſchlechten und das Wild, an verſchiedenen Orten eine beſondere Fütterung unterhalten wird.

Im Frühjahr ſorgt die Natur ſchon ſelbſt für Aeſung durch Holzknospen, grünes Getreide, aufſproſſende Grasarten und Kräuter, ſo wie ſpäterhin durch die friſchen Triebe und das junge Laub faſt aller Holzarten, die der Erlen ausgenommen *).

Werden alle dieſe Nahrungsmittel zu alt und bitter, ſo nimmt das Edelwild die Wieſen an. Lieblingsäſung iſt ihm der junge Trieb, das Blatt und die Blüthe des wil-

*) Als Eigenheit verdient bemerkt zu werden, daß das Edelwild die Stockraden den jungen Getreidepflanzen jeder Laubholzart bei weitem vorzieht.

Jasmins (Philadelphus coronarius, Lin.). Durch ihn wird in dieſer Jahreszeit das Edelwild eben ſo ſicher aus weiter Ferne herangezogen, als im Winter durch den Miſtel.

Wenn das Getreide Körner bekommt, ſo äſet es alle Arten derſelben, Gerſte ausgenommen, vorzüglich aber liebt es Hafer, alle Arten Futterkräuter, Leimknoten und Buchwaizen.

Da es zu allen andern Zeiten durch kühle Aeſung vor Durſt geſchützt wird, ſo zieht es faſt ausſchließlich nur im Juli, Auguſt und September zur Quelle, um zu trinken.

Nach der Ernte ſucht es auf den Wieſen und im Holze wieder, ſo viel als möglich, grünes Geäſe, und nimmt Kraut und Rüben, Kartoffeln, auch junge Oelſaat an. Späterhin findet es ſeinen reichlichen Unterhalt im Walde an den Eicheln, und auf dem Felde an der jungen Winterſaat. Beſonders liebt es die reifen Früchte des nordamerikaniſchen großen ſtachligen Hagedorns (Crataegus coccinea, Lin.). Durch den Genuß ſo nahrhafter Aeſungsmittel werden bei den Hirſchen die durch die Brunft, bei den Thieren die durch das Säugen der Kälber verlornen Kräfte größtentheils erſetzt, und beide Geſchlechter können ſo, bei einiger Unterſtützung durch die Fütterung, einen harten Winter und den damit verbundenen Mangel ertragen *).

§. 7.

Starke Hirſche ſtehen nur in der Brunftzeit bei Thieren, zu jeder andern Zeit in ſtärkern oder ſchwächern Trupps, abgeſondert, beiſammen; Spießer, Hirſche vom zweiten Kopf (die das zweite Gehörn tragen), Thiere

*) Wenn (ſ. Okens Zoologie Th. III. S. 749, 754) die neueren Naturforſcher von den geſpitzten Backenzähnen des Edelwildes darauf ſchlieſſen, daß daſſelbe zu den Fleiſch freſſenden Thieren gehören müſſe und wirklich gehöre, ſo thun ſie der Natur Gewalt an — denn in der Freiheit nimmt daſſelbe (ſelbſt beim höchſten Mangel) ſchlechterdings kein Fleiſch, gezähmt aber nur geſottenes oder gebratenes an.

und Schmalthiere vereinigen ſich in andern oft zahlreichen Geſellſchaften.

Die Kälber bleiben bis zur Setzzeit des folgenden Jahres bei der Mutter; dann geſellen ſie ſich, nun als Spießer und Schmalthiere, zu den ältern Schmalthieren und ſchlechten Hirſchen. Sobald das Kalb dem Thiere folgen kann, formiren ſich wieder gemiſchte Trupps, und dieſe halten ſich bis zur Brunftzeit zuſammen.

Zahlreiche, blos aus ſtarken Hirſchen beſtehende Trupps ziehen ſich mit Eintritt des Winters in die Nachbarſchaft der jungen und neuangelegten Gehaue, oder in ſolche Waldsgegenden, wo die Heide (Erica vulgaris) häufig ſich findet.

Eben ſo die gemiſchten Wildgeſellſchaften, nur von jenen abgeſondert.

Fällt Schnee ein, ſo ſucht jeder Trupp die für ihn beſtimmte Fütterung auf, entfernt ſich auch den Tag über nicht weit davon.

Nur bei einbrechender Nacht ziehen in der Regel Hirſche und Wild überhaupt auf die Aeſung.

Wenn die Hirſche abgeworfen haben, vermeiden ſie Dickungen und alle ſolche Orte, wo ſie mit dem jungen Gehörn anſtoßen müßten, weil ihnen dies ſchmerzhafte Empfindungen verurſacht.

Im Frühjahr ziehen ſich die verſchiedenen Trupps in die Vorhölzer und an Orte, wo ſie zu der Zeit Geäſe finden.

Im April, während des Färbens, verbirgt ſich das Edelwild den ganzen Tag über im dichteſten Holze und geht nur zur Nachtzeit auf die Aeſung.

Im Mai erſcheint es in ſeinem leichtern und ſchönern Sommergewand, öfter und früher in der Nähe der Felder, Wieſen und jungen Gehaue, entfernt ſich auch ſelten weit davon, wenn es nicht beunruhigt wird.

Den nun gewählten Sommerſtand *) behält es gewöhnlich bis zur Brunftzeit.

---

*) In Revieren, wo das Edelwild nicht immer, ſondern nur im Sommer Stand oder auch nur Wechſel hält, wird man es gemeiniglich dann zu-

Während dieſer Jahreszeit wird es vom geflügelten Ungeziefer nicht wenig geplagt. Um ſich dagegen ſo viel als möglich zu ſchützen, thut es ſich den Tag über im Dickicht, im hohen Graſe oder im Getreide nieder; tritt auch bei heißem Wetter, gegen Mittag, wo es Gelegenheit dazu findet, ſo tief ins Waſſer, als es, ohne ſchwimmen zu müſſen, geſchehen kann.

Gegen Abend, wenn es auf die Aeſung, und Morgens frühe, wenn es zu Holze zieht, kühlt es ſich in den Suhlen ab, welche es auf ſeinem Wechſel findet.

Gegen Ende des Auguſts vertheilen ſich die ſtarken Hirſche auf die Brunftplätze, wenn ſie ſich mit einigen alten Thieren, die ihre Kälber bei ſich behalten, und mit Schmalthieren vereinigt haben. Spießer und geringe Hirſche müſſen jetzt das Feld räumen, bis die ſtarken von der Brunft abtreten; doch halten ſie ſich gern in der Nähe der Brunftplätze auf.

Nach der Brunft vereinigt ſich alles, wie vorher, truppweiſe, und wählt ſeinen Stand in den Vorhölzern, welche den mit Herbſtfrüchten und grünem Wintergetreide beſetzten Feldern nahe ſind. Auch trifft man jetzt das Rothwild häufig da, wo es Eichelmaſt findet.

§. 8.

Unter allen Wildgattungen gewährt das Edelwild auf mannigfaltige Weiſe beträchtlichen Nutzen. So wird

1. das Wildbret ſeines, vorzüglich in der Feiſtzeit, vortrefflichen Geſchmacks wegen, ſelbſt von denen ungemein geſchätzt, welche, ſo lange ſie aus ökonomiſchen Rückſichten, oder unter andern Verhältniſſen, den Genuß deſſelben auf ihren Tafeln entbehren müſſen, abgeſagte Feinde alles deſſen ſind, was dieſen Namen führt.
2. Die Lunze, und

---

erſt und forthin ſpüren, wenn an der Ebereſche (dem Vogelbeerſtamme, Sorbus aucuparia, Lin.) die Knospen ſich öffnen.

3. das Geſcheide, wenn ſie gut und vorſichtig gereinigt ſind, geben eine ſchmack- und nahrhafte Koſt.
4. Das Kurzwildbret hält man, bei guter Zubereitung, für ein wohlſchmeckendes Gericht; mit minderm Rechte für ein Kräfte verleihendes Mittel.
5. Die Kolben und das Maul werden, als Salat, für lecker gehalten.
6. Aus dem Geweih wird eine kräftige Gallerte bereitet, die in auszehrenden Krankheiten von großem Nutzen ſeyn ſoll. Auch wird es unter dem Namen Hirſchhorn in Apotheken zu mehreren Zwecken verwendet, und von Horndrehern, Schwertfegern und Büchſenſchäftern zu mancherlei Arbeiten geſucht.

   Nicht nur die Geweihe der erlegten Hirſche ſind hierzu brauchbar, ſondern auch die abgeworfenen.

   Man ſetzt deshalb gewöhnlich 3 Pfennige für jedes Ende der Stange zur Belohnung für den aus, welcher ſie findet und abliefert.
7. Das Unſchlitt dient zur Heilung leichter Hautverletzungen, auch verhindert es dieſe, wenn bei heftigen Strapazen zu Fuß und zu Pferde die der Reibung ausgeſetzten Theile öfters damit beſtrichen werden.
8. Die Haut wird, wenn ſie gar gemacht iſt, von den Beutlern, Riemern und Schuhmachern verarbeitet und macht deshalb einen nicht unbedeutenden Handlungszweig aus.

Den Hirſch benutzt man von der Mitte des Monats Juni bis zur Mitte des Septembers am zweckmäßigſten, weil dann Wildbret und Haut am beſten iſt. Die eigentliche Feiſtzeit fällt erſt in den Monat Auguſt. Bei voller Aeſung muß der gute Hirſch dann 400, der Kapitalhirſch gegen 600 Pfund wiegen und 2 bis 4 Zoll hoch Feiſt aufgelegt haben.

Im Winter Edelwild überhaupt und beſonders ſtarke Hirſche zu ſchießen, würde in jedem gut unterhaltenen, geſchloſſenen Reviere unſtatthaft ſeyn, da dann beides, Wildbret und Haut, ſchlecht, die letz-

tere besonders auch durch die Engerlinge *) verletzt ist.

Der Kümmerer, der kein förmliches Geweih wieder aufsetzt, ist das ganze Jahr hindurch gut am Leibe, im August aber außerordentlich feist. Die Haut verschlechtert und verbessert sich bei Kümmerern ebenfalls mit der Jahreszeit, wie bei andern Hirschen. Dies geschieht auch beim Thiere und Kalbe. Ersteres ist im Herbste, besonders im November, nicht nur gut am Wildbret, sondern auch oft sehr feist. Kälber, Spießer und Schmalthiere sind nie feist, im Sommer jedoch gut am Wildbret und dann vorzüglich brauchbar.

§. 9.

Das bisher Gesagte hat, hoffe ich, den jungen Weidemann mit der Naturgeschichte des Edelwildes gnüglich bekannt gemacht. Diese Kenntniß wird ihm um so nützlicher seyn, da sie ihn in den Stand setzt, das seiner Aufsicht anvertraute Revier, nach den daraus von selbst sich ergebenden Regeln, richtig zu behandeln und von der Jagd den höchstmöglichen Nutzen für seinen Herrn und sich zu ziehen.

Ich gehe nun zu dem über, was ganz eigentlich das Jagdwesen betrifft.

---

*) Mit der Verlängerung des Winterhaars wird zugleich die Haut dünne. Zwischen derselben und dem Wildbret generiren sich die Engerlinge aus den Eiern der Bremse (Oestrus bovis, Lin.), welche diese zur Sommerszeit in die Haut alles wiederkäuenden Wildbrets legt. Man findet diese Maden im Februar schon häufig, aber erst im März fangen sie an, sich unter der Haut zu bewegen, diese zu durchlöchern und so fast ganz unbrauchbar zu machen. Die Bewegung der Engerlinge verursacht dem Wilde ein empfindliches Jucken und Brennen, welches es zum Kratzen und Reiben, ja selbst zum Aufbeißen der leidenden Theile reizt. Bei dieser Gelegenheit verschluckt es eine Menge dieser Geschöpfe, wirft sie aber durch öfteres Husten, welches durch das Anhängen derselben im Schlunde erregt wird, wieder aus. Im April sind sie fast ganz aus der Haut verschwunden. Während des Färbens vernarben die Löcher in derselben, die Narben verschwinden, und sie verstärkt und verbessert sich von Tage zu Tage mehr.

§. 10.

Der 4te und 10te §. der Einleitung zu gegenwärtigem Werke enthalten bereits das Allgemeinere über die zu dem Zwecke, ein mit Wild verhältnißmäßig gut beſetztes Revier in gutem Stande zu erhalten, auch einem heruntergekommenen wieder aufzuhelfen, anwendbaren Mittel. Hier noch ein kurzer Nachtrag derjenigen Maaßregeln, durch welche, — nach Möglichkeit — dem zu ſtarken Auswechſel des Edelwildes entgegengewirkt, der Zugang deſſelben aber befördert werden kann.

Erhaltung der Ruhe im Walde — in ſo weit örtliche und andere Verhältniſſe es geſtatten — zu jeder Jahreszeit muß, begreiflicher Weiſe, hierzu das meiſte beitragen.

Nächſtdem ſei man beſonders darauf bedacht, alle Arten von Raubzeug, durch fortgeſetzte Anwendung der erlaubten Ausrottungsmittel, bis zur höchſtmöglichen Unſchädlichkeit, zu vermindern.

Ferner ſorge man für zweckdienliche Unterhaltung der Winterfütterungen, verändere auch den dazu einmal beſtimmten Ort, ohne Nothwendigkeit, nicht.

Das Nehmliche gilt für die milderen Jahreszeiten von den Salzlecken.

Deshalb muß deren Errichtung, wenn ſolche durch Landesgeſetze nicht unterſagt iſt, an ruhigen Stellen zu rechter Zeit ſtatt finden.

Man verfährt dabei auf folgende Weiſe:

Im Monat März läßt man 1½ Fuß hohe und 4 Fuß im Quadrat haltende Kaſten von eichenen Pfoſten auf den Hauptwechſeln und in der Nähe einer Suhle befeſtigen. Dieſe werden mit feiner, von Steinen und Wurzeln gereinigter, trockner, ſtark mit Salz vermiſchter Leimerde *) nicht nur vollgeſchlagen, ſondern auch ein rundlich abgeſtumpfter, kegelförmiger Haufen, in deſſen Mitte ein Stock

*) Einen geringen Zuſatz von zerſtoßenem Anis oder Aniſöl habe ich bei der Fertigung der Salzlecken eben ſo zweckmäßig gefunden, als zum Behuf der Anfriſchung das Beträufeln mit einem Gemiſch von Salzwaſſer und einigen Tropfen Aniſöl.

ſteht, feſt darauf gedrückt. Geht Viehtrift in die Nähe der Lecken, ſo umgiebt man ſie mit einer etwa 10 Fuß vom Kaſten abſtehenden 3 Fuß hohen Vermachung.

Das Edelwild liebt die Salzlecken ſo ſehr, daß es ſolche oft in kurzer Zeit ausſchlägt (ausleert). Dann füllt man ſie auf die nehmliche Art wieder an.

Nicht weniger reizend — für den Edelhirſch beſonders — ſcheint reiner, ſtrengflüſſiger Theer zu ſeyn. Verſuche, welche der Verfaſſer im Spätſommer und Frühherbſte des Jahres 1817 anſtellte, als derſelbe durch eine diesfallſige Anzeige im Meyer'ſchen Journ. f. d. Forſt- und Jagdweſen im Königr. Baiern, Jahrg. 1816, hierauf aufmerkſam gemacht worden war, berechtigen ihn zu dieſer Aeußerung, ohne jedoch für jetzt noch die Sicherheit des Erfolgs verbürgen zu können, indem die diesjährigen Proben durch eine ziemlich lange Abweſenheit von der Heimath unterbrochen worden ſind.

Man beobachtete folgendes Verfahren:

Auf bekannten guten Wechſeln wurden iſolirt ſtehende, glattrindige Baumſtämme von beliebiger Art und Stärke, in einer Höhe von 3 bis 4 Schuh über der Erde, ringsum mit Theer ſtark beſtrichen, nachdem man den Boden um den Stamm her, bis auf 3 Schuh Breite, gehörig hatte auflockern laſſen.

Nach Verfluß weniger Tage, vorzüglich beim Herannahen der Brunftzeit und während derſelben, fand man anfänglich weniger oder mehr abgeriebenes Haar und Zeichen des Leckens, ſpäterhin auch häufige Rindenverletzungen mit dem Geweih an den beſtrichenen Stellen der Bäume, am Boden aber reine Tritte der Hirſche — nie die eines Thieres.

Fortgeſetzte Verſuche müſſen beſtätigen, ob dieſe Theer-Lecke ſtets gute Dienſte leiſtet.

§. 11.

Eine eigene Kunde des Jägers iſt das richtige Anſprechen des Edelwildes und jeder andern Wildart.

Man ſpricht das Edelwild entweder in Folge der Anſchauung, oder nach der Fährte an. Das erſtere hat weiter keine Schwierigkeit, weder in Rückſicht der Unterſcheidung des Geſchlechts, noch der Gattung und Art.

Der Hirſch zeichnet ſich auf den erſten Blick ſchon hinlänglich vor dem Thiere aus.

Die Stärke des Wildes am Leibe gibt den Maaßſtab, nach welchem man das Alter deſſelben, bei einiger Erfahrung, bald beurtheilen lernt.

Welcher Hirſch als jagdbar, ſchlecht jagdbar, und wie er der Zahl der Enden nach anzuſprechen ſei, findet man §. 1. d. K. Daß die Stärke der Stangen, Roſen und Perlen ꝛc. das höhere oder geringere Alter deſſelben beſtimmen, wurde ſchon oben §. 3. geſagt. Hier folgen daher nur noch einige nicht erwähnte Kennzeichen ſehr alter Hirſche. Die Schalen an den Läufen nehmlich ſind ſtumpf und breit, die vordern Zähne wackelnd und gelb, in der Mitte der Seitenzähne aber braune Flecken ſichtbar; die Roſen ſtehen dicht auf dem Stirnbeine.

Das Edelwild der Fährte nach richtig anzuſprechen, hat in hartem Boden ſchon bedeutende Schwierigkeiten; aber ſehr viel gehört beſonders dazu, die Fährte des Hirſches nicht nur von der einer jeden andern Wildart, ſondern auch von der des Thieres zu unterſcheiden, und die Stärke deſſelben, auch die muthmaßliche Endenzahl darnach zu beſtimmen. Ueberhaupt aber beſchränkt ſich beim Anſprechen des Hirſches nach der Endenzahl aus der Fährte alles darauf, richtig anzugeben, wie viele Enden das Geweih deſſelben im Verhältniß zu ſeiner Stärke am Leibe eigentlich haben ſollte oder könnte.

Nächſtdem gibt es noch andere Merkmale, auf die man bei ähnlichen Unterſuchungen, beſonders an Orten Acht haben muß, wo die Fährte nicht ſichtbar iſt.

Alle dieſe Eigenheiten an der Fährte des Hirſches, nebſt den andern erwähnten Merkmalen werden Zeichen genannt, und nur der Jäger wird für hirſchgerecht zu erklären ſeyn, welcher ſich durch genaue Kenntniß und fortgeſetzte Beobachtung derſelben die Ge-

schicklichkeit erworben hat, bestimmt darnach anzusprechen.

Es ist daher ein wichtiges Geschäft für jeden jungen Weidemann sich mit diesen Zeichen vertraut zu machen.

Zwar kann man nicht in Abrede stellen, daß kaum ein einziges für sich allein, ohne Vergleichung mit mehreren, untrüglich ist, weil dabei sogar viel auf den Boden, in welchem der Hirsch die Fährte macht, auf die Jahreszeit und auf andere Zufälligkeiten ankommt. Geht man aber, bei der Beobachtung so vieler Zeichen, als nur immer bemerkbar sind, genau und vorsichtig zu Werke; so wird man, besonders mit Hülfe eines guten Leithundes, nicht leicht fehlen.

Gern gebe ich es zu, daß ich, bei aller Anstrengung nicht im Stande seyn kann, dem jungen Jäger hier alles deutlich zu machen. Dieser soll und darf aber dies Werk — in diesem Falle besonders — nur zur Wiederholung dessen gebrauchen, wozu ihm ein erfahrner Lehrherr Anleitung geben muß.

Auch glaube ich zu meiner Beruhigung voraussetzen zu können, daß keiner von den Schriftstellern, welche mir vorgearbeitet haben, mehr in dieser Rücksicht geleistet hat und leisten konnte, als hier geschehen soll.

Es ist übrigens sonderbar, daß auch der Weidemann, welcher nach der genauen Ansicht einiger völlig ausgedruckten Fährten gewiß den Hirsch allemal richtig ansprechen würde, es doch nicht vermag, den abgelös'ten Lauf eines jungen Hirsches von dem eines alten Thieres zu unterscheiden; da doch ersterer, schon als Spießer, sich auf so mannichfache Weise in der Fährte vor letzterem auszeichnet.

Die alten Jäger gaben 72 Kennzeichen des Hirsches an. Unter dieser Menge sind viele entbehrlich. Ich werde mich daher nur auf die einschränken, welche gerecht sind, d. h. sie trügen nie, oder doch nur selten, und höchstens 3 bis 4 Tritte hinter einander können den Jäger zweifelhaft machen. Aber eben deshalb hüte man sich auch, gleich auf den ersten Anblick einer Fährte ansprechen zu wollen.

1. Der Schrank oder das Schränken beſteht darin, daß, wenn der Hirſch feiſt iſt, oder im Schnee, Sande und Moder fortzieht, die Tritte des rechten und linken Laufes nie gerade hinter, ſondern neben einander kommen. An der Weite des Schranks erkennt man zugleich die Schwere und Breite des Hirſches. Das tragende Thier ſchränkt auch zuweilen, doch gewiß nicht in drei bis vier Schritten nach einander, der Hirſch hingegen ununterbrochen, auch ſchränkt in der Regel nur das tragende Thier.

2. Der Hirſch ſchreitet ſchon in einem Alter von vier Jahren weiter aus, als das älteſte Thier. Dies Zeichen heißt der Schritt. Es iſt zu allen Zeiten und in jedem Boden — auch beim tiefſten Schnee und im Flugſande — bemerkbar und durchaus gerecht. Schreitet er 2½ Schuh weit *), ſo kann er füglich ein Gehörn an 10 Enden tragen. Ich rathe dem jungen Jäger, jedesmal, wenn er einen Hirſch an 8, 10 und 12 oder mehr Enden einzeln ziehen ſieht, die Fährte deſſelben aufzuſuchen, und die Weite des Schritts mit dem Zollſtocke zu meſſen. Die Nützlichkeit dieſes Verfahrens leuchtet von ſelbſt ein.

3. Der Zwang oder das Zwängen entſteht dadurch, daß der Hirſch die im Tritte zuſammengepreßte Erde zum Theil mit den Schalen feſt an ſich und rückwärts zieht.

4. Der Burgſtall oder das Grimmen ſtellt ſich in der Mitte des Trittes als eine kleine, gewölbte, der Länge nach ausgedehnte Erhabenheit dar, welche durch das feſte Ein- und Vorwärtsdrücken des Ballens gebildet wird. Im feuchten Lehm- und Sandboden iſt dieſes Zeichen deutlich wahrnehmbar und dann ſehr gerecht.

5. Den Beitritt macht der Hirſch, indem er mit dem Hinterlauf etwa einen Finger breit neben den vordern tritt. Dies Zeichen würde nicht zu den ſicherſten

*) Hierbei iſt zu merken, daß eine von den zwei hinter einander folgenden Fährten mit zum Schuhmaaße gerechnet wird.

gehören, weil man es, obwohl nicht fortgeſetzt, auch beim tragenden Thiere bemerkt; wenn es nicht beſonders und immer dem Feiſthirſche eigen wäre; alſo zu einer Jahreszeit, wo keine Irrung mit dem tragenden Thiere ſtatt finden kann.

6. Wenn die durch die vordern Schalen gebildeten Tritte von den Tritten der hintern Schalen gleichſam geſpaltet, ſonach kreuzförmig erſcheinen und in dieſen Doppeltritten drei Ballen ſichtbar werden; ſo nennt man dies den Kreuztritt. Er wird beim Thiere nie bemerkt.

7. Das Zurückbleiben oder Hinterlaſſen entſteht, wenn die Tritte der hintern Schalen zwei bis drei Finger breit gerade hinter den vordern in den Boden ſich eingedrückt haben. Nur alte feiſte Hirſche machen dies Zeichen wegen mangelnder Dehnkraft der Sehnen. Das alte tragende Thier bleibt auch zurück; aber man wird bemerken, daß dann die Hinterfährte immer etwas ſeitwärts gegen die vordere ſteht.

8. Das Zeichen der Uebereilung findet man nur bei jungen und ſchlechten Hirſchen, und es wird dadurch bemerkbar, daß der Hintertritt ganz gerade vor den vordern geſtellt iſt. Zugleich mit dieſem erſcheint oft

9. das der vier Ballen, indem ſich die Ballen in allen vier Tritten ausdrücken. — Möchte beſſer das Ballenzeichen zu nennen ſeyn, weil nicht immer alle vier Ballen ſichtbar ſind.

10. Der Hirſch ſetzt die Schalen auswärts. Hieran erkennt man, welches die rechte oder linke Fährte iſt. Man gebe hierauf beſonders Acht, wenn man das Schränken ausmachen will.

11. Beim Blenden tritt der ſchlechte Hirſch mit der hintern Schale ſo gerade in die vordere Fährte, daß dieſe dadurch etwas länger und breiter wird. Die, bei dem Anſprechen des Hirſches nach dieſem Zeichen mögliche Verwechslung des geringen Hirſches mit einem Kapitalhirſche wird vermieden, wenn man darauf achtet, ob in der Fährte zwei oder vier Tritte ſich darſtellen. Der erſte Fall tritt beim Blenden ein. Man muß bei dieſem Zei-

chen vorzüglich Acht haben, daß man nicht einen ſchlechten Hirſch für einen Kapitalhirſch anſpricht. Doch kann man nicht irren, wenn man aufmerkſam iſt, ob man alle vier oder nur zwei Fährten ſpürt.

12. Eins der ſicherſten Zeichen iſt das im guten Boden eingedrückte Geäfter oder die Oberrücken. Beim Hirſch iſt der Eindruck faſt ſo ſtark wie ein Mannsdaumen, beim Thiere ſpitz und ſchmal. Beim Hirſche erſcheinen die Eindrücke des Geäfters in die Breite, beim Thiere in die Länge geſtellt; bei erſterem ſteht es — beim ruhigen Gange, wie bei der Flucht — 2½ bis 3 Zoll, beim Thiere kaum 2 Zoll vom Ballen entfernt.

13. Die Schalen des Hirſches ſind durch das ſtete Zwängen und durch die Schwere ſeines Leibes vorn ſtumpfer, als die ſpitzig bleibenden des Thieres. Dies Zeichen heißt die Stümpfe.

14. Durch den ſtets beſchloſſenen Gang und durch das daher rührende, unter 13. ſchon erwähnte Zwängen mit den Schalen wird beim Zuge des Hirſches auf gutem, zuſammenhaltenden Boden bewirkt, daß in der Mitte des Trittes ein kleiner, ſchmaler, erhabener, oben zugeſchärfter Längsſtrich ſich darſtellt. Das hierdurch ſich bildende Zeichen heißt das Fädlein. Beim Thiere bleibt viel Erde zwiſchen dem Abdruck der Schalen.

15. Wenn nach langer Dürre ein kurzer, aber ſtarker Regen gefallen iſt und der Hirſch in fettem Boden vom Felde zu Holze zieht, ſo behält er ganze Stücken Erde in und an den Schalen, welche oft faſt ſo groß wie ein Teller ſind. Da, wo er zuerſt auf Raſen tritt, fällt das Stück im Ganzen ab. Dies iſt ein ſehr gerechtes Zeichen und heißt, das Inſiegel. Eben ſo ſicher iſt

16. das, welches man den Abtritt nennt. Der Hirſch ſchneidet nehmlich mit ſeinen Schalen das grüne Getreide oder junge Gras ſcharf ab, wenn er auf Feldern und Wieſen herumzieht. Man findet die abgeſchnittenen Grashalmen in den Fährten. Hält man ſie gegen die Sonne und ſie ſind noch grün, ſo iſt der Abtritt friſch, iſt es ſchon etwas gewelkt, Tags zuvor gemacht. Das Thier

quetſcht das Grüne nur in der Fährte zuſammen, tritt es aber nicht ab.

17. Oft behält beim Abtritt der Hirſch Getreide oder Gras in den Schalen. Da, wo er über einen harten Weg zieht, bleibt es in der Fährte liegen. Dies untrügliche Merkmal wird der Einſchlag genannt.

18. Die Fährte des Hirſches bleibt im naſſen Sande gemeiniglich ganz ausgedruckt ſtehen, und auf dieſe Art macht er die reine Fährte; die des Thieres fällt leichter zu, weil es nicht ſo beſchloſſen geht.

19. Wenn der Hirſch über ſenkige Wieſen oder Bruch zieht, ſo hebt er den Koth über den Schalen mit heraus und läßt ihn umgekehrt liegen. Dies Zeichen heißt das hohe Inſiegel.

20. Wenn ſich der Hirſch aus dem Bette erhebt, macht er mitten in demſelben einen Tritt, und dieſen nennt man den Schloßtritt.

21. Der Hirſch macht oft den Wiedergang wenn er zu Holze zieht; indem er vor demſelben umkehrt, etwas zurückzieht und dann einen Bogen nimmt. Beim genauen Verſpüren, vorzüglich aber beim Vorſuchen mit dem Leithunde hat man hierauf beſondere Rückſicht zu nehmen und den Wiedergang auszumachen oder vorzugreifen, um nicht mehr Hirſche anzugeben, als in der That gewechſelt haben.

22. Naſſen und weichen, an den Schalen kleben bleibenden Schnee hebt und wirft der Hirſch in Klumpen heraus. In dieſen Schneeballen findet man mehrere der vorher angeführten Zeichen; z. B. den Burgſtall, das Fädlein ꝛc.

23. Der Hirſch brunſtet oder näſſet zwiſchen die Fährten; das Thier mit in dieſelben hinein.

24. Er kehrt und ſchiebt das Moos und Heidekraut, beim Darüberziehen ſo um, das die Wurzeln in die Höhe ſtehen. Dies Zeichen heißt der Umſchlag.

25. Das Schlagen oder Fegen — ſonſt auch die Himmelsſpur genannt — iſt gleichfalls ein untrügliches Zeichen des Hirſches und man muß darauf vorzüglich in hartem Boden, wo man die Fährten nicht finden kann, Acht

haben. Je ſtärker der Hirſch iſt, an deſto ſtärkeren Holzſtangen fegt er und deſto höher hinauf erſcheinen dieſe von der Rinde entblößt.

26. Das Wenden oder Himmelszeichen macht der Hirſch, wenn er durch junge Laubhölzer zieht, indem er die Aeſtchen, an welche er mit dem Geweih ſtreicht, abgeknickt umwendet, ſo daß die obere Seite des Laubes unterwärts gekehrt hängen bleibt.

27. Die Loſung des Hirſches iſt zu allen Jahreszeiten von der des Thieres merklich verſchieden; ſie verändert ſich aber auch von Zeit zu Zeit, und dieſe Veränderung hängt wieder ſehr von der Fruchtbarkeit der Gegend ab, in welcher er ſeinen Stand hat. Der Jäger muß ſich daher durch fortgeſetzte Beobachtung der Loſung in den Stand ſetzen, darnach richtig anſprechen zu können.

Im Winter iſt die Loſung des Hirſches, in kleinen, dünnen Stücken, rund geformt. Eins dieſer Stückchen hat ein Zäpfchen, welches in die Hohlung des andern paßt. Die des Thieres fällt in ungleicher Form, faſt wie bei den Schafen.

Im Frühjahr wird die Loſung des Hirſches feiſter, die Knoten dicker, ſie drückt ſich breiter, fällt haufenweiſe und hängt, faſt wie bei den Sauen, in einander. Nach und nach fängt ſie an, ſich mehr zu formen und härter zu werden; bei den Thieren hingegen fällt ſie einzeln und klein wie bei den Ziegen.

Im Sommer wird ſie länglichrund, bekommt Zäpfchen und iſt bis in den Auguſt mit Schleim überzogen; dann ſieht ſie ganz feiſt aus, iſt aber hart und fällt traubenförmig zuſammenhängend.

Im Anfang des Septembers iſt ſie zwar noch gezäpft, wird aber von Tage zu Tage dünner.

Im October und November ſieht die der Thiere, welche nun ſchleimig und zuſammenhängend wird, beſſer aus, als die der Hirſche, doch iſt ſie nicht ſo gleichgeformt wie jene im Sommer. Dies iſt die Zeit, wo der Weidemann beſonders vorſichtig ſeyn muß, um nach der Loſung ein Thier nicht für einen Hirſch anzuſprechen; denn

auch die des Hirſches verbeſſert ſich dann oft merklich, indem dieſer durch gute Herbſtäſung ſich ſehr erholt.

§. 12.

Bei der Abhandlung der verſchiedenen Arten des Jagdbetriebes auf Rothwild will ich erſt von der teutſchen und in der Folge auch von der franzöſiſchen oder Parforce-Jagd ſprechen.

A. Teutſche Jagd.

Zur teutſchen Rothwildsjagd werden folgende vier Racen von Hunden vorzüglich gebraucht:

1. Der Leithund,
2. Der Schweißhund,
3. Der däniſche Blendling und
4. Der teutſche Jagdhund.

§. 13.

Mit Recht kann man von jedem Jäger verlangen, daß er auf dem ſeiner Aufſicht anvertrauten Revier jeden Hirſch und den jedesmaligen Stand des Rothwildes überhaupt kenne, und ſo möchte man wohl glauben, daß es nicht nöthig wäre, genau mit dem Gebrauch und der Behandlung des Leithundes ſich bekannt zu machen. Nichts deſto weniger können Fälle eintreten, welche die Anwendung deſſelben nothwendig machen. Es iſt daher Pflicht für jeden rechtlichen Weidemann, ſich die dazu erforderlichen Kenntniſſe umfaſſend zu erwerben.

Dem Verſuche hierzu ſchriftliche Anleitung zu geben muß die Bemerkung vorangehen, daß dieſelbe nur dann von weſentlichem Nutzen ſeyn wird, wenn praktiſcher Unterricht eines erfahrnen Lehrers dem eigenen Fleiße des Lernenden freundlich zu Hülfe kommt. An meiner Bemühung, alles ſo deutlich als möglich vorzutragen, ſoll es indeß nicht fehlen. Um dieſen Zweck deſto leichter erreichen zu können, will ich die Erklärung der gewöhnlichſten Ausdrücke, welche von den Jägern auf den Leithund angewendet werden, hier folgen laſſen.

Der Leithund hat wahrſcheinlich ſeinen Namen daher, daß er beſtändig geleitet oder geführt wird; vielleicht auch, weil er dazu beſtimmt iſt, den Jäger auf die Fährte zu leiten.

Den Leithund arbeiten heißt, ihn abrichten und auf dieſe Weiſe zu ſeiner Beſtimmung geſchickt machen. Mit dem Leithunde arbeiten heißt, den abgerichteten zweckmäßig gebrauchen und zu dem Ende ihn zur gehörigen Zeit fortwährend zu üben.

Das Behängen iſt die Zeit, zu welcher derſelbe abgerichtet, gebraucht und geübt wird.

Die Halſung iſt das lederne, mit einem Ringe — durch den eine, zur Hälfte aus Hanf und Bockshaaren verfertigte fingersdicke Leine, das Hängeſeil genannt, gezogen wird — verſehene Halsband.

Der Jäger zieht mit dem Leithunde aus, er geht nicht mit ihm aus.

Er faſſet ihn zu dieſem Ende an das Hängeſeil, d. h. er zieht dieſes durch den Ring an der Halſung, um ihn daran zu führen.

Der Leithund hat eine gute Naſe, wenn der Sinn des Geruchs recht ſtark und fein bei ihm iſt.

Er fällt auf oder fällt die Fährte an, wenn er vermöge des Geruchsſinnes die Fährte des Rothwilds bemerkt und die Naſe gleichſam hineinſteckt.

Er übergeht nicht, wenn er jede Fährte anfällt.

Er zeichnet, indem er auf der Fährte ſtehen bleibt und mit der Naſe gerade darauf oder hinein zeigt.

Es iſt ihm gerecht, wenn er mit Munterkeit und Begierde die Fährte anfällt; es iſt ihm nicht gerecht, wenn er nicht freudig darauf fortſucht.

Mit dem Hunde nachhängen heißt, der Fährte, auf welcher er gezeichnet hat, mit ihm folgen, um nach deren Beobachtung anſprechen zu können.

Er wird abgetragen, indem man ihn von einer Hirſchfährte abnimmt und, unter den Arm genommen, wegträgt.

Vorſuchen heißt, einen Theil des Waldes mit dem

Leithunde umziehen, um mit Hülfe deſſelben beſtimmt angeben zu können, wie viel Rothwild hinein- oder herausgezogen iſt.

Man richtet zu Holze, indem beim Vorſuchen alle gerechte Fährten verbrochen werden.

Verbrechen heißt, ein abgebrochenes Aeſtchen auf eine Fährte werfen. Hierbei iſt folgender Unterſchied zu bemerken: will man eine Hirſchfährte verbrechen, ſo muß das abgebrochene Ende des Aeſtchens auf derſelben dahin zeigen, wohin der Hirſch gezogen; bei der Fährte eines Thieres das laubige Ende.

Der Bruch iſt der grüne Aſt, mit welchem 1. der Hund, wenn er richtig gezeichnet hat, geliebelt (geſtrichen) und 2. die Fährte bezeichnet wird.

Es iſt beſtätigt, wenn man vorgeſucht und zu Holze gerichtet hat, und alſo im Stande iſt anzuzeigen, daß und wie viele Hirſche in einem gewiſſen Bezirk des Waldes ſtehen.

Erneuern oder verneuern heißt, das Vorſuchen mehrere Morgen hinter einander, oder an einem öfter als einmal wiederholen. Der letztere Fall tritt beſonders ein, wenn ein beſtätigtes Jagen eingerichtet werden ſoll.

Man greift vor, entweder wenn man, um genauer angeben zu können, wo die Hirſche ſtehen, die Vorſuche abkürzt; oder an einem andern Orte die ſchon einmal beobachtete Fährte wieder zu finden ſich bemüht.

Man läßt den Hund ſchießen, indem man ihn während der Arbeit auf der Fährte am Hängeſeile weiter fortläßt.

Der Hund iſt führig, wenn er ein Jahr alt iſt, und ſo zur Arbeit tüchtig wird.

Er iſt gut behangen, wenn er lange und ſehr breite Ohren und an beiden Seiten herunterhangende Lefzen hat.

Beim Leithunde und bei allen Hunden ſagt man Ruthe ſtatt Schwanz, Läufe ſtatt Füße, Schweiß ſtatt Blut.

Die Hündinnen ſind läufiſch in der Zeit der Be-

gattungsluſtigkeit; ſie binden ſich (hängen) mit dem Hunde bei Vollführung des Begattungsactes; ſie wölfen, ſie gebären nicht.

§. 14.

Die Eigenſchaft des Leithundes beſteht darin, daß er jede Rothwilds-Fährte anfällt, und vorzüglich auf jeder Hirſch-Fährte zeichnet, d. h. wie ſchon im vorigen §. geſagt worden, er ſtutzt auf derſelben, hält die Naſe genau hinein und blickt nach dem Jäger auf. Der völlig gearbeitete trägt alſo viel dazu bei, einen jungen Weidemann hirſchgerecht zu machen; der hirſchgerechte Jäger aber iſt allein im Stande, einen jungen Leithund zu arbeiten, weil dieſem nur dann Recht gegeben werden darf, wenn er Hirſch- oder wenigſtens Rothwilds-Fährten anfällt.

Es gibt auch ſolche, welche entweder blos auf Sauen, oder auf Rothwild und Sauen zugleich gearbeitet ſind; von dieſen wird bei der Saujagd die Rede ſeyn.

Die gewöhnliche Farbe dieſer Hunde-Race iſt roth, wolfsgrau oder ſchwarz; die untern Theile der Läufe, welche bei allen Hunden Extremitäten genannt werden, ſind faſt immer gelb. Das Ausgezeichnete ihres Körperbaus iſt:

eine breite Bruſt; nicht gar hohe, aber ſtarke Läufe;
ein ſtarker, doch nicht zu kurzer Kopf; guter Behang;
dichtes Haar.

§. 15.

Will man (verhoffentlich) gute, junge Leithunde ziehen; ſo nehme man zu einer guten alten Hündin einen jungen, raſchen Hund von reiner Race, der ſchon gezeigt hat, daß er Luſt zur Arbeit hat. Eine junge, muntere Hündin belege man hingegen mit einem alten ausgearbeiteten Hunde.

So lange die Hündin tragend iſt, darf ſie nicht angelegt werden; aber ſehr vortheilhaft iſt es, in dieſer Periode mit ihr, wenn es die Jahreszeit irgend geſtattet, zuweilen, doch nicht bis zur Ermüdung, zu arbeiten.

Hat ſie gewölft (geworfen); ſo läßt man alle junge Hunde etwa 24 Stunden bei ihr liegen; dann ſucht man 3 oder 4 — ſo viel kann die Mutter ſäugen — davon aus, an welchen die im vorigen §. angegebenen Eigenheiten am meiſten ſichtbar ſind, die übrigen ſchafft man auf die Seite.

Fünf bis ſechs Wochen müſſen ſie ſäugen; gegen das Ende dieſer Zeit aber gewöhne man ſie nach und nach gekrümtes Brod mit Milch zu freſſen.

Sind ſie von der Mutter abgeſperrt, ſo erziehe man ſie ferner bei einem, abwechſelnd aus warmer Milch und Mehlſuppen mit geſchnittenem gut ausgebackenem Brode vermiſcht, beſtehendem Futter.

So zeitig als möglich, längſtens wenn ſie ein Jahr alt ſind, gewöhne man ſie an die Kette.

Die Erziehung auf dem Lande hat deshalb Vorzüge, weil ſie da mehr Gegenſtände ſehen und an das Vieh gewöhnt werden.

Nie darf der junge Leithund geſchlagen oder geſtoßen werden, ſonſt iſt er für immer verdorben.

Selbſt der alte Hund dieſer Gattung ſoll an der Kette liegen. Hat man indeß einen guten Zwinger, ſo iſt es beſſer, ſie im Winter darin herumgehen zu laſſen.

Die beſte Fütterung erwachſener Leithunde wird auf folgende Art zubereitet:

Man brühe feines Schrot von gutem Hafer, mit ſiedendem Waſſer, in einem zugedeckten Gefäß auf; thue dazu etwas Salz, Butter oder Rinds- und Schafstalg, zuweilen auch Brühe aus Schafsknochen bereitet. Iſt das Schrot hinlänglich gequollen, ſo menge man gut ausgebackenes Brod, welches zur Hälfte aus Roggen-, zur Hälfte aus Gerſtenmehl beſtehen kann, darunter, und gebe, wenn alles gehörig verkühlt iſt, jedem Hunde allein, Mittags dieſe Suppe. Im Sommer aber füttre man einen Tag um den andern Milch und Brod. Abends iſt trockenes Brod hinreichend.

Brühſuppen, wie man ſie gewöhnlich auf den Tiſch bringt, ſind wegen des Gewürzes, welches dazu genommen wird, ſchädlich.

Ganz alter, weicher Käse, Majoran in ungesalzener Butter gebraten, auch Krebsschalen sind, von Zeit zu Zeit einmal gegeben, zweckmäßige Mittel; — die erstern zu Erhaltung einer guten Nase, das letzte zur Abkühlung und gelinden Oeffnung.

Frisches Wasser zum Getränk darf nie fehlen.

Man sorge dafür, daß der Hund stets vom Ungeziefer rein gehalten werde und daß er immer eine reinliche, trockene Lagerstätte habe.

§. 16.

Die Zeit des Behängens, oder die schicklichste zur Arbeit mit dem Leithunde auf Hirsche fängt im Monat Mai an und endigt mit Ausgang des Juni, bei nicht zu großer Hitze auch wohl erst im Juli. Selbst in dieser Periode muß man, wenigstens mit jungen Hunden, bei windigem schlechtigem Wetter aussetzen; sonst aber ohne Noth die Arbeit keinen Morgen unterbrechen.

Der Gebrauch des jungen Hundes in früherer Jahreszeit ist deshalb nachtheilig, weil während des Färbens zu viel Haare vom Rothwild an dem Gesträuche hängen bleiben, und der Hund dadurch die Nase hoch zu tragen sich gewöhnt, welche er doch immer auf und in die Fährten halten soll und muß. Später hin, als oben gesagt worden, darf man wieder nicht mit ihm arbeiten, weil die Sonne dann zu zeitig den Thau abtrocknet.

§. 17.

Wenn im Anfange des Monats Mai der junge Hund sein erstes Jahr vollendet hat, und also führig wird, so ist es Zeit ihn zu arbeiten oder abzurichten.

Man wählt zu diesem Zweck einen heitern, windstillen Morgen, an welchem es zwar etwas, doch nicht zu stark gethauet hat; faßt ihn, ungefähr eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang, an das Hängeseil und zieht mit ihm aus. Um nun den Hund aufzumuntern und dahin zu bringen, daß er am Hängeseile rasch aus der Hand gehe, muß man ihm von Zeit zu Zeit zureden. Dies kann mit den her-

gebrachten Worten: Hin! Hin! Voraus! Soſo! Vorhin! geſchehen; zuweilen wird er auch dazu beim Namen genannt. Alles aber muß mit Gelindigkeit und Güte geſagt werden. Ueberhaupt iſt es eine Hauptregel bei jeder Art von Hundedreſſur, oft mit dem Hunde zu ſprechen. Beim Leithunde darf ſie noch weniger als bei jedem andern vernachläſſigt werden. Man hat dazu drei Gründe: entweder ihn feuriger zu machen; oder ihm Recht zu geben, wenn er thut, was er ſoll; oder endlich ihn durch Worte merken zu laſſen, daß er gefehlt hat, wenn er eine falſche Fährte anfällt. Indeß verſteht es ſich von ſelbſt, daß man nicht unaufhörlich mit ihm reden muß; man würde ſonſt machen, daß der Hund mehr auf die Worte, als auf die Fährte Acht hätte und am Ende eben ſo läſſig ſuchen würde, als das Pferd, auf das der Knecht immer los ſchreit, im Zuge faul werden muß. Noch viel weniger darf man bei der Arbeit laut ſchreien, weil der ohnedies weiche und ſchüchterne Leithund furchtſam, das Wild aber, welches beſtätigt werden ſoll, rege und flüchtig gemacht werden würde.

Sehr vortheilhaft iſt es für den jungen Hund, wenn in den erſten Tagen ein anderer Jäger mit einem alten guten Leithunde voraus, oder wenn erſterer ſehr hitzig wäre, nur nebenher zieht. Deſto leichter wird er ſich gewöhnen, das Hängeſeil immer ſtraff anzuziehen, und deſto geſchwinder wird er an dem alten Hunde gewahr werden, was er eigentlich thun ſoll.

Das Hängeſeil wird in der linken Hand etwas hoch geführt, um es immer mit der rechten anziehen zu können, wenn ja der Hund etwas zurückbliebe, wodurch er ſich gar leicht in demſelben verwickeln möchte; oder wenn er durch zu ſtarkes Eilen ſich und den Jäger ermüdete.

Der linke Arm muß feſt am Leibe liegen, der rechte aber nicht zu ſehr ausgeſtreckt werden, damit man den Hund nicht bei jedem Schritte ruckt; denn auch hierdurch wird er furchtſam und von der Fährte, wenn ſie ihm nicht ganz gerecht iſt, leicht abgebracht.

Auch darf man nicht zugeben, daß er auf der Straße alles anriecht und eben ſo wenig, daß er ſich an den Waſ-

ſerpfützen aufhalte oder gar hineinlege. Nur wenn er ſich leicht machen, d. h. ſeine Nothdurft auf eine oder die andere Art verrichten will, darf und muß man mit ihm ſtehen bleiben.

Eben ſo wenig geſtatte man das herüber und hinüber ſchwärmen auf den Wegen; denn immer muß er gerade vor der rechten Hand des Jägers herziehen.

Es iſt gut, den jungen Hund an gewiſſe Ausdrücke zu gewöhnen, wenn er ſich rechts oder links wenden ſoll. Im erſten Falle ſagt man gewöhnlich dahin! — im andern daher!

Stets muß man die Augen auf ihn gerichtet und auf alle ſeine Bewegungen Acht haben. Denn, fiele beim Vorſuchen der Hund auf einer Fährte an, die ihm nicht ganz gerecht wäre, ohne daß man es bemerkte; ſo würde ihm dadurch, daß man ihn noch dazu von derſelben abzöge, das Uebergehen der Fährten angewöhnt werden.

Harte Strafen, beſonders Schläge, verträgt der Leithund nie. Die einzige, welche, aber auch höchſt vorſichtig, angewendet werden darf, beſteht, wenn Worte gar nicht fruchten wollen, in einem mäßigen Ruck mit der rechten Hand an dem Hängeſeile.

§. 18.

Die beſte, aber auch ſchwierigſte Art, den Leithund zu arbeiten, iſt die, auf den Ab- oder Wiederſprung.

Zum Anfang wählt man gern ſolche Gegenden, wo einzelne Hirſche wechſeln. Hier ſucht man, ſo weit als möglich vom Holze entfernt, auf eine friſche und reine, d. i. deutlich ausgedrückte Fährte zu kommen. Fällt der Hund darauf an; ſo ruft man ihm leiſe zu: Hoho! was witterſt du? Was zog daher? Hirſch? Hirſch? laß ſehen! — Zugleich faßt man das Hängeſeil kurz und läßt den Hund ſo einigen Fährten nachziehen. Dann hält man ihn an, und zwar ſo, daß er die Naſe gerade in die Fährte hält, ruft ihm dabei zu: Fährte! oder: Nun, laß ſehen! und eilt während dieſer Zuſprache, das Hängeſeil immer kürzer faſſend, an ihn heran, bis man mit beiden

Füßen über ihm ſteht. In dieſer Stellung gibt man ihm Recht mit dem Zuruf: Haſt Recht! Haſt Recht! Söllmann (oder wie ſonſt der Hund heißt); läßt ihn ununterbrochen die Naſe recht in die Fährte halten und liebelt ihn, d. h. man ſtreicht ihn mit einem Bruch, welchen man zu dieſem Behuf in der rechten Hand hat, ſchmeichelnd über Kopf und Rücken. Hierauf läßt man ihn ungefähr drei Schritte weit auf der Fährte fortſchießen, unter dem Zuruf: recht, nach der Fährt'! hängt ſo etwa zwanzig bis dreißig Schritte weit nach, hält ihn dann mit dem Worte: Fährte! abermals zum Zeichnen an und nimmt ihn wie vorher zwiſchen die Füße, damit er nicht anfange zu ſchwärmen.

Iſt der Hund ſehr hitzig, ſo muß man ihn während des Nachhängens immer zwiſchen den Füßen behalten, um ihn nicht von der Fährte weichen zu laſſen und deſto leichter zum Zeichnen zu bringen.

In den erſten Tagen der Arbeit hüte man ſich ſorgfältig, den Hund zu ſtark anzugreifen. Hat er zwei- bis dreimal gezeichnet, ſo höre man auf, trage ihn ab und übe ihn an den folgenden Morgen zunehmend immer länger. Bis der Hund ganz zuverläſſig iſt, welches man vor dem Ende des dritten Behängens nicht füglich fordern kann, arbeite man nie mit ihm im niedern, dichten Geſträuche, weil er ſonſt daran zu viel Witterung vom Wilde bekommt, und deshalb die Naſe hoch tragen lernt.

Iſt man durch fortgeſetzte Uebung ſo weit gekommen, daß er von ſelbſt alle gerechten Fährten anfällt, und darauf, anfänglich nur kurze Zeit, zeichnet; ſo halte man ihn von Tage zu Tage zum längern Zeichnen an, damit der Jäger beim künftigen Gebrauch des Hundes ſich zur genauen Unterſuchung der Fährten Zeit nehmen könne.

Darf man erſt etwas mehr verlangen, ſo geht man, wenn der Hund auf der Hinfährte zeichnet, an ihn heran, gibt ihm Recht und zieht ihn an dem ziemlich kurz gefaßten Hängeſeile mit gehöriger Vorſicht, daß ihm die Halſung keinen Ruck gebe, um ſich herum nach der Rückfährte zu; ruft ihn dabei mit den Worten an: wieder,

wieder nach der Fährt'; läßt ihn hier zeichnen, dann noch ein paarmal ſchießen; hierauf den Wiederſprung bei den Worten: recht! hin nach der Fährt'! noch einmal machen, auch auf der Hinfährte zeichnen. Endlich, wenn man ihm Recht gegeben und ihn geliebelt hat, trägt man ihn ab.

Anfänglich wird dieſe Arbeit auf dem Felde vorgenommen, und zwar ehe das Getreide zu hoch wird. Auf ganz friſch beſtelltem Felde aber, wo dem Hunde die Fährten zu ſehr in die Augen fallen, darf man ſich gar nicht aufhalten, ſondern muß raſch darüber hinziehen und erſt im nächſten Stück Getreide, oder auf einer Wieſe ihn zeichnen laſſen.

Weiter als bis dicht vor das Holz mit einem jungen Hunde nachzuhängen, iſt deshalb nicht rathſam, weil er ſonſt leicht, ehe es der Jäger bemerken könnte, Wild irgend einer Gattung in die Augen bekommen möchte. Erblickt man aber während der Arbeit ja etwas dergleichen, ſo muß man dem Hunde ſo lange die Augen bedecken, bis es ihm aus dem Geſicht iſt. Selbſt das Auffliegen der Vögel macht oft, daß der Hund den Kopf in die Höhe wirft. So bald man das gewahr wird, muß man ihn deſto mehr anhalten, raſch auf der Fährte fortzuarbeiten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Hund nie wiederſpringen darf, wenn man nicht ganz ſicher iſt, ob er eine Hirſch- oder wenigſtens Rothwilds-Fährte angefallen hat. Es geſchieht gar oft, daß der junge Hund Damhirſch- oder andere Fährten aufnimmt. Der Jäger gebe alſo ſelbſt genau auf dieſe Acht und rufe ihm in dieſem Falle gleich zu: Pfui! wahre dich! und ziehe ihn ſo ſchnell als möglich, doch ohne heftiges Reißen, einige Schritte davon ab. Nie aber trage man ihn bei einer ſolchen Gelegenheit ab; denn dies muß ihm, wie das Liebeln, jedesmal beweiſen, daß er Recht hat.

Schläge und heftiges Rucken am Hängeſeile verderben den Leithund auf immer. Hat man ihn aber bei richtiger Behandlung auf gutem Boden und an mehreren guten Morgen ſo weit, daß er jede gerechte Fährte anfällt,

darin zeichnet, gehörig auf ihr fortarbeitet und den Wiederſprung auf den bloßen Zuruf thut; ſo wähle man zur fernern Arbeit ſolche Gegenden mitunter, wo er ſich mehr Mühe geben muß, z. B. kahle Wieſen, Anger, Lehden. Thut er auch da ſeine Schuldigkeit, ſo ſuche man ihm auf felſigem oder mit Heidekraut bewachſenem Boden Uebung zu verſchaffen. Auch bringe man ihn auf kältere Fährten und verfahre hierbei ſo: man ziehe nach Verlauf einer Stunde wieder an den Ort, wo man ſchon vorher zu Holze gerichtet hat; hier laſſe man ihm alles das noch einigemal wiederholen, was im Vorhergehenden geſagt worden.

Ein für allemal ſei es geſagt, daß der Hund, ſo oft man auf einer Fährte bis vors Holz nachgehangen, er aber hier gezeichnet, auch den Wiederſprung gehörig gemacht hat, und ſo oft die Arbeit beendigt iſt, abgetragen werden muß.

Sehr windiges Wetter iſt eigentlich zur Leithundsarbeit gar nicht ſchicklich. Da indeſſen Fälle eintreten können, wo man einen beſſern Morgen zur Vorſuche nicht abwarten kann, ſo muß man auch an weniger guten die Uebung der alten Hunde nicht ganz vernachläſſigen.

Bei ſtarkem Winde hüte man ſich, unter dem Winde zu ziehen, wähle nur ſolchen Boden, wo die Fährte ſelbſt genau zu beobachten iſt, und arbeite, das Hängeſeil kurz gefaßt, genau auf derſelben fort. Bemerkt man aber je, daß der Hund blos im Winde und nicht auf der Fährte ſucht, ſo ziehe man gleich mit ihm über Wind, greift dort vor, bringt ihn auf die rechte Fährte, läßt ihn im Freien nur ein- oder zweimal zeichnen, beſchließt dann hier auf die vorgeſchriebene Art und wendet ſich auf breite, gehahnte, durchs Holz gehende Straßen oder auf Alleen und Stellflügel. Fällt hier der Hund ein gerechte Fährte an; ſo bleibt man ſtehen, läßt ihm das Hängeſeil nach und ſpricht: was witterſt du? Sobald er zeichnet, reicht das bloße Wort Wieder! hin, den ſchon geübten Hund zum Abſprunge und durch den Zuruf Fährte! auf der Wiederfährte zum Zeichnen zu bringen. Hat er denn

den Abſprung wieder auf die Hinfährte gemacht und auch da gezeichnet, ſo wird er abgetragen.

§. 19.

Beim dritten Behängen muß — wie ſchon geſagt — bei richtigem Verfahren der Leithund zuverläſſig ſeyn. Mit einem ſolchen zu arbeiten, das iſt für den geübten Jäger allerdings ein viel angenehmeres Geſchäft, als das, einen jungen abzurichten oder zu arbeiten. Was man von einem tüchtigen Leithunde mit Recht fordern kann, und wie man ihn in der Folge zur Uebung zu behandeln habe, ergibt ſich größtentheils aus dem vorher Geſagten.

Hier mögen noch einige allgemeine Bemerkungen ihren Platz finden.

Es wurde ſchon oben erwähnt, daß die Bearbeitung des Leithundes auf den Wiederſprung weſentliche Vortheile gewähre. Geſetzt, der ferme Hund zeichnet beim Vorgreifen auf verraſetem oder hartem Boden, wo es nicht möglich iſt, die Fährte genau zu erkennen; ſo kann eben der Ab- und Wiederſprung hierzu Gelegenheit verſchaffen, indem man von drei oder vier Fährten doch vielleicht eine deutlich genug ausgetreten findet, um darnach anſprechen zu können, und das iſt ſchon ein großer Gewinn, beſonders wenn man vielleicht gerade zwiſchen zwei Dickungen arbeitet, wo es nicht möglich iſt, weiter zu folgen. Auch zum leichtern Ausmachen der Wiedergänge und Kreuzwechſel trägt es ſehr viel bei; es iſt aber in der That nicht wohl möglich, hierüber ſchriftlich Anleitung zu geben. Uebung, mit eignem Nachdenken und unnachläſſiger Mühſamkeit verbunden, muß hierbei das meiſte thun.

Um den Hund beharrlich zu machen, verlängere man das Vorſuchen von Tage zu Tage mehr; mit einem ſehr hitzigen vermeide man die Sonnenhitze am wenigſten, denn je mehr er da arbeiten muß, deſto eher dämpft ſich das übermäßige Feuer.

Ueberhaupt verzärtle man den ausgearbeiteten nicht durch allzugroße Vorſicht in der Wahl der Morgen, des Bodens und der Jahreszeit zum Vorſuchen. Der gute

Leithund muß von der Zeit an, wo das Rothwild abgefärbt hat, bis zur Brunftzeit, gleich brauchbar ſeyn, die Witterung ſei wie ſie wolle; ſonſt wäre die ganze Arbeit Spielerei, da alles Jagen auf Hirſche doch erſt in der Feiſtzeit gemacht wird. Selbſt im zeitigen Frühjahre kann man den alten Hund ſchon üben, wenn nur Strauchhölzer vermieden werden.

Abſichtlich ſuche man an einem Tage bald in Laub-, bald in Nadelhölzern, und ſo oft als möglich in verſchiedenem Boden vor. Geſchähe dies nicht, ſo würde man ſelbſt auf den Hund, welcher an einem Orte mit Recht für zuverläſſig zu halten wäre, an dem andern nicht rechnen können.

Mit jungen Hunden, welche in den erſten acht Tagen der Arbeit keine Fährte, ſelbſt die warme nicht, anfallen wollen, iſt allenfalls noch folgender Verſuch zu machen: Man ſuche einem Hirſche ſo nahe zu kommen, daß man ihn dem Hunde zeigen kann. Geht der Hirſch dann fort, ſo ziehe man gleich auf die nächſte Fährte; will auch da der Hund nicht anfallen, ſo iſt alle weitere Mühe und Arbeit verloren.

Uebrigens arbeiten viele Jäger den Leithund nicht auf den Abſprung. Auch kann es in ſolchem Boden, wo die Fährten ſich rein austreten, unterbleiben; aber gerade an ſolchen Orten, wo ſich der Jäger ſelbſt forthelfen kann, iſt auch der Leithund am erſten entbehrlich. Will man der letztgedachten Methode, welche allerdings weit weniger mühſam iſt, folgen; ſo bleibt alles, was im Vorhergehenden über den Abſprung geſagt worden, bei der Abrichtung des Hundes weg.

§. 20.

Die zweite Art von Hunden, welche zur teutſchen Hirſchjagd angewendet wird, iſt der Schweißhund; eine für den Jäger, bei Ausübung der Hohen- und Mittel-Jagd auf Haar-Wild, ganz unentbehrliche Hülfe.

Auch der beſte Schütze kann dafür nicht bürgen, daß er nicht mitunter einen ſchlechten Schuß macht. Nach

manchem, ſelbſt gutem Schuſſe ſchweißt das verwundete Wild, beſonders in der Feiſtzeit, nur ſehr wenig; auf manchem Boden iſt der Schweiß, vorzüglich wenn er trocken wird, faſt gar nicht ſichtbar; wie viel Wild würde daher ohne Schweißhund verloren gehen? Auch wäre es doch wahrhaft unbarmherzig, eine verwundete Kreatur länger ſich quälen zu laſſen, als es unumgänglich nöthig iſt.

§. 21.

Faſt unter jeder Art von Hunden findet man ſolche, die von Natur gern auf den Schweiß arbeiten. Die beſten aber werden von einem ſchon geübten, jungen und raſchen Schweißhunde, und von einer alten, ruhigen und ſichern Hündin, beſonders wenn dieſe, während ſie tragend iſt, in Uebung gehalten werden kann, gezogen.

Die Farbe kann ſeyn wie ſie will; auf die Größe hingegen iſt Rückſicht zu nehmen. Zu große Hunde verlaſſen ſich zu ſehr auf ihre Stärke, packen deshalb zu ſchnell und leiden dadurch gar leicht Schaden; auch ſtellt ſich vor ihnen das verwundete Wild nicht gern, weil es deren Ueberlegenheit an Kraft kennt. Vor kleinen, z. B. Dachshunden, ſtellt ſich zwar alles Verwundete bis auf das Reh herab, aber theils können dergleichen Hunde im Schnee und Moraſt nicht gut fort; theils iſt ihnen ſelten das Lautwerden auf der Fährte abzugewöhnen. Nie darf aber der Schweißhund die Witterung der Fährte achten, ſondern muß blos dem Schweiße folgen, und nie eher laut werden, bis er verwundetes Wild im Geſicht hat, oder wenn dieſes ſich vor ihm ſtellt.

Eine der beſten Eigenſchaften des guten Schweißhundes iſt die, wenn er todt verbellt, d. h. wenn er laut wird, wo das Wild geſtürzt iſt und verendet hat. Beſitzt er ſie nicht von Natur, ſo iſt ſie ihm auch nicht beizubringen, und in dieſem Falle kann man einige kleine helltönende Schellen an das Halsband befeſtigen laſſen, um dem Geklimper zu folgen. Doch iſt auch hierbei ein Nachtheil nicht zu verkennen, nehmlich der, daß das nicht ganz kranke Wild durch das Geklimper rege gemacht wird und

weiter fortgeht, als es ſonſt geſchehen ſeyn würde. Es iſt alſo immer das Sicherſte, die Schellen nicht zu gebrauchen, und mit einem Hunde, der nicht todt verbellt, immer an der Leine zu arbeiten, bis man das angeſchoſſene Wild ſieht; dann erſt ihn zu löſen.

Einige Dreſſur iſt dem Schweißhunde allerdings nothwendig, das heißt, er muß auf das Pfeifen hören, ſich gut an der Fangeleine führen laſſen, und auf das Wort zurück! hinter dem Jäger bleiben; auch auf dem Anſtande, ſelbſt wenn Wild im Anzuge iſt, unbeweglich neben ihm liegen. Dies kann man ihn wie den Hühnerhund lehren, zu deſſen Abrichtung gehörigen Orts Anweiſung gegeben werden wird.

§. 22.

Hat der Jäger Gründe zu vermuthen, daß das Wild, wonach geſchoſſen wurde, verwundet iſt; ſo übereile er ſich nicht mit dem Nachſuchen, ſondern unterſuche, nachdem er ſeine Büchſe friſch geladen, den Ort genau, wo das Wild ſtand, als er darauf ſchoß. Findet er auf demſelben zerſchoſſenes Haar, oder bei den nächſten Fährten Schweiß; ſo lege er einen Bruch darauf, und laſſe dem verwundeten Wild eine Viertel- oder halbe Stunde Ruhe, damit es ſich niederthue und krank werde. Nach Verfluß dieſer Zeit ſetze er den Schweißhund am Riemen darauf. Hat er weder Haar noch Schweiß vorher bemerkt, ſo laſſe er den Hund ganz ruhig kurz an der Leine fort arbeiten; ſobald dieſer aber ſehr eifrig wird und Schweiß da iſt, ermuntere er ihn durch den halblaut auszuſprechenden Zuruf: verwundet! recht! verwundet! laſſe ihn ſchießen, ſo weit der Riemen reicht und folge immer behutſam nach. Vermehrt ſich der Schweiß, ſo fahre man mit dem vorher erwähnten Zuruf fort. Ueberſchießt aber zufällig der Hund den Schweiß, ſo darf er ja nicht gleich an der Leine herumgeriſſen, ſondern es muß vorgegriffen und der Hund ſo wieder auf den Schweiß gebracht werden. Fällt er denſelben wieder an, ſo animire man ihn aufs neue, und arbeite ihn am Riemen fort, bis man

das Wild niedergethan erblickt. Erſt dann wird der Hund gelöſ't.

Wird nun das Wild wieder flüchtig, ſo muß ihm der Schweißhund, ſo lange er es im Geſicht hat, laut, ſobald er es aber nicht mehr ſieht, ſtumm folgen, bis es ſich vor ihm ſtellt. Der Jäger wird Letzteres ſogleich bemerken, weil der Laut des Hundes dann auf einer Stelle bleibt, weit regelmäßiger iſt und gewöhnlich in einem tiefern Tone erſchallt als beim Jagen. Dann eile man, beſonders wenn das verwundete Stück ein Hirſch oder Keiler wäre, ſo ſchnell als möglich, jedoch mit Behutſamkeit hinzu, und ſuche das Wild durch einen zweiten Schuß zu fällen *).

Nur bei gänzlicher Unmöglichkeit, dem Hunde zu folgen, iſt es Sitte und recht den Hund früher zu löſen, als man das Wild erblickt, und in ſolchen Fällen möchte das Schellenhalsband anwendbar ſeyn, um nachkommen zu können, weil, wie ſchon geſagt, der Schweißhund nicht eher laut werden darf, bis er das verwundete Wild zu Geſicht bekommt.

Sobald es gefällt iſt, wird es aufgebrochen und der Hund erhält etwas Schweiß, um ihn immer mehr genoſſen zu machen, aber nie gebe man ihm Wildbret oder Geſcheide, wenn man nicht wagen will, ihm die größte aller Untugenden, das Anſchneiden — ſo ſagen viele Jäger ſtatt Anfreſſen — anzugewöhnen.

§. 23.

Wenn die §. 21. erwähnte vorläufige Dreſſur des jungen Schweißhundes beendet iſt, ſo richtet man ihn am leichteſten ab, wenn man Gelegenheit hat, ihn zugleich mit einem alten, guten Hunde zu brauchen. Nur darf er in keinem Falle, bis er zuverläſſig wird, anders als an einem Fangſtricke, welcher zum Theil aus Haaren ge-

*) Roth- und alles andere Wild, bei dem es auf möglichſte Schonung der Haut ankommt, wird bei dieſer Gelegenheit auf den Kopf, die Sau aber, an welcher der Kopf ſehr geſchätzt wird, hinters Blatt geſchoſſen.

flochten iſt, damit er ihn nicht zerfrißt, wenn man ihn irgendwo anbinden muß, arbeiten. Auch vermeide man es ſo viel als möglich, den jungen Hund an einen angeſchoſſenen Hirſch oder Keiler zu bringen, damit er nicht geſpießt oder geſchlagen und auf dieſe Art furchtſam gemacht werde. Wollte er ſich aber das Packen angewöhnen, ſo iſt es im Gegentheil räthlich, ihn an Wild zu bringen, welches ſich ihm widerſetzt, ſollte er auch bei einer ſolchen Gelegenheit geſpießt oder geſchlagen werden; deſto mehr wird er ſich in der Folge in Acht nehmen lernen.

Den jungen Hund übe man ſo oft als möglich und laſſe ihn ſelbſt dann, wenn man das Wild ſtürzen ſieht, vom Anſchuſſe an bis zu einer kurzen Entfernung von dem Orte, wo es liegt, am Riemen arbeiten. Hier animire und löſe man ihn, wenn es thunlich iſt, in einer Gegend, wo er das verendete Stück nicht liegen ſieht. Durch das letztere Verfahren erreicht man oft den Zweck, daß er todt verbellen lernt.

§. 24.

Träfe es ſich, daß man in ſechs bis acht Wochen keine Gelegenheit fände, den Schweißhund zu gebrauchen; ſo muß man ſich freilich entſchließen, mit Vorſatz einen nicht guten Schuß zu machen, um ihn in Arbeit zu bringen. Uebrigens verabſcheue ich die an mehrern Orten übliche Gewohnheit, Alles der Schweißhundsjagd wegen ſchlecht zu ſchießen, von ganzem Herzen; einmal, weil es unmenſchlich iſt, die arme Kreatur des eingebildeten Vergnügens wegen zu martern, und dann, weil auf dieſe Art oft wenigſtens ein Theil des Wildbrets unbrauchbar wird.

§. 25.

Aus allem, was über den Gebrauch des Schweißhundes geſagt worden iſt, ergibt ſich, daß der tüchtige Jäger nie bürſchen *) gehen ſollte, ohne den Schweißhund

*) Man braucht dieſen Ausdruck von der Ausübung der hohen und Mitteljagd mit der Büchſe.

bei ſich zu führen. Jungen Leuten hingegen ſollte es ſchlechterdings vom Lehrherrn nicht geſtattet werden, ihn anders als unter ſeinen Augen zu gebrauchen. Sie verlaſſen ſich ſonſt zu ſehr auf den Hund und ſchießen ins Gelag hinein. Von einem einigermaßen geübten Büchſenſchützen kann man mit Recht neun gute Schüſſe gegen einen ſchlechten verlangen. Kommen die letztern häufiger vor, ſo iſts ein Zeichen von Nachläſſigkeit und Faſelei. Lieber ſehe ich ſechs reinen Fehlern als einem ſchlechten Schuſſe nach. Noch jetzt danke ich es meinem braven Lehrherrn, dem verſtorbenen Wildmeiſter Hähnel in Sizerode, daß er in dieſem Falle ſtrenge gegen mich war. Die Bedingung, daß ich jedes ſchlecht geſchoſſene Stück, wär's auch nur weidewund, nach der Taxe bezahlen mußte, machte mich vorſichtig.

§. 26.

Zur teutſchen Jagd auf Rothwild wendet man endlich auch däniſche Blendlinge und teutſche Jagdhunde an. Beide Racen werden vorzüglich beim eingeſtellten Jagen, letztere aber auch in bergigen Gegenden beim Bürſchen im Freien gebraucht. Auf welche Art dieſes zu geſchehen pflegt, findet man in dieſem Kapitel §. 37. s. A.; ihre Fütterung, Erziehung, Behandlung und deren ſonſtige Anwendung aber wird weiter unten, in den dem Bär und den wilden Sauen gewidmeten Kapiteln vorkommen.

§. 27.

Der Verfolg des gegenwärtigen Kapitels hat den Zweck, die verſchiedenen Jagdbetriebsarten auf Edelwild — in ſo fern es möglich iſt — durch Beſchreibung zu verſinnlichen.

Vor Allem ſollte daher vom Hauptjagen die Rede ſeyn.

Flemming, Döbel und andere ältere Schriftſteller im Fach der Jagdkunde haben davon, als von

dem Höchsten des weidmännischen Wissens und Könnens, mit ungemeiner Ausführlichkeit gehandelt.

Ich begnüge mich, den Wißbegierigen besonders auf Döbels Jäger-Praktik zu verweisen, weil

1. mir, während meines 36jährigen Weidmannslebens, keine einzige Gelegenheit sich darbot, an der Einrichtung eines Hauptjagens mit zu arbeiten, oder auch nur der Abhaltung desselben beizuwohnen, ich also beim Mangel eigner Erfahrung den Nachschreiber machen und so nur etwas höchst Unvollkommnes liefern würde; weil
2. ich den Vorwurf nicht verdienen mag, durch weitläufigen Wortkram, zu dessen möglicher Erläuterung Zeichner und Kupferstecher mitwirken müßten, das gegenwärtige Werk zwecklos zu vertheuern, — indem wir, Gott sei Dank! in Zeiten leben, wo dem Jagdwesen überhaupt engere Schranken gesetzt, und auf diese Art dem fleißigen Landmann die Früchte seines Fleißes durch viel weniger beschränkte Benutzung seiner Fluren und der ihm so kostbaren Zeit gesichert sind; in Zeiten, wo weder zum Vergnügen der Großen, noch zur Verminderung eines übertrieben starken Wildstandes Metzeleien solcher Art nicht nur nicht nothwendig, sondern auch nicht einmal möglich sind, und höchstwahrscheinlich es auch nie wieder seyn werden.

Den Ausdruck Metzelei wird man vielleicht stark finden; aber sollte er nicht aufhören in diesem Lichte zu erscheinen, wenn man bedenkt, daß zu einem Hauptjagen das ganze Wild aus einem Bezirk von vier, fünf Quadratmeilen zusammengetrieben, mit hohen Tüchern eingestellt und dann in einem Tage todtgeschossen wird?

Bringt man dabei in Anschlag den Zeitverlust von mehr als tausend Treibeleuten, welche großen Theils ihre eigene Arbeit Wochen lang versäumen müssen, um bei der Einrichtung und Abhaltung des Jagens zu frohnen; die Vernachlässigung der Reviere des ganzen Forstpersonals, welches dazu verschrieben werden muß; den höchst beträcht-

lichen Kostenaufwand, den das Anschaffen und die Erhaltung des dazu nöthigen Jagdzeugs verursacht, welcher durch die mannigfaltig zu gewährenden Auslösungen noch gar sehr vermehrt wird; überlegt man, wie groß der Schade seyn muß, welcher bei einem Wildstande, der ein Jagen dieser Art zulässig macht, an Aeckern und Wiesen unvermeidlich ist: so wird jeder billig Denkende zugestehen, daß dies, zusammen genommen, ein zu großes Opfer wäre, würde es auch dem Vergnügen eines Halbgottes gebracht.

§. 28.

Eine andere, für jetzige Zeiten anwendbarere, obgleich auch nicht sehr gewöhnliche Art, mit Zeug auf Rothwild zu jagen, ist das bestätigte Jagen, d. i. ein solches, bei dessen Einrichtung, durch Anwendung des Leithundes, schon im Voraus bestimmt angegeben werden kann, wie viel Stücken Rothwild überhaupt, besonders aber, wie viel jagdbare und wie viel geringere Hirsche sich in demselben befinden.

Auch zu diesem Jagen wird ein beträchtlicher Zeugvorrath, und zwar von verschiedenen Gattungen, erfordert, nehmlich: 1. Feder- oder Tuchlappen. Jedes Bund derselben stellt gewöhnlich 80 Doppel- oder 160 einfache Schritte *). 2. Hohe Tücher. Ein Tuch stellt eben so weit als ein Bund Lappen. Vier Tücher machen ein Fuder Zeug. 3. Mitteltücher oder dänisches Zeug. Auch diese haben dieselbe Länge, aber etwas weniger Höhe; weshalb auf das Fuder ein Tuch mehr gerechnet wird. Gewöhnlich wendet man diese nur zur Stallung im Weiten, und auch dann nur an, wenn die hohen Tücher nicht zureichen, oder wenn das Zeug getragen werden muß, als z. B. in Brüchen (Sümpfen), auf schmalen Wegen und in Gebirgen **).

*) Den Doppelschritt zu 5 Schuh, den einfachen Schritt zu 2½ Schuh (rheinisch) gerechnet.

**) Das Nöthigste über sämmtliches Jagdzeug wird man in dem, diesem Theile beigefügten Anhange Kap. 1. finden.

Die Gründe, weshalb jetzt wohl nirgends leicht ein beſtätigtes Jagen veranſtaltet werden wird, möchte ich in ſolche eintheilen, welche den großen Herren, für welche Jagen der Art allein ſich eignen, zur Ehre, und in andere, die den heutigen Weidemännern nicht zum Ruhme gereichen.

Mit Dankbarkeit ſollte es allerdings erkannt werden, wenn der Landesherr bei der Wahl ſeiner Vergnügungen, welche doch immer gegen die mit der Regierung verbundnen Beſchwerden in ſehr geringem Verhältniſſe ſtehen, die verſchmäht, welche große Koſten verurſachen, den Unterthanen ſehr läſtig und dem gemeinen Weſen auf dieſe oder jene Art nachtheilig werden könnten.

Dies alles findet beim beſtätigten Jagen zwar nicht in ſo hohem Grade ſtatt, wie bei dem Hauptjagen, aber doch immer noch in einem nicht unbeträchtlichen.

Jeden rechtlichen Weidemann ſollte aber die Bemerkung ſchmerzen, daß unter denen, welche auf dieſe Benennung Anſpruch machen, jetzt gewiß nur eine geringe Anzahl ſich findet, die mit den allerunentbehrlichſten Vorkenntniſſen ausgerüſtet ſind, irgend ein Jagen im Zeuge, geſchweige denn ein beſtätigtes, einzurichten. Zum Theil kann dies wohl daher kommen, daß in Ländern, wo der Weidemann noch etwas gelten ſoll, Verhältniſſe eintreten, welche es der niedern Klaſſe der Jäger unmöglich, der höhern aber, welche ihres Fortkommens wegen unbeſorgt ſeyn kann, ziemlich unnöthig machen, viel in ihrer gewählten Laufbahn zu leiſten; zum Theil aber auch daher, daß entweder gar keine Behängen, (welche doch dazu beſtimmt ſind, den jungen Leuten Anweiſung zur Leithundsarbeit, zur Einrichtung der Jagen und zur gehörigen Anwendung des Zeuges zu geben) oder doch nicht mit dem gehörigen Eifer gehalten werden.

So weit es ſchriftlich möglich iſt, will ich alles deutlich zu machen ſuchen, was zur Veranſtaltung eines beſtätigten Jagens nothwendig iſt. Vielleicht werde ich hier und da etwas weitläufig ſeyn müſſen; aber ich hoffe dadurch den Zweck zu erreichen, in der Folge bei der Abhandlung der übrigen Jagen mit Zeuge mich deſto

kürzer faſſen und auf das hier Folgende beziehen zu können.

§. 29.

Eine ſehr zweckmäßige Einrichtung, die Forſt- und Jagdbedienten aufmerkſam auf den in ihren Revieren ſich befindenden Wildſtand zu machen, iſt die, wenn ſie angehalten werden, monatlich oder vierteljährlich getreue Liſten darüber bei der oberſten Jagdbehörde einzureichen.

Dieſe wählt, wenn ein beſtätigtes Jagen in der Feiſtzeit eingerichtet werden ſoll, dasjenige Revier, welches ſich vermöge ſeiner Lage und des daſelbſt befindlichen Wildſtandes am meiſten dazu eignet. Hier wird zuvörderſt der Ort beſtimmt, wo die Stallung und das Jagen, ohne dem Waldbeſtande durch Holzfällung weſentlich zu ſchaden, am füglichſten anzubringen iſt.

Bei der Wahl des Orts, wo das Abjagen ſtatt finden ſoll, hat man beſonders dahin zu ſehen, daß vor einer nicht unbeträchtlichen Dickung, in welcher ſelbſt und in deren Nachbarſchaft das Wild in der Feiſtzeit ſeinen Stand oder doch Wechſel hat, eine große Wieſe gelegen iſt, an der ſich auf der entgegengeſetzten Seite wieder Holz anſchließt.

In das zur Einrichtung des Jagens beſtimmte Revier ſchickt dann der, unter deſſen Oberbefehl die ganze Jägerei ſteht, drei Jäger, auf welche er ſich in Rückſicht der Leithundsarbeit vollkommen verlaſſen kann, und dieſe heißen Beſuchjäger.

Einige Morgen nach einander umziehen zwei von ihnen das ganze zur Einrichtung des Jagens beſtimmte Revier mit den Leithunden und berichten täglich an die Behörde, was ſie zu Holze gerichtet haben *). Sie fangen gewöhnlich an einem und demſelben Ort ihre Arbeit an, indem ſich der eine rechts, der andere links wendet.

*) d. h. was für fehlerhafte Eingangsfährten die Leithunde angefallen, demnächſt die Beſuchjäger als Hirſchfährten erkannt und verbrochen (mit Brüchen belegt) haben.

Jeder zählt und verbricht die Hirſch- und Rothwilds-Fährten, welche er auf ſeinem Zuge mit Hülfe des Leithundes nach dem Holze zu, oder aus demſelben heraus ſpürt. Beide treffen auf der entgegengeſetzten Seite an einem beſtimmten Orte wieder zuſammen, und können ſo nach einer gegenſeitigen Anzeige der bemerkten Fährten genau angeben, wie viel Hirſche und Wild in dem umzognen Diſtrikte ſtehen müſſen. Iſt die Zahl der Ein- und Ausgänge ungleich; ſo iſt man ſeiner Sache bald gewiß. Denn haben z. B. die Hirſche dreimal heraus und zweimal hinein gewechſelt, ſo ſtehen ſie beſtimmt nicht darin, und ſo umgekehrt. Mehr Schwierigkeiten ſind zu überwinden bei gleicher Zahl von ein- und ausgewechſelten Hirſchen. In dieſem Fall muß ſogleich das Vorſuchen erneuert, und bei dieſer Gelegenheit darauf Acht gegeben werden, welche Fährten der Hund am feurigſten anfällt. Dieſe ſind die friſcheſten und wo dieſe hinzeigen, dahin iſt auch das Wild zuletzt gezogen. Kann man auch auf dieſem Wege ſeiner Sache noch nicht ganz gewiß werden, ſo muß man in den Fluren, wo das Wild geäſet hat, ſo weit vorgreifen, als es nöthig zu ſeyn ſcheint, um dort beſtimmtere Auskunft zu erhalten, und darf in dieſer Bemühung nicht nachlaſſen, bis man ganz ins Reine über die zweifelhaften Wechſel kommt.

Daſſelbe Verfahren findet auch an dem Morgen ſtatt, an welchem der Anfang mit der eigentlichen Einrichtung des Jagens gemacht werden ſoll, nur daß an dieſem auch der dritte Beſuchjäger mit auszieht, um auf einem Stellflügel oder auf einem breiten gebahnten Wege den ganzen Diſtrikt, welcher von den andern beiden bisher und auch an dieſem Tage beſucht wird, zu durchſchneiden. Auch er richtet, ſo wie jene, alles mit höchſter Genauigkeit zu Holze, zählt ebenfalls alle über den Weg herüber und hinüber geſpürte Rothwilds-Fährten. Alle drei Beſuchjäger kommen, wenn ſie die Vorſuche beendigt haben, an dem beſtimmten Verſammlungsorte zuſammen. Jeder ſagt dem andern pünktlich, wie viel und was für Fährten er zu Holze gerichtet hat. Nachdem dies aufgeſchrieben worden

iſt, verwechſeln alle drei ihre Züge ſo, daß jeder einen andern bekommt und erneuern das Vorſuchen noch einmal. Bei dieſer Gelegenheit zählen ſie zugleich ſelbſt, oder ein anderer, jedem zugeordneter Jäger, die Schritte, um nach beendigtem und völlig berichtigtem Geſchäft des Vorſuchens angeben zu können, wie viel Bund Lappen zur weiteſten und erſten Umſtellung gebraucht werden.

Wenn ſie ſämmtlich ihre Züge vollendet haben, und das Reſultat derſelben nach der Erneuerung nicht von dem abweicht, welches ſich nach dem erſten Vorſuchen ergab; ſo iſt das Jagen beſtätigt und nun wird ein Forſtbedienter abgeſchickt, um in möglichſter Stille und Geſchwindigkeit die erforderlichen Lappen ſowohl, als die Tücher herbeizuholen.

Daß man ſich ſchon vorher bemühen müſſe, den zu verlappenden Diſtrikt, durch Verkürzung des Vorſuchens an Orten, wo man nicht fürchten darf, das Wild rege zu machen, ſo weit als es die Umſtände erlauben, ins Enge zu faſſen, verſteht ſich von ſelbſt, damit nicht unnöthiger Weiſe die ganze Arbeit und der Aufwand vermehrt werde.

Uebrigens muß natürlich auch auf den zu Gebote ſtehenden Vorrath an Lappen und Zeug Rückſicht genommen werden.

§. 30.

Sobald die Lappen angekommen ſind, wird mit dieſen, indem einer der Beſuchjäger mit dem Leithunde den gewöhnlichen Zug links, der andere rechts erneuert, hinterdrein gleich zugeſtellt; dies geſchieht durch die Zeugknechte, Jagdleute und durch die ihnen zugeordneten Forſtbediente in möglichſter Stille und Schnelligkeit.

Die Federlappen ſind ſo leicht zu transportiren, daß ein Mann füglich ſechs bis acht Bund auf den Rücken nehmen kann. Es iſt daher begreiflich, daß, wenn es darauf ankommt, die Lappſtadt ſchnell einzurichten, Federlappen am beſten anwendbar ſind, um ſo mehr, da das Wild ſolche auch ſehr reſpectirt, ſobald ſie nur frei hängen und durch Bauern, welche hier

und da angeſtellt ſeyn müſſen, von Zeit zu Zeit bewegt werden.

Das Verlappen iſt deshalb beſonders nöthig und nützlich, weil eines Theils dadurch das Wild verhindert wird, tiefer, als man es wünſcht, zu Holze zu ziehen — wenn man nehmlich auf der Seite damit zeitig genug anfangen kann, wohin es ſeinen Wechſel hat — und weil andern Theils bei der Unmöglichkeit, das Poltern der Zeugwagen und das Lärmen, welches mit dem Einſchlagen der Heftel und mit dem Vorſtoßen der Forkeln beim Zeugſtellen verbunden iſt, zu vermeiden, das Wild, welches unruhig wird und ſich wegziehen will, dadurch in dem Theile des Revieres ſo lange aufgehalten wird, wo das Jagen eingerichtet werden ſoll, bis es in Tüchern ſteht.

§. 31.

Nachdem nun die Lappſtadt vollendet und der erforderliche Zeugbedarf herbeigeſchafft worden iſt, ſchreitet man zum Umſtellen mit Tüchern an eben der Stelle, wo die Lappen ſtehen. Auch werden dieſe nicht eher abgeworfen, bis das Zeug geſtellt iſt.

So weit als die hohen Tücher reichen, wendet man dieſe an; ſind deren nicht genug vorhanden, ſo nimmt man, ſo lange das Jagen im Weiten ſteht, d. h. eine große Fläche einnimmt, Mitteltücher, vorzüglich im lichten Holze oder auf dem Freien; wären auch dieſe nicht hinlänglich, ſo bedient man ſich der Tuchlappen, welche in dieſem Falle aber zweimal über einander geſtellt werden. Der Gebrauch der letztern gewährt auch große Vortheile da, wo man mit den Zeugwagen nicht fort kann.

Ehe mit dem Zuſtellen der Anfang gemacht wird, übernimmt derjenige, welcher den Oberbefehl bei der Einrichtung des Jagens führt, die Beſorgung aller Anordnungen auf dem rechten Flügel, und der, welcher ihm im Range folgt, auf dem linken. Auf jedem Flügel vertheilt man an fünf Jäger Nummern, durch welche ihnen zugleich ihre Geſchäfte angewieſen werden. Als:

Nr. I. bindet vor,

Nr. II. bindet nach und knebelt ein,
Nr. III. ſtellt nach,
Nr. IV. bindet die Windleinen an,
Nr. V. verhaket und verfeſtigt das Jagen.

Dieſen Jägern werden auf jedem Flügel, wo die Zeugwagen fahren können, 40 bis 50 Bauern untergeordnet und zwar dadurch, daß die, welche unter dem Jäger Nr. I. ſtehen, dieſelbe Nummer erhalten ꝛc.

Die Vertheilung der Jagdleute kann auf folgende Art eingerichtet werden:

2 Mann mit Schlegeln, um zum Vorbinden der Oberleinen, wo es nöthig iſt, ſtarke Heftel einzutreiben; Nr. I.
2 Mann knebeln ein; Nr. II.
2 Mann tragen die Pfahleiſen, zum Vorſtoßen der Löcher zu den Stellſtangen; Nr. III.
6 Mann tragen die Stellſtangen; Nr. III.
8 Mann bekommen die Hebegabeln, um das Zeug auf die Stellſtangen zu heben; Nr. III.
1 Mann einen Schlegel, um die Heftel zu den Windleinen einzuſchlagen; Nr. IV.
2 Mann binden dieſe an; Nr. IV.
4 Mann tragen die Haken und Heftel; Nr. V.

Die noch übrigen Jagdleute ſchlagen die Tücher aus, wenn ſie vom Wagen ablaufen, wobei der, welcher die Aufſicht führt, genau Acht haben muß, daß die Tücher ſich nicht überſchlagen, wodurch die Unterleinen über die Oberleinen kommen würden; auch daß das Tuch oft angezogen werde, damit es ganz glatt, nicht faltig oder deutlich ſtelle.

Die Einknebler knebeln gleich den obern und untern Knebel ein, dann kann der Wagen immer fortrücken. Die übrigen werden nachher eingehangen, wenn das Zeug gehoben wird, und wenn man die Hauptleinen anbindet.

Sobald das letzte Tuch vom Wagen abgelaufen

iſt, rückt dieſer hinter das Zeug, und bleibt am Wechſel *) ſeines Tuches halten.

An Orten, wo die Zeugwagen nicht fahren können, muß freilich die Zahl der zum Stellen nöthigen Bauern wohl bis auf 100 vermehrt werden, um das Zeug durch ſie tragen zu laſſen; zur Aufſicht ſtellt man noch einige Jäger an **).

§. 32.

Auch beim Stellen der Tücher ziehen die Beſuchjäger wieder mit den Leithunden voraus, um die Beſtätigung nochmals zu verſichern.

Sobald nun das Jagen im Ganzen — d. h. völlig zugeſtellt iſt, ſchickt der Befehlshaber einen von der Jägerei an den Herrn ab, um den Tag zu beſtimmen, wenn das Abjagen vor ſich gehen kann.

Ob dies am dritten oder vierten Tage möglich ſei, muß danach beurtheilt werden, ob man beim Beſtätigen das Jagen ins Enge, oder ſehr weitläuftig faſſen konnte; ob in demſelben viel und große Dickungen vorhanden ſind, welche in der Folge ſehr kurze Treiben nöthig machen.

Haben die Beſuchjäger ihre Schuldigkeit gethan und ſind die Leithunde zuverläſſig; ſo kann nun ſchon mit Gewißheit angezeigt werden, wie viel und was für Hirſche, auch wie viel Stücken Wild in dem Jagen ſeyn werden. Dieſe angegebene Zahl muß ſich nachher auch beim Abjagen beſtätigen; nur ein durch keine menſchliche Vorſicht abzuwendender Zufall, als z. B. ein Orkan, durch welchen das Zeug umgeworfen worden wäre, kann zur Entſchuldigung dienen, wenn daran etwas fehlt.

Um nun das Wild nicht unruhig zu machen und es dadurch nicht zum Ueberfallen zu reizen, bleibt das Jagen an

---

*) Das Ende des einen Tuchs wird mit dem Anfange des künftigen zuſammengeknebelt und der Ort, wo dieſes geſchieht, heißt der Wechſel.

**) Das Stellen wird immer da am ſchnellſten und beſten von ſtatten gehen, wo, wie in Sachſen, eigene Zeugknechte, welche alle Handgriffe inne haben und jeder ſein Geſchäft kennt, dazu gebraucht werden.

dieſem Tage unberegt. Die darauf folgende Nacht hindurch wird es durch eine hinlängliche Anzahl Jäger und Jagdleute bewacht; auch dahin ſtrenge geſehen, daß das ganze Perſonale ſich ruhig und ſtill verhält. Doch kann das Feueranmachen unter Anwendung möglichſter Vorſicht, daß dadurch dem Zeuge oder gar dem Walde nicht Schade geſchehe, geſtattet werden.

Sollte Regenwetter einfallen, ſo müſſen alle Leinen von Zeit zu Zeit etwas nachgelaſſen werden, damit ſie nicht ſpringen; hätte man aber in der Näſſe geſtellt, und der Himmel klärt ſich auf, ſo muß man ſie anziehen.

§. 33.

Der hierher gehörige, dem erſten Theil angefügte Grundriß hat den Zweck, das, was in der Folge über das beſtätigte Jagen noch geſagt wird, deutlicher zu machen.

Ich habe dabei angenommen, daß die Lappſtadt und alſo auch die erſte Stallung auf dem Flügel T fort, bis zur und durch die Allee IV, dann längs dem Holzrande N bis auf die Allee O und durch dieſe bis wieder zu T angebracht und vorbeſchriebenermaßen vollendet iſt.

Man würde zu ſelbiger verwendet haben:

38 Bund Lappen, und nachher

9½ Fuder Zeug,

indem der Umfang des ganzen Bezirks 6080 einfache Schritte beträgt.

An dem Morgen, wo die Verengerung des Jagens unternommen werden ſoll, verſammelt ſich die Jägerei nebſt den Stell- und Treibeleuten, zu einer feſtgeſetzten Stunde, an einem in der Nähe der Stallung beſtimmten Orte, nachdem Tags zuvor jeder Forſtbediente eine ſchriftliche Inſtruktion über alles erhalten hat, was er bei dem Treiben thun ſoll. Beſonders muß dieſe für diejenigen genau abgefaßt ſeyn, welche die Flügel und das Mittel führen.

Am erſten beſchäftigt man ſich mit dem Abſtecken des Laufs A, und mit dem Abräumen der Stellflügel zur Kammer B und zum Zwangtreiben C (zu denen aber hier die

Alleen P und Q dienen, und alſo nur Stellwege von k bis h und von l bis i durchzuhauen ſeyn würden); dann wird von h bis i, als an dem Orte, wohin in der Folge das Rolltuch kommen ſoll, eine gerade Linie von allem darauf ſtehenden Holze geſäubert, und wenn dicht hinter derſelben nach dem Jagen zu, in der zur Kammer beſtimmten Dickung lichte Plätze vorhanden wären, ſolche mit hohem Geſträuch ſo dicht beſetzt, daß das Wild beim Abziehen nicht zu früh auf den Lauf ſehen kann.

Auch beſorgt man, daß zur künftigen Einrichtung der Jagensrundung hinter der Kammer B, oder hinter dem Zwangtreiben C, oder, wenn es ohne große Holzverwüſtung geſchehen kann, hinter beiden das im Wege ſtehende Geſträuch abgehauen und weggeſchafft wird.

§. 34.

Das Abſtecken des Laufs bewerkſtelligt man leicht auf folgende Weiſe:

Auf der Mitte der geraden Linie h i, welche 160 einfache Schritte lang iſt, wird bei H ein in 36 gleiche, numerirte Grade eingetheiltes Scheibeninſtrument, wie ſolches unten auf dem Riſſe im Großen abgezeichnet iſt, ſo aufgeſtellt, daß man von 9 über 27 nach dem bei h eingeſteckten Stabe und von 27 über 9 nach dem bei i ſtehenden viſiren kann. Dann tritt man ſo hinter das Inſtrument, daß man von 36 über 18 ſieht und läßt in einer geraden Linie von 375 Schritten wieder einen Stab bei f einſtoßen. Ein gleiches geſchieht bei M, welches von H 125 Schritte entfernt iſt.

Nun verſetzt man das Inſtrument dahin, wo der Stab bei M geſtanden; ſo daß man von 36 über 18 nach f, und von der andern Seite nach H viſiren kann. Hierauf ſehe man von 3 über 21 und laſſe in einer geraden Entfernung von 175 Schritten bei e einen Stab ſetzen; eben ſo, wenn man von 33 über 15 viſirt, bei g. Ferner ſehe man über 30 nach 12 und laſſe in einer geradlinigen Weite von 75 Schritten bei b, und wenn man hierauf über 12 nach 30 viſirt hat, in einer gleichen

Entfernung bei c Stäbe errichten. Auf gleiche Art verfährt man, indem man über 6 nach 24 und dann über 24 nach 6 ſieht, ſo daß die Stäbe d und a von M gleichfalls 75 Schritte entfernt ſind, und alſo die Linie c b 150 Schritte und eben ſo viel die Linie a d beträgt. An die Stellen der Stäbe werden Krummruthen eingegraben, welche dem Zeuge beim Stellen die gehörige Richtung und Feſtigkeit geben müſſen.

Zugleich will ich hier bemerken, daß alle Krummruthen an den Orten, wo ſich das Zeug, wenn es geſtellt wird, nach dem Jagen hineinwärts zu wenden anfängt, an der innern Seite deſſelben, da aber, wo es anfängt ſich nach außen zu wenden, an der äußern ſtehen müſſen.

Um aber beim Umſtellen des Laufs die Rundung am Ende deſſelben gut und richtig herauszubringen, könnte man bei y einen Pfahl einſtoßen, an demſelben eine Leine befeſtigen, welche bis e reichte; mit dieſer dann von e über f nach g einen haben Zirkel beſchreiben und in einer Weite von 10 bis 15 Schritten Stäbe einſetzen, hinter welchen hernach beim Stellen das Zeug gleich ausgeſchlagen und gehoben würde.

§. 35.

Nachdem auch das im vorigen Paragraph beſchriebene Geſchäft vollendet worden, fängt man an, die Stellung allmählig durch Treiben zu verengern. Um dieſen Zweck zu erreichen, wird das erſte ſo angelegt, daß der rechte Flügel da anfängt, wo der Weg ⊙ den Holzrand N durchſchneidet. Längs dem ⊙ werden die Treiber in gleichen Entfernungen von einander angeſtellt und Forſtbediente, der ihnen ertheilten Inſtruktion gemäß, zur Aufſicht zwiſchen dieſelben vertheilt, ſo daß der linke Flügel ſich an den Jagdflügel T anlehnt.

Derjenige Forſtbediente, welcher den rechten Flügel führt, bläſ't, nach erhaltenem Auftrag des Befehlshabers, mit dem Flügelhorne das Treiben ab; ihm antwortet der auf dem linken, und dieſem der, welcher das Mittel führt.

Hierauf geht das Treiben in gerader Linie fort bis auf die Querallee I. Würde es aber etwa noch von einem Wege der Breite nach durchſchnitten; ſo wird auf dieſem ganz gemacht, d. h. die Treibeleute werden angehalten und wieder in gerade Linie geſtellt. Alsdann ſetzt man das Treiben fort *).

Iſt es endlich ganz auf der Allee I angelangt, ſo wird vom rechten Flügel nach dem linken zu gefragt, ob etwas an Hirſchen oder Rothwild zurückgegangen ſei. In dieſem Fall nimmt man das Treiben noch einmal; außerdem aber bleiben die Treibeleute ſo lange ſtehen, ohne irgendwo eine große Lücke zu machen, bis mit zwei Fudern Zeug, welche da, wo I den Flügel T durchſchneidet, bereit ſtehen müſſen, in möglichſter Geſchwindigkeit längs der I durchgeſtellt worden, bis zum rechten Zeugflügel **). Während des folgenden Treibens wird das Zeug an dem abgetriebenen Theil der Stallung gehoben, um es in der Folge wieder anwenden zu können.

Das zweite Treiben könnte man auf dem Holzrande N zwiſchen I und IV anlegen und es bis P fortführen. Sobald es da angekommen und nichts zurück iſt, wird auf der Allee P mit zwei Fuder Zeug durchgeſtellt.

Das dritte Treiben würde man längs der Allee IV von einem Zeugflügel zum andern anlegen und bis zur III fortführen. Während nun auch hier das Zeug geſtellt und verfeſtigt wird, könnte man auch gleich auf dem Stellwege

---

*) Alle Treiben gehen ſtill, ohne Schreien und Juchzen, auch ſelbſt dann, wenn Wild auf die Treiber zurückkäme. Iſt es von einer Gattung, welche man nicht im Jagen zu haben wünſcht, ſo ziehen ſich da wo es durch will, aufs Geheiß der Forſtbedienten die Treibeleute aus einander und laſſen es zurück; wäre es aber Rothwild oder doch ſolches, worauf mit gejagt werden ſoll, ſo wird es viel eher umkehren, wenn die Treiber ruhig ſtehen bleiben und nur ganz unbefangen mit einander ſprechen, Feuer anſchlagen und dergl., als wenn ſie anfangen zu ſchreien.

**) Reichte vielleicht die Zahl der Treibeleute nicht hin, das erſte Treiben auf einmal zu nehmen, ſo könnte dieſes dadurch getheilt werden, daß man vorher von ⊙ bis I auf R allenfalls nur verlappte, dann erſt die eine Hälfte von N bis R abtriebe und hierauf längs I durchſtellte, hernach aber mit der zweiten Hälfte auf gleiche Weiſe verführe.

h k durchſtellen. 1½ Fuder Zeug wäre zu dieſem allen hinreichend.

Das vierte Treiben lehnt ſich auf T, mit dem rechten Flügel an I, mit dem linken aber an III an, und geht, da hier dichtes Holz vorausgeſetzt wird, nur bis S. Fünf Tücher ſind hier hinlänglich.

Vier Tücher aber ſind erforderlich, um nach vollendetem fünften Treiben, welches zwiſchen P S von I bis II geführt wird, auf der letztgenannten Querallee durchzuſtellen.

Das ſechſte Treiben würde dann auf der Allee S zwiſchen II und III angelegt und nur bis R getrieben werden können, weil man nun ſchon das Wild mit Vorſicht behandeln muß, um es nicht zum Ueberfallen zu reizen. Sobald hier das Zeug ſteht, kann man das ſiebente und letzte von R bis Q führen, den linken Flügel aber gleich von 1 an, bis zur Stellſchneiſe 1 i vorziehen.

Auf dieſe Weiſe wäre nun, wenn auch hier das Zeug ſteht, das geſammte Wild in dem zum eigentlichen Jagen beſtimmten Bezirke eingeſchloſſen. Es bliebe alſo für jetzt nichts zu thun übrig, als die Jagensrundung hinter dem Zwangtreiben von r bis p und q einzurichten und zuzuſtellen; dafür zu ſorgen, daß das Zeug gehörig verfeſtigt und daß rings um das Jagen — doch außerhalb des Zeuges — Wach- und Wehrfeuer angezündet, auch die ganze folgende Nacht hindurch unterhalten, und daß das Ganze unter Aufſicht verſtändiger Forſtbedienten mit hinlänglicher Mannſchaft bewacht werde.

§. 36.

Mit Anbruch des Morgens, an welchem das Abjagen gehalten werden ſoll, ſtellt man den Lauf und errichtet auf demſelben den Schießſchirm.

Man fängt damit an, daß an der Krummruthe f zwei Tücher zuſammengeknebelt und nach beiden Flügeln deſſelben, längs der abgezeichneten Rundung ausgeſchlagen werden und man fährt fort, den linken Flügel des Laufs bis h, den rechten aber bis i mit möglichſter Genauigkeit zu ſtellen.

Könnte man sich nicht ganz auf die Festigkeit des Zeugs verlassen, so muß man es lieber um das ganze Jagen herum auf der auswendigen Seite dupliren, d. h. Netze herumziehen; vorzüglich wenn Hunde zum Abjagen gebraucht werden.

Das ganze Jagen besteht aus drei Hauptabtheilungen:

1. Aus dem Laufe A, welcher völlig frei von Holze und planirt seyn muß. Auf diesem wird das Wild herausgetrieben oder durch Jagdhunde herausgejagt, und aus dem bei M errichteten Schießschirme geschossen.
2. Aus der Kammer B, welche sich von h bis D und von i bis E erstreckt. In diese wird an dem zum Ausschießen des Jagens bestimmten Morgen das Wild auch
3. aus dem Zwangtreiben C hineingetrieben und von o bis m und n die Rundung der Kammer gestellt *). Doch bleibt auch das Zeug am Zwangtreiben stehen.

Endlich zieht man das Rolltuch von h bis i vor und läßt das vorher an dessen Stelle gestandne Zeug heben und wegschaffen.

Auch werden, um Unglück zu verhüten, starke Brüche (grüne Zweige) bei den Krummruthen a, b, c und d an beiden Seiten des Zeuges aufgehängt, über welche hinaus nicht geschossen wird, denen sich aber auch von außen Niemand nähern darf.

§. 37.

Wenn die Herrschaft beim Jagen anlangt, wird das Zeug dem Schirme gegenüber niedergelegt, bis die Wagen wieder hinausgefahren und auf die Seite gerückt worden sind.

Sobald der Lauf wieder herstellt ist, zieht die Jä-

*) Die Rundungen sind deshalb sehr nützlich, weil sie das Ueberfallen des Wildes verhindern, indem es sich nicht in die sonst entstehenden Ecken ziehen kann, wo man es nur mit Mühe herausbringen würde.

gerei zu Holze, um das Wild entweder durch Treiber oder durch teutſche Jagdhunde auf den Lauf zu bringen. Im letztern Falle wird das Rolltuch für immer weggezogen, im erſtern aber nur ſo lange, bis ein Trupp Wild auf den Lauf heraus iſt. Hier wird es denn durch einige Reiter wieder aus dem hintern Theile des Laufes hervorgetrieben.

Wird ein Hirſch oder Thier durch einen nicht gleich tödtlichen Schuß verwundet, ſo hetzt man drei bis vier von den in den Hundeſchirmen hinter dem Schießſchirme ſtehenden Blendlingen darauf und eilt, ſobald dieſe das angeſchoſſene Stück fangen, hinan, um es, dem eingeführten Gebrauch nach, zu nicken oder abzufangen.

Alles erlegte Wild wird auf der rechten Seite des Schirmes zuſammengetragen und, mit den Köpfen nach demſelben hin gerichtet, in folgender Ordnung der Stärke nach geſtreckt:

in der erſten Reihe alle Edelhirſche,
in der zweiten Reihe die Thiere,
in der dritten Reihe die Damhirſche,
in der vierten Reihe die Damthiere,
in der fünften und
ſechſten Reihe Rehböcke und Ricken.

§. 38.

Es würde zu weitläufig, auch unnöthig ſeyn, von jeder Art der eingeſtellten Jagen eben ſo ausführlich zu handeln, als es beim beſtätigten geſchehen iſt; da im Vorhergehenden ſchon vieles vorkommt, was auch auf die übrigen Jagen mit Zeug anwendbar iſt.

So verhält es ſich z. B. mit der Einrichtung des Contrajagens, welche, was das ins Enge-Bringen betrifft, ſich in nichts vom vorigen unterſcheidet. Alle Treiben werden nach der Kammer B und dem Zwangtreiben C zugenommen. Der Lauf wird auf einer Wieſe angebracht, an welche ſich auf der andern Seite wieder dichtes Holz anſchließt, in welchem, gerade der Kammer B gegenüber, noch eine ähnliche, wenn auch etwas kleinere,

eingerichtet wird. Zwischen beide kommt der Lauf, welcher sich im Mittel so weit verengert, daß die größte durch die Krummruthen a, b, c, d bezeichnete Schußweite höchstens vom Schirme aus 80 Schritte beträgt, nach der zweiten Kammer zu sich aber wieder erweitert.

Wäre der Wildstand eines Reviers nicht stark genug, um voraussetzen zu können, daß in einem zur Bestätigung sich eignenden Bezirk eine hinlängliche Anzahl Wild sich befände, um ein Jagen darauf einzurichten, oder will es sich die Herrschaft gefallen lassen zu jagen, ohne vorher genau zu wissen, was sie sich versprechen darf; so läßt man verlorne Treiben von allen Seiten nach dem Theile des Reviers zu machen, wo das Jagen eingerichtet werden soll. Hier wird denn das zusammengetriebene Wild entweder mit Zeug oder mit doppelten Tuchlappen im Weiten eingestellt.

Um nicht zu viel Zeug anwenden und hernach bei der Verengerung zu viele Treiben machen zu müssen, würde man zur weitesten Stallung doch auf keine Weise mehr als 10 bis 12 Fuder Zeug oder 80 bis 96 Bund Lappen verwenden dürfen.

Schon zu dieser Anlage gehört ein starker Zeugvorrath, da man doch immer noch fünf bis sechs Fuder in Bereitschaft haben muß, um damit das Jagen ins Enge zu bringen.

Wenn nun das Zwangtreiben, beide Kammern und zwischen diesen der Lauf vollkommen eingerichtet sind, so wird das Wild zum Theil in die Kammer diesseits, zum Theil in die jenseits des Laufes getrieben und vor jede ein Rolltuch gezogen.

Beim Abjagen wird dann abwechselnd aus beiden ein Theil des Wildes auf den Lauf gejagt und da erlegt.

Erhielte ich den Auftrag ein Contrajagen einzurichten, so würde ich alles Wild in die Kammer vor dem Zwangtreiben bringen und blos vor diese ein Rolltuch ziehen, die gegenüberstehende aber offen lassen.

Beim Abjagen würde ich am Ende beider Kammern Treiber anlegen, zuerst das Wild aus der zugestellten Kammer über den Lauf treiben und, wenn es sich in die

zweite gezogen hätte, dasselbe von da wieder über den Lauf nach der ersten zurückjagen lassen *).

So würde ich fortfahren, bis alles eingestellte Wild erlegt wäre.

Ich möchte wohl behaupten, daß das Contrajagen schon deshalb mehr Vergnügen gewähren muß, als ein eingestelltes mit dem freien Lauf ohne die zweite Kammer, weil bei jenem die Herrschaft das Wild doch nicht immer vor Augen hat und also in steter Erwartung bleibt.

Auch kann das Contrajagen, wo das Wild die Lappen respektirt, füglich mit doppelter Lappstadt **) allein, ohne Tücher, gemacht und dadurch viel an Zeit und Aufwand erspart werden.

Einige Stunden läßt das Wild sich auch hier hin- und hertreiben; wird es aber zu stark oder zu anhaltend pressirt, so macht es beim Zeuge so gut wie bei der Lappstadt Versuche, sich zu befreien.

§. 39.

Wenn es nun vollends darauf nicht angesehen ist, alles vorhandne Wild auf einen gewissen Bezirk zusammenzubringen; wenn man über 1500 bis 2000 Treibeleute und über ein verhältnißmäßig starkes Jägerpersonale gebieten kann: so ist es auch nicht einmal nothwendig, eine Stallung im Weiten zu machen. Man läßt in diesem Falle zuerst die entlegensten Vorhölzer rege machen, d. h. aus ihnen das Wild nach dem zum Jagen bestimmten Waldbezirke hintreiben; doch nur bis in die Gegend, wo in der Nacht vor dem zum Abjagen bestimmten Tage die Treiben von allen Seiten her angelegt werden. Nur muß man dahin sehen, daß die Treiben, welche am weitesten heranzu-

*) Auch zum Zurückgehen der Treibeleute wird auf beiden Flügeln das Zeichen durchs Flügelhorn gegeben. Die Treiber ziehen sich dann aus der Mitte nach beiden Flügeln, und gehen hinter den sie führenden Forstbedienten her bis ans Ende der Kammer, wo sie sich wieder anlegen.

**) Um einen Bezirk doppelt verlappen zu können, müssen an den Stellstangen zwei Haken so angebracht seyn, daß die oberste Reihe Lappen gerade bis an die untere reicht.

holen sind, verhältnißmäßig früher abgehen, als die kürzern, so daß alle von allen Seiten möglichst zugleich da ankommen, wo das Jagen eingerichtet werden soll.

Sämmtliche Anführer der Treiber müssen genaue, schriftliche Instruktionen erhalten und, je näher sie dem zum Anhalten des Treibens bestimmten Orte kommen, desto aufmerksamer müssen sie — vorzüglich beim Ganzmachen — auf die Entfernung der Treiben seyn, welche ihnen am nächsten gehen. Man wird deshalb Ursache haben, unter den Forstbedienten diejenigen zu Anführern zu wählen, welche auf den Revieren am meisten bekannt sind, damit sie sich in der Nacht nicht irren. Auch kann man jedem Flügelführer einen zuverlässigen und instruirten Ortseinwohner, beigesellen.

Die Flügelhörner sind das beste und fast einzige Signalement, wodurch man in den Stand gesetzt wird, in der Entfernung den Gang der Treiben zu beurtheilen, da Geschrei oder anderes Getöse nicht geduldet werden darf.

Wäre durch Zufall ein Treiben zurückgeblieben, so müssen die übrigen, wenigstens beim vorletzten Ganzmachen, so lange anhalten, bis zu vermuthen ist, daß sie alle fast zugleich auf den Stellwegen eintreffen.

Auf diesen müssen schon Tags vorher Haufen von dürrem Holz, von 50 zu 50 Schritt von einander entfernt, um den ganzen zum Jagen bestimmten Bezirk herum, zu Wehrfeuern zusammengebracht werden, welche, sobald sämmtliche Treiben angelangt sind, alle so schnell als möglich — doch die zuletzt, von welchen der Wind in das Jagen geht — angezündet und so lange unterhalten werden, bis die ganze Lappstadt fertig ist.

§. 40.

Oft wird auch ein Jagen dieser Art so eingerichtet, daß mehrere Schießschirme auf einem Gehau oder Jagdflügel in gerader Linie und in bestimmten Entfernungen von einander gemacht werden.

Hierbei muß man vorzüglich für die Sicherheit der

Schützen unter einander und für die der Treiber beſorgt ſeyn. Daß nie in die Richtung geſchoſſen werden darf, wo die andern Schirme ſtehen und eben ſo wenig nach den Treibern hin, verſteht ſich von ſelbſt.

§. 41.

So viel von eingeſtellten Jagen! Vom Einfangen des Edelwildes mit Netzen wird im Anhange zum I. Theile Kap. I. §. 18. und Kap. III. §. 12. die Rede ſeyn. Jetzt wollen wir zum Bürſchen, d. h. zum Schießen mit der Büchſe, und zwar im Freien, übergehen.

Starke Hirſche werden gewöhnlich in der Feiſt- oder guten Zeit, alſo vom Ende des Monats Juli an, den ganzen Auguſt hindurch und höchſtens bis zur Mitte des Septembers mit wahrem Vortheil, alte Thiere nur ſo lange, bis ſie hochbeſchlagen ſind und nicht eher, bis ſich die Kälber ſelbſt forthelfen können, alſo nie vor dem Auguſt und nicht leicht nach der Brunftzeit geſchoſſen. Hiervon kann jedoch in ſtark beſtandnen Wildbahnen eine Ausnahme gemacht und ſpäterhin, auch wohl bis zum Januar, etwas weggenommen werden.

Spießer, Schmalthiere und Kälber bürſcht man in den landesherrlichen Jagdrevieren Jahr aus Jahr ein. Doch wird jeder rechtliche Weidemann ſie nicht zur Ungebühr angreifen, um der Jagd für die Folge keinen Schaden zu thun.

Es iſt freilich nichts dagegen zu ſagen, wenn Jagdberechtigte auf Privat- und Koppeljagd-Revieren alles, was ihnen zukommt und vorzüglich Wechſelwild zu jeder Zeit ſchießen, wo die Geſetze es erlauben. Doch wiederhole ich für die, welchen die Erhaltung ihrer Jagd am Herzen liegt, die Warnung, wenigſtens in geſchloſſenen Revieren vor Anfang des Monats Auguſt kein altes Thier vom Kalbe wegzunehmen, weil das letztere außerdem faſt immer fällt, oder doch gewiß ſchwach und ſchlecht am Leibe bleibt.

§. 42.

Die gewöhnlichſten Arten, das Bürſchen auf Rothwild zu betreiben, ſind folgende:

a) der Anſtand;
b) das Schleichen (der Bürſchgang);
c) der Gebrauch des Schießpferdes und des Bürſchwagens;
d) das Zutreiben vermittelſt mehrerer Jagdleute (das Buſchiren);
e) eben dieſes durch einen einzelnen Gehülfen;
f) vermittelſt teutſcher Jagdhunde.

Der Anſtand iſt ein ſehr ſicheres und zweckmäßiges Mittel, das Rothwild zum Schuß zu bekommen; da daſſelbe überhaupt (beſonders aber der Hirſch) Abends, wenn es auf die Aeſung und Morgens, wenn es zu Holze zieht, in der Regel genau Wechſel hält, d. h. es nimmt einen Tag wie den andern denſelben Weg, ſo daß es zuweilen wieder in die Fährten tritt, welche es vorher gemacht hat.

Oft wechſelt es jedoch zur erſt erwähnten Tageszeit an andern Orten, als zur letzten. Mitten in den Waldungen ſucht es nach Maaßgabe des mit der Jahreszeit veränderten Standes die alten gewohnten Wechſel wieder auf.

Hat man ſich nun durch genaues und tägliches Verſpüren der Wildbahnen, oder, in Ermangelung derſelben, der gebahnteſten, nicht zu harten Wege, welche an den Holzrändern, an jungen Gehauen und an den Grenzen hinlaufen, der zunächſt an den Standort grenzenden Felder und Wieſen — auf welchen letztern man nur des Morgens im Thauſchlage die Fährten gewahr wird — wo das Rothwild Aeſung ſucht, mit dem Wechſel hinlänglich bekannt gemacht; ſo errichtet man in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten von demſelben aus grünen Zweigen verdeckte Schirme auf der Erde oder, wo es möglich iſt, Sitze auf ſtarken Bäumen, Kanzeln genannt, oder man gräbt Löcher mit Sitzen in die Erde, in und auf welchen man vor den äußerſt ſcharfen Sinneswerkzeugen des Geſichts

und Geruchs dieſer Kreaturen hinlänglich geſichert zu ſeyn hoffen kann *).

Abends, wenigſtens eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang (nach einem warmen Regen etwas früher), Morgens vor Anbruch des Tags ſchleicht ſich der Jäger bei gutem Winde oder doch bei gutem Seitenwinde **) behutſam und ohne Geräuſch auf ſeinen Anſtandsort; es ſei ein Schirm, oder ein Erdſitz, oder eine Kanzel. Die letztere gewährt den Vortheil, daß das Wild nicht ſo leicht Wind bekommen kann, wenn er auch nicht ganz gut iſt, weil ſie höher ſteht und man alſo immer im Ueberwinde bleibt.

Hat der junge Weidemann Luſt und Liebe zu ſeinem Metier, ſo wird ihm ſchon dieſerhalb hier die Zeit nicht lang werden. Auch müßte es ihm ſehr an Geiſtesbildung fehlen, wenn er ſich nicht einige Zeit, ſelbſt einige Stunden mit ſich ſelbſt und mit der ihn umgebenden ſchönen Natur unterhalten könnte.

Wahr iſts, daß die genaue Abwartung dieſer Jagdart nicht gemeine Thätigkeit, Munterkeit und Beſonnenheit erfordert und daß mit dieſen Eigenſchaften Kaltblütigkeit oder doch Mäßigung und ſtets geſpannte Aufmerkſamkeit auf alles, was ſich in der Nachbarſchaft regt und bewegt, verbunden ſeyn muß. Auch darf man ſich nicht das geringſte Geräuſch, ja nicht einmal eine merkliche Bewegung irgend eines Gliedes erlauben; nur die Augen müſſen überall vorwärts und nach den Seiten hin ſich richten, ohne dabei den Kopf zu verwenden.

Iſt nun der Jäger vielleicht drei oder vier Tage von früh ein Uhr bis Abends zehn Uhr auf den Füßen gewe-

---

*) Es iſt wohl kaum zu erwähnen nöthig, daß dieſe Schirme, Kanzeln und Sitze ſo eingerichtet ſeyn müſſen, daß ſie den Jäger nach der Seite zu bedecken, wo das Wild herkommt.

**) Der Wind iſt gut, wenn er aus der Gegend, wo das Wild herkommt, gerade von vorn auf den Schützen zukommt. Der Seitenwind iſt gut, wenn er bei dem Heraustreten des Wildes von dieſem auf die eine Seite des Jägers zuſtößt. Im umgekehrten Falle iſt der Wind überhaupt, und ſo auch der Seitenwind ſchlecht.

ſen — Perioden ſolcher Art werden jedem guten, thätigen Jäger vorkommen —; ſo iſt freilich der Kampf mit drückender Müdigkeit hart, und doch ſoll und muß er mit Ausdauer ſo lange beſtanden werden, als die Kräfte der menſchlichen Natur hinreichen. Der Verfaſſer bekennt es willig und rechnet es ſich unter den Umſtänden, wie ſie waren, nicht zur Schande, einmal, aber wahrhaftig nicht öfter, bei einer ähnlichen Gelegenheit vom Schlafe übermannt worden zu ſeyn.

Hier die kurze Geſchichte!

Schon vier oder fünf Nächte hatte ich nicht länger als von elf Uhr Abends bis ein Uhr Morgens Ruhe genießen können; während der ganzen übrigen Zeit mußte ich — ſo forderte es meine damalige Lage — dringende Geſchäfte abwarten. Ein neues Tagewerk begann um die nehmliche Stunde mit dem Anſtande auf Feiſthirſche. Schon fingen die Füße an, ihre Dienſte zu verſagen; ich konnte, in einem Alter von zwanzig Jahren, der Sehnſucht nach augenblicklicher Ruhe nicht länger widerſtehen. Mit dem feſten Vorſatze, nicht zu ſchlafen, ſetzte ich mich am Stamm einer Eiche, an welcher ich auf dem Wechſel ſtand. Kaum hatte ich mich mit dem Rücken angelehnt und die Büchſe quer über die Füße gelegt, ſo fielen mir unwillkürlich die Augen zu. Lange mochte ich ſo wohl nicht geſeſſen haben, als ich durch einen, mir gerade nicht fremden, aber für dieſen Augenblick doch unerwarteten Ton geweckt ward.

Es war das Grunzen eines hauenden Schweines, welches nicht fünf Schritte von mir entfernt ſtand. Wahrſcheinlich kam es in der Morgendämmerung außer dem Winde heran und ſtutzte, als es eine Figur erblickte, welche ihm verdächtig ſchien. Eine natürliche Folge des Schrecks über das Kopfnicken des ſchlummernden Nimrods war das Grunzen. Dieſes veranlaßte ein zufälliges Zuſammenfahren des beſchämten Schläfers, welcher ſeinen Wecker nur noch flüchtig erkannte und ſich herzlich freute, daß die Sonne ſich noch nicht über den Geſichtskreis erhoben hatte. Nach einer kleinen halben Stunde ward mir das Vergnügen zu Theil, einen Hirſch von vierzehn Enden zu erlegen, welcher

mir ohne dies ſonderbare Ereigniß wahrſcheinlich entgangen wäre. —

Auf der andern Seite gewährt der Anſtand dem Weidemann zu der Zeit, wo er auf Hirſche betrieben wird, oft Genüſſe, durch welche er hinlänglich für ſeine Anſtrengung belohnt wird, wenn er nur irgend Sinn und Gefühl für die Natur und ihre Schönheiten hat.

Erquickt durch die mit dem ſinkenden Tage ſich verbreitende Kühle, freut er ſich des Gezwitſchers der kleinern gefiederten Waldbewohner; ſieht, wie Rehe und Haarwild anderer Gattungen in ſeiner Nachbarſchaft ruhig, man möchte ſogar ſagen, mit feiner Auswahl ihre Aeſung ſuchen und mit innigem Wohlbehagen das Gefundene benutzen; wie die Kälber ſcherzend um die, ſie mit zärtlicher Sorgfalt beobachtenden, Mütter herumhüpfen; wie dieſe ihnen hier mit wahrer Reſignation das leckerſte Geäſe abtreten, dort das von nahrhafter Milch ſtrotzende Geſäuge darreichen, um durch dieſen kräftigen Genuß das Wachsthum und Gedeihen ihrer Nachkommenſchaft zu befördern.

Früh vor Tage, wenn in der Natur noch alles ſchläft und ruht, geht der Weidemann hin an den Ort, wo er das zu Holze ziehende Wild zu erwarten gedenkt. Mit anbrechendem Morgen erwacht Alles. Majeſtätiſch erhebt ſich die Sonne über den Geſichtskreis und drückt die Dünſte zu Boden. Zitternd glänzt an jedem Grashalm das kryſtallhelle Thautröpfchen und im friſcheren Grün prangt Wald und Wieſe um ihn her.

Solche oder ähnliche Wahrnehmungen und die daraus entſpringenden Gefühle ſind gewiß vermögend, auch in ſolchen, Vielen unthätig hingebracht ſcheinenden Stunden, die Langeweile zu verſcheuchen. Sie ſtimmen zugleich das Herz zu edlen und frommen Empfindungen, welche, wahrlich! auch dem Jäger zur Ehre gereichen und ihn zum ſittlichguten Menſchen bilden.

Möge dieſe kleine Abſchweifung nicht falſch gedeutet werden, ſondern ſo, wie ich es wünſche, als Anleitung zum weitern Nachdenken für junge Leute, die ſich dem Forſt- und Jagdweſen widmen!

Doch zurück zur Sache!

Der junge Jäger laſſe ſich dadurch nicht irre machen, wenn er etwa gegen Abend das Wild eilig nach dem Holzrande zu ziehen ſieht. Da es ſich nach der Aeſung ſehnt, iſt dies faſt immer der Fall. Mit dem erſten Schritt ins Freie wird es ſtutzen und überall umherblicken — man ſagt ſichern. — Iſt der Jäger ſchußfertig und in Ruhe, ſteht der Hirſch oder das Thier, welches er ſchießen ſoll, völlig breit und in der gehörigen Schußweite, kurz, hat er gutes Abkommen; ſo kann er gleich ſchießen.

Doch rathe ich mehr zum folgendem Verfahren:

Man laſſe erſt das den meiſten, vorzüglich jungen, Jägern eigene Herzklopfen vorübergehen. Während dieſer Zeit wird das Wild ruhig werden und die Aeſung annehmen. Steht es nun in einer Entfernung von höchſtens 90 Schritten in der oben angegebenen Richtung, nicht gebückt, ſondern aufgerichtet, — im erſtern Falle ſchweißt es nicht gut, wenn es verwundet wird — ſo wähle man ſich vor allen Dingen einen Gegenſtand, dicht beim Wild, um, wenn es nach dem Schuſſe flüchtig wird, den Ausriß und das Bürſchzeichen*) leichter finden zu können; nehme dann, ohne Geräuſch und überhaupt behutſam, die ſchon vorher aufgezogne Büchſe an den Backen, ſtecke, ziehe von unten herauf, bis man etwa zwei bis drei Finger breit Wildbret dicht hinter dem Blatte auf dem Korne hat und drücke dann ohne weitern Verzug **).

Faſt immer, vorzüglich bei ſtillem, heiterm Wetter, und wenn der Wind dem Schützen den Rauch nicht ins Geſichte treibt, wird er ſchon nach dem Zeichnen ***) beurtheilen können, wie und wo die Kugel ſitzen müſſe.

---

*) Ausriß — der Eingriff im Boden mit den Schalen bei der erſten Flucht (Satzung) nach dem Schuß. Bürſchzeichen — zerſchoßnes Haar, zerſplitterte Knochen, Schweiß, wenn man Eins oder das Andere beim Ausriß wahrnimmt.

**) Ueber die Beurtheilung, Behandlung und den Gebrauch der Büchſe wird Th. III. Anhang 1. ausführlich geſprochen werden.

***) Siehe §. 48. dieſes Kapitels.

Nur behalte er das Stück, worauf er ſchoß, ſo lange als möglich im Auge.

Sieht er, daß es in einiger Entfernung vom Anſchuſſe ſtürzt, ſo kann er ſicher ſogleich hinangehen, den Leib bei heißem Wetter gleich eine Hand breit, ohne das Geſcheide zu verletzen, mit dem Nickfänger aufſchärfen, das Wild dann verbrechen *) und ſobald als möglich für das Nachhauſeſchaffen ſorgen.

Hätte aber das verwundete Stück bei einem Trupp geſtanden und ginge daſſelbe nach dem Schuſſe noch mit dieſem fort; ſo habe er genau darauf Acht, wo es ſich von demſelben abſondert (abthut) und wohin es ſich wendet.

Bemerkt er, daß das verwundete Wild ſich niederthut, ſo gehe er, vorzüglich wenn er fürchten müßte, zu hoch oder zu kurz, oder weidewund geſchoſſen zu haben, am Abend gar nicht, am Morgen aber erſt nach Verlauf einer halben Stunde, nach Befinden auch noch ſpäter hinan, damit es nicht rege werde; denn in dieſem Falle geht es gewiß ſo weit fort, als es nur immer kann.

Stürzt es nicht oder thut es ſich nicht nieder im Geſichtskreiſe des Schützen, ſo gehe er auf den Anſchuß **), ſuche dort den Ausriß und das Bürſchzeichen auf der Fährte zu finden, verbreche dieſen auf die bei der Leithundsarbeit vorgeſchriebne Art und hole den Schweißhund, um mit ihm nachzuſuchen. Abends muß auch dies bis zum nächſten Morgen verſchoben, Morgens aber dem verwundeten Stücke vorher gehörig Ruhe gelaſſen werden.

§. 43 a).

Unterhaltender als der Anſtand und ſehr anwendbar an Orten, wo das Rothwild immer Stand hat und nicht

---

*) Dies geſchieht, indem man einen Bruch, d. i. ein grünes abgebrochenes Reis, beim Hirſche mit dem abgebrochnen Ende nach dem Geweih zu, beim Thiere aber, nach dem Geſäuge hin gerichtet, darauf wirft. Dies geſchieht deshalb, um jedem, der das erlegte Stück etwa früher fände, als man es abzuholen im Stande iſt, ein Zeichen zu geben, daß der Jäger ſchon dabei geweſen iſt und es alſo als Eigenthum betrachtet.

**) d. h. die Stelle, auf welcher das Wild, nach welchem geſchoſſen wurde, ſtand.

ſtark beſchoſſen wird, iſt allerdings das Schleichen — auch Bürſchgang genannt.

Indem man gegen Abend und früh, wenn es Tag wird, an den Feld- und Wieſenrändern, an den jungen Gehauen, in den Vorhölzern, durch welche das Wild zu wechſeln pflegt, auch auf Wegen und im Holze ſelbſt, wenn da nicht zu viel trocknes Holz und Laub liegt, vorſichtig herumgeht, erblickt man ſo manchen andern Gegenſtand, welcher eine erfreuliche Anſicht gewährt.

Nur glaube man nicht, daß es ſo gar leicht iſt, auf dieſe Art dem Wilde Abbruch zu thun.

Ueberall müſſen bei dieſer Gelegenheit die Augen umherſchweifen, um jedes Stück Wild eher zu ſehen, als man von ihm geſehen wird.

Erblickt man an einem Orte einen Hirſch oder ein Thier, ſo drücke man ſich hinter den erſten beſten Strauch oder Baum, und erſpähe erſt genau, ob auch in der Gegend rund umher kein Wild derſelben oder andrer Art ſtehe. Iſt man ſicher, durch keinen fremdartigen Gegenſtand behindert zu werden, ſo lege man den Hut ab, an welchem wahrſcheinlich der Farbe wegen das Wild den Menſchen am früheſten erkennt, und ſchleiche bis auf die gehörige Schußweite mit gutem Winde von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. Kann man dies, durch einen Holzhaufen oder eine Klafter gedeckt, bewerkſtelligen, deſto beſſer.

Man richte abwechſelnd die Augen auf den Boden, um auf kein trockenes Aeſtchen zu treten und jedes Geräuſch zu verhüten *) (denn das geringſte Verſehen dieſer Art macht unfehlbar das zu beſchleichende Stück flüchtig), dann wieder auf das Wild, um auch die geringſte Bewegung deſſelben nicht zu überſehen. Sichert es, ſo bleibe man unbeweglich, ſelbſt in der unbequemſten Stellung, bis das Wild wieder ruhig äſet. Hierbei traue man dem ers

*) Oft genug wird man in die Nothwendigkeit verſetzt ſeyn, die Stiefeln oder Schuhe des geräuſchloſeren Auftritts wegen auszuziehen.

ſten Anſcheine nicht; oft bückt es ſich blos und ſchielt gleichſam nach dem ihm verdächtigen Gegenſtande; oft biegt es Hals und Kopf wohl gar auf die vom Jäger abwärts gekehrte Seite und ſcheint ſich ganz gemächlich mit dem Hinterlaufe am Gehör zu kratzen, da es doch eigentlich unter ſeinem eigenen Leibe weg dahin blickt, wo es etwas Befremdendes wahrnahm.

Doch iſt im Holze immer noch leichter fortzukommen, als auf einem freien Platze, deſſen Breite die normale Bürſchbüchſenſchußweite überſteigt. Am beſten thut man, unter ſolchen Umſtänden den Heranzug des Wildes auf dem Wechſel, oder, wenn man den nicht kennt, da, wo man ſich bei gutem Winde an dem Holzrande befindet, hinter einem Baume oder Strauche mit Beharrlichkeit zu erwarten. Den Nothfall ausgenommen, daß, bei einem geringen Wildſtande oder an der Grenze, Wild in die Küche geſchafft werden ſoll und muß, rathe ich zu keinem Annäherungsverſuche, welcher Art er ſei; denn das Herankriechen auf allen Vieren in einem ſeichten Graben, im hohen Graſe, hinter einem Aufwurfe oder großen Feldſteine mißlingt unter zehnmalen gewiß neunmal. Daß dadurch das Wild für die Folge unruhig und ſchüchtern gemacht wird, iſt begreiflich.

Einem ganzen Trupp, ſelbſt wenn er auf der Aeſung iſt, durchs Schleichen gnüglich nahe zu kommen, wird nur hinter einer guten Bedeckung möglich, weil faſt in jedem Augenblick ein Stück oder mehrere ſichern. Und doch wird ſelten der Zeitaufwand durch glücklichen Erfolg belohnt!

Steht der Trupp vielleicht gar auf einer Lehde oder im Stangenholze, ohne ſich zu äſen, ſo wird man beſſer thun, ſeinen Weg unbefangen, leiſe trällernd oder pfeifend, in dem Maaße fortzuſetzen, daß man ſich nur nach und nach näher heranzieht. Alles Wild liebt Muſik. Die eben vorgeſchlagne möchte wohl ſchwerlich für andere Zuhörer Reiz haben; aber dieſen gefällt ſie doch gerade genug, um ſich dadurch täuſchen zu laſſen. Nur muß man in gehöriger Schußweite auch ſchußfertig ſeyn, um faſt in demſelben Moment, wo man ſtehen bleibt, abdrücken zu können.

Hat der Schütze noch einen Begleiter, so wird das Wild am sichersten zu seyn glauben, wenn beide im Gehen ihr Gespräch ruhig, aber nicht zu laut fortsetzen. In einer Entfernung von 80—100 Schritten bleibt dann der eine hinter einem Baume stehen, der andere setzt seinen Weg sprechend fort, bis der Schuß gefallen ist.

Bei der Ausübung dieser Jagdart werden freilich immer noch häufig Fälle sich ereignen, auf welche diese Vorschriften nicht anwendbar und berechnet sind. Erfindungsgeist muß dann das hier Fehlende ersetzen.

Ueberhaupt aber gewährt der Bürschgang den großen Vortheil, daß der Jäger mit dem Stand und Wechsel des Wildes jeder Art immer genauer bekannt, das Revier auch besser als bei andern Jagdbetriebsmethoden geschützt wird.

§. 43 b).

Noch soll hier einer Methode, den Edelhirsch zu bürschen, Erwähnung geschehen, welche in der ersten Ausgabe des vorliegenden Werks zufällig übergangen worden ist; nämlich des Bürschens auf den Ruf in der Brunftzeit. Hierauf wirkt die Nachahmung des Schreiens wie des Mahnens (§. 1. u 4.) als Reiz- (Anlockungs-) Mittel begünstigend ein, indem erfahrungsmäßig in beiden Fällen der Hirsch — wenn er den Ruf vernimmt und vorher durch Zufall oder durch falschen Ruf noch nicht verschüchtert worden ist — dem Schützen meist schleichend und dabei oft sichernd, nicht selten trollend, zuweilen auch in voller Flucht sich — oft nur zu sehr — zu nähern pflegt. Ist dann der Jäger bei gutem Winde gut verborgen, auch, ehe ihn der Hirsch wahrnimmt, schußfertig und — was er seyn soll — ein geübter Schütze; so wird der Moment, wo der Hirsch ihm zu Gesichte kommt, zum Anbringen eines möglichst guten Schusses benutzt werden können.

Soll eine wie die andere Methode, den Hirsch zu rufen, in der Anwendung als erfolgvoll sich bewähren; so muß man vor Allem, sowohl den des Schreiens als den des Mahnens geschickt, d. h. genau — nachzuahmen

verſtehen. Zur Nachahmung des Schreilautes bedient man ſich gewöhnlich eines bei den Nürnberger — auch bei vielen andern — Kunſtdrechslern, unter der Benennung Hirſchruf, verkäuflichen Inſtruments. Auf welche Weiſe vermittelſt deſſelben jener Laut hervorzubringen iſt, das kann nicht wohl vorgeſchrieben, ſondern muß unter der Anleitung eines Kunſterfahrnen erlernt werden. Würde übrigens dem Jäger eine Stimme zu Theil, wie ſie nach §. 4. ſeyn muß, um vermittelſt derſelben den Schreilaut, unter den erforderlichen Modifikationen in Rückſicht der Tiefe und Höhe der Töne, hervorbringen zu können; ſo darf er, in Ermangelung jenes Inſtruments, nur ſeine beiden Hände vor dem Munde in dem Maaße hohl zuſammenlegen, daß ſie denſelben faſt umſchließen, und dann in dieſe Hohlung die ihm — wenn er vorher nur einige Hirſche ſchreien gehört — bekannten Töne hineinſchreien. Was nun die fernere Anwendung dieſes Hülfsmittels zum beabſichtigten Zweck anlangt, ſo ſind hierbei folgende Regeln zu beobachten:

1. Man bediene ſich des Schreirufs nur dann, wenn, und da, wo man den Hirſch in bedeutender Entfernung früh Morgens oder gegen Abend kurz vorher ſchreien hörte und zwar mehr als Aufmunterung zum öftern Schreien, in ſo fern er etwa ſtille bleiben zu wollen ſcheint, um hiernach den dermaligen Standort deſſelben beurtheilen und, auf Seiten des Jägers, Maaßregeln zur Annäherung ergreifen zu können, als zum Reizmittel, durch welches Annäherung auf Seiten des Hirſches bewirkt werden ſoll. Immer aber, beſonders wenn bei obwaltender Unmöglichkeit, dem Hirſche näher zu kommen, derſelbe durch dieſen Ruf herbeigelockt werden ſoll, laſſe man den Schreilaut in höhern Tönen erſchallen, als die waren, welche der Hirſch ausgab. Im Gegenfalle würde derſelbe — aus Furcht vor einem ſtärkern Gegner — nicht nur ſtumm bleiben, ſondern eher ſich entfernen, als näher kommen.

2. Man rufe nicht zu oft, höchſtens zwei- bis dreimal nach einander und wiederhole den Ruf nach Verlauf einiger Minuten in eben dem Maaße, wenn der Hirſch

nicht antwortet. Antwortet er, ſo gebe man genau Acht, ob er auf ſeinem vorigen Standorte geblieben oder ob er näher gerückt iſt. Letzteren Falls, beſonders wenn man den Gang des Hirſches im Laube rauſchend, oder deſſen Anſtreichen im Holze vernähme, ſetze man den Schreiruf aus und gehe, wenn nach geraumer Zeit alles ſtill und ruhig geblieben iſt, zum mahnenden über.

Dieſer letztere, begründet auf Nachahmung des §. 1. u. 4. erwähnten Lautes, welchen das vom Hirſche getriebene Thier ausgibt, kann vermittelſt eines äußern Werkzeugs meines Wiſſens nicht, ſondern einzig vermittelſt der Naſe des Jägers genau und richtig ertönen. In dieſem Falle aber und wenn ein Brunfthirſch in geziemender Nähe des dieſes Rufs ſich bedienenden Jägers ſich befindet, wird durch ſelbigen die Annäherung des Hirſches — ſelbſt wenn er beim Wilde ſteht — bei weitem ſicherer und in den meiſten Fällen unfehlbar bewirkt, in ſo fern ſonſt alles das pünktlich beachtet wird, wozu die oben beim Schreiruf unter 2 aufgeſtellte Regel in Rückſicht auf das Verhalten des Jägers Vorſchrift gibt. Ganz leicht iſt es übrigens nicht, den mahnenden Ruf durch die Naſe treffend hervorzubringen, ſelbſt dann nicht, wenn man, mit dem mahnenden Laute des Thieres im Voraus bekannt, durch einen Dritten in der Nachahmung deſſelben praktiſch unterrichtet wird. Noch bei weitem ſchwieriger muß es begreiflicher Weiſe ſeyn, hierzu eine irgend befriedigende Anleitung ſchriftlich zu geben. Hiernach bitte ich den folgenden diesfallſigen Verſuch zu beurtheilen.

Denke Dir, lieber Leſer, den Naſenlaut, wie ihn pedantiſche, teutſch-franzöſiſche Sprachlehrer vor Zeiten ihren Schülern bei der Anweiſung zur Ausſprache der Wörter un, bien und anderer ähnlicher, die Naſe entweder mit Schnupftaback vollgepfropft oder die Naſenlöcher durch Zuſammenziehung möglichſt verengt, herauszuzwängen ſtrebten, ſo haſt Du eine ungefähre Vorſtellung von dem näſelnden Tone, welcher das Mahnen im Allgemeinen charakteriſirt.

Ziehſt Du alſo Deine Naſenlöcher oder drückſt Du

ſie im Nothfall mit dem Spitzfinger und Daumen möglichſt gegen die Naſenwand zuſammen, thuſt Du einen etwa ſekundenlang aushaltenden — daß ich ſo mich ausdrücke — Stoßſeufzer auf ä im Bariton, bei deſſen Schluß die Naſenlöcher ſchnell wieder erweitert werden; ſo wirſt Du etwas dem Mahnlaut Aehnelndes hervorbringen, das durch anhaltende Uebung naturgetreu werden wird.

§. 44.

Zum Anreiten und Anfahren gehören ſchußbändige Pferde, zu deren Abrichtung ich in der Folge Anleitung geben werde *).

Das Schießpferd und der Bürſchwagen ſind allerdings vortreffliche Hülfsmittel, überall, wo damit fortzukommen iſt und zu allen Zeiten dem Wilde anzukommen, beſonders aber dann, wenn es zu laut zum Schleichen iſt, z. B. bei großer Trockenheit, beim Plattfroſte, oder wenn der Schnee mit einer Eisrinde überzogen iſt.

Nähert man ſich bei gutem Winde reitend oder fahrend — nur gemächlich, allenfalls durch Kreiſen —, läßt man die Bewegung des Pferdes von der Zeit an, zu welcher man das Wild ins Auge faßt, weder ſchneller noch langſamer werden; ſo wird auch das durch öftere Beunruhigung ſcheu gemachte und ſtark beſchoſſene mehrentheils aushalten.

Erblickt der Jäger ſelbiges früher, als es ihn bemerkt, ſo thut er am beſten, gleich abzuſteigen und das Pferd oder den Wagen zwiſchen ſich und dem Wilde gehen oder fahren zu laſſen; im entgegengeſetzten Falle ſteige er, wo er nur irgend einen Moment vor den Blicken deſſelben geſichert iſt, ohne dabei anzuhalten, ab, laſſe, wenn etwa noch ein Reiter bei ihm iſt, dieſem ſein Pferd an die Hand nehmen, oder den Bürſchwagen neben ſich hinfahren und nicht eher halten, bis er geſchoſſen hat.

Iſt der Schütze zu Pferde allein, ſo bleibe er, wenn

*) S. den Anhang zum I. u. II. Abſchn. Kap. 2.

er ſchießen will, neben dem Pferde ſtehen und nütze allenfalls den Sattel, um die Büchſe aufzulegen. Beſſer aber iſts, wenn das Pferd ſo gewöhnt iſt, daß es entweder ganz frei oder an einem langen Beizügel langſam fortgeht.

§. 45.

Das Treiben auf Rothwild mit mehrern Jagdleuten — das Buſchiren — iſt nur dann gewöhnlich, wenn mehrere Schützen an der Jagd Theil nehmen ſollen.

Dieſe werden dann außer dem Winde vor einem Walddiſtrikt, in welchem man Wild dieſer Art anzutreffen vermuthet, auf einem breiten Wege, an einem freien Platze, oder in hohem Holze hinter Bäumen in gleichen Entfernungen von 100 bis 150 Schritten angeſtellt und ihnen zum unverbrüchlichſten Geſetz gemacht, den angewieſenen Stand während des Treibens nicht zu verlaſſen; weniger noch in das Treiben oder auf die Linie, wo die übrigen Schützen angelegt ſind, zu ſchießen.

Nur durch dieſe Maaßregeln wird man ſich vor Unglücksfällen geſichert halten können *).

Auf der den Schützen gegenüberſtehenden Seite des Triebes legt ein Jäger, oder ein andrer mit der Sache und dem Orte bekannter Mann, die Treiber gleichweit von einander entfernt an, geht aber mit ihnen nicht eher los, bis ein verabredetes Zeichen gegeben iſt, oder bis er ſonſt verſichert ſeyn kann, daß alle Schützen auf ihren Plätzen ſtehen.

Im Treiben darf weder geſchrien, noch ſonſt viel Lärm gemacht, und nur ein von Zeit zu Zeit wiederholtes, nicht zu ſtarkes Pfeifen den Jagdleuten geſtattet werden, um bemerken zu können, ob ſie in gleicher Richtung ſind.

---

*) Und doch wird man immer noch Urſache haben, die Witterung und die Lage des Orts in Betracht zu ziehen. Beim Plattfroſt oder an felſigen Orten prallt die Kugel oft in unzuberechnenden Richtungen ab. Kann man ganz im Freien ſchießen, wenn das Wild nur 30 Schritte aus der Linie iſt, ſo muß man es in den angegebnen Fällen wenigſtens 60 hinauslaſſen.

Bricht vor einem Treiber Wild, welches geschossen werden soll, los, so benachrichtigt dieser seine Kameraden und die Schützen davon durch den Zuruf: Habt Acht! Macht es Miene, zurückgehen zu wollen, so wird dieses durch Schreien und Zusammenlaufen der Treiber selten verhindert. Besser ist's, wenn sie so lange still stehen bleiben, bis das Wild stutzt, dann sich durch gemächliches Hin- und Herbewegen demselben sehen lassen, auch allenfalls mit dem Stocke an einen Baum schlagen. Geht es auf diese Art nicht wieder vorwärts, so lasse man es lieber durch, damit es nicht zu sehr beunruhigt werde; dann hat man doch noch Hoffnung, es in der Folge an einem andern benachbarten Orte wieder anzutreffen. Kehrt es sich aber auf die Schützen zu, so müssen sich die Treiber ganz still und langsam vorwärts ziehen, um es nicht flüchtig zu machen.

Nie übereile sich beim Herausbrechen des Wildes der Jäger mit dem Schuß in der Flucht. Nur wenige Büchsenschützen sind geübt genug dazu. Lieber mache man einen Versuch, es zu mahnen, d. h. durch leises Husten oder Pfeifen es zum Stutzen zu bringen. Ist das Wild im Treiben nicht forcirt worden, so mißlingt er gewiß nur selten; geschähe es aber doch, so schieße man, wenn der Fall nicht dringend oder die Grenze ganz in der Nähe ist, gar nicht *).

§. 46.

Alles zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwild ist durch das Zutreiben vermittelst eines einzelnen Gehülfen gut zum Schusse zu bringen, wenn beide, der Schütze und der Treiber, die Sache gehörig angreifen und sich verstehen.

---

*) Soll und muß aber in der Flucht geschossen werden; so ziehe man mit der Büchse so lange ruhig fort, bis man den vordern Theil des Blattes auf dem Korne hat und drücke nur dann, wenn das Wild im Niedersprunge ist.

Hat man im Winter bei einer Neue *) eine Abtheilung des Waldes rundum verſpürt und in derſelben einen Trupp Rothwild eingekreiſ't; ſo ſtellt ſich der Schütze in gutem Winde auf dem ihm bekannten Wechſel an. Da wo das Wild hineingezogen iſt, geht der Gehülfe vorſichtig der Fährte nach, bis er es anſichtig wird und bemüht ſich, ihm unbemerkt ſo nahe als möglich zu kommen. Iſt er auch ein Jäger, ſo wird er oft bei dieſer Gelegenheit zum Schuſſe kommen; doch muß er weniger hierauf Rückſicht nehmen, als darauf, daß er ſich von der Seite heranſchleiche, von welcher er es auf den Vorſtehenden zutreiben kann. Wird es rege und nimmt die verlangte Richtung, ſo folgt er immer langſam und ſtill; wendet es ſich nach einer andern Seite, ſo greift er in gehöriger Entfernung trällernd und pfeifend vor, ſucht es erſt dadurch ruhig zu machen und dann nach dem Schützen zuzuwenden. Uebereilt er ſich und das Wild nicht, ſo wird er ſeinen Zweck mehrentheils erreichen.

Zu jeder andern Jahreszeit wählt man Waldgegenden, wo das Wild gewöhnlich ſteht, zu dieſer Jagd. Auch dann ſtellt ſich der, welcher ſchießen ſoll, auf den Wechſel, der Gehülfe aber ſchleicht von der entgegengeſetzten Seite in dem abzutreibenden Bezirk behutſam ſo lange herum, bis er etwas ins Auge faßt. Von dieſem Moment an leidet das vorher angezeigte Verfahren keine Veränderung.

§. 47.

In ſehr bergigen Gegenden wendet man nicht ohne Nutzen die teutſchen Jagdhunde zum Herausjagen des Rothwilds an. Die Schützen ſtellen ſich auf die Wechſel; ein Jäger löſ't die Hunde da, wo ſie guten Wind haben, und wirft ſich auf den Wegen und unbeſetzten Wechſeln vor, wenn ſie jagen.

*) d. h. bei friſch gefallenem Schnee.

§. 48.

Nachträglich zu dem, was oben (§. 42.) über das Benehmen des Jägers bei und gleich nach dem Schusse auf Edelwild gesagt worden und was auch auf alles übrige zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwild anwendbar ist, soll hier noch die Rede seyn:

1. von den Ausdrücken, durch welche die wirkliche oder muthmaßliche Verwundung des Wildes auf einer oder der andern Körperstelle, mit Beziehung auf die Stellung, in welcher selbiges sich in dem Moment befand, als danach geschossen wurde, weidmännisch richtig anzusprechen ist;
2. von den Merkzeichen der Verwundung, nach Maaßgabe der körperlichen Bewegung des Wildes beim Schusse;
3. von den genauern Erkennungszeichen wirklicher Verwundung durch den Schuß.

Zu 1. Das Kunstwort Anschuß bezeichnet a) den Ort, wo das Wild stand, als danach geschossen wurde; b) die Stelle am Leibe (Körper) desselben, auf welcher die Kugel eindrang. Durchdrang diese das Wild, so wird die Stelle, wo sie hinausfuhr, durch Ausschuß bezeichnet. Den Grund zur näheren Bezeichnung der dem angeschoßnen — auch dem erlegten — Wilde beigebrachten Wunde, nimmt man her, theils von den äußern Körpertheilen, auf welchen — weidmännisch zu reden — die Kugel sitzt, oder welche sie nur berührte, theils von den innern, welche sie durchdrang, theils von der Richtung, in welcher das Wild stand, zog oder flüchtig war, indem es von der Kugel getroffen wurde.

Demnach wird die Verwundung bezeichnet:

durch Kopf-, Hals-, Rücken-, Blatt-, Keulen-, Rippen-(Flanken-) Schuß, wenn die Kugel auf einem dieser Körpertheile sitzt;

durch Lauf-Schuß, wenn sie einen Lauf zerschmetterte;

durch Krell-Schuß, wenn sie den nach oben gekehrten Theil des Halswirbelknochens nur leicht und oberflächlich berührte;

durch Feder-Schuß, wenn eine ähnliche Berührung, wie die vorgedachte, an der ſogenannten Feder eines Rückenwirbelknochens ſtatt fand;

durch Streif-Schuß, wenn die Kugel von irgend einem äußern Theile Haar, Haut oder in geringer Vertiefung Wildbret wegriß;

durch Herz-, Herzkammer-, Lungen-, Leber-, Milz-, Nieren-Schuß, wenn von der Kugel einer dieſer innern Theile, mit oder ohne Mitzerreißung des Geſcheides, durchdrungen wurde;

durch Weidewund-Schuß, wenn, ohne Verletzung eines der eben genannten Theile, Zerreißung am großen oder kleinen Geſcheide ſtatt fand;

durch Breit-Schuß, wenn die Kugel das Wild von einer Flanke (Seite) nach der andern in meiſt gerader Richtung durchdrang;

durch Schräg-Schuß, wenn ſie von einer Seite nach der andern eine mehr diagonale, als gerade Richtung nahm;

durch Spitz- (Schmal-) Schuß, wenn die Verwundung gerade von hinten oder von vorn her erfolgte. Im letzterwähnten Falle iſt jedoch der Ausdruck Schuß auf den Stich mehr üblich.

Zu 2. Als Regel — bei welcher Ausnahmen ſelten ſind — kann es gelten,

daß alles und jedes Wild im Moment, wo es durch den Schuß verwundet wird, eine eigene körperliche Bewegung macht, nach welcher, wo nicht mit voller Gewißheit, doch mit hoher Wahrſcheinlichkeit, auf eine oder die andere der vorerwähnten Verwundungsarten und auf die ſchnellere oder mindere Tödtlichkeit derſelben geſchloſſen werden kann.

In der Weidmannsſprache wird dieſe ominöſe Bewegung durch zeichnen, oder ein Zeichen machen, ausgedrückt.

Die deutungsvollſten Zeichen, welche das Wild beim Empfang der Schußwunde macht, ſind folgende:

Beim Blatt-, Herz-, Lungen- und Leber-

Schuß ſcheint das Wild nach vorn zu im Feuer hinſtürzen zu wollen; fährt mit der Naſe eine kurze Strecke auf der Erde hin; rafft ſich ſchnell wieder auf; rennt in größter Flucht gegen Stangen und Geſträuche gewaltig an; bricht — in der Regel — ſehr bald zuſammen und verendet dann auf der Stelle.

Beim Schuß auf den Stich und in Folge der Herz- und Lungen-Verletzung pflegt Edel- und Damwild ſich, wie ein bäumendes Roß, auf den Hinterläufen zu erheben, beim Niederlaſſen gewöhnlich noch eine Strecke fortzufliehen, zuweilen aber auch auf der Stelle ſich zu überſchlagen und ſofort zu enden.

In Folge des erhaltnen Weidewund-Schuſſes ſchlägt in den meiſten Fällen alles Hochwild mit den Hinterläufen aus; geht in den Flanken ſehr geſtreckt (gedehnt) nicht weit flüchtig fort; zieht dann mit gekrümmtem Rücken noch eine Strecke langſam fort und thut ſich bald nieder. Das Verenden erfolgt erſt dann, wenn Brand eingetreten iſt; man muß daher die Nachſuche auf den Schweiß nicht übereilen.

Beim Keulen-, wie beim Spitzſchuß von hinten — beide Verwundungsarten wird der gute Schütze ſich nicht oft zu Schulden kommen laſſen — ſtürzt das Wild hinten nieder; macht ſich jedoch gleich wieder auf; kann aber weder weit noch ſchnell mehr fort.

Beim Vorderlauf-Schuß pflegt das Wild wie beim Blatt-Schuß, beim Hinterlauf-Schuß wie beim Keulen-Schuß zu zeichnen. In beiden Fällen hört man in gewöhnlicher Büchſenſchußweite von 80 bis 100 Schritten die Kugel einſchlagen. Im erſten laſſe man dem Wilde mehrere Stunden lang Ruhe; außerdem wird man auf eine mühſame Schweißhundsjagd gefaßt ſeyn müſſen, auch wohl eine Fehlhetze zu fürchten haben, wenn der Hund nicht vorzüglich ſchnell iſt.

Beim Krell- und Feder-Schuß ſtürzt das Wild auf der Stelle nieder; im letzten Falle pflegt es, auf dem Rücken liegend, die Läufe in die Höhe zu kehren. Bei der Wahrnahme dieſes Zeichens beeile man ſich möglichſt, mit

der Zwillingsbüchse versehen, einen zweiten und bessern Schuß anzubringen, oder, in deren Ermanglung, heranzuspringen und den Fang zu geben. Denn, kommt gekrelltes oder gefedertes Wild wieder auf die Läufe und zum Ausreißen, so ist alle Hoffnung zur Habhaftwerdung verloren; wenn auch ganze Büschel Haare und mehr oder weniger Schweiß, als Bürschzeichen, auf dem Anschusse befindlich wäre.

Zu 3. Sicherer als nach sämmtlichen, im Vorherigen erwähnten, Merkmalen der Verwundung — deren Wahrnahme noch dazu entweder durch den Pulverdampf oder durch Dämmerung oft unmöglich wird — kann nach den Bürschzeichen*) — deren wenigstens eins auf dem Anschusse oder auf der Fährte zunächst desselben sich finden muß, wenn, besonders bei nicht wahrgenommnem Zeichnen, es nicht sehr zweifelhaft werden soll, ob der Schuß ein Treffer gewesen sei — im Voraus beurtheilt werden, auf welcher Stelle am Leibe (Körper) des Wildes die Kugel sitzen, auch ob die Verwundung überhaupt tödtlich seyn und ob in diesem Falle das Erkranken oder Verenden früher oder später erfolgen wird.

Da auf der richtigen Beurtheilung des Anschusses aus dem Bürschzeichen das Ergreifen zweckmäßiger Maaßregeln beruht, um des verwundeten Wildes sicher und möglichst bald habhaft zu werden; so wird ausführliche Darstellung alles hierher Gehörigen nothwendig.

Gerechte (sichere) Bürschzeichen sind folgende:

1. Abgeschossenes Haar. Geziemende Bekanntschaft mit der natürlichen Länge und Farbe des Haares bei den verschiedenen Hochwildarten, an den verschiedenen Körpertheilen derselben und zu verschiedenen Jahreszeiten, gibt den Maaßstab zur Beurtheilung an die Hand, ob und in wie fern die Schußverletzung, auf welche nach diesem Bürschzeichen geschlossen werden kann, tödtlich sei, oder nicht, je nachdem die Berührung eines oder des andern äußern Körpertheiles sich bestimmen läßt. Diese Bekanntschaft

*) Die Erklärung dieses Ausdrucks s. §. 42. in der dritten Anmerkung.

muß durch Vergleichung guter Beschreibungen der Wildarten mit zu verschiedenen Jahreszeiten erlegten Exemplaren erworben werden. Hier nur die gemeingültige Regel: Zerschossenes Haar deutet auf wesentliche Verletzung desjenigen Körpertheils, welchen die Kugel berührt hat; an und mit der Wurzel durch die Kugel vom Körper in seiner ganzen normalen Länge losgerissenes läßt einen Krell-, Feder- oder Streif-Schuß, und demnach Nichterlangung des Wildes mit Bestimmtheit voraussetzen, so daß — besonders wenn das Haar büschelweise auf dem Anschusse und weit umher zerstreut liegt, auch zerschossenes darunter sich nicht findet — das weitere Nachsuchen unnöthig wird.

2. Kleinere oder größere Knochenstücken, deren Form, Farbe und Textur — bei gnüglicher Bekanntschaft mit den bei alle den statt findenden Abweichungen an den verschiedenen Skelettheilen — ziemlich zuverlässig den verletzten Körpertheil anzeigen, finden sich meist auf der Ausschußseite, dicht neben der Fährte und deuten, wenn sie flachründlich an der Außenseite gestaltet und weiß von Farbe sind, auf hohen Lauf-Schuß; ganz flach und scherbenartig geformt, bräunlich gefärbt, auf Blatt- (Schaufel-) Schuß; stark abgerundet, lang gesplittert und weiß gefärbt, auf kurzen Lauf- (Röhrenknochen-) Schuß. Dergleichen Röhrenknochensplitter pflegen in der Fährte zu liegen.

3. Schweiß (Blut) auf oder neben der Fährte — unter allen das untrüglichste Bürschzeichen in Hinsicht sowohl auf Verwundung im Allgemeinen *) durch sein Daseyn, als auf die Verwundungsart im Besondern, durch die Verschiedenheit der Farbe desselben. —

Wodurch diese Verschiedenheit im Thierkörper bewirkt und modificirt wird, darüber enthält der hierher gehörige Paragraph unter Lit. A. des dritten Kapitels der Einlei-

*) Vergl. Hartigs Journal f. d. Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, Jahrg. 1806, H. 3. S. 484. ff. u. Jahrg. 1807, H. 2. S. 215 u. 216.

tung das Weſentliche; hier folgt das Erforderliche, um den Jäger in den Stand zu ſetzen, aus der Farbe des Schweißes — welcher jedoch begreiflicher Weiſe friſch (kurz vorher verloren) ſeyn muß — auf die Stelle, an welcher das Wild verwundet worden, mit hoher Wahrſcheinlichkeit, in manchen Fällen ſogar mit Gewißheit, ſchließen zu können.

Es iſt nehmlich vorauszuſetzen:

a) Hals-Schuß, wenn der vor den Vorderlauf-Tritten liegende Schweiß die gewöhnliche — zwiſchen hell und dunkel ſchwebende — Blutröthe hat. Bei Schlagaderverletzungen ſpritzt derſelbe weit ſeithalben und erſcheint mehr hell- als dunkelroth; den Venen (Blutadern) entquollen, fällt er in ſtarken Tropfen, mehr dunkel- als hellroth gefärbt, nahe neben den Tritt. Bloße Wildbretsverletzung (Fleiſchwunde) kündigt ſich hier und überall durch beſondere Dünnflüſſigkeit, hellrothe Farbe und bald aufhörenden Schweißverluſt an; da dieſer in den andern vorerwähnten Fällen anhaltend bleibt.

b) Blatt-Schuß, wenn der Schweiß meiſt gerade zur Seite des Vorderlauftritts; Herzkammer-Schuß, wenn er dicht hinter, aber auch ſeithalben des gedachten Tritts gefunden wird. Der Schweiß ſelbſt erſcheint ſehr hellroth, ſchäumig und an der rechten Seite der Fährte liegend, wenn Lungenverletzung ſtatt findet; in der gewöhnlichen blutrothen Farbe, ohne Schaum und zur linken Seite der Fährte bei Herz- und Herzkammerverletzungen. In beiden Fällen verliert das Wild anhaltend vielen Schweiß, welcher in der Flucht umherſpritzt, im Trollen und im Zuge klumpenweiſe herunterfällt; auch ſucht es das Bergklimmen zu vermeiden. Eine ſichere Andeutung des Lungen-Schuſſes iſt öfteres kurzes Huſten, welches gewöhnlich beim Niederthun oder beim Stehen des durch ihn verwundeten Wildes vernommen wird.

c) Weidwund-Schuß, wenn der — beſonders in der Feiſtzeit — weder häufig noch anhaltend, in der Flucht in kleinen Tröpfchen umherſpritzende, im Stehen

in einzelnen großen Tropfen zur Seite und im Mittel der Fährte, oder mehr nach hinten zu, heruntergefallene Schweiß eine etwas mehr dunkle Farbe hat als die, welche man gemeinhin durch blutroth zu bezeichnen pflegt, und wenn demſelben in Folge der Zerreißung des kleinen oder großen Geſcheides mehr oder weniger grünlich, oder bräunlich, oder gelblich gefärbtes Geäſe grieſigt beigemengt iſt. Weidwund geſchoſſenes Wild thut ſich, wenn es nicht durch übereilte Verfolgung beunruhigt wird, bald nieder und erkrankt dann — beſonders bei Zerreißung des kleinen Geſcheides — ſehr. Zu früh aufgeſprengt aber geht es oft ſtundenweit über Berg und Thal fort, ruht dann wohl zuweilen, verliert jedoch ſelten Schweiß, thut ſich erſt mit Eintritt des Brandes wieder nieder und verendet dann.

d) Leber-, Milz- oder Nieren-Schuß, wenn der anhaltend und ziemlich häufig an der Seite der Fährte herabgeträufelte Schweiß ausgezeichnet dunkelroth, eigentlich ſchwarzbraunroth gefärbt erſcheint.

e) Keulen-Schuß, wenn der die gewöhnliche blutrothe Farbe habende Schweiß ziemlich anhaltend, aber nicht häufig in oder dicht neben dem Tritte des Hinterlaufs ſich findet.

f) Lauf-Schuß, wenn der Schweiß aa) beim hohen, durch welchen das Auftreten nicht ganz verhindert wird, in den Tritt; bb) beim kürzern, wegen des Umherſchleuderns der zerſchmetterten Knochenröhre, in der Gegend des Tritts umherſpritzt, und in beiden Fällen eine der gewöhnlichen blutrothen nahe kommende, doch etwas hellere Farbe hat.

g) Schuß auf den Stich, wenn, in die rechte Bruſthöhle eingedrungen, Lungenſchweiß, in die linke gegangen, Herz- und Herzkammerſchweiß (ſ. lit. b.), vor der Fährte umhergeſpritzt, ſich darſtellt.

h) Spitz-Schuß von hinten, wenn Keulenſchußſchweiß hinter der Fährte klumpenweiſe ſich findet.

Noch eine durch vielfältige eigene Erfahrung beſtätigte Beobachtung kann ich dem Leſer nicht vorenthalten. Nehm-

lich: alles mit der Kugel — auch mit Schrot — geschossene Haarwild wird man, wenn es nach der Verwundung auch nur einen Schritt noch zu thun vermochte und dann zusammenbrechend oder im Niederthun geendet hat, auf der Seite liegend finden, von welcher es die tödtliche Verwundung erhielt. Es sind mir sogar Fälle vorgekommen, wo zwei Schützen von den entgegengesetzten Seiten auf ein Stück schossen. Der eine hatte es auf dem Blatte, der andere in den Flanken verwundet, und doch fiel es auf die Seite des tödtlichern Anschusses *).

§. 49.

Ich fasse hier nun das zusammen, was der Jäger zu thun und zu beobachten hat, wenn er einen Hirsch, ein Thier, oder überhaupt Rothwild erlegt und verbrochen hat **).

Um das Rothwild auf den Wagen zu bringen, fasst er, wenn er grüne, wo möglich eichene Brüche (Zweige) untergelegt hat, den Hirsch an beiden Stangen dicht unter der Krone, das Thier bei beiden Gehören, steigt auf den Wagen, zieht zuerst den Kopf hinauf und lässt die übrigen Gehülfen nachheben. Dann verbricht er es wieder.

Der Platz, wo, wenn es auf die eben vorgeschriebene Art vom Wagen gehoben worden, das Aufbrechen vorgenommen werden soll, muß gleichfalls mit frischen Brüchen belegt werden. Nie darf bei diesen und den folgenden Verrichtungen der Weidemann den Rock ausziehen, noch weniger die Hemdenermel aufstreifen. Will er sich recht reinlich halten, so muß er grüne oder

*) Alles in diesem Paragraph Gesagte ist auf jede zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwildsart anwendbar. Nur die Sau geht nie in die Höhe, wenn sie auch von dorn geschossen wird.

**) Alles was dieser Paragraph enthält, ist anwendbar auf sämmtliche zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwildsarten und wird in der Folge nicht wiederholt. Einzelne Abweichungen sollen am gehörigen Orte angezeigt werden.

dunkelgraue Leinwandermel über den Rock ziehen und über dem Ellenbogen am Arme feſtbinden.

Auf den Brüchen wird nun der Hirſch auf den Rücken gezogen und das Gehörn ſo unterwärts gedrückt, daß die obern Theile der Blätter auf demſelben ruhen.

Vor dem Kopfe ſtehend — nicht knieend — ſchärft er nun die Haut und das Wildbret von dem Unterkiefer an bis zum Ende des Halſes auf, löſ't die Droſſel aus und den Schlund von derſelben ab. Dann ſchärft er in dieſen, zwei Zoll vom vordern Ende deſſelben, eine Oeffnung, ſchlingt den obern Theil drei- bis viermal durch, damit die Aeſung nicht herausdringen kann, und ſchiebt nun mit der rechten Hand den ganzen Schlund nach der Herzkammer hinein.

Indem er an den hintern Theil des Hirſches zwiſchen die Läufe tritt, drückt er dieſe etwas aus einander, ſchärft, ſo daß der eine Theil des Kurzwildbrets (der eine Hode) auf der rechten, der andere auf der linken Seite bleibt, zwiſchen den Keulen nach dem Weideloch zu, bis auf das Schloß hinab; dann über die Ruthe bis zu dem Bruſtkern hinan, blos die Haut auf und löſ't die Ruthe nebſt den Samengefäßen aus, läßt aber das Kurzwildbret zu beiden Seiten in der Haut. Hierauf ſchärft er vom Kurzwildbret bis zum Schloſſe mit Vorſicht das Wildbret auf, ſchlägt die Junktur des Schloſſes durch und drückt die Keulen vollends aus einander. Nun ſetzt er die zwei erſten Finger der linken Hand an den Anfang der entſtandnen Oeffnung, hebt das Wildbret etwas vom Geſcheide auf, ſetzt zwiſchen den Fingern den Nickfänger an, und ſchärft auch das Wildbret, mit der linken Hand nachdrückend, bis zum Bruſtkern auf.

Hiernächſt wird das Netz herausgenommen, dann zwiſchen den Wanſt und das Zwerchfell hineingegriffen, um den Schlund zu erlangen. Nun wird das ganze Geſcheide, welches man, um es nicht zu zerreißen, in der Gegend der Nieren mit der andern Hand untergreifen muß, nach hinten zu herausgezogen, auch der Maſtdarm völlig ausgelöſ't.

Wenn das Geſcheide auf die Seite gebracht worden, nimmt man — jedoch ohne ein ſchneidendes Werkzeug anzuwenden — das Unſchlitt heraus.

Nachdem vorn der Droſſelknopf abgelöſ't worden, geſchieht ein gleiches an den Rippen herum mit dem Zwerchfell. Dann greift man in der Herzkammer nach der Droſſel und zieht dieſe nebſt der ganzen Lunze auch nach hinten zu heraus.

Endlich werden auch die Mehrbraten, welche nebſt der Lunze dem Jäger als Jägerrecht zukommen, ausgelöſ't.

Wenn nun der Hirſch vorn etwas gehoben worden, um den etwa zurückgebliebnen Schweiß herauszulaſſen, wird er an einen kühlen Ort gebracht und gut verwahrt.

Das Zerwirken fängt man beim Hirſch mit dem Ausſchlagen des Gehörns an, welches in der Regel vermittelſt eines Weidemeſſers — auch Blatt genannt — geſchehen ſoll.

Hierauf ſchärft man, von vorn an, die Haut längs der Bruſt, ſo weit es noch nicht geſchehen iſt, vollends auf. Dann trennt man drei Zoll über dem Oberrücken des rechten Laufs durch einen Einſchnitt rund um denſelben die Haut, ſetzt gerade vom Geäfter hinauf in dem Einſchnitte den Nickfänger an und ſchärft gerade fort bis zur Mitte der Bruſt. Eben ſo verfährt man mit dem linken Vorder- und endlich mit dem rechten und linken Hinterlauf. An den beiden letztern ſchärft man ſo auf, daß an der inwendigen Seite der Keule, unfern der Blume, der Einſchnitt aufhört.

Vermittelſt aller dieſer Einſchnitte wird nun von vorn nach hinten zu, die ganze Haut erſt auf der rechten, dann auf der linken Seite abgelöſ't.

Nur dann, wenn die Haut ſich mit dem Daumen der rechten Hand nicht vom Wildbret abſtoßen läßt, wendet man das Meſſer an, führt es aber ſtets flach und vorſichtig, um der Haut keinen Schaden zuzufügen.

An der Blume, welche am Zimmer und an dem Gehör, das, vom Kopf abgelöſ't, an der Haut gelaſſen

wird, ſo wie an einem ſchmalen Streif über dem Ober- und Untermaule bleibt die Haut.

Beim nun folgenden Zerlegen bleibt die Haut unter dem Wildbret ausgebreitet.

Zuerſt wird das rechte, dann das linke Blatt nach ſeiner natürlichen Geſtalt abgelöſ't.

Dann ſchärft man die Flanken *) von da, wo ſie ſich an die Keulen anſchließen, erſt auf der rechten, dann auf der linken Seite bis an die Rippen durch, greift, wenn dem Jäger das ganze Jägerrecht zukommt **), hinein, zählt die drei erſten Rippen ab, trennt dieſe mit dem Nickfänger von den übrigen, ſchlägt mit dem Blatt den Rückgrat durch und legt ſie mit dem Halſe auf die Seite.

Nun macht man auf der rechten und linken auswendigen Seite mitten über die übrigen Rippen einen Einſchnitt, ſchlägt ſie an der bezeichneten Stelle mit dem Weidemeſſer durch und legt ſie ungetrennt auf die andere Seite. Hiernächſt ſchärft man auf der äußern Seite der Eisbeine bis an die Kugel fort, löſ't dieſe aus, dann erſt die rechte, dann die linke Keule vom Zimmer ab und bringt ſie zu dem übrigen Wildbret.

Endlich trennt man auch den Rückgrat da, wo, dem eingeführten Gebrauch nach, der Rücken und Zimmer ſich ſcheiden ſollen.

Noch iſt zu bemerken, daß alle hier erwähnten Geſchäfte ſtehend verrichtet werden müſſen, und daß man das Meſſer oder Blatt jedesmal bei Seite legt, wenn man ſeiner nicht bedarf.

In Gegenwart großer Herrn und bei großen Jagen wird das Aufbrechen und Zerwirken im vollen Jägerzeuge verrichtet.

---

*) Einige Jäger löſen erſt die Keulen aus.

**) Dies beſteht im Kopf und Hals, in den daran ſtoßenden drei erſten Rippen, und in dem ganzen Aufbruch nebſt den Mehrbraten. Auch iſt es geſtattet, alles Feiſt, was ohne Beihülfe des Meſſers beim Aufbrechen erlangt werden kann, zu nehmen.

§. 50.

Jeder Fehler bei der Jagd, beim Aufbrechen und Zerwirken, beſtände er auch nur im Gebrauch eines nicht gerechten Ausdrucks, wird, dem Herkommen gemäß, mit dem Blatte oder Weidemeſſer beſtraft, und zwar auf folgende Art:

Der eines Verſtoßes Ueberführte muß ſeinen Hirſchfänger ab-, ſich ſelbſt quer über einen geſchoſſenen Hirſch, von welchem der Bruch heruntergenommen wird, legen, und erhält von einem andern Weidemanne höhern Ranges drei Streiche, welche in der Jägerſprache Pfund genannt werden, mit dem Blatt ad posteriora; wobei der, welcher das Blatt gibt, ſich folgender Worte bedient:

Beim erſten Pfund: das iſt für meinen Fürſten und Herrn;

beim zweiten Pfund: das iſt für Ritter, Reiter und Knecht; und

beim dritten Pfund: das iſt das edle Jägerrecht!

Während des ganzen Akts bläſ't die umſtehende Jägerei und mit einem allgemeinen Jägergeſchrei wird er beſchloſſen. Der Beſtrafte muß ſich bedanken.

An den mehreſten Orten iſt es eingeführt, daß jeder von den Zuſchauern, der einen Hirſchfänger trägt, ſolchen lüften, d. h. etwa zwei Zoll breit aus der Scheide ziehen muß.

Nicht nur der Jäger von Metier iſt dieſer Strafe unterworfen, ſondern jeder, der an der Jagd Theil genommen hat, oder beim Aufbrechen und Zerwirken gegenwärtig iſt.

Ob es in ältern Zeiten ernſtlich mit dieſer quasi-Strafe gemeint geweſen iſt, läßt ſich wohl nicht beſtimmen; aber Schande hat ſie, ſelbſt den älteſten Jagdgeſetzen zu Folge, nie gemacht.

In unſern Zeiten, wo wichtigere Dinge ſpaßhaft betrieben werden, wäre es lächerlich, aus einer bloßen Ceremonie Ernſt machen zu wollen.

Darf ich wohl hoffen, über die Erwähnung dieſes

Gegenstandes nachsichtig beurtheilt zu werden? — Ich dächte doch! Wer weiß, wenn und wo es selbst dem strengen Kritiker einmal zu Gute kommen kann, über diesen Gegenstand etwas gelesen zu haben! Lachen Sie immer, meine Herrn, so lange Sie sagen können: „Weit vom Knall, ist gut für den Schuß!" Sollten Sie je einem Jagen beiwohnen und dennoch gegen die Jägerregel sündigen, so rettet auch Sie nichts; dann heißt's: „Was unter der Heerde ist, schont der Wolf nicht!" —

B. Parforcejagd*) auf Edelhirsche.

§. 51.

Die Parforcejagd besteht darin, daß man einem Hirsche mit einer beträchtlichen Anzahl Jagdhunde, welche weniger schnell als er sind, so lange auf der Fährte folgt, bis er durch die Flucht ermüdet, nicht mehr aus der Stelle weicht, sondern sich so lange gegen die Hunde vertheidigt, bis diese ihn niederziehen, oder bis er von den Jägern auf eine dem Lokal, wo er sich stellt, angemessene Art erlegt wird.

Dieser Erklärung zu Folge ist der Ausdruck: Hirschhetze, welchen man von Unkundigen so oft hört, auf diese Jagd nicht anwendbar **). Denn man hetzt nur dann

---

*) Der Verfasser bekennt, daß er zwar mehrere Jahre nach einander der Parforcejagd als Zuschauer in Dessau beigewohnt, aber des großen Aufwandes wegen, welcher mit der Unterhaltung von vier guten Pferden verbunden gewesen seyn würde, dennoch nicht Gelegenheit gehabt hat, alles das gründlich zu studiren, was der Parforcejäger von Meier wissen muß. Indessen hofft er dem Liebhaber und selbst denen, welche sich der französischen Jagd widmen wollen, durch die Mittheilung seiner an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen um so eher einen Dienst zu leisten, da er das ihm Fehlende aus Döbels Jägerpraktik zu ersetzen sich bemühte. Da man sowohl in Rücksicht des Ausdrucks als der Grundsätze in der nachstehenden Abhandlung große Aehnlichkeit mit einem in Nr. 33, 34, 41, 42 und 43 der Zeitung für die elegante Welt vom Jahre 1802 abgedruckten Aufsatze finden wird; so glaubt er, um dem Verdachte auszuweichen sich an fremdem Gute vergriffen zu haben, erklären zu müssen daß auch dieser aus seiner Feder geflossen ist.

**) Eben so wenig der Ausdruck Rennjagd; der Verfasser schlägt daher,

das Wild, wenn man dasselbe im Gesicht solcher Hunde, welche schneller als jenes sind, verfolgt, bis diese das fliehende Wild einholen und festhalten.

§. 52.

Nothwendige Erfordernisse zur Parforcejagd sind:

1. Jäger, welche sich in allem, was auf dieselbe Bezug hat, die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben haben;
2. ein auf Widerhalt zur Parforcejagd berechneter Edelwildstand;
3. Terrain, welches sich zur Unterhaltung desselben und zu dieser Jagdart besonders eignet;
4. sichere, schnelle, dauerhafte und gewandte Pferde für die Jäger;
5. eine Meute, d. i. eine willkürliche Anzahl Jagdhunde, welche ausschließlich nur auf der Fährte des angelegten Hirsches vermittelst ihrer guten Nase (sein organisirten Geruchswerkzeuge) fortarbeiten und ununterbrochen laut sind.

§. 53.

Bei der Anstellung des nöthigen Jägerpersonals kommt es mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Männer an, welchen die Besorgung alles dessen übertragen wird, was auf diese Jagd — die Pferdewartung abgerechnet — Bezug hat.

Die Befolgung dieses Grundsatzes macht, daß man in Dessau mit Wenigen viel ausrichtet *).

Dort besteht es, außer dem Director der Parforcejagd und dem Oberjäger, nur aus zwei Piqueurs und drei Jägern.

---

wenn der ausländische nicht mehr gelten soll, den ihm passender scheinenden: Ermüdungsjagd, vor.

*) Der Verfasser hat keine Kunde darüber, ob und wie die Parforcejagd jetzt (1818) noch in Dessau betrieben wird. Alles Obenstehende bezieht sich auf die Verfassung, welche im Jahr 1800 statt fand.

Hierzu kommen noch ſechs Jagdpfeifer, die, ſo weit es mit einem Pferde und zu Folge der durch fortgeſetzte Uebung erlangten Erfahrung möglich iſt, auch bei der Jagd Dienſte thun, ein Hundearzt und, wenn ich in der Zahl nicht irre, vier Hundewärter.

Jeder Parforcejäger muß

a) vollkommen hirſch- und fährtengerecht ſeyn; auch alle auf den zur Jagd beſtimmten Revieren befindliche Hirſche, vorzüglich die ſtärkern, nach den beſondern Auszeichnungen am Geweih und ihren Stand zu jeder Jahreszeit kennen; dieſe der Stärke nach richtig anzuſprechen und jeden aus andern Gegenden zuwechſelnden, bei der erſten genauen Anſicht von den übrigen Standhaltenden zu unterſcheiden wiſſen; überhaupt aber ein geübtes und ſcharfes Auge haben, um in beträchtlicher Ferne, ſelbſt im Holze, auch den nur einmal genau geſehenen Hirſch, ſogar wenn er flüchtig iſt, beſonders bei der Jagd, mit andern nicht zu verwechſeln. Er ſoll

b) in allen Theilen der eignen Reviere ſo genau Beſcheid wiſſen, daß er auch den kleinſten ihm beſtimmten Ort ſogleich zu finden vermag, und von der benachbarten Gegend wenigſtens ſo viel Lokalkenntniß haben, daß er ſich überall forthelfen und zurecht finden kann;

c) jeden Hund bei der Meute nicht nur dem Namen, ſondern auch der Folgſamkeit und Zuverläſſigkeit nach kennen und danach ihn bei der Jagd zu beurtheilen und zu behandeln verſtehen;

d) ein guter Reiter ſeyn, d. h. er muß ſein Pferd vollkommen in der Gewalt haben und die Kräfte deſſelben möglichſt ſchonen, für ſeine Perſon aber ſo wenig beſorgt ſeyn, daß er die Möglichkeit eines Sturzes kaum zu ahnden ſcheint und überhaupt alles von der Natur erhalten und erlernt haben, was nach §. 2. der Einleitung vom teutſchen Jäger gefordert wird.

Dieſe Eigenſchaften muß der Director ſowohl, als der Oberjäger in ſo vorzüglichem Grade beſitzen, wie es bei beiden in Deſſau der Fall iſt; auch, wie dort bei jedem andern Jäger das Beſtreben ſichtbar ſeyn, ſeinem

Beruf treu, unverdrossen und mit Leidenschaft Genüge zu leisten.

§. 55.

Um die im vorigen Paragraph unter a angegebenen Fertigkeiten zu erlangen, muß sich der junge Jäger nicht nur mit allem, was §. 1. und 3. dieses Kapitels über das Entstehen und den Bau des Gehörns gesagt worden, sondern auch mit dem, was er §. 11. ausführlich dargestellt findet, praktisch bekannt zu machen suchen. Beim letztern wird ihm die Arbeit mit dem Leithunde unter Anleitung eines sachverständigen Prinzipals sehr wesentlichen Nutzen schaffen.

Zum Erwerbe des Hirscherkenntniß nach der Auszeichnung am Geweih und nach dem Körperbau gibt es kein sichreres Mittel, als tägliche Beobachtung und Anschauung mehrerer Hirsche und damit verbundene Aufmerksamkeit auf die abweichende Stellung der Gehörne im Ganzen und der einzelnen Theile derselben — der Enden. An gut und zweckmäßig unterhaltenen Winterfütterungen *) findet man hierzu die beste Gelegenheit. Durch vieljährige Uebung hatte der verstorbene Director der Parforcejagd in Dessau, der Forstmeister Krüger, es so weit gebracht, daß er viele der stärkern Hirsche selbst dann erkannte, wenn sie das Gehörn abgeworfen hatten.

Um von der Zahl der Standhirsche unterrichtet zu seyn, wird an jeder Fütterung eine Liste darüber aufgenommen; und damit es an einem Hülfsmittel nicht fehle,

---

*) In Dessau stehen an jeder der beiden Fütterungen 70, 80 und mehrere Hirsche. Haben sie sich, um andere Aesung zu suchen, davon entfernt, so kann sie der Jäger mit dem Pferde gemächlich näher treiben. Hat er dann Heu auf die Raufen gesteckt und Hafer oder Eicheln in kleinen Häufchen auf dem Erdboden herumgestreut, so kommen sie, dem wiederholten Rufe: Komm Hirsch! zu Folge, heran und sind so ruhig bei der Aesung, daß der ihnen bekannte Jäger unter denselben herumreiten, auch zuweilen einige mit den Händen berühren kann. Dies Schauspiel, an welchem mehrere Zuschauer ganz in der Nähe Theil nehmen dürfen, gewährt gewiß jedem Jagdliebhaber ein hohes Vergnügen.

in derſelben einen Hirſch von dem andern zu unterſcheiden, erhält jeder, ſobald er am Gehörn ſich auszuzeichnen anfängt, einen beſondern Namen, und heißt dann Namenhirſch. Außer dem Namen wird das Alter, nach der im folgenden Paragraph anzuzeigenden Art anzuſprechen, die Zahl der Enden auf jeder Stange, auch wo möglich die Auszeichnung an irgend einem Theile des Geweihes in der Liſte aufgeführt.

Da dieſe Auszeichnung dem Hirſche bei jedem nachmaligen Aufſetzen eigen bleibt, und da es wohl nicht leicht zwei Hirſche gibt, welche ein ganz gleich gebautes und geſtelltes Gehörn trügen, ſo erkennt man den einmal benannten an dem bekannten ausgezeichneten Theile wieder und trägt, wenn er im Sommer völlig vereckt hat, die Ab- oder Zunahme der Enden, und wenn im letztern Falle ein neues Unterſcheidungszeichen ſichtbar würde, auch dieſes in der Liſte ein.

Sie könnte etwa nach folgendem Schema eingerichtet werden:

Liſte der Namenhirſche im Jahr 1802.

Name.	Stärke und Endenzahl.	Endenzahl auf der rechten Stange.	Endenzahl auf der linken Stange.	Auszeichnung.
1. Der Fromme.	Vom 3ten Kopf jagdbar, an ungerade 16 Enden.	8	7	Die Krone der linken Stange hat hinten eine Quergabel, deren längſtes auswärts ſtehendes Ende ſcharf nach unten zu gebogen iſt.
2. Hubertus.	Vom 4ten Kopf, an gerade 12 Enden.	6	6	Lange Augenſproſſen; die an der rechten Stange wendet ſich nach außen und iſt an der Ecke ſcharf oberwärts gekrümmt.
		u. ſ. w.		
Abänderung der Liſte im Jahre 1803.				
1. Der Fromme.	Vom 4ten Kopf jagdbar, an gerade 14 Enden.	7 denn er hat auf dieſer Stange zurückgeſetzt.	7	Wie im vorigen Jahre.
2. Hubertus.	Schlecht jagdbar an gerade 14 Enden.	7	7	Wie im vorigen Jahre und iſt an der Krone der linken Stange durch das neuentſtandne Ende eine Seitengabel, deren vorderes Ende einwärts gebogen iſt, zum Vorſchein gekommen.

u. ſ. w.

§. 56.

Vom dritten Lebensjahre des Hirſches an weicht bei der Parforcejagd das Anſprechen deſſelben ganz von dem bei der teutſchen üblichen ab. Denn, ſobald er dann das zweite Gehörn aufſetzt, ſagt man: er iſt ein Hirſch vom zweiten Kopf, im vierten Jahre wird er ein Hirſch vom dritten, im fünften vom vierten Kopf. Wenn er im folgenden ſechsten Jahre zum fünftenmale ſein Gehörn erneuert, wird er ſchlecht-jagdbar; im nächſten ſiebenten Jahre jagdbar, im achten vom zweiten Kopf jagdbar, im neunten vom dritten Kopf jagdbar, u. ſ. w.

Bei dieſer Methode anzuſprechen kommt nie die Zahl der Enden in Betracht. Kennt der Jäger, wie er ſoll, ſeine Standhirſche, ſo iſt ſie unſtreitig ſichrer und beſtimmter, als die bei der teutſchen Jagd eingeführte, bei Wechſelhirſchen aber allerdings weniger beſtimmt, als bei dieſer; denn wenn der teutſche Jäger zwar jeden Hirſch, der der Fährte nach über zwölf Enden tragen kann, als jagdbar angibt, ſo fügt er doch allemal, in ſo fern er den Hirſch geſehen hat, die Zahl derſelben bei; der franzöſiſche hingegen achtet nur auf die Stärke und Perlbeſetzung der Stangen und Roſen, und zugleich darauf, ob die letztern dicht auf dem Roſenſtocke ſtehen oder nicht. Hiernach ſpricht er muthmaßlich das Alter an, welches alles ſich aber aus der Fährte noch viel weniger beſtimmt angeben läßt. Auch hierbei iſt der teutſche Jäger beſſer daran; denn ob der Hirſch nach ſeiner Anſprache jagdbar iſt, muß er ſchon dem Schritte nach beurtheilen können.

§. 57.

Daß der Edelwildſtand in ſolchen Revieren, wo alle Jahre Parforcejagd ſtatt finden ſoll, ſehr ſtark ſeyn müſſe, ergibt ſich ſchon daraus, daß vom Auguſt bis zum November, um Hunde und Pferde in Athem zu erhalten, wöchentlich dreimal gejagt wird, und daß dadurch jährlich 36 bis 40 Hirſche, oder wenn man, wie billig, einige Fehljagden vorausſetzt, doch 30 bis 34 in Abgang kommen.

Da nun unter dieſen Umſtänden höchſtens nur ein oder zwei Feiſthirſche für die herrſchaftliche Tafel gebürſcht, von den gejagten Hirſchen vor und zu Anfang der Brunftzeit nur der Zimmer, ſpäterhin aber gar nichts für dieſelbe benutzt werden kann, und alſo zu dieſem Behuf blos alte und Schmalthiere geſchoſſen werden; ſo läßt ſich leicht der Schluß machen, daß wenigſtens 300 Stücken Wild, Schmalthiere und Spießer erforderlich ſind, um die Küchenkonſumtion zu beſtreiten und den Hirſchſtand, welcher doch aus nicht weniger als 150 Stück beſtehen kann, vollzählig zu erhalten.

§. 58.

Vorzüglich eignen ſich zur Parforcejagd ebene Reviere, deren nicht zu ſehr zuſammenhängende Holzmarken, durch Wieſen und Lehden unterbrochen und begrenzt ſind. Dieſe Holzmarken, vorzüglich aber große Nadelholzwaldungen müſſen mit ſchnurgeraden, ſich kreuzenden, immer von überhangenden Aeſten gereinigten und planirten Wegen und Wildfuhren in mäßigen Entfernungen durchſchnitten ſeyn, um die Beobachtung des Hirſches und der Jagd im Ganzen zu erleichtern.

Jeder Eingang derſelben, jede mit Sand befahrne Brücke und jede Durchfahrt, welche über Graben führt, jeder Ort, wo ein Fluß oder ſtilles Waſſer ohne Gefahr mit dem Pferde paſſirt werden kann, iſt mit ſtarken, auf Stangen geſteckten Strohwiſchen, und der Weg im Waſſer auf beiden Seiten mit eingeſteckten Stäben, jeder Fuchs- und Dachsbau und jedes nicht ganz in die Augen fallende Loch mit breiten weißen Ringen an den umſtehenden Bäumen, und, wo dieſe fehlen, durch eingegrabene roth oder ſchwarz geringelte Säulen zu bezeichnen.

Sind die Flüſſe zu tief und reißend, oder iſt der Grund in denſelben zu unſicher; ſo werden während der Jagd auf den gewöhnlichen Wechſeln kleine, mit Fiſchern beſetzte Fähren oder doch Kähne angeſtellt, um einige Jäger ſogleich überſetzen zu können. Pflicht und Menſchlichkeit gebieten alle dieſe Maaßregeln, um den Jäger bei

einer bloßen Vergnügungsſache der Lebensgefahr ſo wenig als möglich auszuſetzen.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß es ſonſt möglich gemacht wurde, in bergigen, ſelbſt felſigen Gegenden die Parforcejagd zu betreiben; aber gewiß nie iſt ſie da ſo regelmäßig gegangen und mit ſo vielen Annehmlichkeiten für den Zuſchauer verbunden geweſen, wie in Deſſau, wo alle oben angeführten Lokalverhältniſſe und Einrichtungen ſtatt finden.

§. 59.

Hat das Jagdpferd die §. 52. Nr. 4. angeführten Eigenſchaften und iſt es nicht zu hitzigen Temperaments — denn ſelbſt das faule wird bei der Parforcejagd lebhaft — ſo iſt es ganz gleich, von welcher Race es herſtammt.

Keins ſollte unter fünf Jahr alt ſeyn, wenn es zur Jagd gebraucht wird.

Ein Jagdpferd muß zwar nie hartmäulig ſeyn, aber doch immer feſt am Zügel ſtehen; denn wäre es zu empfindlich im Maule, ſo würde es ſchnelle, gewaltſame Wendungen nicht ruhig ertragen.

Immer, beſonders einen Monat vor und während der Jagdzeit muß es reichlich mit Hafer ohne Hechſel, aber nur höchſtens mit ſechs Pfund Heu täglich gefüttert werden; denn es ſoll Kräfte und Athem haben, aber nie fett ſeyn.

Bei übermäßiger Anſtrengung wird man wohl thun, es mit Gerſtenſchrotſaufen zu unterſtützen.

Im Frühjahre iſt ihm vierwöchentliche Graſung ohne trocknes Futter ſehr dienlich. Dem ſteifgerittenen kann man vorher mit einem Fontanell auf der Bruſt zu Hülfe kommen.

Im Sommer und ſelbſt in der Jagdzeit — nur die Jagdtage ausgenommen — hat das kalte Flußbad und nach harten Jagden das Frottiren und Waſchen der Blätter und Füße mit warmem Wein oder Branntweinſpülig großen Nutzen. Nie darf ein Jagdpferd warm in den Stall kommen und nicht eher Futter und noch weniger

Saufen erhalten, bis es innerlich und äußerlich völlig abgekühlt iſt. In dieſem Betracht müſſen die Stallleute unter ſtrenger Aufſicht ſtehen.

Der Jäger kann und darf, ſobald er abſteigt, nichts mehr mit dem Pferde zu thun haben; aber immer wird er doch, um ſein ſelbſt willen, den Stallknecht, welcher es wartet, beobachten, und wenn er Fehler bemerkt, ſie dem Stallvorgeſetzten anzeigen.

Der Director muß über fünf ihm ein für allemal zugetheilte Pferde in allem, was den Dienſt betrifft, disponiren können; über eben ſo viel der Oberjäger und die zwei Vorſuchenden. Von dieſen reiten die genannten Perſonen bei der Jagd ein Pferd zum Vorſuchen und Lanciren, eins zur Anjagd und zwei kommen auf relais.

Jeder der übrigen Jäger hat vier Pferde; eins davon wird zum Lanciren und zur Anjagd geritten und zwei gehen auf relais.

Ein Pferd bleibt bei allen übercomplet und zu Hauſe.

Auch außer der Jagdzeit darf und muß der Jäger ſeine Pferde gebrauchen, aber ohne Noth nicht über die Futterzeit ausbleiben.

Jeder Jagdpfeifer erhält in Deſſau nur ein Pferd; es iſt aber wohl die Frage, ob es nicht räthlicher wäre, ihnen zwei zu geben?

Mit Recht fordert man von jedem, der bei der Parforcejagd Dienſte thut, daß er ein guter Reiter ſei. Sobald die jungen Pferde in der Bahn nur ſo weit gebracht ſind, daß ſie den Reiter tragen und einigermaßen den Zaum annehmen, muß daher der Jäger das ihm zugetheilte ſelbſt, erſt unter den Augen des Bereiters und nachher im Freien allein, behandeln können und dürfen.

Verſteht er die Kunſt, es mit dem Vorder- und Hintertheile im Gleichgewicht zu erhalten, oder die ſchwächere Partie zu ſchonen; vermeidet er, ſo viel er kann, heftige Paraden und gewaltſames Herumwerfen; weiß er die Kräfte deſſelben für den Nothfall zu ſparen: ſo iſt es kaum zu glauben, wie lange es Dienſte thun kann. Es ſind mir Fälle in Deſſau bekannt, daß einige Pferde zwölf,

dreizehn, mehrere ſieben, acht Jahre ausgehalten haben. Und gewiß, der Vortheil iſt ſehr groß, zur Jagd gewöhnte Pferde zu reiten! Deshalb wird auch der bedachtſame Jäger ſein Pferd, um eines kleinen Fehlers willen, nicht abgeben und für untauglich erklären.

§. 60.

Die Meute kann aus Jagdhunden, entweder von engliſcher oder franzöſiſcher Race zuſammengeſetzt ſeyn. In Deſſau beſteht ſie gewöhnlich aus 80 bis 90 von der erſtern Art.

Je ſtarkzähliger ſie iſt, deſto voller und helltönender iſt auch der Laut; denn kein Parforcehund ſoll ſtumm jagen. Iſt ſie aber auch geringzähliger, ſo geht gerade deshalb die Jagd oft am beſten, weil die Hunde leichter zu überſehen und zuſammenzuhalten ſind.

Nie darf eine Hirſchmeute auf irgend eine andere Wildart, und nicht einmal auf Thiere jagen.

§. 61.

Die Unterhaltung und Behandlung der Meute fordert große Aufmerkſamkeit, nicht allein von Seiten der Jäger, ſondern auch der Wärter. Dieſerhalb muß bei Einrichtung des Jägerhofs (ſo wird der zur Aufbewahrung der Hunde beſtimmte Ort genannt) darauf Bedacht genommen werden, daß die Wohnung der Wärter ganz in der Nähe der Ställe und Zwinger ihren Platz findet, damit ſie aus derſelben beides überſehen können. Sämmtliche Wärter müſſen zur Futterzeit gegenwärtig ſeyn und in der Aufſicht außer derſelben je zwei und zwei wochen- oder tageweiſe abwechſeln. Die Wache haltenden dürfen ſich auch nicht eine Minute entfernen, um immer bei der Hand zu ſeyn, wenn etwa Unordnungen durch Beißen der Hunde unter einander u. dgl., welche ſcharf mit der Peitſche zu beſtrafen ſind, entſtünden.

Die Oberaufſicht im Jägerhofe führt der älteſte Piqueur, welcher auch ſeine Wohnung in dem Bezirk deſſelben hat.

Alle Hundeſtälle müſſen eine geſunde, trockene Lage haben und ſo angelegt ſeyn, daß vermittelſt der auf beiden Seiten geöffneten Fenſter immer friſche Luft durchſtreichen kann. Keinen Tag darf die Reinigung derſelben ausgeſetzt bleiben.

In dem größten derſelben liegt die eigentliche Meute; ein zweiter iſt für läufiſche Hündinnen beſtimmt und ein dritter für junge ausgewachſene Hunde, durch welche der Abgang alter erſetzt werden ſoll. Zunächſt an dieſe muß der Fütterungszwinger grenzen, und aus dieſem ein Eingang zum größern, in welchem ſich die Hunde Bewegung machen können, führen. Zur Beförderung der Reinlichkeit wird der Boden des erſteren ganz, der des letzteren, in welchem aber auch ein Raſenplatz, und hin und wieder ein Schatten gewährender Baum nicht ohne Nutzen iſt, zum Theil mit feinem Sande befahren, das ganze aber jedesmal, wenn die Hunde wieder in die Ställe gebracht worden, geſäubert. Iſt es möglich, einen Bach durchzuleiten, ſo mache man ja von dieſem glücklichen Verhältniſſe Gebrauch. Außerdem muß vorzüglich darauf gehalten werden, daß ſämmtliche Hunde oft und immer friſches Saufen durch Anwendung möglichſt leichter Mittel erhalten. Die Zwinger werden am füglichſten mit ſtarkem Lattenwerk, welches unten herum mit drei über einander liegenden Bretern vernagelt iſt, umſetzt.

Noch muß auf kleinere Stallbehältniſſe, um in denſelben die läufiſchen Hündinnen mit den ihnen beſtimmten Hunden paarweiſe zuſammenzuſperren, ingleichen auf eine zunächſt bei der Wärterwohnung anzubringende allgemeine, außerdem aber auf eine andere, aus der Nachbarſchaft aller andern Hunde zu entfernende, für ſolche Patienten, die an anſteckenden Krankheiten, z. B. an der Raude oder ſogenannten Seuche leiden, beſtimmte Krankenſtube Bedacht genommen werden. Beide müſſen mit Oefen und guten Lagern verſehen ſeyn.

§. 62.

Fleißige und oft wiederholte Reinigung der Hunde,

durch Kämmen, Waschen und Baden wird das Gedeihen derselben befördern; Nachlässigkeit in diesem Falle aber immer üble Folgen haben.

§. 63.

Die beste Fütterung besteht aus Haferschrot, altbacknem Brod, aus halb Rocken-, halb Gerstenmehl, und Schöpsen- oder Rindfleisch *). Das zu einer Mahlzeit — die Hunde erhalten deren täglich zwei — nöthige Schrot und Brod wird jedes in ein besonderes, mit einem Deckel versehenes Faß gethan, das gehackte Fleisch nebst den zerschlagnen Knochen aber mit Wasser in einem Kessel geraume Zeit tüchtig gekocht.

Dann schöpft man die Brühe ab, verdünnt sie mit siedendem Wasser, gießt so viel davon auf das Schrot als nöthig ist, unter beständigem Rühren, eine breiartige Masse daraus zu machen, und deckt den Kübel zu. Hierauf setzt man im Kessel wieder Wasser zu, läßt das Fleisch damit so lange kochen, bis es völlig weich ist, gießt nun die zweite Brühe auf das Brod, und deckt auch dieses Faß zu.

Wenn nun Schrot und Brod hinlänglich durchbrüht und aufgequellt ist, wird es nebst dem Fleische in die im Fütterungszwinger befindlichen Tröge gethan, dort gut gemengt, Fleisch und Brod klein gezupft und gedrückt, und jeder Trog mit einer dünnen Bretdecke so lange belegt, bis das Ganze bis zum Lauwarmen verkühlt ist.

Sobald sämmtliche Jäger und Wärter mit Hetzpeitschen versehen, zur Fütterung beisammen sind, öffnet ein Wärter die Thüre des Stalles, in welchem die Meute liegt. Vor derselben halten die Jäger solche unter dem Zuruf: derrière, durch Peitschenschwenken zurück, bis die übrigen Wärter die Decken von den Trögen gehoben haben. Dann treten die Jäger aus einander und geben durch:

*) Auch die neu erfundene, überall so gerühmte Knochenbrühe würde wenigstens zur Abwechslung mit Nutzen angewendet werden können.

soupez, soupez! das Zeichen zum ſehr bald beendigten Schmauſe.

Nach eingenommener Mahlzeit darf mäßige Bewegung nicht fehlen; deshalb, und um zu bemerken, ob einem oder dem andern Hunde etwas zugeſtoßen ſei, um zugleich auch alle im Gehorſam zu erhalten, und jeden einzelnen, dem Namen und der Abzeichnung nach, kennen zu lernen, wird die Meute etwa eine halbe Stunde aus- und dann zurück in den Stall geführt.

Beim Ausführen geht ein Wärter vor derſelben, die Jäger ſchließen ſich an den Seiten an und zwei Wärter beſchließen den Zug. Alle Hunde müſſen dicht gedrängt gehen, und keiner darf auf der Seite oder vorn herausbrechen. Der bloße Verſuch wird vorn unter dem Zuruf: derrière, an den Seiten unter dem: à la meute, mit Peitſchenhieben beſtraft. Die aber, welche, um ſich zu löſen, zurückbleiben, muß einer der hinterſten Wärter beobachten, und ſobald ſie ſich expedirt haben, à la meute rufend, nachbringen.

Ein zurückgelaſſener Wärter richtet während der Abweſenheit der Meute für die läufiſchen und tragenden Hündinnen an, welche, wenn jene eingethan iſt, freſſen und ausgeführt werden.

Auch die zum Vollzähligmachen der Meute beſtimmten jungen Hunde werden allein gefüttert, und kommen dann in den zur freiern Bewegung eingerichteten großen Zwinger.

Jeder ſäugenden Hündin wird Freſſen und Saufen bei ihren Jungen gereicht.

§. 64.

Zur Zuzucht bringe man, wenn eine gute Hündin läufiſch iſt, ſolche mit einem der vorzüglichſten Hunde, unter gehöriger Rückſicht auf beider Temperament, Bau und Alter, in einem kleinen Stalle, oder, noch beſſer, im Zwinger, wo ſie beobachtet werden können, allein zuſammen, und trenne ſie nicht unter drei Tagen, oder wenigſtens nicht eher, bis ſie dreimal ſich gebunden (gehan-

gen) haben. Dann kommt der Hund wieder zur Meute, die Hündin aber bleibt, bis die gewöhnlich neun Tage dauernde Periode des Laufens vorüber iſt, in der für ſie ſchicklichen Geſellſchaft ihres Gleichen.

Die Monate Januar, Februar und März ſind die beſten zum Belegen. Späterhin läßt man die Hündinnen nicht gern zu, weil ſie ſonſt zur nächſten Jagdzeit, die Jungen aber zu der des folgenden Jahres nicht brauchbar ſeyn würden. Der Nothfall, wenn nehmlich eine abgeſperrte, läufiſche Hündin traurig ſich bezeigte oder das Futter verſagte, und deshalb der Ausbruch der Tollwuth zu beſorgen wäre, macht hierbei eine Ausnahme von der Regel.

Der Zeitpunkt der Begattung wird genau aufgezeichnet, um die Periode des Wölfens, welche in der Regel nach neun Wochen und zwei Tagen erfolgt, berechnen zu können. Wenn dieſe eintritt, bringt man die Hündin in die für ſie beſtimmte, immer in mäßiger Wärme zu erhaltende Stube, wo ſchon für ein gutes, weiches Lager in Körben oder Kaſten geſorgt ſeyn muß, und gibt wohl Acht, ob beim Geſchäft des Wölfens Hülfe nöthig iſt, welche dann der Hundearzt leiſtet.

Mehr als zwei bis drei Junge darf die Mutter nicht ſäugen. Da aber vorzüglich die von franzöſiſcher Race weichlich ſind, und überhaupt einiger Abgang unvermeidlich iſt, ſo dürfen die übrigen nie weggeworfen werden, ſondern man muß einige Bauerhündinnen zu Ammen in Bereitſchaft halten. Damit dieſe ihre Dienſte willig verſehen, nimmt man ihnen ihre eignen Jungen weg bis auf eins, und wäſcht dieſes wie die künftigen Milchgeſchwiſter, ehe man ſie unterlegt, mit Branntwein. Nie darf die rechte Mutter mit der Amme in einer Kammer liegen, dieſe und das Lager muß immer reinlich ſeyn, auch die rechte oder Pflegemutter nebſt den Jungen ſo viel möglich vom Ungeziefer frei gehalten werden, gutes Futter und friſches Sauſen bekommen, und von Zeit zu Zeit einige Bewegung im Zwinger haben.

§. 65.

Wenn die jungen Hunde vier bis fünf Wochen alt ſind, gibt man ihnen, während die Mutter abweſend iſt, etwas lauwarme Milch, mit altem aus Mittelmehl gebacknem, gekrümeltem Brode vermiſcht, zu freſſen; aber nie darf dies beihülfliche Nahrungsmittel ſo lange ſtehen, daß es ſauer werden könnte. Sobald die Jungen Futter annehmen, entfernt man die Alte von ihnen, und bringt ſie wurfweiſe*) in vier Fuß lange und breite und eben ſo hohe, täglich mit friſchem Stroh oder Heu auszufütternde Kaſten, welche man gern in die Stube der Hundewärter ſetzt, damit die liebe Jugend immer unter Aufſicht iſt; denn dies iſt der Zeitpunkt, wo junge Jagdhunde ſorgfältig gepflegt, reinlich gehalten und beſonders genau beobachtet werden müſſen, weil ſie oft am Durchfall und an andern Uebeln leiden, die, ohne augenblickliche Anwendung zweckmäßiger, vom Hundearzt verordneter Heilmittel, faſt immer tödtliche Folgen haben.

Nach und nach entwöhnt man ſie von der oben angezeigten Fütterung und erſetzt dieſe durch Fleiſchbrühe, welche auf Brod gegoſſen und mit etwas kleinwürflich geſchnittenem Fleiſche vermengt wird. Das aufgeweichte Brod zerdrückt man völlig.

Nicht immer dürfen ſie im Kaſten liegen, ſondern müſſen oft aus demſelben auf die Erde, bei ſchönen Tagen aber an die freie Luft gebracht werden, damit ſie ſich Bewegung und Zeitvertreib machen können.

Bis zur achten Woche beſteht das Saufen in friſcher Milch, nachher bekommen ſie oft friſches Waſſer.

Am beſten iſt's, wenn ſie in einem Alter von drei Monaten aufs Land verlegt und bis ſie ein Jahr und etwas drüber alt ſind, in völliger Freiheit bei gutem Futter dort erzogen werden können; aber nie dürfen ſie eingeſperrt ſeyn, an der Kette liegen, oder gar Schläge bekommen.

*) Alle von einer Hündin auf einmal geworfte Junge begreift man unter dem Ausdruck Wurf.

Von Zeit zu Zeit muß ſie ein Jäger oder der Hundearzt beſuchen und nach dem Rechte, in Rückſicht der Pflege, ſehen.

Erlauben beſondere Verhältniſſe dieſe Erziehungsart nicht, ſo bringt man alle drei Monate alt gewordne Hunde zuſammen in einen beſondern Stall, füttert ſie auf eben die Art wie die Meute, und ſorgt nun dafür, daß ſie in einem geräumigen Zwinger immer friſches Waſſer und viel Bewegung haben.

Weder die auf dem Lande aufgewachſenen und im Frühjahre in den Jägerhof gebrachten, noch die hier erzognen kommen eher zur Meute, bis ſie auf den ihnen beigelegten Namen hören und dem Zuruf: derrière und à la meute, und überhaupt gehorchen lernen. Sind ſie ſo weit, ſo koppelt man jeden beim Ausführen der Meute mit einem alten Hunde von einem andern Geſchlechte, als er ſelbſt iſt, bis alle ſich zur Ordnung und Folgſamkeit gewöhnt haben.

Von nun an bleiben ſie mit der Meute vereinigt.

§. 66.

Soll die Meute immer in recht gutem Stande bleiben ſo wird es zuweilen nothwendig, durch Ankauf echt engliſcher oder franzöſiſcher, vorzüglich zum Belegen beſtimmter Jagdhunde, friſches Blut — wie man zu ſagen pflegt — in die Race zu bringen. Letztere, die franzöſiſchen, waren, in vorigen Zeiten wenigſtens, ſchon in ihrem Vaterlande, welches auch das der Parforcejagd iſt, zum Gehorſam gewöhnt, und auf Hirſche vorzüglich eingejagt; erſtere hingegen haben zwar in Rückſicht der Dauer ſowohl, als der Naſe Vorzüge, jagen aber anfänglich auf jeder Wildfährte, beſonders aber auf der des Fuchſes lieber, als auf der des Hirſches, weil ſie in ihrer eigentlichen Heimath auf Hirſche ſelten, auf Füchſe immer Uebung haben.

Auch mag man ſich in England wohl nicht viel Mühe geben, ſie folgſam zu machen; denn das Geſchäft, ſie zum Gehorſam und zur Meute zu gewöhnen, und nur auf

die Hirschfährte einzujagen, fordert, da fast nie ein junger Hund dieser Art nach Teutschland gebracht wird, lange Zeit und viele Mühe.

Deshalb muß auch dahin gesehen werden, daß ein solcher Transport frischer Hunde im Frühjahre ankomme, um sie zugleich mit den jungen Hunden auszuarbeiten.

Langten sie aber erst kurz vor, oder gar erst in der Jagdzeit an; so müssen sie im erstern Falle beim Ausführen und Ausreiten anfänglich mit alten einheimischen Hunden gekoppelt, im letztern aber bis zur Anjagd gleichfalls gekoppelt, und jedesmal nur einige derselben mitgenommen werden.

Gleichwohl kann man sich selten eher als im zweiten Jahre einigermaßen auf sie verlassen.

Ueberhaupt besteht der Vortheil, welcher aus der Veränderung der Race entspringt, besonders darin, daß sich das den englischen Hunden eigene Feuer der Meute, und ihre vortreffliche Nase den von ihnen fallenden jungen Hunden mittheilt.

§. 67.

Bei der Jagd erhitzen und erkälten sich die Parforcehunde so oft, und es häufen sich aus diesen und andern Gründen bei ihnen so viele Unreinigkeiten an, daß eine gewisse Anlage zur Raude, oder doch zu Ausschlägen, welche in Raude übergehen können, vorauszusetzen ist.

Um nun dem Ausbruche dieser und anderer Krankheiten zuvorzukommen, thut man wohl, der ganzen Meute im Mai oder Juni eine Reinigungskur brauchen zu lassen. Zuvörderst gibt man ihr nachstehendes Abführungsmittel:

Es werden so viel Schafe geschlachtet, daß auf achtzehn bis zwanzig Hunde eins kommt. Alles Fleisch, selbst die vorher gereinigten Kaldaunen, das wollige Fell und die Knochen läßt man klein hacken und in einem Kessel lange und stark kochen. Die Brühe wird dann auf das Schrot und Brod gegossen, beides, wenn es eine Weile gestanden hat, in die Futtertröge gethan und endlich alles aus dem

Keſſel dazu gemiſcht. Wenn dieſe Suppe noch heiß iſt, rührt man auf 100 Hunde zwölf Pfund Butter, fünf Pfund kleingeſtoßnen Schwefel, ſechs Pfund Lorbeeren und zwei Pfund Alaun hinein.

Nachdem alles gehörig verkühlt iſt, erhält es die Meute zum Morgenfutter.

Am dritten Tage darauf läßt man allen, oder doch den Hunden, bei welchen ſich beſondere Merkmale von Schärfe äußern, am Halſe Ader.

Dann gibt man ihnen wieder drei Tage Zeit zur Erholung, um folgende Salbe anwenden zu können:

Man nimmt auf 100 Hunde

67	Pfund	Leinöl,
8	=	Eſſig,
10½	=	Schwefel,
4½	=	Kupferwaſſer,
4	=	Gallus,
1½	=	Lorbeeren.

Wenn das Leinöl in einem Keſſel heiß gemacht worden, thut man den Eſſig hinzu, und läßt beides eine Weile über dem Feuer ſtehen. Dann werden die übrigen Species klein geſtoßen hinzugemiſcht. Unter beſtändigem Rühren muß nun die ganze Maſſe über gelindem Feuer, ohne überzulaufen, recht gut durchkochen.

Nachdem ſie bis zu dem Grade von Wärme verkühlt iſt, daß man den Finger hineinhalten kann, ohne ſich zu verbrennen, wäſcht man die Hunde über und über — nur daß nichts in die Augen kommt — damit, und thut jeden, ſobald er geſchmiert iſt, in einen engen, gut mit Stroh ausgeſtreuten Stall, wo die ganze Meute fünf Tage beiſammen liegen bleibt, auch da gefüttert und immer mit friſchem Waſſer verſorgt wird.

Von nun an läßt man täglich friſch einſtreuen.

Wenn ſechs Tage verfloſſen ſind, können die Hunde bei ſchönem warmen Wetter im Zwinger gefüttert werden und ſo lange herumlaufen, bis der Stall gereinigt und mit neuer Streu verſehen worden iſt.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen werden ſie ſämmt-

lich mit Seife und warmem Wasser gewaschen, und hiermit ist die Kur vollendet.

§. 68.

Wenn alle junge oder zugekaufte Hunde im Zwinger, beim Futter und beim Ausführen zum unverbrüchlichsten Gehorsam gewöhnt sind, nimmt im Monat Juli das tägliche Ausreiten seinen Anfang, um sie und die Jagdpferde in Athem zu setzen.

Zu diesem Ende versammelt sich das ganze zur Parforcejagd gehörige Personal in den kühlen Morgenstunden vor dem Jägerhofe und empfängt die ihm von den Hundewärtern zugeführte Meute. Der älteste Piqueur reitet dicht vor derselben her und feuert sie durch den oft wiederholten Zuruf: Hay, hay! zur Nachfolge an. Vorn an der rechten Seite schließt sich der Director, an der linken der Oberjäger, und hinter jedem von diesen ein Theil der Jägerei und der Jagdpfeifer an, um die Hunde enge zusammenzuhalten. Die vordersten Reiter rufen gleichfalls Hay, hay! die übrigen: à la meute! Das Auseinanderdrängen und Durchbrechen wird, wie beim Ausführen zu Fuß, bestraft.

Dem jüngsten Jäger liegt das Geschäft ob, zurückbleibende Hunde zu beobachten und durch die Worte: à la meute! nöthigen Falls auch durch Peitschenhiebe, nachzubringen.

So geht der Zug während der ersten vierzehn Tage langsam in einem eingeschlossenen Distrikt, oder in den Straßen der Stadt herum.

Späterhin wird mit der Meute einige Tage, etwa eine Stunde weit ins Freie, im Schritt geritten, aber jeder Ort sorgfältig vermieden, wo Wild steht oder kurz vorher gewechselt haben könnte. Von nun an folgen die Reitknechte mit den übrigen Jagdpferden der Meute.

In der Folge wechselt Trapp mit Schritt ab, auch macht man längere Wege. Nach einigen Tagen wird mitunter galoppirt und die schnelle Bewegung täglich vermehrt.

Endlich dehnt man die Tour bis auf eine, auch wohl

auf 1½ Meile aus, und läßt auf kurze Diſtanzen den Galapp in Carriere übergehen. Von dieſer Zeit an ſchickt man einen Theil der Pferde auf dem halben Weg voraus, um wechſeln zu können.

Bei allen ſchnellen Bewegungen wird die Meute durch Juchen angefeuert, und von Zeit zu Zeit geſtoppt, d. h. dadurch aufgehalten, daß der vorreitende Piqueur von den an den Seiten zunächſt folgenden Jägern unterſtützt, den Kopfhund *) beim Namen nennt und vor ihm die Peitſche ſchwenkend — nicht klatſchend — derrière ruft. Sobald dieſer ſieht, iſt es leicht, alle übrigen Hunde anzuhalten. Unfolgſamkeit einzelner beſtraft man anfänglich, unter dem Namenzurufe, mit einem Peitſchenhiebe, bei öfterem Vergehen aber ſteigt ein Jäger ab, hebt den Ungehorſamen bei der Ruthe auf und zählt ihm einige tüchtige Hiebe, den Namen und das Wort derrière wiederholend, auf.

Nie, weder beim Ausreiten, noch bei der Jagd, darf die Meute geſtoppt werden, wenn auch nur ein einziger Hund voraus iſt.

Das Stoppen geſchieht, theils um den Schwanz nachzubringen, wobei dem Jäger ein Paar Jagdpfeifer helfen, theils um der Meute und den Pferden Erholung zu verſchaffen. Auch iſt es deshalb nothwendig, weil dadurch das übermäßige Feuer der Hunde gemildert wird, und weil in der Folge der regelmäßige Gang der Jagd von dem Beiſammenbleiben der Meute vorzüglich abhängt.

Während der letzten halben Stunde des Nachhauſewegs reitet man nur Schritt, um Pferde und Hunde verkühlen zu laſſen. Das Galoppiren darf weder an einem Tage zu oft, noch an zu vielen hinter einander wiederholt werden, weil ſonſt die Meute wegen der Ermüdung und weil ſie gewahr wird, daß ſie ſich ohne Zweck anſtrengt, ſchwer fortzubringen iſt.

---

*) Den vorderſten Hund nennt man den Kopfhund, den vordern Theil der Meute Kopf, den hintern Schwanz.

§. 69.

Zur fernern Uebung der Hunde und um beobachten zu können, welche unter ihnen die schnellsten, folgsamsten und zuverlässigsten sind, wird alljährlich, ungefähr in der Mitte des Augusts, binnen drei Tagen zweimal trainirt oder Train gejagt.

Zu diesem Ende werden für jeden Jäger auf einen großen freien, oder doch nur mit lichtem Holze bestandnen Distrikt des Reviers, wo gewöhnlich kein Edelwild steht oder wechselt, zwei Relaispferde vorausgeschickt, und jedes Relais so gestellt, daß eins nicht viel weiter laufen darf, als das andere.

Mit den Relais zugleich geht ein gut berittener, hinlänglich unterrichteter Jäger oder Reitknecht ab, welcher alle vier über dem Oberrücken abgelöste, einige Stunden in warmes Wasser eingeweichte Läufe eines einige Tage früher erlegten Hirsches an einer langen Leine *) befestigt, bei sich führt.

Diese Läufe läßt er, wenn die Jäger, welche von nun an das Parforcehorn führen, mit der Meute bis auf 800 oder 1000 Schritte an den zur Anjagd bestimmten Ort heran sind, fallen, bezeichnet den Platz, wo es geschehen ist, mit einem Bruche und reitet dann, anfänglich im Trabe, auf der vorgeschriebnen Tour fort.

Sobald die Meute etwa noch 30—40 Schritte vom Bruche entfernt ist, fangen die Jagdpfeifer und Jäger an, die Anjagd-Fanfare (Nr. 1.) **) zu blasen, fahren damit fort, wenn sie auf den Platz kommen, wo der Bruch das Anlegen bezeichnet, halten da die Hunde etwa zwei Minuten an, um ihnen die Witterung der Hirschläufe recht bemerkbar zu machen und feuern sie durch lautes Juchen noch mehr an.

---

*) Durch ein Versehen ist in dem erwähnten Aufsatze in der Zeitung für die elegante Welt statt Leine Stange abgedruckt worden.

**) Der Verfasser hielt den Abdruck der gewöhnlichen Fanfaren deshalb für nöthig, weil die Bekanntschaft mit denselben dem Liebhaber die Uebersicht des Ganges einer Parforcejagd erleichtert. Sie sind dieser Abhandlung angehängt.

Auf ein vom Director gegebnes Zeichen — welches in Deſſau in den Worten: Toch, Toch! (Such, Such!) beſteht — theilen ſich die vor dem Kopfe der Meute haltenden Jäger, und in dem Augenblicke jagt ſie faſt mit eben dem hellen Laut, als hätte ſie eine Hirſchfährte vor ſich, auf dem Zuge fort, welchen der Jäger oder Reitknecht mit den Läufen gemacht hat.

Von Zeit zu Zeit wird geſtoppt, indem die Jäger dem Kopfhunde zuvor eilen und wie beim Ausreiten verfahren, ſowohl aus den oben angegebnen Gründen, als um dem Traiteur, welcher nun ſehr raſch reiten muß, Zeit zum Vorkommen zu laſſen. Bei dieſer Gelegenheit ertönt die Fanfare Nr. 4. und abwechſelnd juchen die Jäger.

Vorzüglich muß man nahe bei den Relais ſtoppen laſſen, damit die Pferde gewechſelt werden können. Nur von der einen Hälfte der Jäger geſchieht dies auf einmal, die andere hält ſo lange die Meute auf, bis ſie, von den friſch berittenen abgelöſ't, Zeit bekommt, ein Gleiches zu thun.

Der Zeitpunkt des Weiterjagens wird durch eben das Zeichen, wie bei der Anjagd beſtimmt.

Während die Hunde raſch und richtig auf dem Train fortjagen, muß die Jägerei nicht aufhören, ſie durch Juchen und durch Blaſen der Fanfare: Gute Jagd (Nr. 3.), aufzumuntern.

Nothwendig iſt es auch, daß der Traiteur, wie es der Hirſch oft thut, Retouren macht, d. h. er zieht auf oder dicht neben dem genommenen Wege ein Stück zurück, macht einen Bogen, und ſetzt dann ſeine Tour fort. Sobald die Meute, wie es gewöhnlich geſchieht, die Retour überſchießt, herumſchwärmt und ſtille wird, reiten die Jäger vor, rufen ihr Hourvari! zu und bringen ſie, die Fanfare Nr. 2. blaſend, wieder dahin, wo ſie aufhörte zu jagen. Sobald ſie die Retour aufnimmt, wird Toch! Toch! gerufen, gejucht und gute Jagd geblaſen. Nicht ohne Noth greift man kreiſend vor, ſondern läßt die Retour völlig ausjagen; denn erſteres macht die Hunde ungewiß, letzteres aber vorſichtig und feſt.

So geht die Jagd fort, bis man auf den Platz kommt, wo der Traineur die Läufe in die Höhe gezogen und ſich entfernt hat. Natürlich verliert ſich hier die Witterung. In dem Augenblicke hört die Meute auf, laut zu ſeyn, und bleibt nach einem kurzen Verſuch, ſie wieder zu finden, ſtehen.

Dies iſt das Ende der Trainjagd und nun wird langſam mit den Hunden nach Hauſe gezogen.

Außer dem Nutzen, welchen dieſe Uebung den Hunden verſchafft, gewährt ſie dem Zuſchauer auch großes Vergnügen, vorzüglich wenn er, als Jagdliebhaber, auf den Gang der Jagd, auf die Hunde und auf die Bemühung der Jäger, die Schnelligkeit ihrer Pferde bemerkbar zu machen, Acht hat, und ſelbſt raſcher Reiter iſt.

§. 70.

Am dritten Tage nach der letzten Trainjagd wird zum erſtenmale, und dann, wie oben §. 57. geſagt, bis zum November dreimal wöchentlich Parforce gejagt. Abends zuvor gibt der Director Nachricht in den Reitſtall, in welchem Forſt gejagt werden ſoll, zu welcher Stunde er nebſt den zum Vorſuchen beſtimmten Jägern wegreiten will, wenn die Meute nebſt dem ganzen übrigen zur Parforcejagd gehörigen Jäger-, und an derſelben Theil nehmenden Dilettantenperſonal abgehen, wo das Rendezvous ſeyn wird, und wohin er die Relais zu ſtellen für nöthig hält.

Hiernach verfertigt ein Bereiter die Liſte, in welcher die Jäger anmerken, welche von ihren Pferden ſie reiten wollen und zu welchem Relais ſie jedes beſtimmen.

Hierbei wird in der Folge vorzüglich dahin geſehen, daß das bei den vorherigen Jagden am meiſten angegriffene Pferd entweder ganz ruht, oder doch nur da gebraucht wird, wo es muthmaßlich am wenigſten laufen muß.

Auch gibt man den Forſtbedienten des Reviers, wo gejagt werden ſoll, Nachricht, wo und zu welcher Stunde die vorſuchenden Jäger ſie am folgenden Morgen treffen wollen.

§. 71.

Noch vor Anbruch des Tages reitet der Director und der Oberjäger nebst den andern Vorsuchjägern, wozu die besten Hirschkenner zu wählen sind, auf das den Forstbedienten bestimmte Rendezvous. Von hier aus vertheilen sich diese Personen im Reviere, um die Hirsche beim Zuholzeziehen zu beobachten, und wenn es die Umstände erlauben, den Waldbezirk, in welchen ein zur Jagd schicklicher Hirsch gezogen ist, zu umlegen.

Gestattete das Terrain es nicht, diese Einrichtung zu treffen, so würde man sich freilich des Leithundes zum Vorsuchen und zum Bestätigen bedienen müssen.

Wenn nun auf eine oder die andere Art ein Jagdhirsch bestätigt ist, bleiben die Forstbedienten auf den Wechseln halten, der Director nebst den übrigen Vorsuchjägern hingegen begibt sich zur angesetzten Stunde auf das von der Herrschaft bestimmte Rendezvous.

§. 72.

In der Feistzeit wählt man zur Jagd gern jagdbare und unter diesen die stärksten Hirsche, jedoch so, daß einer oder ein Paar der ältesten in jedem Reviere übrig bleiben, weil diese gegen den Winter die schwachen zur Fütterung und auf den Winterstand führen.

Während und nach der Brunft jagt man aber lieber schwächere Hirsche und überhaupt so spät als möglich solche, welche auf der Brunft stehen, weil die Meute, wenn sie auf Brunfthirsche gejagt hat, nicht gern die Fährte anderer aufnimmt.

§. 73.

Wenn die Herrschaft, die Meute und die Vorsuchjäger auf dem Rendezvous eingetroffen sind, gibt oder spricht der Director den bestätigten Hirsch, wenn er von den Vorsuchenden genau gesehen worden ist, dem Namen, oder wenn es kein Namenhirsch wäre, der Stärke nach an, und sagt, wodurch er sich am Geweih, oder sonst von andern unterscheidet, damit er von

den Jägern, zu Folge der erſten Anſicht, gleich erkannt werden möge.

Dann wählt er vier oder ſechs der zuverläſſigſten Hunde aus der Meute zum Lanciren, läßt ſie vom jüngſten Jäger paarweiſe koppeln und etwa 50 bis 60 Schritte von derſelben wegführen. Dort werden die Koppeln gelöſ't und nun ziehen die beſtimmten Jäger nebſt allen Jagdtheilnehmern, welche mit lanciren wollen, an den Ort, wo die Fährte des Jagdhirſches beim Vorſuchen verbrochen worden iſt. Hier werden die Lancirhunde ſo lange geſtoppt, bis der Bezirk, in welchem der Hirſch ſtecken ſoll, ſo mit Reitern umlegt iſt, daß dieſer, ohne geſehen zu werden, nicht herausgehen kann.

Wenn dies geſchehen iſt, laſſen die Jäger, welche bei den Lancirhunden blieben, dieſe auf der Fährte nachjagen, vertheilen ſich im Walde und animiren die Hunde durch den Zuruf: Toch, toch! Sobald ein Hirſch vor den Hunden oder den Durchreitenden losbricht, ohne von den letztern genau geſehen zu werden, ſignaliſiren ſie dies durch den Ausdruck: Habt Acht! Wer aber den zur Jagd beſtimmten Hirſch erblickt, gibt dies durch Juchen zu erkennen, und nun läßt man die Lancirhunde ſo lange nachjagen, bis ſich der Jagdhirſch von andern bei ihm befindlichen und vom Wilde abgeſondert hat, oder durch die Reiter auf einem freien Platze davon ſeparirt worden iſt. Noch immer ſetzt man das Lanciren fort, bis der Hirſch vom Freien in ein Dickicht geht.

Hier ſtoppt man die Lancirhunde, und läßt die Meute durch einen abgeſchickten Jäger ſo ſchnell als möglich heranholen. Mußte man ſich beim Lanciren zu weit von dem Orte entfernen, wo ſie hält, ſo wird ihr ein anderer, wo ſie zum Anlegen bald bei der Hand iſt, durch einen abgeſendeten Jäger beſtimmt. Bemerken hingegen die bei ihr haltenden Perſonen, daß das Lanciren zu nahe kommt, und daß die Meute auf den Laut der jagenden Hunde aufmerkſam wird, ſo müſſen ſie ſelbige in einer Vertiefung oder hinter dichtem Geſträuche verbergen, ſcharf zuſammenhalten und durch Singen und Pfeifen ihr den Laut der Lancir-

hunde unhörbar machen. Auch iſt es räthlich, daß ein Jäger vorhält, um, wenn ein Hirſch, wäre es auch der zur Jagd beſtimmte, oder anderes Wild auf die Meute zukommt, durch Schwenken des Schnupftuchs oder durch andere Mittel, nur ohne Lärm, alles zu entfernen, was ihr Anlaß zum Durchbrechen geben könnte.

§. 74.

Zum Anlegen oder zur Anjagd wählt man deshalb einen freien Platz vor dichtem Holze, damit die Hunde gleich anfänglich vorſichtig auf der Fährte arbeiten müſſen, und ſich im erſten Feuer nicht ſo leicht übereilen können.

Vielleicht möchte man glauben, es wäre gut, zu Anfang der Jagdzeit an Orten zu jagen, wo wenig Change (d. h. andere Hirſche und Wild) ſteht, weil da die Meute weniger Gelegenheit findet, ſie anzunehmen. Die Erfahrung lehrt aber, daß die Hunde durch die wenige Anſtrengung, welche es ihnen unter den erwähnten Umſtänden koſtet, auf der rechten Fährte zu bleiben, leicht für die ganze Jagdzeit faſelig werden. Zweckmäßiger iſt's daher, gleich da anzulegen, wo ſie Change treffen; doch aber einen recht feiſten und kennbaren Hirſch zu nehmen und von Seiten der Jäger ihn genau beobachten zu laſſen.

Gänzlicher Verderb der Meute würde unvermeidlich ſeyn, wenn man ſie an einen angeſchoſſenen Hirſch brächte, denn ſie würde fernerhin immer nur auf Schweiß und nicht auf der Fährte jagen wollen.

Nachtheilig für die Zuverläſſigkeit der Hunde iſt's gleichfalls, an einem Tage zwei Hirſche mit einer Meute zu forciren; denn durch die veränderte Witterung beim zweiten werden ſie für die Folge deſto leichter dahin gebracht, Change anzunehmen.

Auch leiden ſie, wie die Pferde, zu ſehr dabei.

An vielen Orten ſtellte man ſonſt auch Hunde auf Relais; in Deſſau hingegen iſt man zu Folge der Bemerkung, daß dadurch oft die Jagd verdorben und gar kein Vortheil erreicht wird, davon abgegangen,

und deshalb läßt man die Meute, wie ſie bei der Anjagd war.

§. 75.

Beim Anlegen auf den Hirſch wird eben ſo wie bei der Trainjagd (ſ. §. 69.) verfahren; nur muß man ſich hüten, die Meute unter dem Winde heranzuführen, weil ſie ſonſt, wenigſtens bei den erſten Jagden, leicht jagt, ehe ſie ſoll, und dies wirkt höchſt nachtheilig auf den Gehorſam.

In dem Augenblick, wo man die Meute ſchießen läßt, ſprengen die Jäger aus einander, um durch Vorgreifen auf allen Seiten den angejagten Hirſch, ſo oft es nur immer ſeyn kann, zu Geſicht zu bekommen. Dies hat jederzeit großen Nutzen, vorzüglich aber dann, wenn der Hirſch viel Retouren *) und Wiedergänge macht.

Beim jedesmaligen Anblick deſſelben ertönt der Ausruf: Taïaut! und vorzüglich wenn die Meute gleich folgend ihn im Auge hat, die Fanfare à la vue (Nr. 5.).

So oft als möglich, beſonders wenn der Hirſch nicht weit vor iſt und nicht durchs Waſſer geht, muß man ſtoppen; denn dadurch werden die Hunde im Gehorſam gehalten und lernen auf weniger warmen, ſelbſt kalten Fährten jagen. Auch hier muß in der Nähe der Relais geſtoppt werden.

Wenn nach dem Stoppen beim Weiterjagen die Meute gleich auf der Fährte eifrig fortgeht, wird ihr durch Juchen Recht gegeben und gute Jagd geblaſen. (S. Nr. 3.) Es kann nicht fehlen, daß die Hunde, vorzüglich junge, bei einer Retour oder einem Wiedergange die Fährte überſchießen. Sobald der Jäger eins oder das andere wahrnimmt, oder die Fährte findet, reitet er an die Hunde heran, bringt ſie durch den Zuruf: Hourvari, hourvari,

*) Die Bemerkung iſt ſonderbar, aber wahr, daß der Hirſch faſt bei allen Retouren ſich auf eine und dieſelbe Seite wendet. Geht er bei der erſten rechts oder links herum, ſo thut er es meiſt auch bei allen folgenden.

und durch Blaſen der Fanfare Nr. 2. wieder aufs Rechte (auf die rechte Fährte) und feuert ſie durch Juchen, Toch, toch! rufen und gute Jagd blaſen, zum eifrigen Jagen.

Nicht ſelten ereignet ſich auch zu Anfang der Jagdzeit der Fall, daß junge Hunde — welchen auch zuweilen die ganze Meute folgt — Change annehmen. Auch geht wohl ein Theil der Meute mit dem rechten Hirſch fort, während ein anderer der Change folgt.

Dies iſt der einzige Zeitpunkt, wo die Jäger, welche dem Falſchen folgen, die Peitſche zum Klatſchen brauchen und nicht eher ruhen dürfen, bis ſie die falſchjagenden Hunde geſtoppt, abgenommen und unter dem Zuruf: hay, hay! wieder, wenn es ein Theil der Meute war, zu dem rechtjagenden, war ſie es aber ganz, dahin gebracht haben, wo ſie vom Jagdhirſch abging. Dann geht die Jagd wie zuvor fort.

Iſt aber die Fährte vor dem Wiederfinden zu *kalt* geworden, oder treten andere Umſtände ein, welche machen, daß die Hunde nicht weiter jagen; ſo muß die Meute abgenommen, von da an, wo man den Hirſch zuletzt ſah, wie vor dem Anlegen lancirt, und da wieder angelegt werden, wo man ihn findet und allein hat.

Wenn ſich die Meute getheilt hat, ſo werden die Hunde, welche auf der rechten Fährte jagen, oft geſtoppt, bis die übrigen wieder, wie oben geſagt, dazu gebracht worden.

Geht der Hirſch während der Jagd durch einen Fluß, welches durch den Zuruf: il bat l'eau und durch die Waſſer-Fanfare (Nr. 7.) bezeichnet wird — oder ſonſt durch ein tiefes Gewäſſer, das nicht mit dem Pferde zu paſſiren iſt; ſo muß der Jäger, welcher ihn auf der andern Seite ausſteigen ſieht, den Ort, wo dieſes geſchieht, genau merken. Wo möglich, ſtoppt man am diesſeitigen Ufer, hebt einige zuverläſſige Hunde aus und läßt ſie nebſt ein Paar Jägern, welche, wenn eine Fähre in der Nähe iſt, ihre Pferde mitnehmen, wenn aber blos ein Kahn gegenwärtig iſt, auf der andern Seite zu Fuß folgen müſſen, ſobald als möglich überſetzen.

Auf der Ausſtiegsfährte werden denn die übergeſetzten Hunde angelegt und jagen dort ſo lange fort, bis der Hirſch wieder durchs Waſſer zurückkommt.

Iſt es nicht thunlich, diesſeits zu ſtoppen, ſo muß wenigſtens ein Jäger ſo ſchnell als möglich übergeſetzt werden, um da, wo der Hirſch ausſtieg, ſo lange ſtoppen zu können, bis die meiſten Hunde nachgekommen ſind.

Der Theil der Meute, welcher auf der Seite bleibt, wo der Hirſch ins Waſſer ging, bleibt in einiger Entfernung unter der Aufſicht der Jagdpfeifer, alle Jäger aber, die nicht mit übergeſetzt werden, vertheilen ſich längs dem Ufer, um zu beobachten, wo der Hirſch wieder zurückkommt; denn dies iſt gewöhnlich der Fall. Sobald ihn einer wieder darin erblickt, ruft er wie zuvor il bat l'eau und bläſ't die Waſſerfanfare. Alle Jäger und die Meute eilen nun heran. Steigt der Hirſch diesſeits aus, ſo wird ſie ſo lange angehalten, bis die Hunde von jener Seite herüber und geſtoppt ſind, dann läßt man ſie alle wieder fortjagen. Bleibt aber der Hirſch im Waſſer und iſt es nicht zu kalt, ſo läßt man die diesſeitigen Hunde auch heran, um den Fang brillanter zu machen.

Sehr gut iſt's, wenn beſonders zu Anfang der Jagdzeit zwei der beſten Jäger und Reiter den Auftrag erhalten, den Hirſch zu beobachten (obſerviren). Dieſe werfen ſich denn, wo es gar nicht möglich iſt, ihm zu folgen, auf den Wechſeln vor, juchen, rufen Taïaut! blaſen à la vue, wenn ſie ihn erblicken und begleiten ihn in einiger Entfernung auf beiden Seiten bis dahin, wo Vorwerfen wieder nöthig wird.

So lange ſie hören, daß ihnen die Meute folgt, können ſie zuweilen juchen; bemerken ſie aber, daß ſie abgekommen iſt, ſo reitet einer ſtille mit dem Hirſche ſo weit fort, als er ihn im Auge behalten kann, verbricht da die Fährte und wirft ſich auf dem Wechſel vor. Der andere hingegen bleibt zurück und auf der Fährte halten, jucht und bläſ't den Jägerruf (Nr. 6.).

Sobald dies die bei der Meute befindlichen Jäger hören und wenn die Hunde wirklich verloren haben, nimmt

man ſie zuſammen, bringt ſie dorthin, wo der zurückgebliebne Beobachter (Obſervateur) hält, und legt da wieder an, oder laneirt erſt, wenn die Fährte zu kalt iſt, ſo lange, bis der Hirſch geſehen worden iſt. Nur hüte man ſich, die Hunde im Ausmachen der Retouren und Wiedergänge zu ſtören, übereile ſich auch nicht im Vorgreifen mit der Meute; denn ſonſt gibt ſie ſich in Zukunft keine Mühe, die Fährte ſelbſt zu finden.

Während der ganzen Jagd muß der jüngſte Jäger ſich bemühen, dem Schwanze der Meute zu folgen und ihn nachzubringen, einige andere Jäger aber bleiben, ſo weit es möglich iſt, bei oder doch dicht hinter der Meute, während die übrigen ſich auf den Wechſeln vorwerfen.

Unter mannichfachen Abwechslungen wird ſo die Jagd fortgeſetzt, bis ſich entweder der Hirſch auf dem Lande vor der Meute ſtellt, oder nicht aus dem Waſſer, in welchem er Abkühlung und Rettung ſucht, herausgeht.

In beiden Fällen juchen die verſammelten Jäger und blaſen im erſten die Fanfare à la vue, im letzten aber die Waſſerfanfare ſo lange, bis die Herrſchaft heran iſt.

Um das Land-Halali (den wirklichen Fang) zu befördern und um zu vermeiden, daß der nun zur Wuth gereizte Hirſch nicht zu viele Hunde, oder gar Menſchen und Pferde, durch Spießen mit dem Geweih beſchädige, ſteigen zwei Jäger vom Pferde, legen ihr Horn ab, ſchleichen ſich — während die übrigen reitend vorn den Hirſch beſchäftigen — hinterwärts, von Bäumen oder Sträuchern gedeckt, mit Vorſicht heran und ſchlagen ihm die Heſſen (die ſtarken Sehnen über dem Knie der Hinterläufe) mit einem ſcharfen Hirſchfänger ab, wofür ihnen gewöhnlich fünf Thaler zur Ergötzlichkeit zu Theil werden. Sogleich bemerken die Hunde das Hintenniederſtürzen des Hirſches, fallen über ihn her und ziehen ihn nieder. Nun eilt man, ihn beim Gehörn zu faſſen und niederzudrücken, bis der Herr oder einer der Theilnehmenden, welchem die Herrſchaft Vergünſtigung dazu ertheilt, ihm den Fang gibt.

Dies geſchieht, indem die Spitze des Hirſchfängers

durch die linke Brusthöhle bis ins Herz gestoßen wird. Dieser Moment wird durch den Ausruf: Halali! und durch die Fanfare Nr. 8. bezeichnet.

Geht der Hirsch beim Ende der Jagd ins Wasser, so schießt ihn der Herr entweder auf den Kopf, oder die in der Nähe befindlichen Kähne eilen heran, nehmen einen Jäger auf, fahren, wenn die Meute den Hirsch nicht untertaucht, an ihn heran, werfen ihm einen Haken ans Gehörn und drücken ihn unters Wasser, wo er augenblicklich endet. Auch diesen Schluß der Jagd zeigt der Ausruf: Halali! und die Halali-Fanfare an.

Sobald beides erschallt, ist es Sitte, daß jeder Jäger und Jagdtheilnehmer seinen Hirschfänger lüftet (d. h. zwei Finger breit aus der Scheide hebt) und den Handschuh von der rechten Hand abzieht.

Der im Wasser gefangene Hirsch wird gleich ans Land gebracht, und erhält dann von einem Jäger den Fang.

§. 76.

Nun folgt die Curée, d. h. der Hirsch wird auf der Stelle zerwirkt. Hierbei verfährt man wie bei der teutschen Jagd, außer daß zuerst alle vier Läufe im Gelenk über dem Geäfter abgelöst werden; die Haut aber bleibt bis zum Kniegelenk daran, wird dann getheilt, aufgeschlitzt und durchschlungen. Den ganzen Kopf nebst dem Geweih löst man gleichfalls ab. Der Zimmer kommt zur herrschaftlichen Küche, der Aufbruch aber und das bessere Wildbret wird an die Jägerei vertheilt. Alles übrige, selbst das vom Geäse gereinigte Gescheide schneidet die Jägerei in kleine Stücken, bedeckt alles mit der Haut und stellt den Kopf nebst dem Geweih an das Halsende derselben.

Nun führt man die Meute heran. Nachdem sie unter Suchen und Blasen einige Zeit aufgehalten worden, ergreift ein Piqueur den Kopf, geht mit den vorwärts gekehrten Augensprossen des Geweihs auf die Hunde los und

dreht selbiges hin und her, so daß die Hunde zurückweichen müssen. Hierdurch werden sie vorsichtig und feurig.

Wenn sie wieder eine kurze Zeit haben warten müssen nnd recht eifrig laut sind, zieht ein anderer Jäger die Haut weg und der Ausruf: Halali, gibt den Hunden das Zeichen zum Schmause, den sie sehr schnell beenden.

Während alles zur Curée vorbereitet wird, kommen gewöhnlich die alten und andere zurückgebliebene Hunde nach. Der Director führt jedesmal eine Liste über die Hunde, welche mitjagen, bei sich; nach dieser revidirt er die Meute und fertigt, in so fern noch Hunde fehlen, die beiden jüngsten Jäger ab, um sie aufzusuchen *).

§. 77.

Den zuerst abgelösten rechten Lauf erhält der Herr, die übrigen werden, auf Befehl, an die vornehmsten fremden Anwesenden als Ehrenzeichen überreicht. Die Jägerei erhält dafür ein Geschenk, welches nicht wohl weniger als einen Dukaten betragen kann.

Auch werden an die vornehmeren Theilnehmer im Nadelholze kieferne, im Laubholze eichene Brüche vertheilt, welche die übrigen Anwesenden sich selbst nehmen.

Wer einen Lauf empfängt, hängt denselben an das Hirschfängergefäß; der Bruch wird auf den Hut gesteckt und den ganzen Jagdtag über getragen.

Wer bei der Jagd oder bei der Curée Fehler begeht, wird im ersten Falle bei dieser, im andern bei der künftigen Jagd mit dem Blatte bestraft; siehe A. §. 49.

Endlich, wenn alles eben Erzählte beendigt ist, zieht die Meute, von den Jägern und Jagdpfeifern begleitet, vorweg, die Jagdliebhaber hinterdrein, nach Hause. So-

*) Da an der Erhaltung guter Hunde viel liegt, so muß man es nicht vernachlässigen, den Landleuten, welche einen von der Meute abgekommenen aufgefangen haben und wiederbringen, den Weg gut zu bezahlen.

bald der Zug in der Stadt ankommt, blaſen die Jäger und Jagdpfeifer abwechſelnd Fanfaren; hat man aber eine Fehljagd gemacht, d. h. den Hirſch nicht gefangen, ſo wird ſtill heimgezogen.

§. 78.

Die Kleidung der Parforcejäger iſt eine Sache, auf welche mehr ankommt als man glauben ſollte. Gleichgültig iſt's, wie die Staatsuniform und der Oberrock eingerichtet wird, aber bei der Jagd ſelbſt muß der Jäger knapp und leicht, etwa in einem Collet von heller Farbe gekleidet ſeyn, weil er ſich muß frei bewegen können, ohne hängen zu bleiben, und weil ein gelbes Jäckchen z. B. ſchon von weitem in die Augen fällt, wenn man abgekommen iſt, oder wenn ein Jäger durch einen unglücklichen Sturz Schaden genommen hätte.

Lange, dicht anliegende Stolpenſtiefeln und große Stolpenhandſchuhe haben ihren Nutzen dadurch, daß beim Durchreiten durch einen Strauch oder ein Dickicht, die Aeſte ſich nicht ſo leicht hineindrängen.

§. 79.

Hier mögen zum Schluß noch einige Bemerkungen ſtatt finden, die vorzüglich für diejenigen von Nutzen ſeyn können, welche als Liebhaber einer Parforcejagd beiwohnen wollen.

Nur ruhige, gewandte, dauerhafte und ſchnelle Pferde ſind dazu anwendbar; gar nicht zu dulden ſolche, die nach Hunden ſchlagen.

Wer auch dem Lanciren beiwohnen will, muß, wenn er eigne Pferde reitet, wenigſtens drei haben, um Relais ſtellen zu können. Mit zwei guten Miethpferden hingegen kann der, welcher ſie nur einigermaßen zu ſchonen weiß, alles beobachten. Wer noch gar nicht mit der Jagd oder in dem Forſt, wo gejagt wird, Beſcheid weiß, thut wohl, an einen Jäger oder an einen andern erfahrnen Theilnehmer ſich anzuſchließen.

Wer nicht gar ſehr ſcharf reiten will, bleibe bei den

Jagdpfeifern, welche ihre Pferde schonen, und doch, so lange die Jagd nicht zu weit und zu rasch fortgeht, bei jedem Stoppen seyn müssen. Oft sieht man bei ihnen mehr als bei den Jägern.

Es ist nicht gut, wenn zu viele Reiter einem Führer folgen; theils weil, wenn der Hirsch über den Weg gegangen ist, welchen sie nehmen, die Fährte und die Witterung für die Meute verloren geht, theils weil man nicht immer hören kann, wohin sich die Jagd wendet und endlich, weil, besonders kurz vor dem Halali, der Hirsch böse ist und man in einen Haufen eingezwängt, ihm, wenn er, die Reiter annehmend, gefahren kommt, nicht schnell genug ausweichen kann.

Man hüte sich, beim Anblick eines Hirsches Taïaut! zu rufen und zu juchen, wenn man den Jagdhirsch nicht ganz bestimmt erkennt. Wer hierin nicht fest ist und seyn kann, schweige, wenn er die Jagd nicht verderben will. Nie klatsche man mit der Peitsche, wenn man nicht zuverlässig weiß, daß die Hunde falsch jagen; denn dadurch werden sie völlig irre.

Endlich hüte man sich, über die Fährte des Jagdhirsches zu reiten, bis die Meute voraus ist.

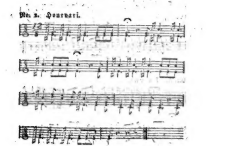
Zu schnelles Reiten ohne Zweck macht, daß man bei jeder Retour des Hirsches oft weiter zurückeilen muß, als man mit aller Anstrengung vorwärts zu kommen trachtete. Man bekommt in der Regel den Jagdhirsch öfter zu Gesicht, wenn man sich nicht übereilt, weil er, besonders im Laub- und dichten Holze, häufig umkehrt.

Die Parforcejagd hat allerdings viel Reizendes. Bei einiger Bekanntschaft mit dem Gange derselben und mit den Hunden wird dem ruhigern Beobachter die Vorsichtigkeit und der Gehorsam der Meute viel Vergnügen gewähren. So wird er z. B. oft sehen, daß sie auch dann die Fährte des angelegten Hirsches nicht verläßt, wenn er eine beträchtliche Strecke mit 50 bis 60 Stücken Wild und Hirschen fortging und dann sich erst wieder davon trennte. Bliebe in diesem Falle auch das ganze übrige Rudel — bei der teutschen Jagd Trupp genannt — im Gesichte

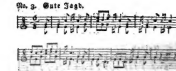
A due Corni.

No. 1. Anfang.

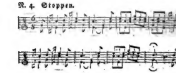
No. 2. Beantwort.



No. 3. Alte Jagd.



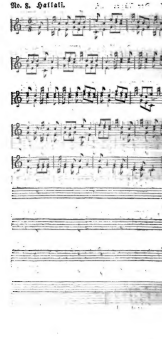
No. 4. Stoppen.



No. 5. La vue.

No. 5. Air Chaud Noir.

No. 6. Menuet Italien.



der Hunde ſtehen, ſo wird doch ſchwerlich, wenn die Hunde gut eingejagt ſind, einer es zu bemerken ſcheinen.

Auch macht der Uebergang der ganzen Jagd über einen großen freien Platz ein gar ſchönes Bild.

Der Laut der Meute, das Juchen und Blaſen, alles trägt dazu bei, Menſchen und Pferde in Feuer zu ſetzen. Selbſt Greiſe habe ich oft gleichſam verjüngt geſehen. —

Mag es immer wahr ſeyn, daß die Parforcejagd den Vorwurf der Grauſamkeit — nicht nur in Beziehung auf den Jagdhirſch, ſondern auch in Rückſicht der Pferde —; auch den eines allzugroßen Koſtenaufwandes nicht von ſich abwenden kann; muß es ferner zugeſtanden werden, daß ſie, wegen des nöthigen ſtarken Wildſtandes nachtheilig auf Feld- und Waldwirthſchaft einwirkt: ſo iſt's doch auch gewiß, daß während der Jagd an alles dies nicht leicht ein Theilnehmer denkt.

Zweites Kapitel.

Vom Elenn-Wild.

(Cervus Alces. *Linn.*) *).

§. 1.

Die im vorhergehenden Kapitel §. 1. bemerkten weidmänniſchen Ausdrücke ändern nur in ſo fern ſich ab, daß die nach oben handförmig ſich ausbreitenden Stangen am Gewicht (Geweih) des Elennhirſches Schaufeln genannt werden; jene Ausdrücke erhalten nächſtdem auch einen Zuſatz

*) Von Wildungens Taſchenb. v. J. 1805. Bechſteins Handb. d. Jagdwiſſenſch. Th. I. Bd. I. S. 110. ff. Okens Lehrb. d. Naturgeſchichte, Th. III. Abth. 2. S. 759. ff.

dadurch, daß das dieſer Wildart allein eigene, ziemlich weit hörbare Anſchlagen der Oberrücken (Afterklauen) an die Ballen im Trollen (Trabe), durch Schellen bezeichnet wird.

§. 2.

Dem Elenn — ſonſt auch Elch, Elend genannt — kommt die in der Ueberſchrift, wie hier, gewählte teutſche Benennung deshalb wohl am füglichſten zu, weil die Ableitung derſelben von dem ſlavoniſchen Worte Jelen — Hirſch — die natürlichſte zu ſeyn ſcheint. In allen naturgeſchichtlichen Syſtemen wird ſelbiges als Art der Gattung Hirſch aufgeführt.

Obwohl das Elenn ſeit Jahrhunderten in Teutſchland nicht mehr einheimiſch iſt und in Europa nur vom 53ſten bis 64ſten Grade nördlicher Breite — ſelbſt da nicht häufig —, dann in Aſien vom 45ſten bis 61ſten, in Amerika — unter dem Namen Musthier (Orignal) — vom 44ſten bis 53ſten angetroffen wird: ſo glaubt der Verfaſſer doch, daſſelbe nicht übergehen zu dürfen, weil es wohl nie mißlicher für den jungen Weidmann war, als in unſern Zeiten Unterhalt und Fortkommen im Vaterlande zu finden; Viele daher leicht ſich gezwungen ſehen möchten, beides fern von dieſem und ſonach auch da zu ſuchen, wo ihm vorläufige Bekanntſchaft mit der in Rede ſtehenden Wildart nützlich ſeyn kann.

§. 3.

Auch den Elennhirſch ziert auszeichnungsweiſe vor dem Thiere ein Gewicht (§. 1.), deſſen Stangen ſich, gleich vom Stocke (Stamme) an, nach den Seiten und ſanft unterwärts biegen; dann — ohne Roſen, Augenſproſſen und Eisſproſſen — weitbauchig ſich erheben und in handförmig geſtalteten, hinterwärts — dem Alter nach — mit weniger oder mehr endenartigen Fortſätzen beſetzten Schaufeln ſich ausbreiten.

Dieſes Gewicht, welches, wie beim Edelhirſche,

alljährlich abgeworfen und aufgesetzt wird, entsteht und reproducirt sich auf folgende Weise:

Im ersten Lebensjahre, und zwar früher als beim Edel-Hirsch-Kalbe, werden an den Stellen des Kopfs, an welchen künftighin die Stangen sich erheben, bucklige Erhabenheiten, die im September einen Zoll Höhe erreichen, bemerkbar. Im Frühling des zweiten Jahrs treten die ersten wirklichen Kolben hervor, welche sich zu 7 bis 8″ langen Spießen ausbilden. Diese — wie jedes künftige Geweih — sind mit schwarzgrauem Bast überzogen und werden, nachdem sie im September sich vereckt haben, gefegt.

Zu Ende des Aprils oder zu Anfang des Mai im nächsten Jahre erfolgt das erste Abwerfen und sodann das Wiederaufsetzen in zwei längern und stärkern Spießen oder in Gabelstangen, die im August vereckt, bald danach gefegt werden. In Folge der bemerkten diesmaligen Gehörnbildung wird nun der junge Hirsch entweder — wie der zweijährige — Spießer oder Gabler benannt.

Im vierten Jahre reproducirt sich das Anfangs April abgeworfene Geweih entweder in stärkern Gabeln, oder mit sechs (drei an jeder Stange) kurzen, oben mehr breiten als runden, stumpfen Enden bis zur Mitte des Augusts vollkommen und wird sofort gefegt; der Hirsch aber als geringer Hirsch angesprochen.

Im fünften Jahre tritt im März das Abwerfen ein; das Verecken und Fegen des nunmehr in Schaufel-Andeutungen sich verbreitenden Geweihs zu Anfang des Augusts. Dann wird der Hirsch geringer Schaufler benamt.

Im sechsten Jahre erfolgt das Abwerfen im Februar; das Verecken und Fegen des Schaufelgehörns mit vier bis sechs endenartigen Fortsätzen an jeder Schaufel im Julius. Nun wird der Hirsch als guter Schaufler, bei höherem Alter, davon abhängiger zunehmender Leibesstärke, Schaufelverbreitung und ungeregelter Vermehrung der endenartigen Fortsätze an jeder Schaufel aber als Kapital-Schaufler angesprochen. Diese werfen oft schon gegen das Ende

des Decembers oder doch zu Anfang des Januars ab; die vollſtändige Reproduktion und das Fegen des dann 30 bis 40 und mehr Pfunde haltenden Gewichts erfolgt bis zum Junius.

Das gefegte Geweih der jüngeren Hirſche iſt hellbraun, das der älteren je mehr und mehr dunkelbraun gefärbt.

Außer dem Geweih zeichnet der Elennhirſch durch den oben auf dem Halſe befindlichen, aus 7½″ langen, ſtarren Haaren beſtehenden, Schopf vor dem Thiere ſich ſtandhaft aus.

Vom dritten Lebensjahre an tritt ſtets bei ihm, unterhalb der Droſſel (Gurgel) ein warziger Beutel hervor. Er dehnt ſich bei zunehmendem Alter je mehr und mehr, bis zu 7½″ der Länge nach aus und erſcheint mit gegen einander gerichteten 6″ langen, ſtarren Barthaaren beſetzt.

Beim Elennhirſche ſind die Schalen an den Läufen kürzer und breiter, die Ballen ſtärker, die Oberrücken mehr auswärts ſtehend als beim Thiere.

Von den §. 11. des erſten Kapitels angegebenen Fährtenzeichen finden die mehreſten auch hier Anwendung; beſonders Schränken und Hinterlaſſen (in der Feiſtzeit), Schritt, Beitritt, Ballenzeichen, auch das Himmelszeichen.

Dem Elenn-Thiere mangelt, wie oben geſagt, Geweih und Schopf; vom Kehlbeutel zeigt ſich bei ihm im hohen Alter bisweilen eine Andeutung. Es iſt ſtets minder ſtark am Leibe, daher auch in jedem Alter minder gewichtig als der Hirſch. In Rückſicht der Fährtenunterſcheidungszeichen gilt alles Kap. 1. §. 11. in dieſer Beziehung Erörterte.

Ueber Größe und Gewicht beider Geſchlechter ſind in Litthauen folgende Erfahrungen gemacht worden:

Beim ausgewachſenen (ſechs- bis ſiebenjährigen) Hirſch beträgt die Länge des Kopfs bis zum Genick 2′ 6″, des Halſes 1′ 11″ 6‴, des Leibes, vom Stich (Bruſtkern) bis zum Ende der abgeſtumpften, 6″ 3‴ langen Blume (des Wedels), in gerader Linie gemeſſen,

6′ 4″, die Höhe vom Ballen am Vorderlaufe über das Blatt mit dem Schopf gemeſſen 6′ 2″, vom Ballen am Hinterlaufe über die Keule bis zur Mitte des Zimmers 6′. Ein Hirſch vom angezeigten Alter und Maaße wiegt zur Feiſtzeit — im Julius und Auguſt — mit Lunze, Geſcheide und Schweiß 650 Pfund auch noch darüber und hat bis 25 Pfund Unſchlitt — wenig für ein Thier von angezeigter Stärke! Ein altes (ſechs- bis achtjähriges) Thier iſt — eben ſo wie der Hirſch der Meſſung unterworfen — 5′ 7″ lang, vorn 5′ 9″, hinten 5′ 7″ hoch; wiegt in der guten Zeit — im September und Oktober — 550 bis 560 Pfund. Der zweijährige Spießer wiegt im Auguſt bis 400 Pfund, das eben ſo alte Schmalthier bis 380 Pfund, das kurz zuvor geſetzte Kalb bis 25 Pfund *).

§. 4.

Das Elennwild hat einen langen, hinten ſtarken, vorn ſpitz zulaufenden Kopf, den es geſenkt trägt; er ähnelt dem Maulthierkopfe; ſeitwärts hangendes, 12″ 8‴ langes Gehör; kleine Lichter (Augen), deren Winkel länglich und bogig geſpalten erſcheinen; 1½″ lange, 1½″ breite Thränenhöhlen; im Unterkiefer acht ſcharfe, zugeſpitzte Lippen- (Vorder-) Zähne, welche in die Kerben einer im Oberkiefer befindlichen, ſchwarzen, ſchwammigen Fleiſchwulſt paſſen; eine dicke, wulſtige, vom Zahnfleiſch abgeſonderte Oberlippe, größer als die Unterlippe; einen kurzen, ſtarken Hals; eine breite Bruſt; weitbauchig aufgetriebene Flanken; lange, ſtarke, nervige, in ſchwarzen Schalen ausgehende Läufe; 2″ über den Ballen locker eingelenkte Oberrücken (Afterklauen), deren Anſchlagen am Ballen beim trollenden Gange oder beim Stampfen auf harten Boden das §. 1. erwähnte Schellen bewirkt. Dieſem nach, weit weniger ebenmäßig und leicht, als das Edelwild, gebaut, kann es

*) Anderwärts — beſonders in Amerika — ſollen alte Elennhirſche zuweilen um ein Drittheil höher und faſt um die Hälfte gewichtiger ſeyn.

nicht, wie dieſes, anhaltend flüchtig ſeyn (rennen); dagegen trollt (trabt) es ſehr ſchnell und in ſo fern mit unglaublicher Ausdauer, als mehrere Schriftſteller ſagen, es könne in einem Tage 50 Meilen zurücklegen (wenn hierbei nicht von engliſchen Meilen die Rede iſt). Merkwürdig iſt die Art und Weiſe, wie daſſelbe ſich auf ſenkigem, andern Thieren unzugänglichen Moor- (Sumpf-) Boden forthilft. Da nehmlich, auf die Heſſen ſich niederlaſſend, ſtreckt es die Vorderläufe gerade vorwärts aus, greift mit den Schalen ein und gleitet, mit den Heſſen ſich ſtemmend und ſo nachſchiebend, darüber hin. In noch mehr ſchwammigem Grunde ſoll es ſich ganz auf die Seite legen und dann, nur mit den Schalen des unten liegenden Vorder- und Hinterlaufes die Oberfläche faſſend, darauf ſich gleichſam fortſchnellen. Im Schwimmen iſt es Meiſter und es übt dieſe Kunſt nicht nur im Nothfalle, ſondern auch zur Luſt und zur Geſundheitspflege. Auf dem Eiſe kann es gar nicht fort; auch wenn es da einmal fällt, ſehr ſchwer wieder auf die Läufe kommen.

§. 5.

Die Haut dieſer Wildart iſt ſtets ſehr ſtark; in den Sommermonaten vorzüglich gut. Die Behaarung und Haarfarbe leidet durch das (Ver-) Färben Abänderung. Die Frühjahrs-Färbezeit tritt im Monat April ein und dauert, wegen der klimatiſchen Verhältniſſe, bis gegen Ende des Junius, die Herbſtfärbezeit fällt in den Monat Oktober.

Die Farben des Sommerhaars ſtellen ſich folgendermaßen dar: am Geäſe — ſelbſt an den Lippen — bis über die Naſenlöcher hinauf gelbbraun; die innere Wand der Gehörmuſchel und ein Ring um die Lichter (Augen) aſchgrau; der übrige Körper — beim Hirſche auch Mähne und Kehlbeutel — ſchwarzbraun; Vorder- und Hinterläufe bis über das Knie hinauf, der einwärts gekehrte Theil der Keulen, nebſt dem Unterleibe, aſchgrau, ins Gelbweißliche ſpielend.

An dem länger und dichter behaarten Winterkleide erſcheinen die im Sommer dunkelbraunen Theile ſchmutzig-

hellbraun; vom April an bis zum Junius ſucceſſive ſich vergrößernde, kurzhaarige, dunkelbraune Flecken, mit ſolchen, auf denen das Winterhaar noch ſteht, gemengt.

§. 6.

Das Elenn vernimmt (hört) ausgezeichnet ſcharf, äugt (ſieht) gut, wittert oder windet (riecht) weniger gut, läßt aber in der Fährte ſtärkere Witterung zurück, als das Edelwild; auch iſt es weniger ſcheu als dieſes — ſelbſt vor der Schuß-Exploſion, indem es, vom Jäger gefehlt, oft nur eine kurze Strecke forttrollt und dann nicht nur ſtutzt, ſondern auch ſtehen bleibt. Im Allgemeinen friedfertig und geſellig, halten — gleich dem Edelwilde — zu gewiſſen Jahreszeiten junge Hirſche, Thiere nebſt Kälbern und Schmalthiere im Trupp ſich zuſammen; eben ſo alte Hirſche von jenen abgeſondert. Mit der Trennung und Wiedervereinigung im Trupp verhält es ſich auch faſt wie beim Edelwild.

Der ſchwankende Tritt und das ganze Anſehen dieſer Wildart ſcheint Phlegma anzukündigen. Und doch ſind beide Geſchlechter nicht wenig reizbar, wenn es auf Selbſtvertheidigung ankommt, beſonders nach einer Schußverwundung. In dieſem Falle nimmt das Elenn ohne weiteres Menſchen und Hunde an, die ſich unvorſichtig nähern und verſetzt mit den Vorderläufen höchſt kraftvolle, ſelbſt tödtliche Schläge. Erwachſen in einen engen Raum eingezwängt, geräth es gleichſam in Wuth, ſo daß es alles um ſich her zerſtampft und zerſchlägt, ſelbſt anderes Wild, auch reißende Thiere zermalmt, die mit ihm in eine Grube gefallen ſind.

Dem Elennhirſch ſteht nächſtdem in ſeinem Geweih noch eine beſondere Wehr und Waffe zu Gebote, deren er ſich nicht nur in allen vorerwähnten Fällen, ſondern auch zu Kämpfen mit ſeines Gleichen in der Brunſtzeit, gewaltig damit forkelnd (ſpießend) und hierbei eben ſo viel Ausdauer als Gewandtheit zeigend, bedient.

Weder von einem Schreckens-, noch von einem Klagelaut iſt beim Elenn etwas bekannt; nur der

Hirſch läßt einen leidenſchaftlichen in der Brunſtzeit von ſich hören, der aber auch dann weniger oft und keineswegs orgelnd (ſchreiend) wie beim Edelhirſche, ſondern in kurzen Abſätzen, gleichſam plärrend wie beim Damhirſche — nur in viel tieferen Tönen — vernommen wird.

Die Lebensdauer dieſer Wildart ſoll ſich, neuern Beobachtungen zu Folge, nur auf ſechzehn bis achtzehn Jahre erſtrecken; eine bemerkenswerthe Ausnahme von der bekannten, für die meiſten Säugthiere gültigen Regel, nach welcher ſie bis ſiebenmal ſo lange leben, als wachſen. Im Allgemeinen mögen hierzu Wohnort, Aufenthalt, Aeſung, und dadurch veranlaßt werdende Krankheiten, als Durchfall, Milzbrand und faſt alle zehn Jahre, wie man bemerkt haben will, ſich zeigende Löſerdürre beitragen; im Beſondern das beim Elenn im frühern Alter, als bei andern Säugthieren, erfolgende Ausfallen der Vorderzähne.

§. 7.

In Litthauen beginnt die Brunſtzeit gegen Ende des Auguſts und dauert bis zu Ende des Septembers.

Vom Laut, welchen der Hirſch während derſelben ausgibt, ſo wie von den dabei ſtatt findenden Kämpfen iſt §. 6. ſchon die Rede geweſen. Sonſt verhält es ſich dabei mit Allem faſt eben ſo wie beim Edelwilde.

Junge Hirſche finden ſelten Gelegenheit zur Befriedigung des bei ihnen äußerſt heftigen Begattungstriebes. Hierdurch gleichſam in eine Art von Samenkoller verſetzt, trollen ſie unaufhörlich in der Nähe und Ferne — ſelbſt gegen ihre ſonſtige Gewohnheit in bewohnten Gegenden und auf Feldern — umher und kommen dadurch eben ſo ſehr vom Leibe (magern ab), als die alten durch das wirkliche Brunften.

Der Beſchlag ſelbſt dauert nur ganz kurze Zeit und wird in kurzer Zeit oft wiederholt. Nie ſteigt nach deſſen Vollendung der Hirſch ab, ſondern das Thier rückt unter ihm weg.

Das Elchthier geht 40 Wochen hochbeſchlagen.

Der erſte Satz beſteht gewöhnlich nur in einem Kalbe, jeder folgende aus zwei, ſelten aus drei, und im letzten Falle gehen die Kälber als Schwächlinge meiſt zu Grunde. Sie erſcheinen gleich in der früheſten Jugend einfarbig — röthlichbraun, ſpringen gleich nach dem Ablecken auf, folgen dem Mutterthiere ſchon am dritten oder vierten Tage und beſaugen daſſelbe meiſt ſo lange über die nächſtfolgende Brunftzeit hinaus, bis der Milchzufluß ganz aufgehört hat. Sie wachſen ſo ſchnell, daß ſie, um ſaugen zu können, in der letzten Zeit ſich unter die Mutter niederlegen müſſen.

Sie werden, dem Geſchlechte nach, in eben dem Alter wie die Edelwildkälber, respective Spießer und Schmalthiere benannt. Letztere behalten dieſen Namen, bis ſie, meiſt in der Brunftzeit des dritten Lebensjahrs, ſelten in der des zweiten, hochbeſchlagen werden. Im dreijährigen Alter wird daher das weibliche Elenn als fertiges (brunftfähiges) Thier, in den folgenden Jahren als altes Thier angeſprochen.

§. 8.

Halbarten und Abarten hat man beim Elennwilde noch nicht bemerkt.

§. 9.

Das Elennwild nimmt ſeinen Stand in den wildeſten und einſamſten Waldgegenden. Vom April bis zum Oktober in ſumpfigen, oder doch tiefgründig-naſſen, ſpäterhin in etwas erhöhtern, die der Ueberſchwemmung nicht ausgeſetzt und daher im Winter nicht mit Eis belegt ſind.

Bei ſtillem, heitern Wetter findet man daſſelbe meiſt in Laubhölzern mittlern Alters; beim Regen, Schnee und Duft meiſt in Nadelholzdickungen.

Leichter als bei allen übrigen Gattungsverwandten veranlaßt Mangel an Ruhe und gnüglicher Aeſung Veränderung des Standes und Wechſels.

§. 10.

Die Aeſung beſteht der Jahreszeit nach in Knospen, jungen Trieben und Blättern der Weiden, Pappeln, Linden, Ebereſchen, Hainbuchen, Sommerbirken (mit weißen Loden), Ahorn, Eiche und Eſche, Lerche, Kiefer und Fichte, im Winter in der abgenagten Rinde und Saftshaut aller Nadel- und der weichen Laubhölzer, zur Frühlingszeit in der abgeſchälten Rinde und Safthaut der vorgedachten Laubholzarten, wenn ſelbige in vollem Safte ſtehen und in ſo fern die Rinde keinen bittern Geſchmack hat. Dieſe wird dann vermittelſt des Vordergebiſſes, wie mit einem Meißel, vom Stamme getrennt und vom ſtehenden hinaufwärts losgeriſſen.

Das Elenn nimmt auch faſt alle Getreidearten, doch nur in der Zeit an, wo ſie im Schoſſen ſtehen, nicht minder junges Schilf und Rohr und Sumpfgräſer.

Die ausgezeichnetſte Lieblingsäſung beſteht in der Dotter- oder Schmelzblume (Caltha palustris), nach welcher das Elenn die oben (§. 4.) erwähnte Sumpfrutſchreiſe zu machen der damit verbundnen Anſtrengung nicht unwerth hält.

Heidekraut (Erica vulgaris) und Kienpoſt (Ledum palustre) geben eine Winternothhülfe ab.

Beim Aeſen muß das Elenn, wegen ſeines kurzen Halſes, die Vorderläufe gegen die hintern zurückgezogen ſetzen und ſo den ganzen Vorderleib in eine mehr geſenkte Stellung als das Edelwild bringen. Vermag es nicht, auf allen vier Läufen ſtehend, die Gipfel junger Holzſtämme mit dem Geäſe zu erreichen; ſo erhebt es ſich auf den Hinterläufen und bricht vermittelſt des Geweihes und Halſes durch Druck und Biegung die Kronen ab. Daher die öfters bemerkbaren haarloſen Stellen am Halſe und an den Kinnladen.

Wo es ſich für ſicher hält, zieht es, wenn es Appetit hat, zu jeder Zeit auf die Aeſung, an weniger ruhigen Standorten nur zur Nachtzeit.

Waſſer zum Trinken und Baden iſt dieſer Wild-

art unentbehrliches Bedürfniß. Im Winter wird der Durst durch Schneelecken gestillt.

§. 11.

Beide Elennwildgeschlechter werden, als Holzverwüster, den Forsten so übermäßig gefährlich, daß Hegung nirgends, Schonung kaum zu irgend einer Jahreszeit statt finden darf.

Mehrere Theile des Elenns werden gut und auf mannigfache Weise benutzt.

Das Wildbret nehmlich kommt dem Haushalte stets zu statten, in vorzüglichem Maaße das des Hirsches vom Ende des Junius bis gegen Ende des Augusts, das des Thieres vom Oktober bis zum Ende des Decembers, das der Spießer, Schmalthiere und Kälber während der Sommer- und Herbstmonate. Es wird dann dem bessern Rindfleische vorgezogen, dem des in der besten Zeit erlegten Edelwildes an die Seite gesetzt. Geäse (Maul), Gehör (Ohren), Zunge und Knochenröhrenmark werden zu den Leckereien gezählt.

Das Unschlitt wird eben so wie beim Edelwild benutzt.

Messerschmiede, Schwertfeger und Horndreher ziehen das vollkommen reife Gewicht dem des Edelwildes, der festern Textur wegen, die Knochen dem Elfenbein deswegen, weil es nicht wie dieses vergelbt, vor.

Die eben so starke, als dauerhafte Haut macht, besonders in den Sommermonaten, einen von den Weißgerbern gesuchten Handelsartikel aus. Sie wird unter dem Namen Polowinki in Sibirien am besten zubereitet; übertrifft dort jede andere an Weichheit und widersteht dem Eindringen des Wassers vorzüglich.

Das Haar wird zum Polstern mit Vortheil benutzt.

Alles was beim Edelwilde als officinell in der Apotheke bekannt ist, wird beim Elenn zu gleichem Zwecke verwendet. Nur die sogenannten Elennklauen haben in unsern Zeiten ihren alten unverdienten Ruf als Heilmittel bei epileptischen Zufällen verloren.

§. 12.

Dem Elenn werden in Europa nachbenannte reißende Thiere gefährlich, nehmlich:

a) der Bär. Er beschleicht es, wo er es allein findet — denn im Trupp hat er demselben nichts an — von der Seite und reißt und schlägt es dann. Zuerst frißt er die Lunze und das Geschreide; das Uebrige für den folgenden Tag, mit Aesten, Moos und Laub verdeckend.

b) Der Wolf, isolirt, nur dem Kalbe, rottenweise vereint, vorzüglich auf dem Eise, dem einzelnen Hirsche, wie dem alten und Schmalthiere.

c) Der Luchs nur den Kälbern, die er nach seiner Art beschleicht und an der Luft- und Speiseröhre zerbeißend reißt, vom ganzen Thiere aber nichts weiter, als Schweiß, Lunze und Geschreide sich aneignet.

§. 13.

Von den Bewohnern solcher Gegenden, wo diese Wildart heimisch ist, wird die Jagd danach auf mancherlei Weise und mit desto mehr Eifer betrieben, je größern Vortheil deren Habhaftwerdung und Verminderung gewährt.

Im Winter soll es, da in den nördlichern Ländern gewöhnlich viel Schnee liegt, leicht gelingen, das Elenn mit Pferden zu ermüden — zu buchsiren.

Man macht auch weite und tiefe Gruben auf den gewöhnlichen Wechseln, bedeckt sie leicht mit Reisholz und führt von allen vier Seiten nach und nach enger zugehende verzäunte Stege danach hin, um das Elenn darin zu fangen.

In den Ländern, wo die Jagd ordentlich betrieben wird, schießt man es mehrentheils auf dem Anstande; auch beim Bürschen zu Fuß, zu Pferd und zu Schlitten, oder vor polnischen und deutschen Jagdhunden mit der Büchse *).

Der Schütze muß aber immer sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil keine andere Wildart, außer dieser, ihn gleich

*) S. §. 43 a)., 44. und 47. des vorhergehenden Kapitels.

nach dem ersten Schusse so leicht annimmt. Beim Anstande sind daher die im vorigen Kapitel §. 42. erwähnten Kanzeln zu empfehlen; bei jeder andern Jagd zu Fuß auf das Elenn aber ist Behutsamkeit in der Wahl des Standes hinter einem Baume, auf den man sich im Nothfall retten kann, nothwendig. Auch muß man immer in gutem Winde zu bleiben suchen.

§. 14.

Es war der Urgroßvater des jetzt regierenden Herzogs von Anhalt-Dessau, wenn ich nicht irre, welcher auf den, diesem Hause zuständigen Besitzungen in Preußen mit seiner Hirschmeute mehrere Elennhirsche, deren Gehörne sich (vermuthlich) noch jetzt in Dessau und im Lustschlosse zu Oranienbaum befinden, mit glücklichem Erfolg par force gejagt hat.

Ob ich nun gleich keinen der Jäger, welche an dieser Jagd Theil nahmen, persönlich gekannt habe, so ist mir doch von mehrern, welchen jene genaue Auskunft darüber gegeben, versichert worden, daß die Meute den Elennhirsch zwar sehr feurig gejagt habe, daß aber die Jagd mit vielen Schwierigkeiten deshalb verbunden gewesen sei, weil er viel Retouren und weite Absprünge *) dabei mache, sich dann gleich drücke und hierdurch die Hunde irre leite. Noch leichter kann dies zu Fehljagden Anlaß geben, wenn er den Absprung in ein Wasser macht, in diesem fortzieht oder schwimmt, an der entgegengesetzten Seite aussteigt, Retour und Absprung wiederholt und dann eilend fortgeht.

Vorgreifen mit einigen Lancirhunden, aber nicht mit der Meute, würde das beste Mittel seyn, wieder auf die Fährte zu kommen.

§. 15.

Beim Verbrechen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen wird eben so verfahren, wie beim Edelwilde **).

*) Der Absprung besteht darin, daß manche Wildart ihren Weg nach einem viele Schuh breiten Seitenwechsel in einer ganz andern Richtung fortsetzt.

**) S. §. 49. 2. A. des ersten Kapitels.

Drittes Kapitel.

Vom Dam-Wild.

(Cervus Dama. *Linn.*) *).

§. 1.

Der Weidmann bedient sich, wenn von dieser Wildart die Rede ist, im Allgemeinen eben der Ausdrücke, welche auf das Edelwild angewendet werden **)

Doch merke man hier noch Folgendes im Besondern:

Die Stangen des Geweihes junger Hirsche behalten diesen Namen, so lange sie rund bleiben, wenn sie aber ober- und hinterwärts breiter werden und von der Seite platt gedrückt erscheinen, heißen sie Schaufeln.

Daher kommt die Benennung: Schaufelhirsch oder Schaufler, welche man den stärkern Damhirschen beizulegen pflegt.

Ein starker Schaufler hat breite gute Schaufeln; ein schwacher schlechte.

§. 2.

Das Damwild wird von den Naturforschern mit dem Edelwild ganz gleich klassificirt, und deshalb als eigne Art der Gattung Hirsch aufgeführt, weil keiner der mannigfaltigen Versuche gelang, den Edelhirsch mit dem

*) v. Wildungens Taschenb. 1796; Bechsteins Handb. der J. W. I. 1. S. 104. u. ff.

**) S. §. 2. des ersten Kapitels.

Damwild, und so auch umgekehrt den Damhirsch mit dem Roththiere brunften zu lassen. In wie fern übrigens die beiden genannten Arten einander ähnlich oder unähnlich sind, wird in der Folge deutlicher aus einander gesetzt werden.

Was die Heimath des Damwildes anbetrifft, so ist's für meine Leser hinreichend zu erwähnen, daß es — eigentlich aus südlicheren Erdstrichen herstammend — jetzt in den meisten europäischen Waldungen, wenn man es nicht mit Gewalt ausgerottet hat, angetroffen wird; überhaupt aber nur unter gemäßigten Himmelsstrichen gedeiht. Fast in allen Provinzen Teutschlands findet man es, wo nicht im Freien, doch in Thiergärten zahlreich genug. In manchen brandenburgischen Gegenden fügt es, zu stark gehegt, den Waldungen noch jetzt beträchtlichen Schaden zu; im Anhalt-Dessauischen hat es sich seit einigen Jahren wieder ansehnlich vermehrt. An den Grenzen des Herzogthums Sachsen sieht man es sehr einzeln im Walde; mitten im Lande ist es ganz vertilgt und nur in Thiergärten geduldet.

Bei keiner andern Wildart ist die Farbe in ein und demselben Lande so verschieden und wechselt mit der Jahrszeit und dem Alter so häufig, als bei dieser.

Am häufigsten findet man in unsern Gegenden Damwild, bei welchem im Sommer das kurze, dicht auf der Haut anliegende, glänzende Haar an der Stirn und am Oberhalse höher rothbraun als auf dem Rücken, an den Blättern, Seiten und Keulen gefärbt; an den drei letztgedachten Theilen mit kleinen, rundlichen, weißen Flecken unregelmäßig besetzt erscheint. Die Unterbrust, der Unterleib, wie die inwendigen Seiten der Läufe stellen sich weiß behaart dar. Das Weideloch ist ringsum mit einem, beiläufig 1½″ breiten, weißen, an der Außenseite* — oben breiter, unten schmaler — schwarz berandeten Streif, welcher den sogenannten Spiegel bildet, umgeben. Die Blume (auch Wedel genannt) ist auf der oberwärts gekehrten Seite bei allem Damwilde, außer bei dem ganz weißen, schwarz, bis zur weißen Spitze, die unterwärts gekehrte Seite durchgängig weiß.

Beim Verfärben im Herbſte behalten die inwendigen Seiten der Läufe, Unterbruſt, Unterleib, Spiegel und Blume die Sommerzeichnung ſtandhaft bei; an den übrigen Körpertheilen wird die Haarwurzel dunkelgrau, die Haarſpitze mattſchwarzbraun; die weißen Flecken verſchwinden im Winter gänzlich.

Weniger häufig, doch ſelten nicht, iſt das ganz weiße. Dieſes verändert die Farbe zu keiner Jahreszeit, ſondern das Haar verlängert ſich nur im Winter.

Büffon und mehrere Naturgeſchichtſchreiber nach ihm erwähnen auch der gelben Farbe als einer nicht ungewöhnlichen bei dieſer Wildart. In Folge vieljähriger Beobachtung glaube ich mit Gewißheit ſagen zu können, daß es kein Damwild gibt, welches dieſe zu irgend einer Zeit im Jahre, ſein ganzes Leben hindurch, behielte. Alle Kälber des weißen haben iſabellfarbenes Haar; im zweiten Jahre geht dieſes ſchon ſehr ins Weiße über, ſo daß man kaum noch einen gelblichen Schein daran bemerkt; im dritten wird es völlig weiß.

Ueberall findet man das ganz ſchwarze Damwild am ſeltenſten. Bei ihm iſt der Unterleib hellgrau, die Spitze der Blume hingegen weiß wie beim bunten. Auch dieſes verändert die Farbe im Winter nicht.

Die Färbezeit trifft mit der des Edelwildes zuſammen. Die Feiſtzeit fällt in den Monat September.

Das Damwild ſteht ſeiner Stärke (Größe) nach zwiſchen dem Edelwilde und dem Reh; es iſt beträchtlich kleiner als das erſte, viel größer als das letzte, weniger zierlich als die beiden eben erwähnten Wildarten, doch ebenmäßig und leicht gebaut.

Nach des Herrn Gr. v. Mellin Erfahrung war ein 154 Pfund wiegender Damhirſch 4′ 10″ lang; vorn bis zum Widerriſt 2′ 8″, hinten über der Keule bis auf die Mitte des Zimmers 2′ 10″ 9‴ hoch. Der Umfang des Leibes, wo er am dickſten iſt, betrug 3′ 9″. Kapitalhirſche dieſer Art wiegen in der Feiſtzeit 250 bis 300 Pfund, ſind 5′ und darüber lang, vorn 3′, auch wohl etwas darüber, hoch, hinten 2 bis 3″ höher. In gleichem

Alter ſteht immer das Thier dem Hirſche an Stärke (Größe) bedeutend nach.

Verhältnißmäßig ſind beim Damwilde Hals und Läufe kürzer und minder ſtark (weniger dick), der Leib ſtärker (dicker), das Gehör (Ohr) kürzer, die Blume (der Wedel — d. h. Schwanz) viel länger als beim Edelwilde. Jenes gibt dieſem an Schnelligkeit, Sprungkraft und Gewandtheit wenig nach, unterſcheidet ſich aber in der Bewegung dadurch, daß es im Trollen (Traben) die Läufe höher hebt, in nicht ganz voller Flucht — nach Art der Ziegen — ſatzweiſe mit allen vier Läufen zugleich einſpringt. Im Trollen, wie in der Flucht, trägt es die Blume im geſunden Zuſtande erhoben, im kranken — beſonders nach einer erhaltenen Schußwunde — geſenkt und unterwärts gekrümmt. Als für den Jäger beachtenswerth — wenn auch ſonſt vielleicht geringfügig ſcheinend — glaube ich hier die auszeichnende Eigenheit dieſer Wildart erwähnen zu müſſen, daß ſelbige unmittelbar nach der Exploſion eines Fehlſchuſſes ſich mit der Blume vernehmbar klatſchend auf das Weideloch ſchlägt.

Die Sinne der Witterung (Geruchs), des Aeugens (Geſichts) und Vernehmens (Gehörs) ſtehen denen des Edelwildes an Schärfe nicht nach. Doch ſcheint das Damwild beim Aeſen weniger fein zu vernehmen.

Ungeachtet ſeiner ſehr großen Schüchternheit im völlig wilden Zuſtande kann es in Thiergärten doch leicht, und als junges Kalb mit Kuh- oder Ziegenmilch genährt, außerordentlich gezähmt werden; vorzüglich das weibliche Geſchlecht *). Im wilden Zuſtande äußert es nie den geringſten Anſchein von Tücke oder Bosheit. Es iſt ſtets munter, geſellig mit ſeines Gleichen, zum Scherzen aufgelegt, bei ſtürmiſcher Witterung unſtät und unruhig, in Ge-

*) Das männliche zwar auch; aber man ſollte doch ja kein Wild männlichen Geſchlechts, welches Gehörn aufſetzt, zu zähmen verſuchen; denn dieſes wird, ſobald der Begattungstrieb erwacht, ſo böſe, daß es leicht dem Menſchen Schaden zufügen kann.

fahr sinnreich an Rettungsmitteln *); aufmerksam auf Alles, besonders auf musikalische Töne jeder Art.

Es kann ein Alter von 20 bis 25 Jahren erreichen.

§. 3.

Der Damhirsch setzt, wie der Edelhirsch, ausschließlich vom Thiere ein Geweih auf.

Im Frühjahre wirft der starke zeitiger, der schwächere später sein Gehörn ab, und erneuert es auf gleiche Weise und in gleich langer Zeit wie der Edelhirsch.

Wenn das Damhirschkalb sechs Monate alt ist, zeigen sich auch bei ihm Erhabenheiten auf dem Rosenstocke, aus welchen zu Ende des nächsten Februars mit gelbem Bast überzogne Kolben hervortreten, die sich — beim nunmehrigen Spießer — bis zum Fegen im August zu 5″ langen Spießen verecken. Von nun an bis zum dritten Jahre weicht die Bildung und Form des Gehörns von dem nicht wesentlich ab, was hierüber beim Edelhirsche gesagt worden ist. Dann aber zeigen sich kurze Augensprossen, auch wohl bei guter Aesung an jeder Stange ein oder zwei kurze abgestumpfte Enden, welche im folgenden Jahre sich noch zu vermehren pflegen.

Die mit schwachen Perlen besetzte Rose verstärkt sich von Jahr zu Jahr, und steht bei zunehmendem Alter immer dichter auf dem Rosenstocke.

Im fünften Jahre beginnt die Bildung des Schaufelgeweihes, an welchem mehr oder weniger kurze, kolbige, endenartige Erhabenheiten sichtbar werden, die sich in der Folge ungeregelt vervielfältigen. Stellung und Form des Geweihes bleibt von dieser Zeit an, nach jedesmaliger Erneuerung, immer dieselbe; auch ist es bis zum Verecken und Fegen mit bräunlichgelbem Bast überzogen.

Die Schaufeln stehen mehr rückwärts und oben verhältnißmäßig weiter aus einander, sind auch gewöhnlich nach innen zu mehr gekrümmt, als die Stangen beim

*) Als da sind: Absprünge, Wiedergänge ꝛc.

Edelhirſche. Die Geweihe alter Damhirſche ſind oft prächtig und wiegen zuweilen vierzehn bis achtzehn Pfund.

Der Kümmerer, welcher abſichtlich oder durch Zufall des Kurzwildbrets beraubt ward, ſetzt kein vollkommnes Gehörn auf. Nur ſtarke, ſtets mit Baſt umlegt bleibende, Knollen entſtehen auf dem Roſenſtocke, welche er, ſo viel ich weiß, nie abwirft.

§. 4.

Zu Anfang des Monats Oktober ſchwillt dem Kapitalſchaufler der Hals und das Kurzwildbret an, und ein unangenehmer bockartiger Geruch bezeichnet den Anfang der Brunft, welche vier bis fünf Wochen dauert. Dieſer Geruch vermindert ſich gegen das Ende derſelben und verliert ſich bald darauf völlig. Die älteſten Hirſche treten zuerſt auf längſtens acht Tage auf die Brunft, dann minder ſtarke u. ſ. f.

Der Damhirſch beſchlägt mehrere Stücken Wild, welche er um ſich verſammelt und einige Tage *getrieben* hat. Zwiſchen zwei gleich ſtarken iſt bei Gelegenheit des Aufſuchens und Treibens der Thiere der Kampf heftig, aber ſelten von gefährlichen Folgen. Dem Sieger wird dann das Gattenrecht weiter nicht ſtreitig gemacht.

Damhirſche ſchreien auch während der Brunftzeit, aber nur in kürzern, rauhern und weniger tiefen Tönen, als der Edelhirſch. Mehrere Schriftſteller ſagen, der Brunftlaut — der leidenſchaftliche — des Hirſches werde ungefähr ſo vernehmbar, als wenn ein Menſch ſich erbreche. Ich habe dies nie finden können, jenen Laut aber dem der Kraniche auf dem Zuge, aus weiter Ferne ertönend, ähnelnd gefunden.

Bei der kürzeren Dauer der Brunftperiode und mindern Brunftgier ermatten die Damhirſche weniger als die Edelhirſche.

§. 5.

Das Damthier geht acht Monate tragend und ſetzt ein, ſelten zwei Kälber. Dieſe ſind in den erſten Tagen

Titus. Titus Flavius Vespasianus, Romanorum Imperator, natus est Romæ 30. Nov. Ao. Christi Nativitatis 40. Imperavit annos 10. menses 2. dies 20. Obiit Ao. Christi 81. Mense Junio. Ætatis 41. Hic Hierosolymam cepit, templum Salomonis incendit, Judæos dispersit, Josephum historicum Judæum in vinculis habuit, Colosseum Romæ ædificavit, Thermas Titianas, Arcum Titi, Templum Pacis, Amphitheatrum, Naumachiam, Templum Vespasiani, Templum Divi Titi, Templum Minervæ, Templum Jovis Tonantis, Templum Jovis Capitolini, Templum Jovis Feretrii, Templum Jovis Victoris, Templum Jovis Custodis, Templum Jovis Statoris, Templum Jovis Fulminatoris, Templum Jovis Fulguratoris, Templum Jovis Pluvii, Templum Jovis Serenatoris, Templum Jovis Fulgoris, Templum Jovis Tonitrui, Templum Jovis Fulminis

ſondern ſich alte Thiere und Schmalthiere ab und vertheilen ſich auf die Brunſtplätze.

Dies iſt die Zeit, zu welcher Spießer und geringe Hirſche eigene geringzählige Trupps formiren. Wenn die ſtärkern abgebrunftet und ſich zurückgezogen haben, treten ſie zum Wilde und erſetzen die Stelle jener.

Das Damwild ſteht nicht nur am liebſten in lichten Hölzern, ſondern es thut ſich auch da nieder, um wiederzukäuen und der Ruhe zu pflegen. Nur im Sommer, wenn es von Fliegen und Mücken ſehr geplagt wird, verbirgt es ſich in Dickungen, zuweilen auch, obwohl ſelten, im hohen Getreide.

Aeltere Jäger haben behauptet — und manche Schriftſteller erzählen es ihnen noch jetzt nach: — das Dam- und Rothwild habe eine ſo ſtarke natürliche Abneigung gegen einander, daß es nie an einem und demſelben Orte Stand hielte. Wie ungegründet dies Vorgeben ſei, beſtätigt die tägliche Erfahrung, welcher zu Folge man (z. B. im Deſſauiſchen) ganze Trupps beider Wildarten ganz nahe beiſammenſtehend antrifft, und auf der Aeſung unter einander vermiſcht, herumziehen ſieht *).

§. 8.

Alle innere und äußere Theile, deren vielfache Benutzung für die Tafel, wie zum Gewerbsbetriebe im erſten Kapitel dieſes Abſchnitts §. 8. angegeben worden iſt, gewähren beim Damwilde gleiche, zum Theile noch größere, Vortheile.

So z. B. wird die Haut deſſelben der Dehnbarkeit und Weiche wegen mehr geſchätzt als die des Edelwildes. Wie bei dieſem iſt ſie auch im Sommer, aus den am angeführten Orte mitgetheilten Gründen, am meiſten nutzbar. Woher es kommen mag, daß man an manchen Orten den

*) Die Edelhirſche dulden freilich bei ihren Winterfütterungen das Damwild nicht; dies kann aber um ſo weniger befremden, da das weibliche Edelwild ſich dieſen nicht einmal nahen darf.

Geschmack des Wildbrets zu allen Jahreszeiten weniger lecker finden will, als bei andern Wildarten, läßt sich nicht wohl begreifen.

Vom Monat Julius bis zur Mitte des Monats September legt der Damhirsch so viel Feist auf, und das Wildbret gewinnt dadurch so sehr an Zartheit, daß ich in der That nicht wüßte, welcher andern Speise ich Vorzüge geben sollte. Beim Kümmerer durch Castration ist dies das ganze Jahr hindurch der Fall. Die Thiere — vorzüglich geldo — sind im Spätherbste außerordentlich gut; das Wildbret der Spießer, Schmalthiere und Kälber ist zu jeder Zeit schmackhaft.

Wahr ist's, daß der Damhirsch, wenn die Brunft herannaht, wie oben schon gesagt worden, einen bockartigen Geruch um sich verbreitet, welcher sich auch seinem Wildbret mittheilt, wenn nicht besondere Vorsichtsmaaßregeln angewendet werden. Deshalb ist's am rathsamsten, von der Mitte des Septembers bis zu Ende des Novembers keinen Damhirsch zu schießen; es müßte denn ein Kümmerer seyn, bei welchem gedachte Unannehmlichkeit nicht statt findet.

Für Jagdberechtigte jedoch, welche blos Wechsel- und kein Standwild dieser Art erlegen zu lassen Gelegenheit haben, erwähne ich eines Mittels, das Wildbret eines Dambrunfthirsches wenigstens eßbar zu erhalten, welches sich mir bewährt bewies.

Ich schoß nehmlich einen Schaufler, welcher in voller Brunft stand, auf den Kopf. Indem er im Feuer zusammenbrach (stürzte), sprang ich eiligst hinan, unterband das Kurzwildbret und löste es sogleich mit allen Samensträngen und der ganzen Ruthe aus. Hierdurch erreichte ich meinen Zweck so gut, daß niemand, der von dem Wildbret genoß, Widerwillen zeigte; auch ich selbst fand den Geschmack desselben nicht unangenehm. Wiederholte Versuche lieferten gleiche Resultate.

§. 9.

Durch Anpflanzung des Roßkastanienbaums (Aesculus hypocastanum) und durch Schonung der wilden Obst-

bäume wird man im Sommer und Herbſte, im Winter aber durch zeitige Anlage der Gehaue, durch Fällen einiger Eichen und Aspen, welche ohnedies zu Brennholze verwendet werden ſollen, und endlich durch Fütterung mit Roßkaſtanien, Eicheln, Obſt aller Art, beſonders aber mit Miſtel (Kenſter, Viscum album), den Auswechſel in kleinen Revieren am leichteſten vermindern; den Zugang vermehren.

§. 10.

Der Tritt (die Fährte) des Damhirſches iſt wie beim Rothwilde viel ſtärker als der eines Thieres von gleichem Alter.

Döbel und mehrere Schriftſteller behaupten, er ſei auch faſt eben ſo geformt. Ich darf dieſem Vorgeben aus Ueberzeugung widerſprechen; denn er ſtellt ſich vorn weniger abgerundet (mehr zugeſpitzt), auch verhältnißmäßig länger dar. So gleicht er am meiſten dem einer Ziege, iſt aber natürlich um Vieles ſtärker.

Alle im erſten Kapitel dieſes Abſchnitts §. 11. angegebenen Zeichen, durch welche ſich der Edelhirſch in der Fährte und ſonſt, ohne geſehen zu werden, vor dem Thiere auszeichnet, ſollen ſich auch beim Damhirſche auffinden laſſen. Ich muß es geſtehen, daß außer dem Schritt und dem Schränken mir nie eins bemerkbar geworden iſt. Die Unterſuchung und Auffindung derſelben iſt aber auch begreiflicher Weiſe ſehr ſchwierig, indem der Abdruck des ſtärkſten Damhirſchtrittes kleiner iſt, als der eines Edelhirſches an ſechs Enden.

Auch wird der Damhirſch nie nach der Zahl der Enden, ſondern wenn er das zweite Gehörn und ſo lange er keine Schaufeln aufſetzt, als gemeiner Hirſch, nachher aber anfänglich als ſchlechter, in der Folge als guter und endlich als Kapitalſchaufler angeſprochen.

Der Tritt des alten Damthieres iſt ſelten ſtärker als der, welchen ein Rothwildkalb im Oktober macht.

§. 11.

Da auf Damwild keine beſtätigten Jagen gemacht

werden, ſo fällt die Anwendung des Leithundes weg. Deſto nützlicher und nothwendiger aber wird beim Bürſchen der Schweißhund *). Sonſt würde man ſich auch in bergigen größern Revieren des teutſchen Jagdhundes bedienen können, im kleinen würde aber der Gebrauch deſſelben, wie bei weidmänniſchen Jagdbetriebsarten überhaupt, verwerflich ſeyn.

§. 12.

Mir iſt kein Fall bekannt, daß eingeſtellte Jagen auf Damwild allein eingerichtet worden wären. Gewöhnlich wird es, wenn ſolche auf Rothwild ſtatt finden, mit eingeſtellt und erlegt. Wo es ſich indeß zu ſehr vermehrt, würde man wohl thun, daſſelbe auf dieſe Art zu vermindern. Die Einrichtung bliebe dann eben ſo, wie ſie im erſten Kapitel dieſes Abſchnitts §. 30. bis 40. gelehrt worden iſt.

§. 13.

Wegen des Einfangens ſ. d. Anhang zu dieſem Theile, Kap. 3. §. 12.

§. 14.

Das Bürſchen wird auf eben ſo verſchiedene Weiſe und in gleichem Maaße betrieben, wie beim Rothwilde. Doch glaube ich jungen Jägern und Jagdliebhabern folgende eigene Erfahrungen hierüber mittheilen zu müſſen.

1. Das Damwild hält faſt eben ſo genau Wechſel wie das Rothwild. Der Anſtand iſt deshalb ein ſehr ſichres Mittel, ihm auf die, im erſten Kapitel dieſes Abſchnitts §. 42. angezeigte Art, Abbruch zu thun.

2. Beim Bürſchgange (ſ. §. 43 a). l. c.) muß man vorſichtiger, als bei irgend einer Wildart ſeyn, und doch gelingt es höchſt ſelten, ſich einem Trupp zu nähern, weil das Damwild äußerſt aufmerkſam auf jeden fremden Gegenſtand iſt.

---

*) S. das erſte Kapitel dieſes Abſchnitts §. 20. bis 24.

Eher iſt ihm anzukommen, wenn man in Geſellſchaft eines Kammeraden ſeinen Weg ſprechend, trällernd oder pfeifend fortzuſetzen ſcheint, ſich aber dabei auf einer oder der andern Seite unmerklich heranzieht. In gehöriger Büchſenſchußweite von höchſtens hundert Schritten bleibt der Schütze, durch einen Baum, Strauch, oder auf andere Weiſe verdeckt, ſtehen, indem der Begleiter immer ſprechend, trällernd oder pfeifend ſeinen Weg fortſetzt, bis der erſtere geſchoſſen hat.

Auch allein wird man auf ähnliche Art am erſten ſeinen Zweck erreichen.

Verſchiedentlich iſt es mir gelungen, einige Stücken Damwild, welche auf einem großen freien Platze ſtanden, auf folgende Art zu täuſchen: An einem Orte, wo es mich nicht gewahr werden konnte, zog ich Rock und Weſte aus, und ließ den untern Theil des Hemdes ſo über die Unterkleider herabhängen, daß es einer Fuhrmannskappe glich. Die Büchſe in der Hand, ging ich meinen Weg fort. Das Wild faßte mich ſogleich ins Auge, und bewies durch mancherlei Bewegungen, daß es nicht ganz ruhig ſei. Ich machte alſo einen neuen Verſuch, mich ihm, während ich fortſang, tanzend und ſpringend zu nähern. Auch das Wild machte allerhand muntere Bewegungen, ohne flüchtig zu werden, bis mein Schuß aus Spaß Ernſt machte, und nach demſelben ein Stück zuſammenbrach.

Viel leichter kann man ſich an ein einzelnes im Aeſen begriffenes Stück bei einiger Vorſicht und in gutem Winde heranſchleichen, weil es, wie oben §. 2. geſagt worden, in der That ſcheint, als vernehme (höre) das Damwild während des Aeſens nicht gar ſcharf; doppelt aber hat man ſich vor dem Aeugen (Geſicht) zu hüten.

3. Vor dem Pferde und vor Fuhrwerk hält es, wenn man ſich behutſam und unter dem Winde naht, an Orten, wo es nicht zu ſehr beſchoſſen wird, faſt immer aus.

4. Durch mehrere Treiber läßt es ſich, wenn ſie nicht lärmen, ziemlich gut vorwärts bringen, und eben ſo wenn ein einzelner Mann dies geſchickt zu bewerkſtelligen ſucht. Nur muß er ſich hüten, ihm nicht zu nahe zu gehen; denn

wird es einmal flüchtig, so beruhigt es sich nicht so leicht wie das Rothwild, und höchst selten wird man es dann zuholen im Stande seyn.

5. Mit dem Zeichnen nach dem Schusse und mit dem Börschzeichen verhält es sich eben so, wie im ersten Kapitel dieses Abschnitts §. 48. dargestellt worden ist. Ob man aber ein Stück Damwild getroffen oder gefehlt habe, kann man, wenn es nach dem Schusse flüchtig wird, am sichersten danach beurtheilen, wie es die Blume hält. (Vergl. das im §. 2. hierüber Gesagte.)

6. Wenn ein Stück Damwild angeschossen ist, hüte man sich, es rege zu machen. Man lasse ihm deshalb länger Ruhe als anderm Wilde, theils weil es, einmal wieder auf den Läufen, ununterbrochen so lange fortgeht, als die Kräfte nur einigermaßen zureichen, theils weil es, im Gefühl der Unzulänglichkeit der Kraft zum Widerstande, sich schwerer vor dem Schweißhunde stellt.

§. 15.

Der 49ste und 50ste Paragraph des ersten Kapitels findet auch hier in allen Stücken Anwendung.

§. 16.

Es ist mir nicht bekannt, ob man in Teutschland an mehreren Orten Versuche gemacht hat, Damhirsche par force zu jagen; aber ich weiß, daß der letzt verstorbene Fürst von Anhalt-Dessau in den ersten Jahren seiner Regierung dies that. Der Absprünge wegen, welche der Damhirsch wie das Elenn macht, wenn er gejagt wird, hatten die Hunde viel Arbeit und die Jagd dauerte gewöhnlich länger als beim Rothhirsch; auch ging sie rascher.

Mit dem Ansprechen der Damhirsche verhält es sich bei der französischen Jagd eben so, wie beim Edelhirsche.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Vorerinnerung.

Von dem zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwilde sind folgende Ausdrücke als gemeingültig in der Jägersprache aufgenommen. Die bei einzelnen Arten abweichenden werden zu Anfang jeden Kapitels nachgetragen.

Der Aufenthalt des Federwildes dieser Abtheilung heißt der Stand.

Es steht auf dem Baume oder auf der Erde; es sitzt nicht.

Diejenigen Arten, welche auf Baumzweige gehen, steigen oder treten zu Baume.

Es hat Füße.

Es balzet, wenn es sich begattet.

Balzzeit, Begattungszeit.

Balz, der Ort, wo es sich begattet.

Es wird aufgebrochen, nicht ausgenommen oder ausgeworfen.

Unter Geräusch versteht man die edeln innern Theile, Herz, Lunge, Leber; unter Geschеide die Gedärme.

Es äset, oder sucht sich Aesung; es frißt nicht.

Erſtes Kapitel.

Vom Schwane.

(Anas Olor, *Linn.**) Cygnus**).)

§. 1.

Unter allen bei uns bekannten Schwimmvögeln iſt der Schwan der größte und ſchönſte.

Nach Linné gehört er unter die Schwimmvögel (anseres), welche die dritte Ordnung ausmachen; nach Latham hat die dreizehnte Ordnung der Vögel, zu welcher er gerechnet wird, den Namen Palmipedes, welcher auch ſo viel als Schwimmvögel bedeutet. Das Pariſer Syſtem führt ihn unter den Waſſervögeln (aquaticae genannt) mit gezähneltem Schnabel; Bechſtein, bei ſeiner Eintheilung für Jäger, in der dritten Abtheilung auf der erſten Stufe der Vögel, unter den Schwimmvögeln auf. Alle genannte Methoden ſtimmen darin überein, daß ſie ihn der Gattung Ente beizählen.

*) Bechſteins Handbuch d. Jagdw. Th. I. Bd. II. Kap. 27.

**) Meyers Taſchenb. Th. II. S. 497. ff. Dort wird der Schwan — mit Recht — als eigene Gattung unter obigem lateiniſchen Namen aufgeführt.

Charakteriſtik. Schnabel etwas ſchaufel-, doch mehr halbwalzenförmig, hinten und vorn gleichbreit, am Grunde höher als breit, an den Rändern häutige Lamellen, an der Spitze mit ſtumpfem, breitem Nagel. Naſenlöcher eirund, faſt in der Mitte des Schnabels liegend. Hals lang. Rücken erhaben. Füße ſehr breit, liegen mehr nach hinten, als in der Mitte; die Hinterzehe frei und ohne lappenförmige Haut.

Es gibt zwei Arten derſelben, welche von den Naturforſchern durch abweichende Benennungen unterſchieden werden.

Einige nennen die eine den zahmen, die andere den wilden Schwan.

Dieſen folge ich deshalb nicht, weil der ſogenannte zahme auch als Zugvogel in unſern Gegenden im Freien lebt, der Wilde aber in Rußland beſonders eben ſo häufig und auf dieſelbe Art gezähmt wird, als bei uns der hier einheimiſche.

Andere Schriftſteller nennen erſtern den ſtummen, den andern den Singſchwan.

Dr. Meyer verwirft aus triftigen Gründen auch dieſe Benennungen und ſetzt dafür bei jenem, Höckerſchwan (Cygnus gibbus, Bechſteins Naturg. Deutſchlands, Aufl. 2.) unter Angabe folgender Kennzeichen der Art: Der Schnabel roth, Saum, Naſenlöcher, Nagel, Wachshaut und Schnabelhöcker ſchwarz, der Augenſtern braun, die Füße ſchwarz mit röthlichem Schimmer, der Körper ſchneeweiß. Länge $4\frac{1}{2}'$. Dem Singſchwan hingegen gibt er den teutſchen Namen ſchwarzſchnabeliger Schwan, und den lateiniſchen Cygnus melanorhynchus. Kennzeichen der Art nach Meyer: der Schnabel ſchwarz, die Wachshaut gelb, die Füße ſchwarz mit grünlichem Schiller; Kopf und Nacken mit gelblichbraunem Anfluge, Länge $4'\ 7—9''$.

Im Verfolge werden die Meyer'ſchen Benennungen beibehalten.

§. 2.

Der Höckerſchwan wird faſt in ganz Europa, Sibirien und Nordamerika gefunden.

Der alte iſt über den ganzen Körper mit ſchneeweißen Federn bedeckt; die Gefiederfarbe der ganz jungen aber, deren Wachsthum ſich erſt im zweiten Jahre endigt, iſt dunkelgrau und etwas ins Grünliche fallend. Im zweiten Jahre verlieren ſich die grauen Federn immer mehr, im dritten werden ſie ganz weiß.

Der Schnabel der Jungen iſt im erſten Jahre ſchwarz, im zweiten aſchgrau, im dritten wird er anfänglich gelb, ſpäterhin dunkel-orangefarben, ſtets geht er vorn in einem einwärts gekrümmten ſchwarzen Nagel aus. Auf demſelben bildet ſich an der Wurzel der obern Kinnlade äußerlich ein ſchwarzer runder Auswuchs oder Höcker.

Oberwärts von dieſem dehnt ſich nach den Augen hinauf eine dreieckige, ſchwarze, nackte Haut aus. Der Kopf iſt wie ein Gänſekopf geſtaltet. Oben auf demſelben ſieht man, wenn der Schwan älter wird, eine roſtbräunliche Platte. Inwendig iſt der Schnabel mit ſchiefrigen Bißwerkzeugen beſetzt; die Zunge rundet ſich ſtumpf ab, und hat an den Seiten ſcharfe Franzen.

Der Höckerſchwan hat einen langen, nach allen Richtungen und in mancherlei Windungen beweglichen Hals, an welchem man achtzehn Wirbel zählt. Er trägt ihn, ruhig ſtehend oder ſchwimmend, in der Form eines S gekrümmt. Die Flügel hebt er ſchwimmend ein wenig, als ſollten ſie ihm gleichſam zum Segel dienen. In denſelben hat er ungemein viel Kraft, ſo daß er bei der ſonſtigen Schwere des Körpers ſchneller fliegt, als man dem Anſcheine nach glauben ſollte. Er verſetzt, wenn er gereizt wird, damit mächtige Schläge, und ſoll im Stande ſeyn, durch dieſelben einem Kinde den Arm zu zerbrechen, ja ſelbſt ein Pferd zu lähmen.

Die an den Zehen mit einer Schwimmhaut verbundenen Füße ſind im erſten Jahre ſchwarz, im zweiten bleifarben, im dritten und fernerhin ſchwarz mit rothem Schimmer. Schwimmend ſcheint er ſich nur von Zeit zu Zeit einen neuen Stoß zu geben, nach welchem er eine weite Strecke mit ausgebreiteten Schwimmfüßen fortzieht.

Die Länge des völlig ausgewachſenen Höckerſchwans vom Schnabel bis zum Schwanz beträgt $4\frac{1}{2}'$, die Breite von einer Flügelſpitze bis zur andern $7\frac{1}{2}'$, das Gewicht 25 bis 30 Pfund.

Das ganze Anſehen dieſes Schwanes verräth Stolz, der Blick Tücke. Auch behält der männliche vorzüglich, wenn er auch noch ſo zahm zu ſeyn ſcheint, faſt immer

etwas Boshaftes, weshalb sich Kinder vor ihm zu hüten haben. Er äußert dies durch ein Gezisch, welches viel Aehnlichkeit mit dem der Gänse hat, und durch das Aufplaustern des Gefieders. Der weibliche Schwan hingegen wendet seinen Muth und seine Kraft zu weit edlern Zwecken an.

Mit zärtlicher Sorgfalt vertheidigt er durch geschickte Anwendung der ihm in seinen Flügeln von der Natur verliehenen Waffen seine Jungen nicht nur gegen den erzürnten Vater, sondern auch gegen Raubthiere und Raubvögel, so daß der Fuchs, der Adler und der Geier meistentheils unverrichteter Sache abziehen müssen.

Ueberhaupt soll der Schwan das Gute haben, daß er von den Gewässern, auf denen er sich aufhält, alle den Fischen nachstellende Thiere entfernt.

Von der allgemeinen Regel, daß jedes wilde Thier die Zeit seines Wachsthums sechs- bis siebenmal überlebe, macht er, wie überhaupt das Geflügel, eine Ausnahme, da er oft ein Alter von 30, zuweilen, wie man behaupten will, von hundert Jahren erreicht, wenn er einmal das erste seines Lebens überstanden hat. Denn während der heißen Jahreszeit gehen oft zwei Drittheile der Jungen, durch das an stillen Gewässern so häufige Ungeziefer, ja selbst durch die Bosheit der männlichen Schwane, verloren.

Der Schwan, von welchem wir sprechen, läßt, wenigstens im gesunden Zustande, keinen andern Laut von sich hören, als ein leises Gezisch, ein gewisses Brummen und Schnurren, und, im Frühjahre besonders, ein verliebtes Gequackel. Eine der gewöhnlichsten Krankheiten der gezähmten Schwane, die ihnen auch fast immer das Leben kostet, besteht in einer Halsentzündung, durch welche die lange Luftröhre so verengert wird, daß das erschwerte Athemholen zuweilen einen pfeifenden Ton bewirkt.

§. 3.

Die Schwane begatten sich, gleich dem übrigen Geflügel, im zeitigen Frühjahre und halten sich paarweise zusammen. Im April bereitet sich das Weibchen an den

schilfigen Ufern der Gewässer ein kunstloses Nest von Schilf, Binsen und dünnen Reisigzengeln, füttert es mit seinem eigenen verlornen Gefieder aus, legt sechs bis acht grünweißliche Eier und hebrütet diese fünf Wochen. Während dieser Zeit entfernt sich das Männchen nur selten und auf kurze Zeit aus der Gegend, wo das Nest befindlich ist, um im Nothfalle dasselbe hartnäckig, fast wüthend zu vertheidigen.

Sobald die Jungen ausgekrochen sind, folgen sie der Mutter, unaufhörlich pipend, auf das Wasser und bleiben unter ihrem Schutze bis zur Brütezeit des folgenden Jahres.

§. 4.

Die Aesung der Schwane besteht in allerhand Wasserkräutern und Insekten, besonders in Wasserkäfern; auch nehmen sie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und mehrere Getreidearten an, wenn sie solche in der Nähe ihres Aufenthalts finden, oder da, wo sie gelähmt und gezähmt werden, zur Winterfütterung erhalten.

§. 5.

Sie lieben den Aufenthalt im Wasser so sehr, daß sie es selten, dann nur auf kurze Zeit verlassen, und immer auf Flüssen, großen Teichen und Seen, oder doch am Ufer derselben angetroffen werden. Daher und aus Gründen, welche sich aus dem vorigen Paragraph von selbst ergeben, gehören sie auch im wilden Zustande zu den Zugvögeln; denn um immer frische Aesung zu haben und Wasser zu finden, begeben sie sich im Herbste nach südlichern Gegenden, kehren aber im Frühjahre jedesmal an ihren einmal bei uns gewählten Aufenthaltsort zurück. Will man den Zug verhindern und sie zähmen, so müssen den Jungen die ersten Flügelgelenke abgelöst, oder doch gelähmt (zerknickt) werden. Hat man nur wenige solcher gelähmten Schwäne, so bringt man sie zur Winterzeit in Ställe und pflegt sie gleich den Enten und Gänsen; wäre ihre Anzahl aber beträchtlich, so läßt man einen Theil des mit Eis be-

legten Waſſers, wo ſie ſich aufhalten, aufeiſen. Durch ihre unaufhörliche Beweglichkeit verhindern ſie dann ſelbſt wenn die Kälte nicht allzu grimmig iſt, das fernere Zufrieren, leiden auch von derſelben wenig, in ſo fern man ihnen nur mit einiger Fütterung zu Hülfe kommt.

Will man ſie ſo zähmen, daß ſie auf den Ruf herankommen und im Sommer bei Waſſerfahrten dem Kahne beſtändig, faſt zudringlich folgen; ſo darf man ihnen nur von Zeit zu Zeit gequellte Erbſen, Brod und Semmel vorwerfen.

§. 6.

Die ältern Naturforſchen hielten den Höckerſchwan für eine Abart vom ſchwarzſchnabeligen; der weſentlichen Verſchiedenheit wegen, welche zwiſchen beiden in Rückſicht des Aeußeren ſowohl, als des Innern ſtatt findet, muß einer wie der andere für ſelbſtſtändige Art gelten.

Der letztere wird ausſchließlich an der Nord- und Oſtſee und in kalten Gegenden gefunden. Nur bei heftigen Stürmen verirrt er ſich zuweilen auf kurze Zeit in ſüdlichere *); ihm fehlt der Höcker auf der Naſe; er hält ſeinen weit kürzern Hals gerade wie die Gans, und läßt oft einen mäßig ſtarken, wie Ang erklingenden Ton von ſich hören, der doch für Geſang gewiß nicht gelten kann. Meyer (ſ. Taſchenb. a. a. O.) glaubt, die Fabel vom Schwanengeſange ſei eher von dem ſtarken Geſauſe, welches durch den Flügelſchlag in der Luft (bei beiden Schwanenarten) veranlaßt wird, abzuleiten, als von jenem einförmigen Laute.

Merkwürdig iſt der Luftröhrenbau bei dem ſchwarz-

*) In den drei erſten Monaten des Jahres 1809 wurde der ſchwarzſchnabelige Schwan in den Rhein- und Maingegenden häufiger als ſonſt angetroffen. Ein Flug von beiläufig 30 Stück blieb in der Nachbarſchaft von Geinsheim am Rhein auf einem überſchwemmten Wieſengrunde. Dort auf einer mit Gebüſch bewachſenen ſandigen Erhöhung legte ein Weibchen vier olivengrünlich-weiße Eier, welche, einer zahmen Gans zum Ausbrüten untergelegt, von dieſer aber gefreſſen wurden, wodurch die Hoffnung, über die Dauer der Brützeit Gewißheit zu bekommen, vereitelt wurde. Meyers Taſchenb. a. a. O.

ſchnabeligen Schwane, welcher von dem des Höckerſchwanes ganz verſchieden iſt und den — Meyers eigenen Unterſuchungen zu Folge — das Weibchen mit dem Männchen gemein hat.

„Das Bruſtbein nehmlich bildet ein hohle Kapſel, ungefähr wie beim Kranich, die zur Aufnahme eines beträchtlichen Theils der Luftröhre dient. Dieſe fällt gerade herab in jene Höhlung, ſchlägt ſich dann um, wie eine Trompete, wird durch einen Knorpel verengert und ſenkt ſich nach einer zweiten Beugung in die Bruſthöhle."

Nach Büffon zählt man beim Singſchwan auf jeder Seite zwölf Rippen, beim Höckerſchwan aber nur elf; auch unterſcheidet er ſich in der Farbe des Gefieders von dieſem, denn ſie ſpielt bei dem ausgewachſenen auf dem Kopfe und Nacken ins Gelblichbraune. Sonſt ſcheint die ganze Lebensart beider Arten in allen Stücken übereinzuſtimmen.

Man ſollte die Schwane ihrer Schönheit und Nützlichkeit wegen um ſo mehr hegen, da es, ohne irgend einen beträchtlichen Schaden fürchten zu dürfen, geſchehen kann.

§. 7.

Das Wildbret der alten Schwane iſt thranig von Geſchmack und ſo grob und zähe, daß es nicht wohl genoſſen werden kann, das der Jungen hingegen hielt man ſonſt für einen ausgeſuchten Leckerbiſſen.

Einen nicht unbeträchtlichen Handelszweig machen die vortrefflichen Federn aus.

Auf der Spree und Havel im Brandenburgiſchen treibt man die gezähmten Schwane während der mildern Jahreszeit zweimal zuſammen und berupft ſie wie die Gänſe.

Aus Litthauen, Polen, Preußen und Rußland brachte man ſonſt jährlich viele hundert Centner Federn zur Meſſe nach Frankfurt an der Oder. Dieſe waren vom ſchwarzſchnabeligen Schwan entnommen.

Der Pflaum, oder das wollige, weiche, doch feſte, Gefieder kann mit der Haut abgelöſ't und gar gemacht werden. So zubereitet, gewährt es, beſſer als

das wärmste Pelzwerk, Schutz gegen die Kälte. Die Grönländer bedienen sich desselben hierzu vorzugsweise.

Auch gewöhnliche Puderquasten und ächten Schwanenboy verfertigt man daraus.

Die Federkiele sind sehr hart. Man kann sie zu Schreibfedern gebrauchen; doch gewinnt die Hand nicht an Leichtigkeit dabei.

§. 8.

Ueber den Betrieb der Jagd auf Schwane läßt sich wenig Merkwürdiges sagen. Er ist mit geringen Schwierigkeiten verbunden.

Die nicht gezähmten werden mit der Kugel, oder auch mit Laufkugeln oder Posten*) geschossen. Sie sind so wenig schüchtern, daß es keiner großen Vorsicht bedarf, um ihnen beizukommen. Doch wird man wohl thun, bei dem Anschleichen auf den Wind Rücksicht zu nehmen, und sich hinter einem Damme oder Strauche zu nähern, weil sie sich sonst schnell genug aus der Schußweite entfernen möchten.

Hühner- oder andere Wasserhunde können, wie bei der Gänse- und Entenjagd, zum Zutreiben angewendet werden. Junge Schwane erlegt man nicht gern. Muß man von der Seite im Fluge schießen, so halte man, wenn man nicht fehlen will, vorn an der Brust an.

§. 9.

Das Aufbrechen alles zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwildes ist mit so wenigen Umständen verbunden, daß man weiter nichts zu thun hat, als vom Weidloch an einen kleinen Einschnitt aufzuschärfen und das Geräusch und Gescheide herauszuziehen.

---

*) Sie werden auch Köller genannt. Im Anhange zum dritten Abschnitt, wo von den Schrotarten die Rede ist, soll auch über diese gesprochen werden.

Zweites Kapitel.

Vom Trappen.

(Otis Tarda, *Linn.*) *)

§. 1.

Der Trappe lebt unter allen gemäßigten und ſelbſt unter kalten Himmelsſtrichen in ebenen, nie in waldigen oder gebirgigen Gegenden.

Nach Linné, Latham und Bechſtein gehört er zu den hühnerartigen Vögeln; nach der Pariſer Eintheilung aber zu den Sumpfvögeln mit aufgetriebenem Schnabel (ſ. Unterord. 37. Tab. C.). Ueberall macht er eine eigene Gattung aus.

Es muß mehrere Arten von Trappen geben, da bei mehrern Naturgeſchichtſchreibern die Angaben ihrer Größe, der Farben des Gefieders und anderer Auszeichnungen ſo ſehr von einander abweichen.

Ich glaube meine Verbindlichkeit zu erfüllen, wenn ich hier nur von dem ausführlich ſpreche, welchen man in Teutſchland am häufigſten findet **).

*) Bechſt. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 8. d. Wildungens Taſchenb. 1796. S. 73. Meyers Taſchenb. Th. I. S. 308. ff.

**) Der kleine Trappe, Zwergtrappe, (Otis Tetrax, *Gm.*, *Linn.*) verdient nur beiläufig Erwähnung für meine Leſer. Was ich darüber ſage, iſt aus von Wildungens Taſchenbuch für Jagdfreunde v. J. 1808 entlehnt. „Er iſt in den wärmſten Gegenden Europens einheimiſch und ſoll z. B. in Sardinien auch den Winter zubringen. In Spanien, Frankreich und in den ſüdlichen Ebenen Rußlands, (in Oeſterreich, Schleſien, zuweilen in den Rhein- und Main-Gegenden, auch in der Wetterau) erſcheint er nur als Zugvogel."

„Das Männchen iſt 2′ 6″ lang und ſelten ſchwerer als zwei Pfund. Seinem glatten hühnerartigen Kopfe fehlen jene buſchigen Backen- und Bartfedern, die den großen Trappenhahn auszeichnen. Der obere

Unſer Trappe iſt um vieles ſtärker als die größte Gans. Die Stärke und das Gewicht deſſelben läßt ſich nicht genau angeben, da beides nach Maaßgabe des Geſchlechts, des Alters und der Jahreszeit ſehr verſchieden iſt. Der männliche Trappe wiegt 18 bis 25 Pfund, der weibliche 11 bis 14.

Kopf und Hals ſind aſchgrau. Zu beiden Seiten des Halſes zieht ſich von den Kinnladen bis zur Mitte deſſelben ein kahler, unbefiederter, ſchwarzgrauer Streif. Ein ähnlicher kahler Fleck iſt unter dem Schnabel ſichtbar. Die Grundfarbe des Gefieders auf dem Rücken und an einem Theile des Halſes über demſelben iſt ſchönrothbraun.

Theil des Kopfes (?) iſt ſchwarz, roſtfarben geſtrichelt. An dem gleichfalls ſchwarz befiederten Halſe wird ein doppeltes weißes Halsband ſichtbar. Die rothgelbe Grundfarbe des Rückens, der Schultern und der Flügeldeckfedern iſt mit ſchmalen ſchwärzlichen Querlinien ſehr mannigfaltig durchſtreift; die Bruſt, der Bauch und der Flügel äußere Ränder ſind weiß, die vier mittlern Schwanzfedern braungelb, die übrigen vierzehn weiß, unregelmäßig ſchwärzlich gefleckt. Dem etwas kleineren Weibchen fehlt zwar das doppelte weiße Halsband; deſto zierlicher und feiner iſt aber die Zeichnung ſeines roſtgelben Rückens und Halſes und ſeiner ſanftröthlichen Bruſt."

„Bei beiden Geſchlechtern iſt der Pflaum, wie beim großen Trappen, roſenfarb."

„Die Balzzeit fällt in den März und April. Während derſelben ſollen die Hähne den brünſtigen Laut: Prut, Prut! zur Nachtzeit hören laſſen und zwiſchen ihnen ſich oft ernſthafte Kämpfe erheben."

Das Huhn legt drei bis fünf glänzend-grüne Eier, in eine flache, auf den Aeckern ausgeſcharrte Vertiefung. Die Jungen kommen zu Ende des Mais oder zu Anfange des Junius aus, und werden ſchon im Auguſt flugbar."

„Man findet dieſe Trappenart in den mit hohem Graſe beſtandenen Wieſen, auf den mit Sommerfrüchten beſtandenen Aeckern, nie aber auf den Winterſaatfeldern." (Nach Meyer auch in unfruchtbaren, ſteinigen Feldern.)

„In der Strich- und Balzzeit fallen ſie Flugweiſe auf; außerdem aber werden, die Periode ausgenommen, während welcher die noch nicht flugbaren Jungen bei der Mutter bleiben, nur höchſtens zwei und zwei beiſammen gefunden."

Sie ſollen den großen Trappen an Schüchternheit und Liſt noch übertreffen, und alſo auch dem Jäger das Geſchäft, ihnen Abbruch zu thun, noch mehr erſchweren.

Wahrſcheinlich müſſen bei der Jagd auf dieſe Trappenart diejenigen Mittel anwendbar ſeyn, welche im Verfolg des gegenwärtigen Kapitels empfohlen werden.

Doch ſoll man ſie auch vermittelſt des Falken baizen.

Das Wildpret ſoll an Geſchmack dem des Birkhahns ſehr ähnlich ſeyn.

Schwarze wellenförmige, auf dem Rücken und den Schultern weißgekantete Linien und Muschen erscheinen darüber ziemlich regelmäßig verbreitet. Die größern Schwungfedern sind schwarz, nach dem Kiele zu weiß, und haben weiße Schäfte; die kürzern Schwung- nebst den längern Deckfedern sind weiß. Da wo die letztern sich zu verkürzen anfangen, werden sie aschgrau, die hintern und obern aber sind dunkel- und hellbraun gemischt und mit schwarzen Querstreifen belegt.

Gleiche Farbe und Zeichnung haben die Schwanzfedern, bis auf die vier äußern, welche weiß sind. Die Brust, der Bauch, der After und die Schenkel sind mit weißgräulichem Gefieder bedeckt, der Pflaum aber ist röthlich (rosenfarben).

Schnabel, Kopf und Hals sind beinahe eben so wie bei den Truthühnern gestaltet.

Die Brust ist hoch gewölbt. Die Flügel stehen in Rücksicht der Länge nicht ganz im richtigen Verhältniß zu der Schwere des Körpers. Jeder derselben besteht aus 33 Federn, wenn man sieben im Deckflügel befindliche dazu rechnet. An der dritten, vierten, fünften und sechsten verkürzen sich die äußern Bärte auf einmal merklich.

Im Schwanze zählt man 20 Ruderfedern, unter denen sich die zwei mittelsten auszeichnen.

Die Füße sind ziemlich, aber nicht unförmlich lang und bis zu den Zehen mit einer kleinschuppigen, grauen Haut bedeckt, welche man, wie bei den Schlangen, abziehen kann. An jedem Fuße hat der Trappe drei einzeln stehende Zehen, deren Haut schmalblättrig erscheint. Die Klauen oder Nägel sind kurz und abgestumpft. Eine kleine Erhabenheit unter den Füßen vertritt die Stelle der Ferse.

Die Werkzeuge des Gesichts, Geruchs und Gehörs sind größer als bei anderm Geflügel und sehr fein organisirt. Die Ohrenöffnungen haben nur eine leichte Bedeckung von kurzen Federn. In jeder derselben entdeckt man zwei Kanäle, wovon der eine nach dem Gehirn, der andere nach dem Schnabel geht.

Am Gaumen und am innern Untertheile des Schna-

bels ſind viele drüſige Körperchen, welche ſich in ſichtbaren Röhren öffnen.

Die Zunge iſt zugeſpitzt, von außen fleiſchig und auf den Rändern mit ſcharfen, kleinen Erhabenheiten beſetzt. Inwendig hat ſie einen knorpelartigen, mit dem Zungenbeine verbundenen Kern.

Unter derſelben fand, wie Büffon ſagt, D. Donglaß zuerſt bei einigen die Oeffnung einer Taſche, welche der Trappe mit einer beträchtlichen Quantität Waſſer füllen ſoll, um auf trocknen Ebenen nicht Durſt leiden zu müſſen (?).

Der Schlund erweitert ſich in der Gegend des Magens und iſt hier mit regelmäßigen Glandeln beſetzt.

Der Trappe hat keinen Kropf und nur einen Magen, welcher ungefähr vier Zoll breit und ſo hart wie bei gemeinen Hühnern iſt. Dieſe Härte rührt aber nicht von der Dicke des unbeträchtlichen fleiſchigen Theils deſſelben, ſondern von der ſehr feſten, auf unterſchiedene Art gefalteten innern Membrane her, welche man an den Enden mit der Haut des Schlundes verbunden fand. Sie iſt weiß, die Magenhaut aber gelb von Farbe. Der Darmkanal iſt kurz *).

Der Trappe läuft ſehr ſchnell, vermag ſich aber, wegen des Baues ſeiner Flügel, nicht ſogleich, beſonders wenn ihm der Wind in die Federn geht, von der Erde zu erheben.

Iſt er aber einmal im Fluge, ſo bewegt er ſich mäßig geſchwind und kann eine große Strecke, ohne auszuruhen, in der Luft fortſtreichen.

Er iſt äußerſt ſcheu und furchtſam, empfindet auch jeden Schmerz ſehr heftig. Der Jäger wird Gelegenheit haben, zu bemerken, daß kein anderer Vogel von gleicher Stärke bei der leichteſten Verwundung ſo augenblicklich alle

*) Hieraus ergibt ſich, daß der Trappe, ungeachtet der Behauptung einiger Schriftſteller, nicht wiederkäuen kann. Aber eben ſo wenig beſtätigt die Erfahrung die bloß auf Vorausſetzungen beruhende Meinung anderer, welche ihn unter die Klaſſe der Raubvögel ſetzen.

Beweglichkeit verliert, als dieser; daß er aber bloß durch den Schreck getödtet werden sollte, ist eine Behauptung, welche ich aus Erfahrung weder zu bestätigen, noch zu widerlegen vermag.

Nie habe ich einen Laut vom Trappen gehört.

§. 2.

Der Hahn ist bedeutend stärker als das Huhn; auch sind die Farben des Gefieders lebhafter und anders vertheilt. Er zeichnet sich besonders durch einen haarigen Federbart aus, welcher an beiden Seiten des Halses, vom untern Theile des Kopfs herabhängt.

§. 3.

Die Balzzeit fällt in den Monat März. Während derselben geht der Hahn mit aufgeplausiertem Gefieder unter den Hühnern herum, schlägt ein kleines Rad mit dem Schwanze, und streckt den Federbart nach beiden Seiten aus. Er balzet mit mehrern Hühnern, streitet sich mit seinen Nebenbuhlern — nach Art der zahmen Hähne — durch Schlagen mit den Flügeln, auf den Feind loshackend und springend, nicht ohne Hartnäckigkeit, um den Erwerb der Gattenrechte.

§. 4.

Das Huhn macht eine kleine Grube auf Saatfeldern in den Erdboden, legt zwei bis drei ins Olivenfarbige fallende, bleichbraun gefleckte Eier, und brütet sie, ohne Beihülfe des Hahnes, in 28 — 30 Tagen aus. Es geht nur so lange vom Neste, auf dem es sonst sehr fest sitzt, als es nöthig ist, um das dringendste Bedürfniß der Aesung zu befriedigen. Bei der leisesten Berührung der Eier während dieser kurzen Abwesenheit verläßt es sein Nest für immer.

Einige Jäger wollen behaupten, daß, wenn man sich dem brütenden Huhne, selbst ohne es zu stören, nähere, selbiges die Eier auf zwei bis drei hundert Schritt wegtrage, und sie in einer neuen Grube ausbringe. So un-

wahrſcheinlich dies auch iſt, ſo kann man es doch nicht für unmöglich ausgeben, da z. B. die zahme Gans während des Brütens oft ein Ei unter den Flügeln hält, und es ſelbſt dann nicht fallen läßt, wenn man ſie, ohne die Flügel zu heben, vom Neſte nimmt. Auf ähnliche Weiſe würde die Trappe vielleicht im Stande ſeyn, ihre Eier unter die Flügel zu nehmen und von einer Stelle zur andern zu tragen.

Gleich nachdem die mit dunkelbraunen Pflaumfedern bedeckten Jungen ausgekrochen ſind, führt ſie die Mutter in das Sommergetreide und lehrt ſie das Geäſe ſuchen. Erſt ſpät machen ſie Verſuche zu fliegen, wachſen aber gleich im erſten Herbſte völlig aus.

§. 5.

Ob der große Trappe gleich ſeinen Stand oder Aufenthalt nach der Jahreszeit verändert, ſo entfernt er ſich doch nicht weit genug von dem einmal gewählten, um zu den Zugvögeln gerechnet werden zu können.

Selten findet man, außer der Brütezeit, einen allein, ſondern mehrere, oft viele, vereinigen ſich im Herbſte in einem Fluge, den ſie bis zur folgenden Legezeit nicht verlaſſen.

Morgens und Abends fällt jeder Flug an demſelben Orte auf, ſo lange Geäſe da vorhanden iſt; man kann daher ſagen: der Trappe hält Stand.

Den Zug, welchen ein ſolcher Flug nimmt, um von einem Stande zum andern zu gelangen, verändert er ſo wenig, wie der Hirſch den Wechſel.

§. 6.

Die Aeſung dieſer Federwildart beſteht nicht nur in den Samenkörnern, ſondern auch in dem jungen grünen Aufſchlage faſt aller Getreidearten, in Wurzelwerk, als z. B. Möhren, Turnips und weißen Rüben. Vorzüglich ſoll der Trappe den Schierlingsſamen lieben.

Es wäre ſchon der Mühe werth, hierüber Verſuche anzuſtellen, weil, wenn dies wirklich der Fall iſt, man

vielleicht im Stande ſeyn würde, ihn damit an einem Orte zu kiren, wo man ihm leichter Abbruch thun könnte.

Ueberhaupt fügt er den Feldern im Herbſte und Frühjahre ungemein viel Schaden zu, beſonders denen, welche mit Raps und Rübeſaat beſäet ſind, weshalb an mehrern Orten, ob er gleich zur hohen Jagd gehört, deſſen Erlegung auch denen geſtattet iſt, welche nur zur Niederjagd berechtigt ſind. Auch allerhand Inſekten und Regenwürmer nimmt er an.

§. 7.

Das Trappenwildbret muß in Eſſig einige Tage gebeitzt werden und im Winter tüchtig durchfrieren, wenn es genießbar ſeyn ſoll; dann iſt es aber auch, als Paſtete, gedämpft und gekocht, kalt, in Scheibchen geſchnitten, mit Butterbrod zur Bierſuppe gegeſſen, recht ſchmackhaft. Es hat faſt überall das Anſehen von Rindfleiſch; nur auf der Bruſt findet man einen Theil deſſelben, dem Hühnerfleiſche ähnlich.

Der weichere Theil der Federn könnte wahrſcheinlich zu Betten angewendet werden. Die Kiele geben ſehr harte Schreibfedern.

§. 8.

Da die Trappen ſehr ſcharf äugen, vernehmen und wittern, auch überhaupt ſehr ſcheu ſind, ſo hält es ſchwer, ihnen Abbruch zu thun.

Nur im Auguſt wird man in einzelnen Haferſtücken dieſen Zweck mit dem Hühnerhunde erreichen, indem er entweder die Jungen, welche dann noch nicht gut fliegen können, wenn er raſch iſt, fängt, oder, wenn ſie ſich drücken, davor ſteht, wie vor Hühnern. Sie ſchießen ſich zu dieſer Zeit ſehr leicht, und Schrot Nr. 3. iſt zur Ladung ſtark genug. Späterhin, wenn ſie völlig flugbar ſind, und, mit den Alten vereinigt, in Zügen zu 50 bis 60 Stück auf den Saat- und Möhrenfeldern ſtehen, iſt es, bei großer Vorſicht, zuweilen möglich, ſich mit gutem Winde in einem Graben, oder hinter Wällen und dichten Zäunen

bis auf Büchsenschußweite, auch wohl nahe genug heranzuschleichen, um von einer mit Posten oder Schrot Nr. 0. geladenen Flinte Gebrauch machen zu können.

Nur selten, und an Orten, wo sie nicht gestört werden, halten sie vor dem Schießpferde aus, wenn man, gleich von weitem her, so neben demselben geht, daß man dadurch bedeckt ist. Oefter gelingt es, anzukommen, wenn man auf einem mit grünem Reisig behängten Bauerwagen in gutem Winde hinanfährt.

Sonst hat man sich auch der Karrenbüchse bedient; eines aus neun Läufen, wovon drei auf den Fleck, drei etwas höher und drei etwas tiefer gerichtet sind, und welche durch den Abdruck eines Schlosses auf einmal entzündet werden, bestehenden, und in einem Schafte vereinigten Gewehres. Man legte es auf die Leitern eines auf vorbeschriebene Art eingerichteten Wagens, und unterstützte es durch eine im Boden eingelassene bewegliche Gabel, setzte sich, recht gut bedeckt, auf den Wagen, richtete beim Anfahren das Gewehr, und konnte mit Kugeln 150 bis 200 Schritte, mit Posten aber 100 Schritte weit schießen. Nur mußte man beim Anhalten der Pferde gleich schußfertig seyn. Wenn man den Backen an der Karrenbüchse anlegen wollte, durfte man am Schafte nicht vorfallen, sondern mußte sie recht rückwärts an die Schulter anziehen, um den durch die Explosion des neunfachen Schusses bewirkten Stoß zu vermindern. Wahr ist es, daß man mit einem solchen Schusse, wenn er gelang, viel ausrichtete; aber selten konnte man dem Gewehre die gehörige Richtung geben. Daher kommt es, daß in neuern Zeiten von diesem Gewehre kein Gebrauch gemacht wird.

Wenn es stark geregnet oder geglatteis't hat, brauchen die Trappen viel Zeit und laufen weit, ehe sie sich erheben können. Hat man dann ein rasches Schießpferd, so nähert man sich nach und nach mit gutem Seitenwinde, bis sie zu laufen anfangen; dann wirft man sich im vollen Laufe so vor, daß die Trappen in den Unterwind kommen (welcher, indem er ihnen in die Federn geht, das Auffliegen noch mehr verhindert), jagt hinan

und ſchießt, ſobald man nahe genug iſt. Ein Schuß ſtreckt oft mehrere nieder, weil ſie bei dieſer Gelegenheit mehr zuſammen, als aus einander laufen.

Auch von guten Windhunden werden ſie unter dieſen Umſtänden, ehe ſie auffliegen können, eingeholt und gefangen.

Da ſie Abends und Morgens gewöhnlich denſelben Zug nehmen, ſo kommt es hauptſächlich darauf an, dieſen genau zu beobachten, ſich dann an einem ſchicklichen Orte gut zu verbergen und ſie zu erwarten. Bei ſtarkem Nebel und im Winter fliegen ſie ſo tief und ſo wenig ſchnell, daß ein leidlicher Schütze mit groben Schroten auf jeden Schuß einen erlegen kann. Oft kommt man, wo ſie häufig ſind, an einem Abend oder Morgen zwei-, dreimal zum Schuß; auch verändern ſie den Zug deshalb in der Folge nicht leicht.

Die Verkleidung als Bauer, oder noch beſſer, als Bäuerin, iſt ihnen, vorzüglich wenn man einen Korb auf den Rücken nimmt, das Gewehr verbirgt und ſich mit gutem Winde von der Seite unmerklich immer mehr nähert, am allerwenigſten verdächtig. Läßt man ſich nicht durch Hitze übereilen, zu weit zu ſchießen, ſo kann man mit der Doppelflinte viel auf einmal ausrichten.

Drittes Kapitel.

Vom Kranich.

Grus cinerea (*Meyer*) *).

§. 1.

Der Kranich iſt ein Sumpfvogel und wird von einigen Naturforſchern, z. B. von Linné und Latham, unter der Gattung Reiher aufgeführt. Nach Bechſtein macht er eine eigene Gattung in der zweiten Abtheilung (Sumpfvögel) auf der erſten Stufe (teutſche, eßbare, wilde Vögel) aus. Dem Pariſer Syſtem zu Folge iſt er eine eigene Gattung (der 33. Unterordnung) der Sumpfvögel mit geradem zuſammengedrückten Schnabel.

Als Zugvogel bringt er den Sommer in Schweden, Schottland, Podolien, Litthauen und in andern nördlichen Ländern zu. Dort niſtet er in großen unzugänglichen Brüchen. Auch in einigen Gegenden Preußens war dies öfters der Fall, ehe es ſtärkere Bevölkerung gewann, jetzt ſehr ſelten. Im Herbſte (Monat Oktober und November) zieht er durch Teutſchland, Frankreich, Griechenland, und beſucht alle unter gemäßigtern Himmelsſtrichen liegende Länder Europens, England ausgenommen, wo man ihn jetzt gar nicht mehr ſieht, ob er gleich in ältern Zeiten dort nicht ſelten geweſen ſeyn ſoll. Den Winter bringt er in Aegyp-

*) Bechſt. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 10. v. Wildungens Taſchenb. 1797, S. 87. Meyers Taſchenb. Th. II. S. 349 u. ff.

ten, Lybien, Indien und mehrern heißen Ländern zu. Zu Anfange des Frühlings (Monat März) beginnt er den Rückzug nach ſeinem Sommerſtande.

Schon den Alten war er als Zugvogel bekannt. Sie ließen ihn drei Monate hindurch an den Quellen des Nils durch die Pygmäen — eine vorgebliche Zwergnation — bekämpfen. Wie bei den meiſten Fabeln der Art liegt vielleicht auch bei dieſer etwas Wahres zum Grunde. Bekanntlich liegen ſtärkere Vögel immer in offener Fehde mit den Affen, und aus dieſer ſchuf man ſich wahrſcheinlich das Pygmäen-Völkchen. Nicht weniger wahrſcheinlich iſts, daß ſie ihren Urſprung daher habe, weil der Kranich in jenen Gegenden während ſeines Aufenthaltes den Feldern ſo viel Schaden zufügt, daß ſie durch Kinder, aus denen man Pygmäen ſchuf, bewacht werden müſſen.

Der Kranich iſt einer der größern bei uns bekannten Vögel. Er iſt 3′ 6 bis 9″ hoch, gegen 6′ breit und wiegt gegen zehn bis funfzehn Pfund. Der ſchwarzgrünliche, an der Spitze hornfarbene, am Grunde röthliche Schnabel iſt nur an der Spitze etwas gewölbt, ſonſt gerade, 3½″ lang, und ſo geformt, daß er vermittelſt deſſelben in ſumpfigen Gegenden die Aeſung aus der Erde hervorholen kann.

Der Vorderkopf iſt ſchwarz, mit Borſten beſetzt; der Hinterkopf mit kahler, warziger, beim Männchen höher, beim Weibchen lichter roth gefärbter Haut bedeckt. Von beiden Augen läuft ein weißer Streif in dem am Nacken befindlichen dunkelgrauen Dreieck zuſammen und geht von da am Halſe bis zur Bruſt herab.

Die Kehle, die Seiten und die Spitzen der Schwanzfedern ſind ſchwärzlich; die Flügel an den vordern Schwungfedern ſchwarz, an den hintern röthlich grau gefärbt. Ganz am Ende jedes derſelben verbreitet ſich, wenn der Kranich ſteht, aus einem Kiele ein großer krauſer Federbüſchel, welcher aufgerichtet und niedergelegt werden kann, über den Schwanz. Aſchgrau iſt die Farbe deſſelben, wie größtentheils des übrigen Gefieders. Zuſammengelegt reichen die Flügel bis an die Spitze des 8″ langen Schwanzes.

Die Füße ſind, mit Einſchluß der nackten Schenkel, 13″ lang, ſo daß die Kraniche im Stande ſind, Nahrung in flachen Gewäſſern zu ſuchen, nicht ſtark, und mit einer ſchwärzlichen, ſchuppenartigen Haut überzogen. Drei lange, bis an das erſte Gelenk mit einer Haut verbundene Zehen, und ein kürzere, nach hinten zu gewendete, alle mit kurzen Klauen bewaffnet, ſind ſo geſtellt, daß der Gang auf weichem ſchlammigen Boden dadurch erleichtert wird. Das Weibchen iſt etwas kleiner, am Hinterkopfe nicht ſo kahl, heller aſchgrau und am Bauche roſtfarben.

Merkwürdig iſt die dem Kraniche, und zwar dem weiblichen wie dem männlichen — nicht, wie einige neuere Ornithologen behauptet haben, letzterem allein — eigene Bildung der Luftröhre. Meyer (ſ. d. Taſchenb. d. Vogelkunde, Th. II. S. 351) beſchreibt ſie folgender Geſtalt: „Nachdem die Luftröhre auf der rechten Seite in den Bruſtknochen ſeiner ganzen Länge nach hineingegangen iſt, ſteigt ſie aufwärts und läuft längs der hintern Seite, dann macht ſie eine Beugung, geht wieder bis zur Hälfte des Bruſtknochens zurück und beſchreibt einen halben Bogen; ſteigt abermals aufwärts, beugt ſich auf der linken Seite nach der Bruſthöhle und theilt ſich dann erſt in die zwei Luftröhrenäſte.“

„Schon im Jahre 1555 hat Pierre Bellon dieſen beſondern Luftröhrenbau gekannt und genau beſchrieben.“

Durch ihn wird der höchſt unangenehme, in der Nähe bis zur Betäubung ſtarke Laut, den man ſo oft hört, bewirkt. Der Bruſtknochen hat keinen ſcharfen Rand, wie bei andern Vögeln, ſondern iſt rund, die untere Fläche hat zwei Hervorragungen, damit die Luftröhre nicht gepreßt werde und zur Biegung Raum habe.

Der Kranich hat einen ernſten, bedächtigen Gang, wie der Storch, ſcheint aber weniger phlegmatiſch oder melancholiſch zu ſeyn; denn er macht ſich im Frühlinge wohl zuweilen ein Späßchen auf ſeine eigene Hand, indem er einige Sprünge thut, ein kleines Stückchen Holz mit dem Schnabel aufhebt, in die Höhe wirft und wieder fängt. Man bemerkt dies vorzüglich an dem männlichen Geſchlechte.

Ich vermuthe, daß dieſe Fröhlichkeitsäußerungen durch das erſte Erwachen des Begattungstriebes veranlaßt werden.

Er iſt ſo ſchlau und mit ſo ſcharfen Sinneswerkzeugen begabt, dabei ſo ſchüchtern und wachſam, daß es dem Jäger oft ſehr ſchwer wird, ihm nahe zu kommen. Doch ſollen jung eingefangene ſich leicht zähmen laſſen. Die Pohlen bringen dergleichen, ſogar zu Kunſtſtücken abgerichtete, nach Danzig und Königsberg.

Nur mit Anſtrengung erhebt ſich der Kranich von der Erde; hat er aber erſt eine gewiſſe Höhe in der Luft erreicht, ſo wird ihm das Fliegen immer leichter, und oft ſchwingt er ſich ſo hoch auf, daß er dem unbewaffneten Auge kaum ſichtbar bleibt. Vorzüglich geſchieht dies bei hellem Wetter und reiner Luft. Iſt es hingegen nebelig, ſo zieht er tief genug, um ihn mit der Büchſe erreichen zu können. Mir ſelbſt iſt dies einmal gelungen.

Nie ſieht man in unſern Gegenden einen allein, ſondern ſie vereinigen ſich auf ihrem Zuge zu 60, 80 bis 100 Stück. Um ſich das Fliegen zu erleichtern, führt einer den Zug an. Dicht hinter ihm folgen zwei, jedem von dieſen wieder einer und ſo fort. Auf dieſe Weiſe wird ein ſpitzer, ſich bei reiner Luft mehr, bei dicker minder erweiternder Winkel gebildet.

Ein optiſcher Betrug mag Veranlaſſung zu der Sage gegeben haben, daß zuweilen die hintern im Zuge ihre Köpfe auf die Schwänze der vordern ſtützten, um auszuruhen.

Wahr iſts aber, daß der Anführer des Flugs, wenn er ſich ermüdet fühlt, einem der folgenden ſeine Stelle abtritt und ſich hinten anſchließt.

Unaufhörlich vernimmt man, wenn ſie bei Tage oder bei der Nacht in der Luft ziehen, ihren kreiſchenden Laut. Er ähnelt dem Gequietſche eines ungeſchmierten Rades und gab Anlaß zu der Fabel vom wüthenden Heere.

Sie ſollen, wie man behauptet, 40 Jahre und drüber alt werden.

§. 2.

Wahrſcheinlich balzen die Kraniche ſchon auf ihrem Frühlingszuge. Sie paaren ſich nicht, ſondern ein Hahn beſtreitet mehrere Hühner. Im Mai legt das Weibchen in ſumpfigen Gegenden zwei graugrünliche, hellgrau gefleckte Eier auf zuſammengetragenes Schilf, Moos und dürres Gekräuter, zwiſchen Binſen und Erlenbüſchen, und brütet ſie binnen vier Wochen aus. Sobald die Jungen flugbar werden, entfernen ſich die Alten und überlaſſen ihnen an Orten, wo ſie ohne Schwierigkeit Aeſung finden, die Sorge für ihre Erhaltung.

Daß man dieſe Federwildart in Menge findet, iſt nicht ihrer Fruchtbarkeit, ſondern den Schwierigkeiten zuzuſchreiben, welche der Jäger zu beſiegen hat, wenn er ihnen Abbruch thun will.

§. 3.

Wo möglich ſuchen die Kraniche ſelbſt auf dem Zuge ihren Stand in ebenen, ſumpfigen Gegenden und wählen da mancherlei wilde Sämereien, Kräuter, auch Schnecken, Eidechſen, Muſcheln, Gewürme und Inſekten aller Art zur Aeſung. Auf dieſe Weiſe vergüten ſie doch einigermaßen durch das Hinwegſchaffen mancher ſchädlichen Kreatur den nicht unbeträchtlichen Nachtheil, welchen ſie im Frühlinge ſowohl, wo ſie häufig auf der grünen Saat auffallen, dieſe dicht an der Wurzel abbeißen und mit Lüſternheit verzehren, als auch im Herbſte, indem ſie einen großen Theil des ausgeſtreuten Weizenſamens oder die jungen grünen Stauden begierig verſchlucken, den Feldern um ſo mehr zufügen, da ihre Flüge ſo ſtarkzählig ſind, ob ſie ſich gleich nicht lange, höchſtens zwölf Stunden an einem Orte, dabei aufhalten.

§. 4.

Schon die alten Römer hielten das Kranichswildbret für einen Leckerbiſſen; nicht weniger die Engländer, als es auf ihrer Inſel noch zu erlangen war. Wahrſcheinlich iſt die Kunſt, es zuzubereiten, verloren gegan-

gen *); denn heut zu Tage will man es, wenigſtens bei uns, nicht ſehr genießbar finden. In den nördlichen Ländern, wo der Kranich niſtet, ißt man jedoch davon, und, wie Kenner verſichern wollen, ſoll beſonders die Brühe äußerſt kräftig ſeyn. Von Jacobi an bis in den Spätherbſt ſoll das Wildbret am beſten ſeyn.

Mit den im erſten Paragraphen erwähnten krauſen, faſerigen Federbüſcheln ſchmücken die Tartarn ihre Mützen.

Die Kiele der Flügelfedern würden zu Schreibfedern zu gebrauchen ſeyn.

Den Bewohnern der innern Provinzen des nördlichen Amerika ſollen die Kraniche einen bevorſtehenden Sturm unfehlbarer vorher anzeigen, als es durch den dort noch unbekannten Barometer nur immer geſchehen könnte. Denn

„wenn ſie in den tiefern und flachern Gegenden ein Vorgefühl davon haben, verlaſſen ſie ihre, der Aeſung wegen gewählten Standorte, ziehen ſich näher zuſammen und ſcheinen Rückſprache mit einander zu nehmen. Ein allgemeines Geſchrei gibt das Zeichen zum Aufbruche. Dann erheben ſie ſich in dicht gedrängten zahlloſen Zügen, aus denen ſich ein unermeßlicher Kreis bildet. Schnell nimmt dieſer hoch in den Lüften die Geſtalt eines ſich allmählig verengernden Schneckenberges an. Alle bewegen die Flügel langſam, wie nach dem Takte und ſtrengen ihre Kräfte unnachläſſig an, die bergähnliche Form nicht unregelmäßig werden zu laſſen. Nicht eher bis die tobenden Elemente wieder ruhig geworden ſind, ſchweben ſie aus der Höhe herab und vertheilen ſich wieder auf die Plätze, wo ſie vor dem Aufbruche Stand gefaßt hatten. Mag dann ihr Verlangen nach Aeſung noch ſo groß ſeyn, ſie nehmen

*) Horaz ſagt in der achten Satire des erſten Buchs, wo er einen Schmaus ſehr launig beſchreibt: man habe auch Kranichswildbret, in kleine Stücke zerlegt, in Mehl gebacken und mit Salz beſtreut, dabei aufgetragen. Dieſe Zubereitungsart kann — ſollte man meinen — eben nicht viel dazu mitgewirkt haben, es vorzüglich ſchmackhaft zu machen.

ſolche doch nicht eher an, bis ſie auf den erhabenſten Orten der Gegend ihre Wachen ausgeſtellt haben." (Auszugsweiſe aus dem 44. Stück der gemeinnützigen Beiträge zu den Dresdner Anzeigen v. Jahr 1803 entlehnt.)

Wodurch der Kranich ſich in Japan ſo ſehr in Anſehen ſetzte, daß man ihm den Ehrentitel: Gnädiger Herr, beilegt, läßt ſich wohl nicht einmal mit Wahrſcheinlichkeit beſtimmen. Doch, wer weiß, ob er ſich dort nicht beſondern Ruhm durch die vorerwähnte Wetterprophezeiungsgabe erworben hat? — Wenigſtens wird der Japanenſer es ſich denn doch wohl nicht beikommen laſſen, ſeinen gnädigen Herrn zu verzehren!

§. 5.

Wir Jäger haben ſo wenig Reſpekt vor ihm, daß wir ihm nachſtellen, wenn und ſo viel wir können, werden aber immer geſtehen müſſen, daß nur ſelten ein glücklicher Erfolg unſre Mühe lohnt. Denn, theils zieht er nur ſelten tief genug in der Luft, um ihn, ſelbſt mit der Büchſe, zu erreichen, und auch in dieſem Falle wollen wir ſo beſcheiden ſeyn, das Gelingen eines ſolchen Schuſſes nur dem Zufalle, nicht unſrer Kunſt zuzuſchreiben, theils findet man ihn immer in einem ſtarken Corps vereinigt auf einer Pläne ſtehend, wo es ſchon ſchwer genug wäre, ſich dem Einzelnen zu nähern, wie vielmehr einer Geſellſchaft, welche ſich ununterbrochene Wachſamkeit zum Geſetze gemacht zu haben ſcheint. Immer und auf allen Seiten ſind Wachen ausgeſtellt, welche, ohne durch militäriſche Zwangsmittel dazu angehalten zu werden, doch bei Tage und bei der Nacht die Annäherung irgend eines wahren oder eingebildeten Feindes, den Vorpoſten unſerer disciplinirteſten Armeen gleich, nicht nur bemerken, ſondern auch augenblicklich ſignaliſiren.

Ein einziger warnender Laut reicht hin, das ganze Corps ſogleich zum Aufbruche zu bringen.

Um den Wachen die nöthige Ruhe zu verſchaffen, werden ſie regelmäßig abgelöſ't.

Solche und ähnliche Bemerkungen beſtimmten gewiß die Alten, den Kranich zum Symbol der Wachſamkeit zu wählen, und da man ihn auf der Wache immer nur auf einem Fuße ſtehend fand — wahrſcheinlich um den andern auszuruhen; — ſo ſetzte man hinzu: er halte in dem aufgehobenen Fuße einen Stein, um bei einer doch möglichen Uebermannung durch Schlaf ſogleich, vermittelſt des Herabfallens deſſelben, geweckt zu werden.

Iſt man nun auch gleich in der Folge dahin gekommen, dies mit Recht für fabelhaft zu erklären; ſo kann doch eben ſo wenig geläugnet werden, daß es ſehr ſchwierig für den Weidemann iſt, die ſtets geſpannte Aufmerkſamkeit dieſer Federwildart zu überliſten.

Den Anſtand auf dem Zuge abgerechnet, bedient man ſich bei dem immer mißlichen Verſuche, die Jagd auf Kraniche zu betreiben, nicht nur derſelben Hülfsmittel, welche bei den Trappen als anwendbar mitgetheilt worden ſind, ſondern man hat ſich auch bemüht, noch andere ausfindig zu machen, welche hier bekannt gemacht werden ſollen.

So baiz't man ſie, z. B. in Aſien, auf eben die Art, wie (ſonſt) bei uns die Reiher mit abgerichteten Falken, welche Kranichfalken genannt werden.

Man läßt aber mehr als einen Falken auf einmal nach dem Kraniche ſteigen. Indem dieſer, um ſeinen Feinden zu entkommen, ſich immer höher emporſchwingt, gehen ihm jene unabläſſig nach, bis der Verfolgte ſowohl, als die Verfolger dem unbewaffneten Auge unſichtbar werden. In dieſen höhern Regionen wird endlich die Luft zu dünne, um dem Kraniche erträglich zu ſeyn, oder ihn tragen zu können; vielleicht werden auch ſeine Kräfte durch die fortdauernde Anſtrengung erſchöpft. Kurz, unter jämmerlichem Klagen (Schreien) ſtürzt er aus der Höhe herab; ihm nach die Falken. An der Erde auf dem Rücken liegend, ereilen ihn dieſe. Hartnäckige Vertheidigung von der einen, und heftige Angriffe durch immerwährende Stöße von der andern Seite werden ſo lange ununterbro-

chen fortgeſetzt, bis endlich der herzueilende Jäger dem Kampfe ein Ende macht.

In unſern Gegenden macht man an Orten, wo ſie, um auszuruhen, oder Nahrung zu ſuchen, gewöhnlich auffallen, ſo tiefe Gruben, daß der Kranich, um das hineingeſtreute Futter herauszuholen, den ganzen Hals hineinſtecken muß. Oben über die Gruben legt man auf Strohhalmen mehrere ſtarke Schleifen von Pferdehaaren oder Meſſingdraht und befeſtigt dieſe an Leinen, welche an tief eingeſchlagenen Pfählen gebunden, völlig mit Erde bedeckt werden. Bei dem Bemühen, das Futter aus der Tiefe hervorzuholen, verengert ſich die Schlinge und zieht ſich, wenn der Gefangene zurück will, völlig zu, ſo daß er nun nicht mehr entkommen kann.

Ferner gräbt man graue Papiertuten, welche ſo weit ſeyn müſſen, daß der Kranich mit dem Kopfe hinein kann, in der Erde ein, legt Erbſen, Bohnen oder andere Aeſung auf den Boden derſelben und beſtreicht den obern Rand mit Vogelleim. Während des Verſuches, das Futter zu erlangen, klebt die Tute am Gefieder an, blendet den Ueberliſteten, welcher ſich nun poſſierlich genug, aber immer vergeblich herumtummelt, um die fatale Kappe los zu werden.

Viertes Kapitel.

Vom Auerhuhne.

Tetrao Urogallus, (*Linn.*) *).

§. 1.

Der Ausdruck Auergeflügel bezeichnet die ganze Federwildart, von welcher in dieſem Kapitel die Rede ſeyn wird, ohne auf den Unterſchied des Geſchlechtes Rückſicht zu nehmen.

Auerhahn iſt bei uns die gewöhnliche Benennung des männlichen Geſchlechtes. An andern Orten kennt man ihn unter dem Namen Urhahn, Waldhahn **), Gurgelhahn, Riedhahn, Alphahn.

Durch die Benennung Auerhenne — Urhenne, Alphenne.

§. 2.

Mehrere Schriftſteller haben, wie Büffon ſagt, behauptet, das Auergeflügel müſſe mit den zahmen Hühnern von einem Stamme entſproſſen ſeyn. Wahrſcheinlich ſtützten ſie ſich beſonders auf die Beobachtung, daß faſt aus jedem einzelnen Federſchaft des Auerhahns zwei Federn hervorwachſen; eine Eigenſchaft, welche Bellon

*) Bechſt. Handb. der Jagdwiſſenſch. Th. I. Bd. II. K. 1. v. Wildungens Taſchenb. 1794, S. 22. Meyers Taſchenb. Th. I. S. 193.

**) Das Wort Waldhahn iſt eigentlich völlig gleichbedeutend mit dem vorhergehenden: Urhahn; denn in der alten teutſchen Sprache bedeutet Ur einen Wald.

in seiner Nature des oiseaux den Haushähnen als auszeichnend beilegt.

Büffon bestreitet die eben angeführte Meinung mit folgenden Gegengründen:

a) Der Auerhahn hat unter dem Schnabel keine Backenlappen.

b) An den Füßen keinen Sporn, aber wohl an den Seiten ausgezackte Zehen.

c) Der Schwanz desselben theilt sich nicht, wie beim Haushahne, in zwei schräge Seitenwände, sondern breitet sich, fast wie beim Puter, fächerförmig, und hebt sich zu Zeiten radförmig. Auch zählt man in demselben zwei Ruderfedern mehr, als beim Haushahne.

d) Es gibt keine Art von Haushühnern, welche mit dem Auergeflügel in Rücksicht der Stärke verglichen werden könnte.

e) Farbe und Größe der Eier ist völlig verschieden von der der gewöhnlichen Hühnereier.

f) Das Auergeflügel pflanzt sich auch in kältern Zonen fort, die Haushühner vorzüglich in gemäßigten.

g) Er glaubt bewiesen zu haben, daß die Haushühner ursprünglich aus Asien herstammen; in diesem Welttheile sei aber von keinem Reisenden das Auerhuhn gefunden worden.

Mögen Ornithologen genauere Untersuchungen über diesen Gegenstand anstellen! Mein Zweck geht dahin, dem jungen Jäger und Jagdliebhaber eine Uebersicht von den natürlichen Eigenschaften aller Wildarten zu geben, welche in dem churfürstl. sächs. Mandate vom 8. November 1717 als zur Hohen-, Mittel- und Niederjagd gehörig, aufgeführt sind.

Für meine Leser wird es daher hinreichen, wenn ich ihnen sage, daß das Auergeflügel nach allen mir bekannten Systemen eine eigene Art der Gattung Waldhuhn (Tetrao), welche zu den hühnerartigen Vögeln gerechnet wird, ausmacht.

§. 3.

Man findet es faſt in allen europäiſchen, nicht ganz ebenen Ländern, ſogar in den waldigen Gebirgen der ſüdlichern. In Rußland und Lappland iſt es nicht ſelten; in Sibirien häufig. In Teutſchlands waldigen und bergigen Gegenden wird es überall, obgleich an wenigen Orten in Menge, gefunden.

Es ſteht vorzüglich gern in weitläuftigen Nadelhölzern, beſonders wenn ſie mit Buchen (Fagus sylvatica) untermengt ſind; doch hält es auch in reinern Laubholzhochwaldungen Stand. Am meiſten liebt es Gegenden, wo Berge mit Thälern, oder doch Anhöhen mit feuchten Vertiefungen abwechſeln. Das Auergeflügel hält ſich — außer an Regentagen, wo man es nicht ſelten auf lichten Stellen antrifft — bis zum Einbruche der Nacht im Dickicht am Boden verborgen und ſteigt dann, um im Schlafe vor Raubthieren geſichert zu ſeyn, mit weit hörbarem Geräuſche zu Baume; — man bezeichnet dies mit dem Ausdrucke Einfall.

Zum Geäſe wählt es: im Winter Knospen der Nadelhölzer ſowohl, als der Laubhölzer, vorzüglich der Buchen, auch reife Wachholderbeeren; im Frühlinge, Sommer und Herbſte, reſpective Blätter und Blüthen von Buchweizen, Blattererbſen, Schafgarbe, Löwenzahn, Klee- und Waldwicken. Sobald an allen dieſen Gewächſen der Same ſich zu bilden anfängt, nimmt es keine ſpätere Blüthe derſelben mehr an, ſondern begnügt ſich dann entweder mit den jüngern grünen Blättern, oder es äſet zu ſeiner Zeit reife Heidel-, Brom- und Himbeeren, ſpäterhin Buchnüſſe und Eicheln.

In dem aufgeſchnittenen Kropfe, welcher rund iſt und eine ungewöhnliche Größe hat, fand man kleine Kieſelſteine und Waſſerſchneckengehäuſe, auch zuweilen Getreidekörner, beſonders vom Weizen.

Nach Art kornfreſſender Vögel kratzt es gleichfalls den Boden wund. Nur das zur Frühlings-, Sommers- und Herbſtzeit in Laubholzwaldungen Stand haltende Auergeflügel ſtreicht im Winter, bei tiefem Schnee fort, in vielleicht Stunden weit entfernte Nadelholzbeſtände, kehrt

aber mit Eintritt des Frühlings in der Regel zum Sommerſtande zurück.

§. 4.

Der Auerhahn weicht in Rückſicht der Stärke nicht nur, ſondern auch in den Farben des Gefieders ſo ſehr vom Hahne ab, und hat überhaupt ſo viel Eigenes, daß ich in den folgenden Paragraphen von beiden Geſchlechtern beſonders zu handeln für nöthig halte.

Die Gefiederfarben werden ſo verſchieden beſchrieben, daß man zu glauben verſucht wird, ſie müßten ſich nicht nur nach Maaßgabe des Alters, ſondern auch des Klima und des Standes verändern. Doch kann dieſe ſo abweichende Darſtellung auch mit daher rühren, daß die Lichtſtrahlen während der Beobachtung in verſchiedenen Richtungen auf das Gefieder fielen, wodurch es jedesmal in andern Schattirungen erſchien.

§. 5.

Der gelbliche, $2\frac{1}{4}$″ lange Schnabel des Auerhahns iſt kolbig zugeſpitzt und ſehr gekrümmt. Am Gaumen bemerkt man eine verhältnißmäßige Vertiefung, in welcher die ſpitzige Zunge liegt. Viele ältere Jäger behaupteten irriger Weiſe, er habe gar keine. Die in der Folge mehr aufgeklärte Erſcheinung, daß ſich bei den meiſten geſchoſſenen Auerhähnen, indem ſie enden, die Zunge mehr oder weniger zurückzieht, machte dies vielleicht glaublich. Man hat ſich wohl noch nicht Mühe genug gegeben, genau zu unterſuchen, ob dies durch die letzten krampfhaften Zuckungen zu allen Zeiten veranlaßt wird; oder ob man es nur in der Balzzeit zu beobachten Gelegenheit findet. Mir ſcheint das letztere nicht unwahrſcheinlich. Vielleicht muß dann der Auerhahn, um den ihm eigenen ſonderbaren Laut hervorzubringen, die Zunge ſo legen, daß ſie, vermöge des Schrecks und der Schmerzen, welche gerade in dieſem Augenblick die tödtliche Verwundung verurſachen muß, mit der Spitze in den Schlund hinabfahren und auf dieſe Art

unsichtbar werden könnte. Die Luftröhre ist — ungefähr wie beim Kranich — trompetenartig gebogen *).

Die Nasenlöcher sind mit kurzen, schwarzen Federn besetzt.

Mehr oder weniger breite, kahle, warzige, rothe Flecken stellen sich nach Maaßgabe des Alters über den Augen dar.

Der Kopf ist, ins Violette spielend, schwarzblau; ein ziemlich langer schwarzer Federbart hängt von der Kehle herab.

Das gleichfalls schwarze Gefieder am Hinterhalse, Rücken, Bauche und an den Seiten der Brust ist mit einzelnen weißgrauen Federn untermengt.

Schön stahlblau und glänzend erscheint der vordere Theil des Halses und der Brust.

In der braunen Grundfarbe der obern Deckfedern an den Flügeln, verlaufen sich auch schwarze Schattirungen, auf dem mittelsten Flügelgelenk wird ein weißer Punkt sichtbar. Die innern Deckfedern derselben sind schwarz gefärbt. Eben so die größten Schwung- und die sechzehn —

---

*) Ueber das oben Gesagte spricht sich D. Wolf in Meyers und Wolfs Taschenbuch, Th. I. S. 294. (Anmerk.) folgendermaßen aus: „Die Luftröhre geht auf der linken Seite herunter, biegt sich am obern Theile des Kropfes etwas nach dem Rücken zu, dann nach vorn; hierauf macht sie eine große Beugung nach hinten und krümmt sich wieder aufwärts bis an die Beugung nach vorn; dann krümmt sie sich wieder nach unten und läuft endlich neben dem Schlunde hinab in die Lungen. An der Luftröhre läuft ein Muskel herab bis zur ersten Beugung nach vorn, von dieser nicht an der großen Beugung herum, sondern geht sogleich auf die letzte nach den Lungen zu gerichtete über, und ein Theil läuft oberhalb, der andere unterhalb der Luftröhre; auf beiden Seiten theilt sich jeder derselben in zwei Theile, von welchen der eine an der Luftröhre hinabgeht, der andere bis an das Brustbein, wo er angewachsen ist. Bei drei Jungen wurde die Krümmung der Luftröhre nicht bemerkt, sondern sie lief gerade am Schlunde fort, auf der linken Seite des Kropfes in die Brusthöhle hinein. Die Zunge lag bei diesen Jungen im Schnabel ziemlich weit nach vorn."

Waren diese Jungen vielleicht weiblichen Geschlechtes — worüber Herr D. Wolf sich eben so wenig äußert, als darüber, ob er überhaupt Weibchen untersucht hat — so würde dadurch des Herrn Prof. Oken Angabe, daß nur dem Auerhahne jener Luftröhrenbau, und des Verfassers Vermuthung daß auch ihm allein die Zurückgezogenheit der Zunge eigen sei, bestätigt. Zusatz d. zweiten Ausg.

nach Andern achtzehn — Ruderfedern. An jeder derselben zeigen sich dem Auge so regelmäßig geordnete weiße Flecken, daß sich diese, wenn der Auerhahn mit seinem 12″ langen Schwanze zu einer Zeit, wo man es beobachten könnte, ein Rad schlüge, in genau abgerundeter Form darstellen würden. Die Schwanzdeckfedern sind schwarz mit gelblichen Einfassungen; das Gefieder unter dem Schwanze ist schwarz mit Weiß durchmengt.

Die 3½″ hohen Füße sind bis an die dunkelgrauen, mit schwarzen stumpfen Klauen bewaffneten Zehen mit dunkelrostbraunen, weißlich gefleckten und durchsprengten Federn besetzt. Dieses Gefieder geht während der Balzzeit größtentheils verloren, ersetzt sich aber in der folgenden Rauzeit (Mause) — im Sommer — vollkommen.

Die Länge eines ausgewachsenen Auerhahnes beträgt beim einjährigen 2′ 8″, beim ältern bis 3′ 4″; die Breite von einer Flügelspitze zur andern 3½ bis 4½′. Das Gewicht ist zwölf bis vierzehn Pfund.

§. 6.

Die Balzzeit fängt, je nachdem die mildere Frühlingswitterung den Begattungstrieb früher oder später erweckt, gegen das Ende des Monats März, oder zu Anfange des Aprils, in Gebirgen oft dann schon an, wenn sie noch tief mit Schnee bedeckt sind. Sie dauert vier bis fünf Wochen.

Bis zu dieser Zeit stehen die ältern Hähne von den Hennen abgesondert. Dann aber suchen sie auf den ihnen bekannten Balzen den einmal gewählten Stand wieder auf, und jeder alte Hahn versammelt zehn bis zwölf Hennen um sich her.

Selbst im Greisenalter duldet er jüngere Nebenbuhler in seiner Nähe nicht, sondern vertheidigt die Rechte, welche er über sein Serail zu haben glaubt, so lange mit Hartnäckigkeit, bis ein glücklicher Schuß des wachsamen Jägers jene in den Stand setzt, die gewiß nicht trostlosen Witwen unter sich zu vertheilen und sie für so manches,

durch die eiferſüchtigen Grillen des Despoten erduldete Ungemach ſchadlos zu halten.

Eben in dieſer mit dem Alter, ſelbſt bei dem Gefühle des zunehmenden Unvermögens wachſenden Eiferſucht und Gier nach Alleinbeſitz iſt einer der Hauptgründe zu ſuchen, warum ſich das Auergeflügel nirgends ſo vermehrt, wie es ſonſt wohl könnte *).

Abends, wenn die Nacht den Tag faſt ganz verdrängt hat, ſteigt während der Balzzeit der Auerhahn meiſtentheils in die Spitze, zuweilen aber auch auf einen tiefern Seitenaſt eines ſtarken Nadelholzſtammes, oder im reinen Laubholze, einer Aſpe oder Buche — ſeltener einer Eiche — zu Baume. Er nimmt dann jedesmal genau denſelben Stand wieder, welchen er am erſten Tage wählte.

Beunruhigung — welcher Art ſie ſei — veranlaßt den Auerhahn zur Wahl eines andern Einfallbaumes in der Nähe des Balzes — d. h. des Ortes, wo das Auergeflügel balzet — meiſt für die ganze Dauer der Balzzeit des laufenden Jahres; Schlagführungen, welche den Waldbeſtand im Umkreiſe des Balzes weſentlich angreifen — beſonders wenn bei ſelbigen die Einfallbäume mit getroffen werden, bewirken bei Hähnen und Hennen gänzliche Entfernung vom vorherigen Balze und Verſetzung deſſelben in andere dazu geeignete Diſtrikte des Standrevieres.

Nach des Verfaſſers Wahrnehmungen bleiben alte Hähne nach dem Einfalle bis gegen zwei Uhr Morgens ſtumm und unbeweglich auf ihrer Standſtätte, um der Ruhe zu pflegen. Nur junge Hähne üben ſich bisweilen im Herbſte des erſten Lebensjahres, öfter beim Beginn der nächſtfolgenden Balzzeit, Abends, wenn ſie zu Baume ge-

*) Man ſollte daher die alten Hähne, welche am früheſten balzen, gleich Anfangs der Balzzeit wegnehmen. Die jungen hätten dann gleiche Rechte auf die vakanten Hennen und würden ſich entweder, einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft zu Folge, in den Beſitz derſelben theilen, oder es träte doch wenigſtens an die Stelle des entnervten Alten ein rüſtiger Junger, von deſſen Kraftfülle ſich eine volkreichere Nachkommenſchaft erwarten ließe.

ſtiegen ſind, durch anfänglich unvollkommenes Ausgeben der einzelnen Theile des Balzlautſatzes — in der Sprache der Tonkünſtler zu reden — auf die Hervorbringung des ganzen Satzes gleichſam ein. Bald bringen ſie es zu gleichem Grade von Virtuoſität mit den Alten, und ſo ertönt nach Verfluß weniger Tage der Balzzeit — da, wo mehrere Hähne an einem Balze ſtehen — in der oben bezeichneten Frühe und bis zur Tagesdämmerung von verſchiedenen Standſtätten her, bei günſtiger — das heißt, nicht allzuſtürmiſcher, mehr kalter als warmer Witterung, der Balzlautſatz vollſtändig nach ſeinen drei Theilen, nämlich:

1) ein gleichſam doppelt ſchnalzender Laut, welcher ungefähr ſo erklingt, als wenn zwei völlig ausgedörrte Stöcke von hartem ſchalenloſen Holze zuſammengeſchlagen werden. Dieſer Laut wird in der Weidmannsſprache durch Knappen bezeichnet. Das Knappen, einzeln und abgeſetzt vernommen, iſt für Vorſpiel zum Balzlautſatze zu nehmen. Oefter, immer ſchneller (accelerando), zuſammenhängender wiederholt — ſo ein gutes Vorzeichen für den Jäger — tritt es gemeiniglich faſt in Zuſammenhang mit

2) einem beſonders ſich unterſcheidenden, in abgeſetztem Mitteltone vernehmbaren, dem prallenden Zungenklatſch allenfalls zu vergleichenden Schnalzen — in der Jägerſprache Hauptſchlag genannt. Er wird dem Jäger beachtungswerth, weil demſelben

3) ein in tiefern und höhern, ungeregelten, aber nicht widrigen Tonausweichungen wechſelndes, dem leiſen Wetzen einer Senſe nicht unähnliches Geſchwirr, welches — bald weniger, bald mehr, doch ſelten über einige Sekunden ausgehalten — unmittelbar ſich anſchließt. Dieſer Schlußtheil des Balzlautſatzes — in der Jagdkunſtſprache durch Schleifen oder Wetzen bezeichnet — iſt deshalb ausgezeichnet wichtig für den Weidmann, weil, wenn und ſo lange er ertönt — aber auch nur dann — der Auerhahn in der That weder äuget noch ver-

nimmt (weder sieht noch hört) *), obwohl er wie die Henne mit äußerst scharfem Gesicht und feinem Gehör ausgestattet, und daher sonst sehr scheu ist. — Je heftiger — daß ich so sage — der leidenschaftliche Taumel ist, in welchem er sich befindet; desto öfter und schneller hinter einander erfolgen jene lauten Ausbrüche des Entzückens, und „es pflegt in diesem Falle das, im entgegengesetzten den neuen Balzsatz nur präludirende Knappen, den Schlußtönen des Schleifens so schnell zu folgen," daß hierdurch Döbel und mit ihm der Verfasser des gegenwärtigen Werkes (vergl. erste Ausgabe, Th. I. S. 344) verleitet wurde, irriger Weise zu sagen: es schließe der Satz wieder mit einem prallenden Schnalz **). Dabei dreht und wendet er sich auf einer und derselben Stelle, oder geht, wenn es die Richtung des Standastes zuläßt, mit vorwärts gestrecktem Kopfe, aufgeblähtem Kropfe, herunterhängenden Flügeln, gehobenem, radförmig ausgespreiztem Spiele (Schwanze) auf demselben pathetisch langsam umher, und unterhält so den Beobachter auf die belustigendste Weise durch Laut und Geberde.

Uebrigens ist der Vergleich so uneben nicht, wenn man von einem jungen Menschen, welcher der Leidenschaft für das schöne Geschlecht den Zügel bis zum Uebermaaß

---

*) Oken (Zool. III. S. 620) macht hierbei die Einschränkung, der Auerhahn sehe und höre beim Wetzen nicht nach unten. Ob dem so, oder ob er für den Moment überall taub und blind sei, scheint mir zu den unaufgelöst'ten, schwer aufzulösenden Problemen zu gehören. Zugleich bescheide ich mich dessen gern, daß dem unkundigen Leser der Balzlautsatz nach allen drei Theilen durch die obige Beschreibung nicht ganz versinnlicht werden könne, halte jedoch dafür, daß selbige wenigstens eben so viel, vielleicht mehr leiste, als die von andern versuchte Nachahmung der Töne durch eigene Worte. Der Verf. z. zweiten Ausg.

**) Obenstehende Darstellung gründet sich auf die in Beziehung auf die frühern vom Herrn Oberforstmeister v. Wildungen im Hartigschen Journale für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen 1806, Heft II. S. 215 u. f. mitgetheilten, durch neuere Wahrnehmungen des Verfs. vollkommen bestätigten Bemerkungen. Anm. zur zweiten Ausg.

schießen läßt, sagt: er ist verliebt wie ein Auerhahn. Oft hat ja dieser noch das voraus, daß er besonnene Augenblicke hat, jener fast nie.

Mit Tagesanbruch steigt der Auerhahn von seinem Stande herab zu den Hennen, befriedigt zuvörderst seine wollüstigen Triebe durch immer wechselnden Genuß, und sucht hernach im geselligen Vereine mit seinen Schönen, ohne sich jedoch weit vom Balze zu entfernen, die verlornen Kräfte durch nahrhafte Aesung zu ersetzen.

§. 7.

Die Länge der Auerhenne beträgt selten mehr als 26″, die Breite über die Flügel gemessen bis 40.

Der Schnabel ist schwärzlich, die kurz bebärtete Kehle bis zur Brust herab roströthlich. Letztere hat einige kleine weiße Flecken. Der untere Theil derselben und der Bauch spielt ins Rostgelbe und es werden hin und wieder schwarze oder schwarzbraune Flecken sichtbar.

Quer über den rostfarbenen Schwanz verbreiten sich schwarze Streifen.

Das weibliche Auergeflügel ähnelt übrigens der Farbe nach an den meisten Theilen des Körpers der Waldschnepfe und dem Birkhuhne sehr.

Sobald die Hennen des Hahnes Balzlaut hören, erwacht auch bei ihnen der Geschlechtstrieb; nur daß sie ihn — tout comme chez nous — nicht so bemerkbar werden lassen als jener. Sie ziehen sich näher an den Balz heran und geben durch ein leises, gleichsam schmachtendes, abgebrochenes Kak — Ach? — zu erkennen, daß sie, von seinen Leiden gerührt, ihm den Sieg nicht sehr erschweren werden. Und doch legen sie hernach die Maske der Sprödigkeit vielleicht nur deshalb wieder an, um ihn, wenn er etwa Alters wegen einen Reiz bedarf, desto begehrlicher zu machen. Jetzt steigt er herab — in verliebter Eil scheinen sie zu fliehen — er folgt, holt sie ein und gibt — was er vermag! —

§. 8.

Die Balzzeit endigt gewöhnlich, wenn die Knospen der Buche sich zu öffnen beginnen. Dann sondern die

Hennen sich wieder von den Hähnen ab, und suchen im dichten, jungen Holze oder im Farrenkraute einsame Plätzchen, wo sie in einem, fast auf der bloßen Erde, mit dünnem trocknen Reisig nur wenig umlegten Neste sechs bis sechzehn gelbweißliche, mit rosigelben Flecken besäete Eier legen, welche von ihnen allein in vier Wochen ausgebrütet werden. Sie verlassen diese so ungern, daß man, wie Döbel sagt, die Nester zum Schutze gegen Raubthiere umzäunen kann, ohne das Brütgeschäft zu stören. Entfernen sie sich des Aesens wegen, so geschieht dies nur auf kurze Zeit und erst dann, wenn sie die Eier mit Laub oder Moos bedeckt haben.

§. 9.

Die Jungen, kaum dem Ei entschlüpft, folgen sogleich, oft noch kleine Schalenreste auf dem Rücken tragend, der sorgsamen Mutter, um sich unter ihrer Aufsicht und Anleitung Aesung zu suchen. Sie bleiben bis zur Balzzeit des folgenden Jahres bei ihr.

Raubthiere und Raubvögel sind ihnen in der frühesten Jugend um so gefährlicher, da sie erst spät flugbar werden. Auch hierin liegt eine Ursache, warum das Auergeflügel selbst bei der strengsten Hegung nirgends häufig gefunden wird.

§. 10.

Der Auerhahn wird auf großen Tafeln mehr zur Zierde als des Wohlgeschmackes wegen entweder gebraten, oder in einer Pastete aufgesetzt. In beiden Fällen rupft man ihn gleich, wenn er zur Küche abgeliefert ist; nur am Kopfe und etwa an einem 2″ langen Ende des Halses bleiben die Federn.

Dieses befiederte Stück wird in Papier eingeschlagen; dann das Ganze in Weinessig einige Tage gebeitzt, oder im Winter an die Luft gehängt.

Wird er als Braten verspeis't, so bleibt Kopf und Hals am Rumpfe; als Pastete aber wird das befiederte Stück abgelös't und durch einen Stift auf dem Deckel befestigt.

§. 11.

Auerhennen werden auf einem gehegten Reviere in der Regel gar nicht, die Auerhähne meist auf dem Balz geschossen.

Jagdberechtigte, welche dem Weidewerke genugsam huldigen, um der Ausübung desselben einige Stunden Schlaf aufzuopfern, behalten sich oder ihren Freunden dies Vergnügen selbst vor.

Was daher der dienende Jäger zu beobachten hat, um der Herrschaft den Erfolg der Balzjagd möglichst zu sichern, werde ich hier anzeigen.

Auf jedem Reviere, wo Auergeflügel steht, findet man einen Balz, auch wohl mehrere.

Gleich beim Eintritte der Balzzeit (§. 6.) muß der Jäger in die Nachbarschaft des frequentesten Balzes auf seinem Reviere sich gegen Abend auf den Anstand begeben, um, möglichst verborgen und still sich haltend, den Einfall verhören, d. h. aus geeigneter Ferne die Standbäume und auf diesen die Standstätten der einfallenden Hähne — jene mittelst des Gehörs, diese, wenn Dunkelheit es zuläßt, mittelst des Gesichtes — wahrnehmen zu können *).

Ist dieser Zweck erreicht, so zieht er, wenn die Nacht vollkommen eingetreten und alles in Ruhe ist, mit möglichster Vor- und Umsicht jedes Geräusch vermeidend, sich zurück.

Am folgenden Morgen, ehe die Hähne zu balzen beginnen, hat derselbe zum Behuf des weitern Verhörens seinen Stand in Folge behutsamster Annäherung auf einem, beiläufig 200 Schritte weit vom Balzplatze entfernten, vorbeiziehenden Wege zu nehmen.

---

*) Im Falle, daß in der Gegend des Balzes Reh- oder anderes Wild wechselt oder auf die Aesung zieht und dem verhörenden Jäger vor dem Einfalle zu Gesichte kommt, muß er sich demselben sofort bemerklich machen. Beim weiter unten in Rede kommenden Morgenanstande hingegen muß er es sorgfältig vermeiden, von dem Wilde bemerkt zu werden, so lange, bis die Auerhähne vom Baume gestiegen sind und mit den Hennen sich entfernt haben. Dann erst darf er sich zeigen. Dieses Verfahren hat den Zweck, anderes Wild aus der Nachbarschaft zu verdrängen und dadurch Störung des Balzes zu verhüten.

Nachdem er da durch aufmerkſame Beobachtung der, von den Abends zuvor bemerkten Einfallſtätten her ertönenden Balzlautſätze (§. 6.) von der Zahl und dem Stande der vorhandenen Hähne ſich in Kunde geſetzt hat, ſchreitet er, ungefähr von acht Uhr Morgens an, zur Vorrichtung der Aufſpringe- (Annäherungs-) Pfade, von einem Punkte des Weges aus, auf welchem er am Morgen verhörte, bis in die Nähe der wahrgenommenen Standbäume.

Sind deren von früherer Zeit her ſchon vorhanden, ſo werden ſie benutzt; wo nicht, ſo legt man neue an und zwar ſo viele möglichſt gerade gerichtete, als erforderlich ſind, um auf denſelben ſämmtliche auf dem Balze Stand haltenden Hähne an- oder unterſpringen zu können. Zu dem Ende wird in einer Breite von 3 bis 4′ der Boden von allem, was hinderlich werden oder Geräuſch veranlaſſen könnte, mit Beil, Hacke, Schäufel, Rechen (Harke) und Beſen geſäubert, auch jeder überhängende Aſt oder Zweig entfernt.

Am folgenden Abend und Morgen verhört der Jäger wieder, unterſpringt auch am letztern wenigſtens einen Hahn, um deſſen Balzſtätte auf das genaueſte zu erforſchen. Hierauf erfolgt der Rückzug unter ſteter Beobachtung aller Vorſichtsmaaßregeln, welche bei der Annäherung ſtatt finden mußten — von welchen der Unkundige demnächſt unterrichtet werden wird — bis ans Ende des Pfades, auch, wo nöthig, noch ein Stück dem zuführenden Wege entlang.

Bis zu dem Punkte des Annäherungsweges, von welchem die Springpfade nach dem Balze ſich hinziehen, führt dann der mit den Balzpfaden, wie mit dem Stande der Balzhähne bekannte Jäger an einem für dieſe Jagdart günſtigen Morgen (§. 6.) denjenigen, welcher zum Schuſſe gebracht werden ſoll.

An dieſer Stelle verweilen beide ſo lange, bis die vom Jäger verhörten Hähne recht eifrig balzen; unter dieſen aber vorzüglich der zunächſt ſtehende, in-

dem auf ſelbigen zuerſt Jagd gemacht werden muß *). Wird dann von deſſen Balzſtätte her der ganze Balzlautſatz drei- bis viermal kurz nach einander wiederholt; ſo dient der nächſtfolgende Hauptſchlag (§. 6. Nr. 2.) als Zeichen, ſich zum Anſpringen bereit zu machen. Sobald das dem Hauptſchlage in der Regel unmittelbar folgende Schleifen (§. 6. Nr. 3) zu ertönen beginnt, eilt der Jäger auf dem nächſten Pfade mit raſchen Sprüngen — deren im immer nur kurzen Zeitraume des Schleifens ſelten mehr als drei gethan werden können — voran, ihm genau nach der Andere, welcher — gemeiniglich Jagdliebhaber — weniger mit dem Betriebe dieſer Jagdart vertraut zu ſeyn pflegt, als der Jäger und daher in Allem nach dieſem ſich pünktlich richten muß, wenn der Erfolg lohnend ſeyn ſoll. In demſelben Moment, wo der Hahn zu ſchleifen aufhört, müſſen beide Anſpringende ihre Schritte hemmen und — ſelbſt in der unbequemſten, gezwungendſten Stellung — ſo lange unbeweglich ſich verhalten, bis das nächſtfolgende Knappen (§. 6. Nr. 1.) und der Hauptſchlag vorüber ſind und das Schleifen anfängt. Während deſſelben wird weiter angeſprungen und in Allem das vorerwähnte Benehmen fortgeſetzt befolgt, bis die Anſpringenden zu dem Standpunkte gelangen, von welchem aus der Schütze den Auerhahn frei ſtehen ſehen und mit dem Flintenſchuſſe erreichen kann.

Außerdem, daß auch hier das Gewehr nicht eher an den Backen genommen (angeſchlagen) werden darf, bis der Hahn wieder im Schleifen begriffen iſt, hängt nun das

*) Aus dem begreiflichen Grunde, weil, wenn man ſelbſt mit der größten Behutſamkeit einem entferntern anſpringen wollte, näherſtehende entweder noch gar nicht laute, oder doch mit jenem nicht zugleich ſchleifende ſofort abſtreichen (wegfliegen) würden. In dieſem Falle aber ginge nicht nur die Hoffnung, einen oder mehrere an dieſem Morgen noch zu erlegen, verloren, ſondern der ganze Balz geriethe durch das mit dem Abſtreichen verbundene Geräuſch in Unruhe, und auf dieſe Weiſe könnte und müßte die Ausſicht zu einer glücklichen Jagd auf dieſem Balze für dieſen Tag — vielleicht für die ganze Balzzeit — verſchwinden.

Weitere, das Treffen oder Fehlen nehmlich, von der mehrern oder mindern Fertigkeit des Schützen im Gebrauche des Schießgewehres ab.

Für Ungeübte noch folgende Bemerkungen:

1. In der Dunkelheit, selbst bei hellem Mondlichte und in tiefer Dämmerung muß entweder bei wie am Tage genommenem Korne, etwas höher als am Tage gezielt, oder das Korn mehr als voll, und — wie man zu sagen pflegt — noch Lauf mitgenommen, im letzten Falle aber so wie am Tage gezielt werden.
2. Während des Schleifens bringt in der Regel selbst der Fehlschuß den Auerhahn nicht zum Abstreichen, vielmehr kann der zweite Lauf des Zwillings, oft auch ein anderes Gewehr benutzt werden, um den zweiten Schuß besser anzubringen. Ich selbst war vor ungefähr 36 Jahren Augenzeuge, daß einer der trefflichsten Schützen damaliger Zeit einen freilich hochstehenden, eifrig balzenden Auerhahn mit vier einfachen Flinten fehlte und erst mit dem fünften Schusse erlegte.

In Revieren, wo Auergeflügel häufiger als gewöhnlich Stand hält, mag die Tagsjagd mit dem Auerhahnhunde, welche der Verfasser aus Erfahrung nicht kennt, dem Jagdliebhaber nicht geringes Vergnügen gewähren. Wenn nehmlich der freisuchende Hund Auergeflügel findet und zu verbellen anfängt, steigt dasselbe zu Baume. Der Schütze schleicht sich dann unter dem Winde, von Bäumen oder Gesträuchen gedeckt, bis auf gehörige Schußweite zum nächststehenden Hahne heran, um ihn, während derselbe den Auerhahnbeller, seinen Verräther, im Auge behält, zu erlegen.

§. 12.

Gute Schützen erlegen den Auerhahn lieber mit der Büchse, als mit der Flinte; vorzüglich am Tage, wo es selten gelingt, so nahe zu kommen, daß letztere anwendbar wäre. Auf dem Balze hingegen, wo die Dunkelheit am

genauen Abkommen hindert, wie beim Treibejagen, wo, nächſt andern Wildarten auch Auergeflügel bisweilen zu ſchießen verſtattet wird, bedient man ſich gewöhnlich einer tüchtigen, mit Schrot Nr. 1. geladenen Flinte.

Der Erlegung folgt bei der Heimkunft das Aufbrechen des Auergeflügels, wie des geſammten, zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwildes auf folgende Weiſe. Nachdem der Jäger das aufzubrechende Auerhuhn geſtreckt (gerade vor ſich hin auf den Rücken gelegt) hat, wird daſſelbe vom Weidloche an nach der Bruſt zu, beiläufig 4″ lang aufgeſchärft, dann die Hand oberhalb des Magens bis zur Lungengegend eingeſchoben, mit gekrümmtem Vordergelenke der Finger das Geſcheide von der Leber getrennt herausgezogen, zuletzt der Maſtdarm mit dem Meſſer ausgelöſ't. Das Geräuſch (Herz, Lungen und Leber) bleibt zurück.

Fünftes Kapitel.

Vom Faſan*).

Phasianus Colchicus (*Linn.*). Ph. Marginatus (*Meyeri*) **).

---

§. 1.

Die unter dem Namen der Argonauten bekannten Griechen ſollen bei ihrer Fahrt nach Colchis — dem

---

*) Hier wird nur Rückſicht auf wilde Faſanerie genommen. Wegen zahmen verweiſe ich den, welcher hier dieſen Gegenſtand ſich belehren will auf Krünitzens Encyklopädie und Döbels Jägerpraktik.

Noch will ich bei dieſer Gelegenheit erwähnen, daß das von einer Faſanhenne im Freien ausgebrachte Gehecke Geſpenſt, der Schwanz des Hahnes Spiel genannt wird.

**) v. Wildungens Neujahrsgeſchenk, 1797, S. 56. Bechſteins

jetzigen Mingrelien — um dort das goldene Vlies abzuholen, die Federwildart, von welcher gegenwärtiges Kapitel handelt, in großer Menge an den Ufern des Fluſſes Phaſis gefunden, ihr deßhalb den Namen Phaſan, oder, wie man jetzt gewöhnlich ſchreibt, Faſan gegeben und ſie des Wohlgeſchmackes und der Schönheit wegen mit in ihr Vaterland zurückgenommen haben.

Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß die Argonauten den Leckermäulern ihrer und unſerer Zeit durch das Einheimiſchmachen des Faſans, ein angenehmeres Geſchenk, als durch das goldene Vlies gemacht haben.

So viel ſcheint gewiß zu ſeyn, daß der Faſan, außer ſeinem eigentlichen Vaterlande, zuerſt in Griechenland bekannt geworden iſt.

In Italien ſchätzte man ihn ſchon zur Zeit der erſten römiſchen Kaiſer ſehr. Von da aus verbreitete ſich dieſe köſtliche Wildart nach und nach faſt über alle gemäßigte und warme Erdſtriche der bekannten Welt. Hierzu muß allerdings gleich vom Anfange die vom Menſchen auf die Pflege, Fortpflanzung und Erziehung des Faſans verwendete Sorgfalt mitgewirkt haben, da der Körperbau dieſes Vogels nicht ſo eingerichtet iſt, daß er weite Reiſen fliegend machen kann. In neuern Zeiten brachten die Europäer den gemeinen Faſan auch nach Amerika.

Büffon ſagt: „in manchen Provinzen Frankreichs habe es nie gelingen wollen, Faſane zu ziehen.“ Ob der Grund dieſes ſonderbaren Ereigniſſes mehr im fehlerhaften Verfahren oder in örtlichen Verhältniſſen liege, läßt ſich freilich, ohne mit beiden genau bekannt zu ſeyn, nicht beſtimmen; muthmaßlich hat das erſtere mehr Schuld daran, als das letztere.

Unter allen teutſchen Ländern iſt Böhmen dasjenige, wo ſie ſich ohne vorzügliche Pflege ſelbſt im wilden Zuſtande am meiſten vermehren.

Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 7. Deſſen ornithol. Taſchenb. S. 235. Meyers Taſchenb. der deutſchen Vögelkunde, Th. I. S. 191.

Auch in Sachsen wurden sie in vorigen Zeiten sehr strenge gehegt.

So erschien den 2. Mai 1695 ein Mandat, welches den 18. September 1697 erneuert ward, dem zu Folge die Fasane auf keine Weise, besonders in der Brutzeit gestört oder beunruhigt werden sollten *).

Jeder sächsische, selbst mit der hohen und Mitteljagd beliehene Vasall mußte, wenn die Befugniß, Fasanerie zu unterhalten, nicht ausdrücklich im Lehnbriefe zugestanden war, besondere Concession dazu nachsuchen **). Ferner verordnete ein Mandat vom 7. Mai 1741, daß diejenigen Vasallen, welchen die Erlaubniß, Fasane zu halten, gegeben worden, das Recht, solche zu schießen und zu fangen, sich erst dadurch erwerben könnten, wenn sie, nach Verhältniß der Größe ihrer Besitzungen, 30 bis 50 Stück im Beiseyn eines Forstbedienten ausgesetzt hätten, sich auch dazu verstünden, nach großen Ueberschwemmungen oder sehr harten Wintern 15 bis 25 Stück von neuem auszusetzen. Dasselbe Mandat untersagte zugleich die Verpachtung der Fasanenjagd und befahl, daß bei Versendung erlegter Fasane eine besiegelte Bescheinigung mitzugeben sei ***).

Schon seit mehrern Jahren hat sich bei dem allen diese Federwildart in Sachsen so sehr vermindert, daß es allerdings rathsam wäre, die eben erwähnten zweckmäßigen Befehle in Anwendung zu bringen, um derselben einigermaßen wieder aufzuhelfen.

§. 2.

Körperbau, Aesung und andere Eigenschaften gaben den Naturforschern triftige Gründe an die Hand, den Fasan, als eigene Gattung, den hühnerartigen Vögeln beizuzählen.

Die Aesung desselben besteht in Getreidekörnern aller

*) S. Jagd- und Forstrecht nach churfächs. Gesetzen. Leipzig bei Göschen 1792, §. 20. S. 158.
**) Ebendaselbst §. 17. S. 147.
***) Ebendaselbst §. 23. S. 179 u. f.

Art, Heidekorn und Hirſe mit eingeſchloſſen; in jungen grünen Pflanzen und Kräutern; in Schnecken, Würmern und Ameiſeneiern. Beeren von allerhand Strauchhölzern nimmt er ſehr gern an, vorzüglich aber den Miſtel (Viscum album, *Linn.*), welchen man auf wilden Obſtbäumen findet, und Ebereſchen. Grober Sand und kleine Steinchen, die er verſchluckt, bewirken leichtere Verdauung.

§. 3.

Am liebſten halten ſich die Faſane in Feldhölzern auf, welche mit tragbaren Feldern und Wieſen umgeben ſind, und in deren Nähe kleine fließende Gewäſſer nicht fehlen; nur müſſen letztere zu Ueberſchwemmungen nicht Veranlaſſung geben. In ſolchen Revieren gedeiht auch die wilde Zuzucht am beſten, in ſo fern der Jäger gehörige Mittel und Mühe anwendet, um Raubthiere und Raubvögel, die den Faſanen ſo nachtheilig ſind, möglichſt zu vermindern.

Nadelholz eignet ſich gar nicht zur Unterhaltung einer Faſanerie.

Selten wird man am Tage den Faſan auf einem Baume ſtehend antreffen. Nur des Abends baumt er, um vor den Raubthieren ſicher zu ſeyn. Seine ſorgloſe Ruhe macht dieſe Vorſicht um ſo nöthiger.

§. 4.

Nie legt er ſeine Wildheit ab. Undankbar gegen alle auf ſeine Erziehung und Unterhaltung verwendete Sorgfalt, entzieht er ſich, ſo viel er kann, dem Auge deſſen, der ihn pflegt. Zwar kommt er, von kleinauf daran gewöhnt, wenn das Zeichen durch Pfeifen oder Klingeln gegeben wird, zur Fütterung, entfernt ſich aber auch ſchon in der frühern Jugend ſogleich wieder, wenn er das letzte Körnchen verzehrt hat. Bei unbegrenzter Liebe zur Freiheit wird er, wenn man ihn derſelben beraubt, gleichſam wüthend. Sieht er ſich mit mehrern ſeines Gleichen in einem auch nicht ganz engen Raume eingeſchloſſen, ſo hackt er ſelbſt auf ſeine Unglücksgefährten los; ja er ſcheut

in dieſem Falle auch den Kampf mit ſtärkerem Geflügel nicht.

Nicht leicht wird man eine Wildart finden, welche ſo leicht wie dieſe aus der Faſſung gebracht werden könnte und dadurch unfähig würde, einen Entſchluß zu faſſen. Ueberraſcht die unerwartete Ankunft eines Menſchen oder Hundes den Faſan, ſo ſcheint er augenblicklich zu vergeſſen, daß ihm die Natur Flügel verlieh, um vermittelſt derſelben ſeine Rettung zu verſuchen, vielmehr bleibt er gemeiniglich auf der Stelle, wo er iſt, unbeweglich ſitzen, drückt ſich und verbirgt den Kopf, oder er läuft ohne Zweck in die Kreuz und Quere herum.

Nichts iſt ſeinem Leben gefährlicher als das Anwachſen eines in der Nähe ſeines Standes vorbeifließenden Gewäſſers. Befindet er ſich am Rande deſſelben, ſo bleibt er unbeweglich ſtehen, ſieht unverwandten Blicks gerade in daſſelbe hinein, bis das Gefieder durchnäßt iſt, und dadurch ſeine Schwere ſo vermehrt wird, daß er ſich nicht zu heben vermag. Als Opfer ſeiner Dummheit geht er dann recht eigentlich zu Grunde.

Der Verfaſſer war einſt ſelbſt Augenzeuge eines ähnlichen Ereigniſſes. Damals ſuchte ſich aber der Faſan nicht nur nicht zu retten, ſondern er wadete ganz gravitätiſch immer tiefer in den Strom hinein. Als die Füße nicht mehr zureichten, und er ſchon fortgetrieben ward, erwartete er in ſtiller Reſignation mit ausgebreiteten Flügeln ſein Schickſal. Vermittelſt eines abgeſchnittenen Hakens zog man ihn ans Land und entriß ihn für diesmal der Gefahr.

§. 5.

Unter allen bei uns im Freien vor- und fortkommenden nutzbaren Vögeln iſt der Faſanhahn der ſchönſte.

In der Stärke (Größe) gibt er dem größten Haushahne nichts nach, deren es einige gibt, welche ihm in vielen Stücken ähneln.

Die Länge deſſelben beträgt mit Einſchluß des Spie-

les (Schwanzes) 3′, die Breite von einer Flügelspitze zur andern 2½′.

Der 1 bis 1½″ lange, hellhornfarbene Schnabel ist wie bei den zahmen Hühnern gestaltet und an der Wurzel oben mit einem schwarzroth-, an den Seiten aber mit einem stahlgrün-glänzenden, hier abstehenden Federrande besetzt.

Rund um die Augen, deren Stern gelb erscheint, zieht sich ein rother, warziger, einzeln befiederter Ring. In demselben ist unter dem Auge ein schwarzes Fleckchen.

Durch die von der Natur in verschiedenen Farben und Schattirungen so kunstvoll zusammengestellten Federn, welche, einzeln betrachtet, schwarz, braun, mitunter weißlich, gelblich und ganz weiß erscheinen, entsteht das schöne Farbenspiel aus schwarz in blau, schwarz in grün, braun in roth, hellgelb in hochgoldgelb. Ein glänzender Schimmer verbreitet sich über das Ganze.

Der Kopf und der obere Theil des Halses schillert in dunkelstahlblau mit Dunkelroth vermischt, oder, mit einem Worte, in violet. Ein gelbgrüner Federbüschel, welcher sich erhebt, wenn der Fasanhahn balzt, bedeckt die Ohrenöffnung. Von der Kehle zieht sich nach dem Nacken ein ziemlich breiter stahlgrüner Streif. Der übrige vordere Theil des Halses bis über die Brust herab fällt ins Schönrothbraune. Auf den Seiten des Kropfes ist das glänzende Gefieder stahlblau, mitten auf der Brust aber dunkelgrün gekantet. Der Leib und die Seiten — welche schwarz geschuppt sind — spielen ins Braungelbe, hinterwärts wird die Farbe noch lichter.

Auch der braune Rücken hat schwarze Muschen. Die meisten Federbosen auf demselben sind rothbraun, am Ende ins Purpurfarbene spielend, die Kiele goldgelb. Gleiche Farben haben auch die kleinen Deckfedern der Flügel; die größern sind grau, die Schwungfedern graubraun. Die Grundfarbe der an den Spitzen purpurfarbig glänzenden faserigen Steißfedern ist braun.

Das oft 20″ lange, hinten keilförmig zugespitzte Spiel besteht aus achtzehn sichelförmigen Ruderfedern, unter welchen die beiden mittelsten viel länger sind als die

übrigen. Er iſt bis zum braunrothen Rande ſchwarzgrau gefärbt. Quer über die zwölf mittelſten Ruderfedern dehnen ſich in nicht ganz gleichen Entfernungen ſchwarze Streifen aus.

Die 4″ hohen Füße ſind mit graubrauner Haut überzogen und mit kleinen Schuppen belegt.

Die drei Vorderzehen ſind weiter vor, als es bei andern Vögeln, welche ihren Unterhalt zum Theil, im Erdboden kratzend, ſuchen, gewöhnlich iſt, durch eine Haut verbunden; wahrſcheinlich um in bruchigen Gegenden, welche der Faſan liebt, nicht ſo leicht durchzutreten.

Am Hintertheile der Füße iſt der Faſanhahn mit einem Sporn bewaffnet.

Der Laut deſſelben iſt durchdringend und unangenehm. Er hält faſt das Mittel zwiſchen dem Geſchrei des Pfaues und des Perlhuhnes. Am häufigſten hört man ihn während der Balzzeit. Zu anderer Zeit ſteigt er faſt nie, ohne ein abgeſtoßenes Gekacker in verhältnißmäßig tiefen Tönen auszugeben, zu Baume.

§. 6.

Die Balzeit fängt im März an und dauert ſechs bis acht Wochen. Auch in der Freiheit kann man durch eine gute nahrhafte Fütterung die Vermehrung der Faſanen befördern, beſonders wenn man kurz vor und während der Balzzeit von Zeit zu Zeit Buchweizen *), Ameiſeneier, Ohrwürmer und ähnliche reizende Aeſung gibt; nur nicht im Uebermaaße, ſonſt bewirkt man gerade das Gegentheil.

Ein Faſanhahn kann ſechs bis zehn Hennen befruchten. In eigentlichen Faſanerien gibt man ihm gewöhnlich ſieben; im wilden Zuſtande ſoll er ſich aber, wie Büffon ſagt, nur mit einer paaren **). Da ich ſelbſt hierüber

*) Polygonum Fagopyrum (§. 15.).

**) Andere behaupten, im wilden Zuſtande lege ſich der Hahn nicht eher eine zweite Henne zu, bis die erſte befruchtet ſei; man ſolle daher auch in dieſem Punkte der Natur nachahmen, und da, wo eingeſchränkt für die Fortpflanzung dieſer Federwildart geſorgt wird, dem Hahne nur erſt dann eine zweite Henne beigeſellen, wenn die erſte anfangen wolle zu

entſcheidende Erfahrungen zu machen, keine Gelegenheit hatte, ſo will ich dieſe Behauptung nicht beſtreiten. So viel iſt gewiß, daß der Hahn das Brütgeſchäft nicht mit übernimmt.

Wie bei allem Federwild enthält jedes Geſperr mehr Hähne als Hennen, weßhalb man darauf zu ſehen hat, daß die Zahl der erſtern ſich nicht übermäßig vermehre, weil ſie ſich ſonſt in der Balzzeit unaufhörlich um den Beſitz der Hennen ſtreiten und darüber das Begattungsgeſchäft vernachläſſigen.

Auch entſpringt hieraus noch der Nachtheil, daß ſich die jüngeren Hähne in andere Gegenden ziehen und, wenn ſie da Hennen finden, feſten Stand nehmen.

§. 7.

Die Faſanhenne iſt viel kleiner als der Hahn — ſie mißt mit Einſchluß des 7″ wegnehmenden Schwanzes nur 1′ 9″ — und das Gefieder derſelben weit weniger ſchön. Sie hat einen graufarbenen Schnabel, um die Augen einen weit ſchmalern, nur grauröthlichen kahlen Ring. Oben auf dem Kopfe iſt die Grundfarbe des Gefieders hellbraun, doch mit dunkleren und ſchwarzen Flecken gleichſam beſäet. Die gelbbräunlichen Backen ſind mit Schwarz beſchmitzt, die Kehlfedern weißgelblich. Zimmtbraun iſt die Grundfarbe des Halſes und Rückens. Beides iſt theils mit wellen-, theils mit muſchenförmigen ſchwarzen und dunkelbraunen Flecken belegt. In der Mitte der Rückenfedern zeigt ſich ein großer ſchwarzer, braun eingefaßter Fleck, der ſich in einer hellern Kante verläuft. Der hellbraune Schwanz iſt mit dunkleren braunen Flecken beſprengt und hat ſchwarze Querſtreifen. Die röthlichbraune Bruſt iſt mit dunkelbraunen Punkten beſchmitzt; ſo gleichfalls der gelbbraune Leib. Ueber die fahlbräunlichen Schwungfedern dehnen ſich weiß-

---

brüten, weil dann gewiß nicht ſo viel unbefruchtete Eier dem Emporkommen der Faſanerie entgegen ſeyn würden. Geſchickte Faſanwärter können allerdings hierüber die beſte Auskunft geben. Mir iſt das Ganze ſehr wahrſcheinlich.

graue Streifchen aus. Die Ständer ſind bleifarbig geſchuppt.

Sie macht ſich aus trocknen Grashalmen, dünnen Aeſten, Baumblättern und ähnlichen Sachen an den dunkelſten und am meiſten verborgenen Orten ihres Aufenthaltes, am liebſten im Farrenkraute oder im ſchmieligen Graſe ein kunſtloſes Neſt. Hier legt ſie aller zwei oder drei Tage ein Ei, welches viel kleiner, mit dünnerer Schale als beim zahmen Huhne bedeckt, hell olivengrün von Farbe nnd oben ſehr abgeſtumpft iſt. Sie kann deren höchſtens zwölf bebrüten, und legt deshalb in der Freiheit gewiß nicht mehr, oft weniger.

Nimmt man aber die Eier bis auf eins, welches unberührt bleiben muß, aus dem Neſte, ſo fährt ſie fort zu legen.

Iſt die Henne über drei Jahre alt, ſo wird ſie weniger fruchtbar und taugt alſo nicht viel zur Fortzucht.

Auch macht fettes Futter, in Menge gegeben, die Hennen zu feiſt, und in dieſem Zuſtande bleiben ſie gewöhnlich gelte (unfruchtbar).

§. 8.

Man mag das Brütgeſchäft der Faſanhenne ſelbſt überlaſſen, oder bei aufgeſuchten Eiern Truthühner dazu anwenden; ſo kommen nach 24 bis 25 Tagen die Jungen aus, und folgen, gleich ſchnelllaufend der rechten oder Pflegemutter. Dieſe, wie jene, führt ſie zum Aufſuchen des Geäſes an, welches ihnen auch augenblicklich willkommen iſt.

Nach den erſten vier Wochen unterſcheidet ſich ſchon das männliche Geſchlecht vom weiblichen dnrch abweichende Farben des Gefieders. Auch fangen dann die Jungen ſchon zu flattern an. Gegen Ende des Auguſt oder im Anfange des Septembers ſind ſie völlig flugbar und im Oktober ganz ausgewachſen.

In der Freiheit, von der rechten Mutter erzogen, bleiben ſie bis zur folgenden Balzzeit, wo auch ſie ſich begatten, unter der Aufſicht derſelben.

Unter den mannigfaltigen Spielarten, welche bei dieſer in unſerm Welttheile, wie früher ſchon geſagt, nicht eigentlich zu Hauſe gehörenden, nur eingebürgerten Federwildart öfter als bei wirklich einheimiſchen vorkommen, bemerkt man folgende am häufigſten:

a) Glänzend weiß, auch hier und da mit kleinen ſchwärzlichen oder violetten Flecken.

b) Bei gewöhnlichen Hauptfarben verſchiedentlich weiß geſcheckt.

c) Bei gewöhnlichen Farben, um den Hals ein ſchönes weißes Halsband. Dieſe Spielart geht unter der Obſicht eines ſorgſamen Faſanwärters in Halbart über und pflanzt ſich als ſolche fort.

§. 9.

Auch bei der wilden Faſanerie muß, da harte Winter, ſtarke Regengüſſe oder Schloßen, Ueberſchwemmungen, Raubthiere und Raubvögel auf ihr Gedeihen ſo nachtheilig wirken, die Vermehrung durch künſtliche Mittel nach Möglichkeit befördert werden, wenn nicht baldiger, oft ſchneller Ruin Folge der Vernachläſſigung ſeyn ſoll.

Zuvörderſt gehört zu dieſen Mitteln das Aufſuchen der Faſannester und Ausnehmen der Eier.

Man findet ſie am leichteſten, wenn man ſolche Gegenden, wo Faſane ſtehen, in der Legezeit und zu Anfange der Brütezeit mit einem guten, gelaſſenen Hühnerhunde abſucht. Steht nun hier der Hund vor der brütenden Henne oder vor dem Neſte, ſo kreiſ't man ihn, (d. h. man geht in ſich immer mehr verengernden Kreiſen um ihn herum) bis man eins oder das andere erblickt. Dann wird der Hund abgepfiffen. Hat man Urſache, zu glauben, daß die Eier ſchon bebrütet ſeyn könnten, ſo thut man am beſten, man nimmt ſie ſämmtlich weg und legt ſie unverzüglich einer Truthenne unter; außerdem, wenn etwa nur fünf oder ſechs in einem Neſte lägen, läßt man ein Neſtei unberührt, damit die Henne zu legen fortfährt, Auf dieſe Weiſe bekommt man von einer gewiß ein Drittheil Eier mehr, als außerdem. Auch können dergleichen

unbebrütete Eier aufgehoben werden, bis man deren genug hat, um eine oder mehrere Truthennen darauf zu setzen.

Nächstdem versäume man es nicht, denjenigen Leuten, welche bei ihren Feld-, Wiesen- oder Holzarbeiten etwa zufällig ein Nest gefunden und die Eier sogleich abgeliefert haben, eine reichliche Belohnung zu geben.

Kindern darf es nie gestattet werden, irgend eine Art von Vogelnestern, am wenigsten die der Fasanen auszunehmen, auch selbst dann nicht, wenn sie sich zur Abgabe der Eier anheischig machen.

Hat man einige zuverlässige Personen, so mögen diese zwar die Nester aufsuchen, und den Ort bezeichnen, um sie wieder finden zu können; aber von ihnen angeführt, muß der Jäger sie besuchen und das Ausnehmen der Eier selbst verrichten.

Wer zum erstenmale Fasane aussetzen will, muß sich die Eier aus einer benachbarten Fasanerie zu verschaffen suchen und solche dann durch Truthennen ausbringen lassen. Doch muß man wissen, mit wem man zu thun hat, wenn man den Ankauf derselben machen will; denn es ist kein seltener Fall, daß die Eier zufällig oder mit Vorbedacht *) unfruchtbar gemacht werden.

§. 10.

Die zum Ausbrüten der aufgesuchten oder angekauften Eier bestimmten Truthennen müssen genau untersucht werden, ob sie etwa Ungeziefer (Läuse) haben. In diesem Falle muß man sie mit Quecksilbersalbe davon befreien. Man reibt davon höchstens nur so viel im kurzen Gefieder ein, als die Größe einer halben Haselnuß beträgt, und läßt nachher die Henne im Sonnenscheine herumgehen. Sind die Bruthennen völlig rein, so bereitet man an einen mäßig warmen, trocknen Orte, welcher von der Morgen- und Mittagssonne beschienen wird, gute, durch

*) Indem man sie in siedendes Wasser wirft. Freilich ist das schändlich, aber es geschieht doch.

Verſchläge *) abgeſonderte Neſter aus weichem Stroh, legt in jedes zwanzig Stück von den vorräthigen Faſaneiern, ſetzt, indem man eben ſo verfährt, wie bei der Beſorgung des Brütgeſchäfts in der Haushaltung, auf jedes Neſt eine Bruthenne und merkt den Tag, an welchem dies geſchehen iſt, an, um genau wiſſen zu können, wenn die Jungen auskommen müſſen.

Während des Brütens bekommen die Hennen ſtets friſches, gutes Freſſen und Saufen, werden auch täglich zweimal auf kurze Zeit vom Neſte abgehoben.

An dem Tage, wo die Jungen auskriechen, muß man genau Acht haben, daß die Bruthennen dieſe nicht erdrücken, jenen aber vollauf und gut zu freſſen geben, damit ſie feſt auf dem Neſte bleiben, bis die zarten Kleinen völlig abgetrocknet ſind.

Den dritten oder vierten Tag werden die Jungen geräuchert.

Hierzu nimmt man Eiſenkraut **), Fenchel ***), Erbſenſtroh, von einem ſo viel als vom andern klein geſchnitten, geſtoßene Schalen von ausgebrüteten Faſaneneiern und Wachskugeln.

Nachdem man die jungen Faſane, aus jedem Neſte beſonders, vorſichtig in ein Haarſieb geſetzt, hält man dieſes etwa 1′ hoch über gelindes Kohlfeuer, auf welches man nach und nach etwas von den oben angegebenen, gut gemengten Beſtandtheilen ſchüttet, und den Rauch davon gemächlich durch das Sieb gehen läßt. Wenn bei dieſem Verfahren eine oder zwei Minuten vergangen ſind, bringt man ſie in einen oben und an den Seiten mit Draht- oder Weidenſtäben, welche ſo weit aus einander ſtehen, daß in der Folge die jungen Faſanen heraus- und hineinlaufen können, überzogenen, an einer Seite mit einem

*) Auf keine Weiſe bediene man ſich eines engen Korbes, oder mache den Verſchlag zu enge; denn wenn die Eier nicht luftig, wie im Freien, liegen, erſticken ſehr häufig die Jungen in denſelben.

**) Eiſenhart, Verbena officinalis.

***) Fenchel-Dill, Anethum Foeniculum.

Schieber verſehenen Kaſten, in dem inwendig eine beſondere, auch mit gleichen Stäben verſehene Abſonderung für die Bruthenne angebracht iſt, damit ſie die Jungen unter ihren Flügeln hübern (erwärmen) kann. Gut iſt es, wenn auf allen Seiten des Kaſtens Schieber von dünnen Bretern ſich befinden, um ſie beim etwa nöthigen Transport, oder wenn die Jungen darin verwahrt werden ſollen, niederlaſſen zu können.

Wird das Räuchern wöchentlich einmal wiederholt, ſo trägt es viel zur Erhaltung der jungen Faſane bei, welche man mit dem Kaſten, in der erſten Zeit die Bruthenne in der für ſie beſtimmten Abtheilung eingeſperrt, bei ſchöner, warmer Witterung ſo viel als möglich ins Freie bringt. Fiele bei dieſer Gelegenheit ganz unerwartet ein Regenſchauer ein, ſo müſſen Decken, aus leichten Bretern verfertigt, bei jedem Kaſten bereit liegen, um ſie damit ſo ſchnell als möglich zu belegen. Näſſe iſt den ganz jungen Faſanen gefährlich; kann man alſo Regen erwarten, ſo iſt es beſſer, ſie in eine Stube zu thun, welche, wenn die Luft rauh iſt, mäßig erwärmt werden muß.

Die beſte Aeſung beſteht gleich nach den erſten 24 Stunden in klein geſchnittenem Weiß von hart gekochten Hühnereiern, wozu man ſehr fein gehackte Peterſilie, Schafgarbe und Brenneſſel, von einem ſo viel als vom andern, auch, wenn es ſeyn kann, etwas Fliederblüthen thut. Zur Abwechslung kann auch von Zeit zu Zeit Zwieback oder recht gut ausgebackenes, hartes Weizenbrod gerieben, in warmer, friſcher Milch eingeweicht, an das Eierfutter gemengt werden.

Eier von Holzameiſen (Formica rufa) ſelten und in geringer Quantität gegeben, befördern das Gedeihen ſehr.

Ganz junge Faſane dürfen gar kein Saufen bekommen; auch beim ſchönſten Wetter nicht eher an die Luft gebracht werden, bis der Thau völlig abgetrocknet iſt. Die Unmöglichkeit, im Freien ausgekommene Faſane vor Feuchtigkeit zu ſchützen, iſt es eben, welche macht, daß

ein beträchtlicher Theil derſelben, ohne den unvermeidlichen Abgang durch Raubthiere zu rechnen, verloren geht.

Die angeführten Nahrungsmittel werden nach Verfluß der erſten vierzehn Tage noch durch ſüßen Quarkkäſe und durch immer friſch und dick in Milch gekochte Hirſe vermehrt. Bei irgend guter Witterung müſſen die nach und nach heranwachſenden Faſane der freien Luft genießen. Da ſie nun ſchon zu ſtark werden, um durch die Lücken zwiſchen den Draht- oder Weidenſtäben am Kaſten laufen zu können, die Bruthenne auch nicht mehr im Kaſten eingeſperrt wird; ſo erhalten ſie das Futter unter einem großen Hühnerkorbe, in welchen ſie, aber nicht die ſie begleitende Pflegemutter, durch die unten angebrachten Seitenöffnungen hinein können; doch müſſen die Kaſten oben zugedeckt, und mit aufgezogenem Schieber in der Nähe ſtehen, um ſie in denſelben vor Platzregen und Unwetter zu ſchützen.

Findet man es nöthig, ihnen dann und wann Saufen zu geben; ſo werfe man in das Waſſer etwas Eiſenkraut, Feldkümmel *) und Gundermann **), wodurch dem Durchfalle vorgebeugt wird.

Nachdem ſie ein Alter von ſechs Wochen erreicht haben, bringt man ſie den ganzen Tag über, unter guter Aufſicht, in eine kleine, mit einer Bretwand umſetzte Vermachung, wo entweder die Kaſten aufgeſtellt werden, oder eine kleine leichte Hütte erbaut iſt, um ſie bei einfallendem Unwetter hineintreiben zu können. Zur Erleichterung der Aufſicht kann das ſehr beitragen, wenn oben über dieſen Zwinger ein Netz gezogen wird, um dadurch Raubvögel, Krähen, Elſtern u. dgl. m. abzuhalten. In demſelben müſſen ſchon vorher kleine Flecken mit Salat, Kohl und Sommerrübeſaat beſäet ſeyn, damit das grüne Geäſe nicht fehlt.

Zum trocknen Futter wählt man Weizengräup-

---

*) Feldthymian, Thymus Serpyllum, Carum Carvi.
**) Glechoma hederacea (Hedera terrestris).

chen, Hirſekörner, gequellten Leinſamen; zuweilen werden auch einige Holzameiſeneier gegeben. Täglich erhalten ſie dieſes alles friſch, immer noch, damit es die Bruthühner nicht wegfreſſen, unter den obenerwähnten Körben. Friſches Waſſer darf nun nicht fehlen, und einige hin und wieder im Zwinger aufgeſchüttete Häufchen von trocknem feinen Sande ſind nützlich. Die jungen Faſane kratzen und hübern ſich gern darin und befreien ſich ſo vom Ungeziefer.

Wenn ſie ſtark genug ſind, um Getreidekörner heben und verdauen zu können, füttert man ſie mit Weizen, großen Gerſtengraupen, Hanfkörnern und Buchweizen. Nur muß es altes Getreide ſeyn. Auch kann man kleinwürflich geſchnittene Möhren *) und Brombeeren **) oder Preiſelbeeren ***) mitunter geben.

Das Räuchern wird von Zeit zu Zeit wiederholt.

Von dieſer Zeit an iſt es ſo nöthig nicht mehr, die nun weniger zärtlichen Faſane vor jedem kleinen Regenſchauer zu ſchützen; folgt ihm aber nicht bald Sonnenſchein, ſo bleibt es doch räthlich, ſie an den Ort zu bringen, wo ſie die Nacht über bleiben, welcher, wenn er ſehr kühl iſt, unter dieſen Umſtänden mäßig erwärmt werden muß, um das Abtrocknen zu befördern.

§. 11.

Mancherlei Krankheiten werden den jungen Faſanen während ihrer Aufziehung lebensgefährlich.

Von den gewöhnlichſten und deren Heilart Folgendes:

1. Bemerkt man, daß ſich das Gefieder ſträubt und der Kopf dick wird; ſo iſt dies ein Zeichen, daß ſie Läuſe haben.

In dieſem Falle beſtreicht man ſie am Kopfe und unter den Flügeln mit friſchem Baumöl. Wirkt dieſes nicht, ſo reibt man Queckſilberſalbe, aber nur auf jedes

*) Mohrrüben, gelbe Rüben, Daucus Carota.
**) Kratzbeeren, Rubus fruticosus.
***) Kronsbeeren, Vaccinium Vitis, Idaea.

Stück höchſtens einer halben Zuckererbſe groß ein. Bei dem Gebrauche beider Mittel muß dafür geſorgt werden, daß die Kranken im Sonnenſcheine, oder in einer warmen Stube bald abtrocknen, ſonſt ſind ſie ſchädlich.

Hält man die Behältniſſe und Aufenthaltsorte der jungen Faſane recht reinlich, verwahrt man die Bruthennen, wie ſchon oben geſagt, vor dieſen Schmarotzern; ſo hat man wenig zu fürchten.

2. Eine andere katarrhaliſche Krankheit, bei welcher meiſtentheils alle Mittel fehlſchlagen, iſt der ſogenannte Pipps. Man erkennt ſie an der gelben Schnabelwurzel, den aufgeſträubten Kopffedern, am öftern Aufſperren des Schnabels und an der Vertrocknung der Zungenſpitze.

Sie wird wie beim zahmen Huhne behandelt, indem man mit einem ſcharfen Federmeſſer den vorn an der Zunge befindlichen, mit harter Haut belegten weißen Fleck, doch ohne merkliche Verwundung des noch geſunden Theiles, wegnimmt, den Schnabel aber mit einem Gemeng von Knoblauch und Saffran fleißig be- und ausreibt. Auch ein aus Pfeffer, Butter und Knoblauch gemiſchter Biſſen kann eingeſteckt, dann, um die Verſtopfung der Naſenlöcher zu hindern, ein kleines Federchen durch dieſelben gezogen, und öfters herumgedreht werden. Gewöhnlich leiden erſt dann die Faſane am Pipps, wenn ſie hartes Futter bekommen. Immer friſches Waſſer gegeben, verwahrt man ſie am beſten dagegen.

3. Die Dürre oder Darre befällt ſie gleichfalls nicht ſelten und äußert ſich, wie bei andern Vögeln, durch ein ſpitzig erhabenes Blüthchen auf dem Hintertheile dicht am Steiße. Sie entſteht durch Verſtopfung der Fettdrüſe und wird am Sträuben der Steißfedern, am Beißen nach dem leidenden Theile und an der bräunlichen Farbe der Drüſe, welche im geſunden Zuſtande weißgelb und weniger erhaben iſt, erkannt.

Gewöhnlich ſchnitt man ſie ſonſt mit einer ſcharfen Scheere weg, und beſtrich die Wunde mit ungeſalzener Butter. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dies zwar eine

ſchnelle Herſtellung, in der folgenden Mauſerzeit *) aber durch Zerſtörung der Fettdrüſe faſt immer den Tod bewirkt. Um alſo den Zweck zu erreichen, ſolche, ohne dieſen Nachtheil befürchten zu dürfen, zu öffnen, ſteche man mit einer feinen Nadel oberflächlich ein kleines Loch hinein, drücke die zähe Feuchtigkeit leiſe heraus und beſtreiche die Wunde täglich einigemal mit der in allen Apotheken zu habenden Bleiweißſalbe.

Döbel will, man ſolle den Schnabel mit einem ſcharfen Meſſer vorſichtig beſchaben und mit Quarkkäſe einreiben. Dieſe Behandlung kann auf keinen Fall nützen, wohl aber ſchaden.

4. Im dritten Lebensmonate verliert der Faſan das kurze Gefieder zum erſtenmale, während die Schwanzfedern, beim Hähnchen vorzüglich, ſich bedeutend verlängern. Auch dieſer Zeitpunkt iſt kritiſch. Ameiſeneier, nicht zu oft und nicht in zu großer Menge gegeben, bewirken Vermehrung und Flüſſigerhaltung des Fettdrüſenöls und fördern ſo die Reproduktion und reſpective Verlängerung des Gefieders.

5. Nicht ſelten leiden junge Faſane auch am Durchfalle. Es geht dann eine weiße kalkartige Materie häufig bei ihnen ab, welche ſich in dem Gefieder am After anhängt und ſo ätzend ſcharf iſt, daß ſich dieſer und der Maſtdarm entzündet.

Für dieſen Zufall gibt es kein ſicheres Mittel. Am beſten iſts, wenn man ihm durch das aus Waſſer, in welches Eiſenkraut, Feldkümmel und Gundermann zu gleichen Theilen geworfen wird, beſtehende Getränk — deſſen ſchon oben (§. 10.) Erwähnung geſchahe — zuvorzukommen ſucht. Auch zur Kur iſt ſelbiges, oder Waſſer, in welchem einige verroſtete Nägel wenigſtens 24 Stunden gelegen haben, anwendbar. Zugleich rupft man die Federn um den After herum aus, beſtreicht die entzündete Stelle

*) Die ſogenannte Mauſerzeit iſt die, zu welcher jeder Vogel das Gefieder alljährlich, meiſt im Sommer, verliert und wieder erſetzt.

mit Leinöl oder ungesalzener Butter, taucht eine glatte Stecknadel mit dem Kopfe einigemal in Leinöl und schiebt diesen sanft in den Mastdarm *). Dies Klystier kann man täglich dreimal anwenden, und eben so oft den After mit Leinöl bestreichen.

6. Im Gegentheile ist Verstopfung eben so gefährlich. Man bemerkt sie daran, wenn der Fasan den Hinterleib unterwärts krumm zieht, ohne Exkremente von sich zu geben.

Auch in diesem Falle ist das Leinölklystier und eine Kreuz- oder Hausspinne, die man ihm hinunterschlucken läßt, sehr nützlich.

7. Es gibt noch verschiedene Unpäßlichkeiten, deren Grund sich nicht immer genau angeben läßt, größtentheils aber darin liegt, daß man grüne und trockene Fütterung nicht in gleichem Verhältnisse reicht. Unter diesen Umständen ist es gut, zur Stärkung der Verdauungswerkzeuge Senfkörner klar zu stoßen, solche mit ungesalzener Butter zu vermischen, Kügelchen daraus zu bereiten und den Patienten täglich ein Paar einzustecken **).

8. Auch lahm gehende Junge sieht man oft. Mit folgender Salbe bestreiche man die Bein-, Fuß- und Zehgelenke der kranken kurative, und der unlängst ausgekommenen, noch gesunden, präservative.

Man nehme:

Mercur. subl. Gr. X.
Spir. vin. rect. Un. III.
Aqu. flor. samb. Un. VIII.
Syr. Violar. Un. I.

Thue dies alles in einen reinen Topf, koche es mit einem Maaß (Kanne, Quart) Wasser bis auf die Hälfte

*) Auf diese Art wird allen Vögeln ein Klystier gegeben.

**) Alle erwähnte Krankheiten haben Stubenvögel und Hausgeflügel mit den eingeschränkt aufgezogenen Fasanen gemein, und die hier angegebenen Mittel sind auch bei jenen anwendbar. Im ganz wilden Zustande hat man sie bei keinem Vogel bemerkt. Ein Beweis, wie wenig der Mensch im Stande ist, auch bei der größten Sorgfalt diesen Thieren den Verlust der Freiheit zu ersetzen! —

ein, fülle es in eine gläſerne Flaſche und ſetze es bis zum Gebrauch zum Deſtilliren in die Sonne.

9. Laſſen die ſtärkeren Faſane bei naſſem, kaltem Wetter die Flügel hängen, ſo beſtreiche man die Gelenke mit Lorbeeröl.

§. 12.

Will ein dazu Berechtigter wilde Faſanerie unterhalten, ſo wird er bei der erſten Anlage ſchickliche Orte zum Ausſetzen wählen müſſen; ſolche nehmlich, welche keiner Ueberſchwemmung ausgeſetzt ſind, den Faſanen in dichten, nicht zu großen, mit Trink- und Badewaſſer verſehenen, mit tragbaren Feldern und Wieſen umgebenen Laubhölzern einen ihrer Natur angemeſſenen Stand gewähren und nicht zu nahe an den Grenzen liegen. Die Anpflanzung von Ebereſchenbäumen (Sorbus Aucuparia) iſt ſehr nützlich.

Ferner wird er nur dann ſeinen Zweck erreichen, wenn er die Koſten der Einrichtung und Unterhaltung der nothwendigen Anpoſch- (Kirrungs-) Plätze für den Winter nicht ſcheut.

Zu dem Ende gräbt man auf einem, im dichteſten Holze befindlichen, kleinen freien Platze ſechs eichene Säulen in länglichem Viereck ein. Die vordern, kürzern müſſen $3\frac{1}{2}'$, die hintern $8\frac{1}{2}'$ über der Erde ſtehen. Auf denſelben wird ein leichtes Dach errichtet, welches auf der vordern Seite wenigſtens noch $1'$ breit über die Säulen herabgeht, um die Faſanen, wenn ſie auf der Kirrung ſtehen, dem Geſichte der Raubvögel zu entziehen. Den hintern Theil dieſes kleinen, $16'$ langen und $12'$ breiten Gebäudes läßt man ganz mit Bretern verſchlagen und eine Thür zum Eingange anbringen. An den Giebelenden kann der Bretverſchlag $6'$ von oben herabgehen. Der inwendige Boden muß entweder mit gut gefügten Bretern belegt, oder mit Lehmſchlag planirt werden.

Rund um den Poſchplatz herum läßt man etwa $4'$ breit den Raſen abſtechen, von da aus nach dem Holze zu ſchmale Stege machen und mit Sand befahren, in einer

Entfernung von 30 bis 40 Schritten von der Kirrung aber ein Hüttchen erbauen, in welchem sich der Jäger beim Aussetzen der Fasane sowohl, als nachher, wenn gefüttert wird, verbergen kann, um durch eine am Vordertheile desselben befindliche Oeffnung zu beobachten, wie viel Fasane jeden Geschlechts den Poschplatz besuchen.

Diesen Wahrnehmungen zu Folge muß dann ein richtiges Verhältniß in Rücksicht der Geschlechter durch Wegnahme überflüssiger Hähne hergestellt werden.

§. 13.

Zum ersten Aussatze wählt man gewöhnlich Fasane, die in einer gut eingerichteten Fasanerie erzogen worden sind. Hinlänglich ists, wenn man im Monate März etwa dreißig Hennen und fünf Hähne ankauft. Diese bringt man beim Transport in mit Leinwand an den Seiten und oben bezogene Kasten.

Den Abend zuvor, ehe sie an den Ort ihrer künftigen Bestimmung kommen, und den Morgen, wo sie ihre Freiheit erhalten sollen, gibt man ihnen kein Futter. Dann werden sie in den Kasten, bei welchen an der einen schmalen Seite ein leicht beweglicher Schieber angebracht ist, in das Anposchhäuschen gesetzt. Wenn dies geschehen und sowohl auf der Kirrung selbst, als auf den Stegen vorgefüttert ist, macht man einen tüchtigen Rauch (s. §. 16.) *). Wenn dieser sich gehörig verzogen hat, befestigt man ein Leinchen am Schieber, zieht dieses über eine am Vordertheile des Häuschens unterm Dache befindliche Rolle und von da in das Wachhüttchen. Da verborgen, öffnet man mittelst der Leine langsam den Schieber. Bald werden sich die Fasane aus dem Kasten machen und sich schnell in das benachbarte Holz zerstreuen, in kurzer

*) Neuerdings will man die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Rauchs in Zweifel ziehen. Der Verfasser bekennt, daß er nie Gelegenheit hatte, hierüber Erfahrungen zu machen. Alte, tüchtige Fasanwärter, die er darüber befragte, stimmten einmüthig für die Nützlichkeit.

Zeit aber, wenn ſie von Jugend auf zum Futter und zum Rauch gewöhnt ſind, die Kirrung annehmen.

Zum Ausſetzen wählt man gern einen heitern, warmen Märzmorgen; macht auch die Faſanen wohl naß, damit ſie ſich in der erſten Angſt nicht verfliegen.

Die eintretende Balzzeit feſſelt ſie ſchon an den für ſie gewählten Stand. Werden ſie nun in der erſten Zeit, bis die Natur hinlängliches Geäſe zuwachſen läßt, täglich gefüttert (und gibt man ihnen im Anfange wöchentlich einmal Rauch); ſo entfernen ſie ſich gewiß nicht leicht davon.

Will man den Faſanſtand ſchnell vermehren, ſo werden zugleich Faſaneier angekauft, von Truthennen ausgebrütet, die Jungen, bis ſie im September flugbar werden, erzogen, und dann auf eben die Weiſe behandelt, wie die im Frühlinge ausgeſetzten.

Hat man die Jungen ſchon bei der Erziehung dazu gewöhnt, daß ſie, wenn gepfiffen wird, das Futter annehmen; ſo ziehen ſie ſich mit den übrigen bald auf die Kirrung, wo ſie von nun an täglich etwas finden müſſen.

Je zweckmäßiger die Kirrung den folgenden Winter hindurch unterhalten wird; deſto beſſer wird der nächſte Balz von ſtatten gehen, wenn man gehörig dafür ſorgt, daß vor Anfang deſſelben die überzähligen Hähne weggeſchoſſen oder gefangen werden.

§. 14.

Zum Einfangen bedient man ſich ſpiegelig geſtrickter Netze, welche ſo hoch ſind, als die offenen Stellen am untern Theile des Poſchhäuschens. Sie werden ringsherum angehangen, durch kleine Gewichte beſchwert, mit in das Hüttchen gehenden Leinen über die oben beſchriebenen Rollen aufgezogen und wenn die Faſane auf der Kirrung ſind, vom Hüttchen aus heruntergelaſſen. Sobald man ſich nun ſehen läßt, werden die Faſane ſich entfernen wollen und in das Netz laufen. Die Hennen ſetzt man dann in Freiheit, die überzähligen Hähne aber nimmt man mit weg.

§. 15.

Zum Futter auf der Kirrung dient Weizen, Hanf, Heidekorn *), kleinwürflich geſchnittene Möhren, Kohlblätter, Miſtel und zuweilen, vorzüglich ehe die Balzzeit angeht, Ameiſeneier.

Daß die Futterplätze reinlich gehalten werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Auch darf man außerhalb des Poſchhäuschens nur ſo lange Futter ſtreuen, bis die Faſane hinein gehen. Dies wird dadurch befördert, wenn man eine oder ein Paar Weizengarben hineinlegt. Die Faſane leſen ſehr gern die Körner aus den Aehren heraus.

§. 16.

Der Rauch iſt den Faſanen ſehr geſund und erhält ſie am ſicherſten auf ihrem Stande **). Gut iſts daher, zu jeder Jahreszeit wenigſtens wöchentlich einen zu geben. Zu dieſem Ende wird einige Schritte von der Kirrung, nach allen Himmelsgegenden zu, ein 3′ langes, eben ſo breites und 1½′ tiefes Loch gemacht.

In das Loch, von welchem an dem Morgen, wo geräuchert werden ſoll, der Wind nach der Kirrung, und von dieſer nach dem Holze ſtreicht, wird früh, ehe der Thau oder Reif abtrocknet, eine Schicht (Lage) von Haferſtroh, mit etwas faulem Weidenholze vermengt, dann eine andere von Waldameiſenhaufen und Hanfſpreu gelegt, und mit der Hälfte eines aus

2 Loth Kampfer,
3 — Weihrauch und Maſtix zu gleichen Theilen,
5 — Zucker,
1 Quentchen Ambra,

} alles geſtoßen;

*) Heidel, Buchweizen, Polygonum Fagopyrum.
**) S. Anmerkung zu §. 13.

Wachswinden (das Gebäu aus dem Bienenſtock)
Faſaneierſchalen,
Eiſenkraut und Feldkümmel (§. 10.)
} von jedem eine Hand voll klein geſchnitten,

beſtehenden Gemenges überſtreut.

Nun folgt wieder eine Lage von Haferſtroh und faulem Weidenholze, dann die andere Hälfte des vorher angezeigten Gemenges. Oben darauf kommt ein kleiner Haufen von Hanfſpreu und Ameiſenhaufen.

Unten in dem Loche macht man Feuer. Sobald die Flamme ſichtbar wird, bedeckt man das Ganze mit naſſem Schilfe, um die Glut zu dämpfen.

Ein anderer guter und wohlfeilerer Rauch beſteht aus Weihrauch, Fenchel, Schwarzkümmel *), Ameiſenhaufen, Fichtenharz, Feldkümmel und Haferſtroh.

Einen dritten bereitet man aus Weihrauch, Myrrhen, wildem Rosmarin **), Jungfernwachs, weißem Wegebreit, weißer Tollita und Hanfſpreu.

Dieſe ſämmtlichen Beſtandtheile werden gemengt, das Loch damit gefüllt; ſonſt bleibt das oben beſchriebene Verfahren unverändert.

§. 17.

Iſt man gleich mit Recht davon zurückgekommen, dem Wildbrete der Faſane Heilkräfte, vorzüglich bei krampfartigen Zufällen, beizumeſſen; ſo iſt und bleibt es doch, gehörig zubereitet, eine vortreffliche Speiſe für Kranke und Geſunde. Deshalb wird auch der Faſan — beſonders der junge — überall als ein Leckerbiſſen betrachtet und theuer bezahlt.

§. 18.

Für Liebhaber des Weidwerks, welche weder viel

*) Gewürzkümmel, Nigelle (gemeine), Nigella sativa, seu aromatica.
**) Kienpoſt, Porſt, Ledum palustre (Rosmarinus sylvestris — olim).

Zeit noch Mühe darauf verwenden können oder wollen, ist die Jagd auf Fasane sehr angenehm, weil sie sehr gut halten oder aushalten (weil sie nicht leicht eher aufstehen, bis man nahe genug heran ist, um einen Schuß anbringen zu können).

Am Tage bedient man sich bei dieser Jagd eines gut dressirten Hühnerhundes mit Vortheil. Mit diesem sucht man ein Gehölz, wo man Fasane vermuthet, unter dem Winde Strich für Strich ab. Immer muß der Hund kurz gehalten werden (wie bei allem Suchen im Gehölze), um ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Steht der Hund, so kreis't man so lange, bis man den Fasan sitzen oder herausfliegen sieht, und schießt ihn, wenn es ein Hahn ist, mit einer im September mit Nr. 4., späterhin mit Nr. 3. geladenen Flinte *).

Mit Stecknetzen kann man im Getreide sowohl, als im Holze Fasane leicht fangen, wenn man gerade so wie bei den Rebhühnern verfährt. Hierüber wird im dritten Abschnitte an seinem Orte ausführlich gesprochen werden **).

Wer sichs nicht zur Schande machen will und ein Recht dazu hat, kann auch starke Schleifen von Pferdehaar oder Draht zum Fange der Fasane anwenden. Er darf dann nur im dicken Holze schmale Stege auf der Erde kehren und diese mit Weizen, Hanfkörnern und Ameiseneiern bestreuen, unter den dichten Sträuchern auf jeder Seite des Steges eine 14—16″ über der Erde stehende Rücke einschlagen, und in dieser einen Querstab festbinden, in welchem so viel Schleifen eingezogen werden, daß der

*) Döbel erwähnt bei der Fasanjagd auch der Spionhunde (einer etwas kleinen Hühnerhundsrace), welche zwar gehorsam seyn, gut hören und apportiren müssen, sonst aber alles herausjagen, indem sie kurz vor dem Jäger suchen. Steigt vor ihnen ein Fasan, Auer- oder Birkgeflügel zu Baume, so müssen sie ihn verbellen, aber nicht laut jagen, wenn es abstiebt (herunterfliegt). Bei den zeitherigen Getreidepreisen möchte es dem Jäger wohl überall unmöglich werden, zu jeder Jagdart besondere Hunde zu halten. Der Spionhund ist überhaupt nicht nur sehr entbehrlich, sondern auch schädlich. Hat man viel Wild, so bedarf man seiner nicht; hat man wenig, so versagt er auch das oft noch. Seiner soll also weiter nicht gedacht werden.

**) S. d. Kap. vom Rebhuhn.

ganze Steg damit bedeckt ist. Geht nun der Fasan dem Futter nach, so kann er der Schlinge nicht entgehen. Wer sein Revier und den Fasanstand lieb hat, und wer Jäger seyn will, wird sich jedoch eines Mittels nicht bedienen, durch welches er zwar viel fängt, aber dabei nicht vorher wissen kann, ob Hahn oder Henne. Weg mit der Aasjägerei hier und überall! — Möchten doch alle Jagdberechtigte in diesen Wunsch so mit einstimmen und zu dessen Erfüllung beitragen, wie ich dessen von meinem ehrwürdigen Freunde und Bruder in Dianen, dem wackern Oberforstmeister von Wildungen, gewiß bin! —

Schicklicher für den Weidmann und zugleich nützlich ists, an einem schönen Herbstabende (auch in ganz zeitigen Frühlinge, wenn da noch zu viel Hähne vorhanden sind), in Gehölzen, wo Fasane stehen, herumzuschleichen und zu verhören, wo ein Fasan zu Baume steigt (welchen Zeitpunkt er, wie schon oben gesagt worden, durch einen Laut bezeichnet). Es ist nicht einmal nöthig, viel Vorsicht anzuwenden, um sich seinem Stande zu nähern; will man aber seiner Sache recht gewiß seyn, so bleibt man in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten einige Minuten stehen. Wahrscheinlich schläft der Fasan gleich ein, denn nach einer kurzen Zeit kann man dicht unter den Baum, auf welchem er steht, gehen, um ihn herunterzuschießen.

Wieder eine Herzenslust für ungeübte Schützen! —

Sechstes Kapitel.

Vom Focken *).

Ardea Nycticorax (*Linn.*) *).

§. 1.

Der Focke führt auch den Namen Nachtreiher, Nachtrabe, bunter oder Schildreiher; wird in Sachſen ſelten, häufiger in Schleſien und an den ungariſchen Grenzen angetroffen. Einiges hat er mit dem aſchgrauen Reiher (Ardea cinerea, *Meyeri*) gemein; in andern Stücken — nur in der Farbe nicht — ähnelt er der Rohrdommel. Wie jener gehört er zu den Sumpfvögeln und zwar zur Gattung Reiher. Er iſt bei uns ein Zugvogel, wie alle ſeine Gattungsverwandte.

§. 2.

Die Länge des Männchens beträgt 21½″, die Breite von einer Flügelſpitze zur andern 44½″.

*) v. Wildungens Neujahrsgeſchenk, 1799, S. 25. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. Kap. 143; deſſen ornithol. Taſchenb. S. 263. Naumanns Vögel, B. 3. S. 123, tab. 26. f. 35. Der Verfaſſer bemerkt zugleich, daß er zwar darin, vollkommen dem Herrn von Wildungen beipflichtet, wenn ſelbiger, nach Hartigs Journal, 1806, Heft 2. S. 215, keinen Grund findet, den Focken zur hohen Jagd zu rechnen; indeſſen wurde der Eintheilung des Wildes bei der Entſtehung dieſes Werkes das ſächſiſche Edikt v. 8. Nov. 1727, welches, ſo viel dem Verfaſſer bekannt, noch nicht aufgehoben, in Rückſicht des Focken auch nicht abgeändert iſt, zum Grunde gelegt und deshalb hält der Verfaſſer ſich nicht befugt, dieſem Reiher eine andere Stelle anzuweiſen. Anm. zur zweiten Ausg.

Der Schnabel iſt $3\frac{1}{4}''$, der Hals $8''$, der Schenkel $5''$, das Schienbein $3\frac{1}{4}''$ lang. Die Mittelzehe mißt $3''$, deren auf der innern Seite etwas gezähnelte Kralle $\frac{1}{2}'$, die Seitenzehen ſind beinahe einen ganzen Zoll, und deren Krallen auch verhältnißmäßig kürzer als die Mittelzehe. Die Hinterzehe iſt $\frac{3}{4}''$ lang, deren Kralle gleiches Maaß hat.

§. 3.

Der ſchwarze, an der Wurzel etwas gelbliche, ein wenig gekrümmte, in einer ſcharfen Spitze endende Schnabel iſt von beiden Seiten zuſammengedrückt; die Schneiden deſſelben ſind ſcharf, die obern vorn fein gezähnelt.

Die großen Augen haben orangefarbene (nach Meyer hochrothe) Sterne, die Zügel, d. i. die kahle Haut zwiſchen denſelben und der Schnabelwurzel, und der Augenkreis iſt ſchwarzgrün.

Der ganze Oberkopf iſt bis ins Genick mit ziemlich langen, ſchwarz-, ſtahlblau- und grünglänzenden Federn bedeckt. Ueber den Augen dehnen ſich blaßgelbe, kurz gefiederte Streifen aus, die ſich auf der Stirn vereinigen.

Drei lange, ſchmale, oben ſpitzzulaufende ſchneeweiße, am Ende des Hinterkopfes (am Genick) horizontal liegende Federn machen die ſchönſte Zierde des Focken aus. Die oberſte und längſte — ſie mißt $7''$ — bildet durch ihre unterwärts gekrümmte Boſen eine Scheide, in welcher ſich die beiden andern und kürzeren verbergen. Wenn der Vogel ruhig iſt, haben dieſe dicht in und über einander gelegten Federn das Anſehen eines bartloſen Kiels. Bald hebt er ſie, bald läßt er ſie ſinken. Im Zorne oder im Affekte ſtehen ſie ſämmtlich ausgebreitet und aufgerichtet; zugleich ſträubt ſich das obere Kopfgefieder buſchig auf.

Das ziemlich lange wulſtige Gefieder des ganzen Halſes iſt oben, vom Nacken herab, aſchgrau, in Violet ſchillernd, das übrige aber blaßgelb gefärbt. Wie beim

gemeinen Reiher und bei der Rohrdommel ist der Hals durch zwei Kniegelenke in drei gleiche Theile abgetheilt.

Die vordern Rücken- und die Schulterfedern sind glänzendschwarz, stahlblau und grün. Aschgrau ist die Farbe der Federn am hintern Theile des Rückens, am kurzen abgerundeten Schwanze und an den Flügeln. Letztere sind lang und haben starke, an den Spitzen gleichfalls abgerundete Bogen.

Brust, Schenkel, welche, einen $\frac{1}{4}$″ langen Theil über dem Kniegelenk abgerechnet, befiedert sind, und After zeigen sich dem Auge schön paille gefärbt. So auch der Bauch, dessen Seiten nur leicht mit Aschgrau gleichsam überflogen scheinen.

Die kahle, vorn geschilderte, sonst netzförmige Haut der Füße ist, so lange der Vogel lebt, grünlichgelb, hinten fleischröthlich überlaufen, an den Gelenken gelblich; nach dem Tode aber wird sie überall gelb.

Die Krallen sind mehr gekrümmt, als beim grauen Reiher und der Rohrdommel.

Das Weibchen ist mit weniger lebhaften Gefiederfarben und kürzern Nackenfedern geschmückt, am Oberleibe fast ohne Glanz, sonst wie das Männchen gezeichnet und gebaut, nur der Körper im Ganzen kleiner *). (So Bech-

---

*) Meyer gibt a. a. O. folgende Farbenabweichungen, dem Alter der Nachtreiher nach, an:

1. „Bei einjährigen, der Schnabel oben braun, an den Seiten und unten gelblich grün; der Augenstern braun; die Füße olivenbraun grünlichgelb überlaufen; Kopf, Oberrücken und Flügeldeckfedern dunkelbraun mit gelblichweißen Flecken; die dunkelbraunen Schwungfedern an der Spitze mit weißlichen Flecken." In diesem Kleide würde der Focke also der sonstige gescheckte Reiher (Ardea maculata, *Gmel., Linn.*; Butor tacheté ou Pouacre, *Buffon*) seyn.

2. „Bei zweijährigen, der Schnabel hornbraunschwarz, an den Seiten grünlich; der Augenstern rothbraun; die Füße dunkelbraun, mit grünem Anstrich; der Kopf schwarzbraun, grünglänzend, ohne Federbusch; Vorderhals und Brust gelblichweiß, mit graubraunen Streifen; die Deckfedern der Flügel und der Rücken mit rostgelben dreieckigen Flecken." Man hielt dies früher für eine besondere Reiherart und beschrieb sie unter dem Namen: grauer Reiher (Ardea grisea, *Gmel., Linn.*; Formelle de Bihoreau, *Buffon*, — pl. enl. n. 750.)

ſtein; Meyer konnte beim alten Weibchen keinen Unterſchied finden).

§. 4.

Der Focke fliegt leicht, geräuſchlos und niedrig, mit zuſammengelegtem Halſe, wie der aſchgraue (gemeine) Reiher. Seine Reiſen macht er im April, September und Oktober zur Nachtzeit. Helltönend erſchallt dabei der ihm eigene, faſt wie Koak oder koa klingende Laut.

Er iſt ſcheu und furchtſam. Wird er aber überraſcht, ſo kann er ſich, wie die Rohrdommel, durch das Zuſammenziehen der Federn, und durch das Zuſammenlegen des Halſes, beträchtlich verkleinern. In der nicht ungegründeten Vorausſetzung, ſo den Blicken des Spähers zu entgehen, bleibt er mit gerade in die Höhe gerichtetem Schnabel unbeweglich ſitzen, jedoch in einer weniger gezwungenen Stellung als die Rohrdommel.

§. 5.

Die Begattungszeit der Focken ſetzt Döbel in den März und April. Sie leben, wie alle Reiher, in Monogamie (paaren ſich). Das Weibchen niſtet nicht, wie man ſonſt vorgab, auf Bäumen, ſondern im Schilfe und unter dickem Geſträuche, oder im Rohre, und brütet ohne Beihülfe des Männchens drei bis vier blaßblaue, gefleckte Eier, in großen ſchwer zugänglichen Sümpfen aus.

In Sachſen und den angrenzenden Provinzen verrichtet es indeß dies Geſchäft nie; daher iſt man über die Dauer der Brütezeit, die von Einigen zu vier Wochen angegeben wird, ungewiß.

§. 6.

Einzeln kommt dieſer Vogel zu Anfange des Aprils in unſern Gegenden an, häufiger im Auguſt, bleibt aber auch dann nicht lange an einem Orte.

Am liebſten hält er ſich in ſumpfigem Gebüſche, oder in hohem Schilfe und Rohre auf. Nie kommt er am Tage zum Vorſchein, wenn er nicht aus ſeinem Schlupf-

winkel verjagt wird. Seine aus kleinen Fischen, Fröschen, Muscheln, Schnecken und Wasserinsekten bestehende Aesung sucht er hier, oft bis an den Leib im Wasser watend. Nur bei Nacht geht er ihr auf freieren Plätzen nach.

Gegen Abend und früh Morgens steht er zuweilen auf Bäumen, doch nie ganz frei, sondern in der §. 4. angegebenen Stellung, immer unter Zweigen verborgen, dicht am Stamme derselben, auf einem Seitenaste.

§. 7.

Mit dem von ältern Schriftstellern angerühmten vortrefflichen Geschmacke des Wildbretes mag es, nach Bechstein und v. Wildungen, nicht weit her seyn. Letzterer sagt, im Hartigschen Journale, a. a. O. „der Focke ist, nach meiner Erfahrung, gleich dem Kranich, auch nach sehr künstlichen Zubereitungen kaum genießbar *)." Die drei weißen Nackenfedern dienen zu kostbaren Federbüschen, und werden zum Putz der Turbans von den Türken sehr theuer bezahlt.

§. 8.

Döbel hält die Karrenbüchse und das Schießpferd für die besten Hülfsmittel, die Fockenjagd zu betreiben.

Die Anwendbarkeit derselben wird, nach dem allen zu urtheilen, was im 4. und 6. §. gesagt worden, jedem Sachverständigen unwahrscheinlich und zweifelhaft bleiben.

---

*) In der ersten Ausgabe schloß sich der Verfasser dem Vorgeben der Alten an, weil er das Wildbret der Rohrdommeln, mit denen der Focke gleichmäßig sich nährt, aus Erfahrung als vortrefflich kannte. Er nimmt das vor vierzehn Jahren ohne Erfahrung Nachgeschriebene willig zurück. Uebrigens darf in dergleichen Fällen das Sprichwort: de gustibus non est disputandum, doch nicht ganz aus der Acht gelassen werden. Wie sehr ist von Andern das Wildbret des aschgrauen Reihers (gemeinen Fischreihers) nicht gerühmt worden? Der Verfasser fand es zwar mehrmals sehr fett, aber höchst thranig — abscheulich sogar — von Geschmack, und doch prangt dieser in der Bechsteinschen oder vielmehr Burgsdorfschen Klassifikation der wilden Vögel auf der Stufe der eßbaren, während Rohrdommel und Focke auf der Stufe der uneßbaren stehen! —

Das Schießpferd könnte vielleicht dann nützlich ſeyn, wenn man einen Vogel dieſer Art auf dem Baume ſtehend erblickte; aber auch dieſer Fall kann und wird nur ſelten eintreten, da er ſich ſo ſorgſam zu verbergen ſucht.

Eher möchte der Zweck, ihm Abbruch zu thun, erreicht werden, wenn man ſich gegen Abend, vorzüglich beim Mondſcheine, an oder in Brüchern, wo er ſich aufhält, gut verborgen anſtellte, oder wenn ſolche Gegenden am Tage mit Schützen umſtellt und mit Hühner- oder andern Waſſerhunden abgeſucht würden.

Dritte Abtheilung.

Reißende und Raubthiere.

Erſtes Kapitel.

Vom Bär.

Ursus Arctos, (*Linn.*) *).

§. 1.

Weidmänniſche Ausdrücke, in ſo fern ſie von denen in der erſten Abtheilung des erſten Abſchnitts, Kap. 1. §. 1., abweichen:

Der Bär hat Branten oder Tatzen, keine Füße.

Er brummt, er ſchreit oder brüllt nicht.

Er geht von oder zu Holze, er zieht und trabt nicht.

Er verläßt ſein Lager oder Loch (nicht Bett) und ſucht es auf.

Er erhebt ſich, wenn er dieſes verläßt, oder ſich auf den Hinterbranten aufrichtet und erniedrigt ſich, wenn er ſich auf die vordern niederläßt oder zur Ruhe begibt.

Er ſchlägt ſeine Feinde mit den Vorderbranten.

*) Döbels Jägerpraktik, Th. I. S. 30 b); Th. II. 195. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. I. K. 22. v. Wildungens Taſchenbuch, 1807. I. Okens Zool. Th. III. S. 1082. ff.

Er ſchläft ſich ein, wenn er ſich das Winterlager bereitet.

Bärzeit iſt der Ausdruck, deſſen man ſich ſtatt Begattungszeit bedient, und er bäret, indem er ſich begattet.

Die Bärin ſetzt oder bringt Junge.

Vom erſten bis zum vollendeten dritten Jahre heißen die Jungen — junge Bären; dann werden ſie (in Böhmen) bös-ſie, ſeichsährig, als Mittelbären, in höhern Alter als Hauptbären ausgeſprochen.

Der Bär wird aufgeſchärft, nicht aufgebrochen; die Haut abgeſchärft, nicht, wie Einige wollen, abgehäutet.

§. 2.

Das ſtärkſte unter allen in Europa aufzufindenden reißenden und Raubthieren iſt der Bär *).

Zur Vermehrung unſerer Bekanntſchaft faßt man vom Landbär mit einiger Ausführlichkeit die Rede fern.

Nach allen Syſtemen ſtehen hieher gehörige Arten unter der Gattung Bär (Ursus), welche nach Linné in die dritte Ordnung, nach Pennant in die zweiten Ordnung zweiten Abſchnitt unter die Raubthiere, nach Blumenbach in die ſiebente Ord-

*) Vom Polar- oder Eisbär (Ur. maritimus, s. glacialis) vom Folgenden:

Er hält ſich bloß in den, vom nördlichen Polarmeere zunächſt liegenden Ländern auf, z. B. in Grönland, Spitzbergen, Nowa Semlja und auf den Inſeln des Eismeeres; iſt weiß von Farbe, aus der Art Bär, wenigſt eilf Fuß lang und hat ſehr grimmig und ſcharfes Gebiß. Im Allgemeinen hat Spitzbergen ihn ſo wohlgenährt zum Raube beſtimmt, daß Kopf und Hals ihn bloß als ein Anhang, auch kaum als ein etwas kürzerer Theilgen, gegen Wohnleiber und einer proportionirten Gliedmaß. Dieſer Bärinn beſitzt ſonderlich in ſeinen Gedärmen und Gedärmen, und es rauht faſt keine Beute, wenn ja ihm an Gliedern nicht überlegen ſind.

Bei einerwünſchten Mangel aber verſchlingt er ſelber ſeinesgleichen. Wenn man es ihn beſchreibt hat, daß er auch den Kopf ſelbſtſich zu verſchlingen pflegt. Die Gedärmer haben dem Wärmer für ſehr ſchmackhaft. Sie ſind, welchen man von den Gedärmen beſtimmen pflegt, und den Bären mit der Haut und einen Knie beſtimmt auch, ſelbſt ſind.

nung unter die grössern reißenden Thiere; nach Bechsteins Klassifikation für Jäger macht er die zehnte Gattung der ersten Abtheilung auf der zweiten Stufe (teutsche, uneßbare, wilde Säugthiere) aus. In der Pariser Eintheilung der Säugthiere wird er als Art der Gattung Bär, unter der vierten Unterordnung, die mit der dritten Ordnung in Verbindung steht, als vierfüßiges Säugthier aufgeführt, dessen ganze Sohle sich beim Gange auf den Erdboden stützt, und welches mit Schneide-, Eck- und Backzähnen versehen ist.

Die zwei vorerwähnten Arten sind:

1. Der große schwarze oder Ameisen-Bär, Urs. niger, Arctos, *Oken.*
2. Der kleine rothbraune oder Zeidelbär, Urs. fuscus, Arctos, *Oken.*

§. 3.

Der große schwarze oder Ameisenbär bewohnt jetzt ausschließlich nur die kältern, nördlichen Länder der bekannten Erde; noch vor 100 Jahren ungefähr war er auch in Polen, selbst in Preußen nicht fremd *).

Wenn er ausgewachsen ist, beträgt seine Länge $5\frac{1}{2}$ bis 6′.

Die Farbe des, besonders an den Keulen, langen,

---

*) Im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts wurde sogar ein solcher von außerordentlicher Stärke in dem zu dem Rittergute Moest an der anhalt-dessauischen Grenze, welches gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Verkauf von meiner Familie an den Herzog von Dessau überging, gehörigen Walde eingestellt und von dem damaligen Beherrscher Sachsens eigenhändig erlegt. Ein von demselben bei dieser Gelegenheit meinen Vorfahren verehrter großer silberner Pokal in Gestalt eines erhobenen Bären, nebst dem dazu gehörigen Handschreiben, befindet sich noch im Gewahrsam meines ältern Bruders. Die Eiche, von welcher der Bär herabgeschossen wurde, führte den Namen Bäreneiche. Im J. 1783 wurde sie — ganz hohl und eßständig — vom Sturmwinde umgebrochen. Der Schaft hielt, am Abbruch gemessen, 24′ im Umfange. Stamm und Aeste gaben beiläufig 1728 Cub. Schuh Brennholzmasse. Anm. d. Verf.

zottigen Haares, unter welchem ſich auf der ganzen Haut eine graue, wollige Bedeckung zeigt, iſt gewöhnlich ſchwarz oder ſchwarzbraun; nur am Unterleibe fällt es etwas lichter aus.

Der kleine braune oder Zeidelbär lebt und gedeiht ſowohl in kalten als warmen Gegenden. Unter den europäiſchen Ländern ſind jedoch Rußland, Curland, Eſthland, Liefland, Polen, Böhmen, Ungarn, Tyrol, Steiermark, Kärnthen, Krain und vorzüglich die Schweiz diejenigen, wo man ihn am häufigſten im wilden Zuſtande antrifft. Er erreicht höchſtens die Größe von 4′ und iſt gemeiniglich rothbraun oder röthlichbraun von Farbe. Junge Bären dieſer Art zeichnen ſich bis ins dritte Jahr durch einen weißen Halsring aus.

Von beiden Arten findet man im tiefern Norden zuweilen weißlich und gelblich gefärbte.

Der Kopf iſt oben breit und platt, übrigens aber der Theil, wo er durch einen einzigen Schlag getödtet werden kann, und alſo der ſchwächſte.

Das Gehör iſt kurz und rund. Die kleinen Augen liegen tief.

Gleich unter der beim ſchwarzen Bär ſtärker, als beim rothen eingebogenen Stirn erſcheint der verhältnißmäßig kurze Kopf ſchmal zuſammengedrückt. Er geht in einer abgeſtutzten, mit ziemlich ſtarken Naſenlöchern verſehenen Naſe und in einem mit ſtarken und ſcharfen Fängen bewaffneten Rachen aus, an welchem die untere Kinnlade länger als die obere iſt, die Unterlippe aber achtzehn Zacken hat.

Der Hals iſt ſtark und kurz, der Leib dick und lang. Die ſtarken, kurzen Läufe endigen in fünfzehigen Brauten, welche dem menſchlichen Fuße ähnlich gebaut und mit äußerſt ſcharfen Waffen verſehen ſind. Der Purzel (Schwanz) iſt ſehr kurz.

Die Sinne der Witterung (des Geruchs), des Gehörs und Geſichts ſind ſehr fein organiſirt; der letztere wird aber häufig durch Augenkrankheiten geſchwächt oder gar vernichtet, deren Heilung der Bär oft dadurch bewirken ſoll, daß er die Naſe in einen Bienenſtock ſteckt, ſie

willig von den Bewohnern deſſelben zerſtechen läßt, und auf dieſe Weiſe viel Schweiß (Blut) verliert.

Vermöge ſeines plumpen Körpers hat der Bär, wenn er ruhig iſt, einen langſamen, ſchwankenden Gang; wird er aber flüchtig gemacht, ſo bewegt er ſich ziemlich ſchnell.

Auf die Hinterbranten erhoben, geht er mit Leichtigkeit ganze Strecken fort, ohne ſich zu erniedrigen. Er erhebt ſich zum Kampfe, oder wenn er etwas trägt.

Mit geringer Anſtrengung, mit großer Behendigkeit ſogar, erklettert er hohe Bäume. Um deſto ſchneller herunterzukommen, ſoll er den Kopf zwiſchen die Vorderläufe einklemmen und ſich, ohne je Schaden zu leiden, herabſtürzen.

Er iſt höchſt phlegmatiſchen Temperaments; doch ſcheu, wie alles Wild und grimmig, wenn er gereizt oder verwundet wird. Vorzüglich iſt dies der Fall beim Zeidelbär (Urs. fusc. Arct.).

Erblickt er einen Feind, ſo erhebt er ſich, geht ihm entgegen und drückt ihn, wenn er dazu kommen kann, ſo unſanft zwiſchen den Vorderbranten an ſich, daß der, welchen er mit ſeiner Umarmung beehrt, nicht leicht hoffen darf, je wieder einer andern und ſüßern entgegengehen zu können.

Im Kampfe verſetzt er mit den Vorderbranten ſo heftige Schläge, daß ein einziger hinreicht, den ſtärkſten Hund leblos zu Boden zu ſtrecken.

Den brummenden Laut deſſelben hört man gewöhnlich nur, wenn er zornig wird; doch ſoll er zuweilen auch ein gewiſſes Wohlbehagen anzeigen. Im erſten Falle iſt ein vernehmliches Zahnknirſchen gemeiniglich damit verbunden.

Sein Alter ſoll der Bär höchſtens auf 24 bis 30 Jahre bringen, ſein Wachsthum aber erſt im ſiebenten aufhören. Kann es erwieſen werden, daß der Bär im wilden, uneingeſchränkten Zuſtande nicht länger lebt; ſo macht er von der allgemeinen Regel, daß jedes Thier ſechs- bis ſiebenmal länger lebt als wächſt, eine Ausnahme.

§. 4.

Die Bärzeit wird faſt von allen Schriftſtellern, welche dieſen Gegenſtand behandelten, verſchieden angegeben. Da ich perſönlich nie Gelegenheit hatte, Beobachtungen darüber zu machen; ſo nehme ich Petri's Bemerkung — in ſeiner Schrift über Eſthland: — „der Bär brunfte im April oder längſtens zu Anfange des Monats Mai," deshalb für wahr an, weil mein würdiger Lehrherr, der nun verſtorbene churſächſiſche Wildmeiſter Hähnel, welcher mehrere Jahre in Polen und Curland zubrachte, und als tüchtiger Jäger gewiß die Gelegenheit, ſich über dieſen Punkt zu unterrichten, benutzt hat, gleicher Meinung war.

Flemming ſetzt in ſeinem teutſchen Jäger die Bärzeit beſtimmt im Mai an, Büffon im Herbſte, Döbel in ſeiner Jägerpraktik iſt ungewiß, ob ſie im Februar oder April eintrete; Georg in dem vollſtändigen Handbuche der Jagdwiſſenſchaft, herausgegeben vom Prof. Leonhardi, ſagt: „man ſei noch nicht einig, ob ſie in die eben erwähnten Monate oder in den Oktober falle;" Funk äußert: der Ameiſenbär brunfte im September, der Zeidelbär im Junius oder Julius.

Auch bei der Angabe der Zeit, wie lange die Bärin tragend gehe, ſind die Meinungen abweichend.

Der Wildmeiſter Hähnel behauptete, ſo auch Petri und Flemming, ſie ſetze, wenn neun volle Monate nach der Bärzeit verfloſſen wären; Döbel iſt ungewiß, ob es nach 30 oder 36 Wochen geſchehe; Funk und Bechſtein ſagen nach ſechs Monaten *).

---

*) Die Stadt Bern unterhielt vom J. 1740, bis während der franzöſiſchen Revolution auch die Schweiz occupirt wurde, mehrere Bären in einem ausgemauerten Graben. Am Stammpaare bemerkte man, daß es jedesmal im Junius bärte und daß jedesmal die Bärin zu Anfange des Januars Junge brachte. Zum erſtenmale erſchien eins, hernach bald zwei, bald drei, niemals mehr; vom 28. bis 31. Lebensjahre wieder nur eins (v. Wildungens Taſchenb. 1807). Hiernach beſtimmt ſich die Tragzeit auf ſechs Monate und einige Tage. Die Bärzeit anlangend, ſcheint mir Hrn. Prof. Okens Annahme (ſ. d. Zoologie Th. III. Abth. II. S. 1083.): die Bären möchten wohl durchs ganze Jahr begattungsluſtig, die Bärin conceptionsfähig ſeyn, wahrſcheinlich. Doch ſetzt Hr.

Vielleicht gibt es kein anderes Geschöpf, welchem die Natur gemäßigtere Begattungstriebe eingepflanzt hat, als dem Bär. Nur mit einer Bärin brunstet er, zieht sich aber auch von dieser nach kurzer Zeit — wahrscheinlich sobald sie hochbeschlagen ist — zurück, ohne eine zweite Gattin zu suchen.

Erst im fünften Jahre werden die Bären brunstfähig.

Den Begattungsakt vollenden sie wahrscheinlich wie alle vierfüßige Thiere; doch behaupten Einige, es geschehe auf den Hinterbranten stehend, oder während die Bärin auf dem Rücken liege.

Wenn die Setzzeit herannaht, bereitet diese sich an entlegenen unzugänglichen Orten des Waldes, in einer Höhle oder unter dem Stamme eines starken Windbruchs *), ein mit Laub und Moos ausgefüttertes Lager, verbaut dessen Seiten und Vordertheil bis auf eine Oeffnung, durch welche sie es nur eben verlassen kann, mit Reisig und trockenem Grase, und bringt da in der frühern Jugend ein bis zwei, in der Folge drei Junge, im hohen Alter wieder nur eins.

Schon längst ist man von der Fabel zurückgekommen, daß der als ein bloßer Fleischklumpen eben geworfene junge Bär seine Gestalt erst durch das Lecken der Mutter erhalte; aber ausgemacht ists, daß kein Thier, welches eine so ansehnliche Stärke erreicht, so schwach (klein) geboren wird, als dieses. Denn die Jungen sind nicht größer als ungefähr eine Ratte und zwar aus dem Grunde, weil bei der Bärin das Schloß sich nicht öffnet, wenn sie wirft.

Vier Zitzen des Gesäuges stehen bei der Bärin an der Brust, zwei am Bauche. An demselben suchen und finden die Jungen, so lange sie, ihrer Unbeholfenheit wegen, das Lager nicht verlassen, allein ihre Nahrung, während die Mutter sie liebkosend leckt. Sie führt, sobald

---

Prof. Oken (S. 1084) beim schwarzen Bär die Bärzeit in den Oktober, beim braunen in den Junius. Anm. d. zweiten Ausg.

*) d. i. Eines vom Winde mit den Wurzeln aus der Erde gerissenen und umgeworfenen Baumes.

die Kräfte der Jungen es erlauben, ſie aus dem Loche, ſieht ihren poſſierlichen Spielen zu, lehrt ſie rauben und Nahrung ſuchen und gibt ihnen Anweiſung, auf Bäume zu ſteigen. Mit zärtlicher Sorgfalt bewacht und ſchützt ſie jeden ihrer Schritte. Weit entfernt ſie ſich nie, und wehe dem, der es wagt, ihr einen ihrer Lieblinge entreißen zu wollen! Nur mit dem letzten Athemzuge gibt ſie die Vertheidigung derſelben auf. In ſolchen Fällen hat ihre Kühnheit, Wuth, Grauſamkeit und ihr Blutdurſt keine Grenzen.

Wenn ſie Gefahr ahndet, geht ſie ſogleich mit den Jungen zu Loche und bemüht ſich, auch die Ausgangsöffnung dem Auge des Spähenden zu verbergen.

Kann ſie das Lager nicht erreichen, ſo läßt ſie ſie auf einen Baum flüchten, ſtellt ſich dem Feinde entgegen und beginnt den Kampf auf Leben und Tod.

Bis zur folgenden Bärzeit gewährt ſie ihnen Schutz und Wachsthum befördernde Nahrung am Geſäuge; dann aber müſſen ſie dem Gatten Platz machen, das Loch wenigſtens ſo lange verlaſſen, bis dieſer ſich wieder entfernt und für ihren Unterhalt ſelbſt ſorgen. Willig nimmt ſie ſie nachher wieder auf bis zur nächſten Setzzeit; dann trennt ſich die ganze Familie und jedes Einzelweſen derſelben fängt ſeine eigene Oekonomie an.

§. 5.

Zu ſeinem Aufenthalte wählt der Bär große, ſchwer zugängliche Sümpfe, Felſenklüfte und Dickungen. Wird er nicht gewaltſam aufgeregt; ſo bringt er dort in ſeinem Lager, welches er immer wieder aufſucht, — nur ſelten auf einem Baume — in melancholiſcher Abgeſchiedenheit, ſelbſt von ſeines Gleichen getrennt und in träger Ruhe, den Tag zu. Mit Einbruch der Nacht geht er auf Raub und Fraß aus. Wenn er, aufgeregt, erſchrocken aus dem Loche hervorbricht, feuert er — nach Freund Wildungens Erzählung *) —

*) S. v. Wildungens Taſchenb. 1807, S. 14.

wie der Bombardierkäfer (Carabus crepitans), nur wahrscheinlich viel mächtiger und vernehmlicher, a posteriori und sucht sich, so schnell er es vermag, durch die Flucht zu retten.

Wenn der Winter herannaht, verbaut er sein Loch immer sorgfältiger, um in demselben der Kälte und dem Schnee Trotz bieten zu können; denn in demselben verlebt er den rauhesten Theil dieser Jahreszeit, zwar nicht immer schlafend, aber doch unbeweglich, zehrt von dem im Herbste oft 4 bis 6″ hoch aufgelegten Feist und thut auf Raub und Fraß Verzicht.

Wäre auch die Behauptung irrig, daß er sich zu dieser Zeit durch beständiges Saugen an den Tatzen erhalte; so gewährt ihm dies doch einen angenehmen Zeitvertreib und brummend gibt er sein Wohlbehagen zu erkennen.

Er lös't sich während der Winterruhe nie, sondern die Losung (Exkremente) geht erst, wenn er wieder das Lager verläßt, in starken verhärteten Pflöcken ab.

§. 6.

Der schwarze oder Ameisenbär frißt Obst, Beeren, Weintrauben, Knospen, Eicheln, Bucheln, süßliche Wurzeln, Getreidekörner. Seine Leckerbissen bestehen in Ameiseneiern, Milch, Honig und Forellen, auch in andern Fischen. Nie fällt er ungereizt Menschen und Thiere an, um sich von ihrem Fleische zu nähren; wenn er aber verwundet oder von Hunden gejagt wird, oder wenn es der Mutter auf Vertheidigung der Jungen ankommt, erdrückt oder schlägt der Bär seine Feinde zu Boden und reißt sie, vermittelst der scharfen Waffen an den Vordertatzen, in Stücken, genießt aber auch dann nichts davon, als höchstens das Blut. Er ist daher ein reißendes, aber kein Raubthier.

Der braune oder Zeidelbär ist beides zugleich in hohem Grade. Alle lebende Thiere, auch Menschen, sind seinen Nachstellungen ausgesetzt. Alles zerreißt er, verzehrt davon, so viel er kann, auf der Stelle und verscharrt das übrige bis zum folgenden Tage. Gestorbenes

Vieh oder gefallenes Wild nimmt er nur bei der größten Hungersnoth, Leichen — wie man ſagt — nie an.

Auch verſchmäht er keines der beim Ameiſenbär angezeigten Nahrungsmittel, am wenigſtens die, welche jener beſonders liebt.

Um den Durſt zu löſchen, gehen beide Arten häufig zur Quelle, ſollen aber das Waſſer nicht auflecken, ſondern biſſenweiſe verſchlingen.

§. 7.

Die Feiſtzeit des Bären fällt in den Spätherbſt; deshalb ſowohl, als darum, weil die Haut mit längerem Haare dichter beſetzt iſt, als früher, wird in dieſer Jahreszeit derſelbe ökonomiſch und merkantiliſch am beſten benutzt.

Das Feiſt ſoll bei allen äußerlichen Verletzungen äußerſt heilſam ſeyn; auch liefert es ein nicht übles Brennmaterial und wird nicht leicht ranzig.

Das Wildbret der jungen Bären hält man in der guten Zeit für ſehr ſchmackhaft; dagegen das der ältern widerlich-ſüß ſchmecken ſoll. In Canada werden ſie in Ställen gemäſtet und geſchlachtet.

Beſonders die Tatzen gibt man für eine Leckerei aus. Auch der Kopf, eben ſo wie der Kopf der wilden Sau aufgeputzt, hat oft auf den Tafeln der Großen geprangt. Ueber die Zubereitung gibt Krünitzens Encyklopädie Bd. 3. S. 431 f. Aufſchluß.

Die Haut thut, als Pelzwerk, den Bewohnern nördlicher Länder vortreffliche Dienſte. Sie wird bei uns zu Decken, Müffen u. dgl. verarbeitet.

Das gereinigte Geſcheide dient, zerſchnitten, ausgeſpannt und getrocknet, den Koſaken ſtatt der Fenſterſcheiben. Mit demſelben ſollen auch die Kamtſchadaler Schönen ihr Geſicht verkleiſtern, um — ſich gegen Sommerſproſſen zu ſchützen. Ob ſie wohl Nachahmerinnen fänden, wenn es noch Bären bei uns gäbe? —

§. 8.

Haben, wie ſchon im Vorhergehenden geſagt worden, die Branten der Geſtalt nach einige Aehnlichkeit mit dem unbekleideten Fuße des Menſchen; ſo gleicht der Tritt des Bären noch mehr dem Tritte eines barfußgehenden Mannes. Doch ſind in jenem die Abdrücke der Waffen an den Zehen ſtets deutlich wahrnehmbar.

Da die Hintertatzen viel breiter als die vordern ſind, ſo formen jene auch viel breitere Tritte als dieſe. Die Bärin ſpürt ſich viel ſchwächer als der Bär, wenn ſie auch von gleichem Alter mit ihm iſt, vorzüglich in Rückſicht der Breite des Trittes.

Im ruhigen Wechſel (Gange) zwängt der Bär beiderlei Geſchlechts die Zehen zuſammen; dieſe drücken ſich hingegen aus einander ſtehend ab, wenn er flüchtig iſt. Im erſten Falle ſetzt er die Hinterbrante — die Zehen auswärts, die Ferſen einwärts gerichtet — ziemlich nahe an die vordere. Nicht ohne Nutzen wird ſich der junge Weidmann, unter Anleitung eines Erfahrneren, des Zollſtockes zum Meſſen der Bärentritte bedienen, um, zu Folge angeſtellter Vergleichungen, die Stärke, das Alter und ſelbſt das Geſchlecht der Spur nach anſprechen zu lernen.

Verwechslungen der Geſchlechter und Arten würden jedoch da faſt unvermeidlich bleiben, wo ſich ſowohl Ameiſen- als Zeidelbären aufhalten.

Auf hartem Boden kann natürlicher Weiſe der Tritt und ſo auch die Fährte nicht wahrnehmbar werden; die Spur beſchränkt ſich demnach in dieſem Falle auf die hier und da ſich findende hochgehäufte, faſt ſchwarze, Aeſungsreſter aller Art enthaltende Loſung und auf die gewaltſam zerſtörten Waldameiſenhaufen.

§. 9.

Der junge Bär iſt anfänglich mit Honig, in Bier aufgelöſ't und mit Brod leicht zahm zu erziehen, und nachher bei gut ausgebackenem Brode und Waſſer zu erhalten.

Fleiſch darf er nie bekommen; aber auch in dieſem Falle wird er bei zunehmendem Alter heimtückiſch, vorzüg-

lich wenn man ihn neckt oder sonst reizt. Dann versteckt er sich, wo er kann, und schlägt oder drückt seinen Beleidiger sicher todt, wenn er Gelegenheit dazu findet.

Nie wage man es, von dem zahmsten Bären sich lecken zu lassen. Anfänglich meint er es zwar gut, aber von selbst hört er nicht auf, bis der geleckte Theil blutrünstig wird, und, sobald er Blut schmeckt, wird er immer gieriger und endlich mordsüchtig.

Daß er allerhand Künste lernt, ist bekannt.

§. 10.

Zur Bärenjagd werden

1. polnische oder teutsche Jagdhunde und
2. Hetzhunde

gebraucht. Erstere sind in diesem Werke schon bei mehrern Gelegenheiten erwähnt worden; ich verschob es jedoch bis hierher, über ihr Eigenthümliches und über ihre Behandlung das Nöthige zu sagen, weil ich bei keiner andern Jagd viel von deren Anwendung halte, sondern dieser Anwendung nur bei der Bärenjagd und überhaupt bei der Jagd in großen unzugänglichen Sümpfen und Bergen das Wort reden kann. Von letztern wird hier nur wenig, ausführlich aber in der zweiten Abtheilung des zweiten Abschnittes Kap. 2. §. 10—18. gesprochen werden.

§. 11.

Der polnische und teutsche Jagdhund ist von mittlerer Größe, etwas stärker als der französische und englische, gemeiniglich schwarz, schwarzbraun oder rothbraun von Farbe, und hat oft gelbe Extremitäten (Schnautze und Füße), zuweilen auch eine Bläße und weiße Brust. Sein Kopf ist länglich, vorn zugespitzt; das Behänge (die Ohren) ist lang. Uebrigens zeichnet sich der polnische durch Stärke im Bau, durch dichteres, längeres Haar und durch Dauer aus; der teutsche durch Leichtigkeit.

§. 12.

Alles was die Einrichtung der Ställe und Zwinger,

die Fütterung, Zuzucht und Behandlung derselben betrifft, findet man in des ersten Abschnittes erster Abtheilung, Kap. 1. B. §. 61 — 65. und 67. Doch kann die Fütterung etwas schlechter seyn als die dort vorgeschriebene, und täglich einmal blos trocken Brod gegeben werden. Beim Futter bläs't ein Jäger auf dem Horne, um die Hunde an das Horn zu gewöhnen.

Das Ausführen ist ihnen eben so nützlich als den französischen und englischen, um so mehr, da gewöhnlich zwei oder drei zusammengekoppelt werden, wenn man sie zur Jagd führt, und sie also vorher koppel=*) bändig seyn müssen. Um dies zu bewerkstelligen, legt man anfänglich jungen Hunden die Koppel im Zwinger an, wo sie, wenn die Witterung es irgend erlaubt, immer herumlaufen müssen. Ueberhaupt dürfen solche Jagdhunde auf keine Weise verzärtelt werden, weil man sie im Spätherbste und Winter am meisten braucht.

§. 13.

Gemeiniglich jagen sie auf jeder frischen Fährte, welche ihnen vorkommt, weshalb man sie auch Wildbodenhunde nennt. Sehr schwer hält es, sie auf eine Wildart nur einzujagen; soll es aber geschehen, so müssen sie, wie die Parforcehunde zum Gehorsam gewöhnt und jedesmal, wenn sie falsch jagen, bestraft werden.

Die Koppeln lös't man — durch Abschnallen der Halsung — gewöhnlich da, wo sie suchen und jagen sollen.

Zu den ersten Jagden und zum Einjagen wählt man gern Vor= oder Feldhölzer. Sobald ein Hund laut wird, ruft der Jäger, welcher zu Pferde oder zu Fuße so viel als möglich folgen oder auf den Hauptwechseln vorgreifen muß, durch Horn und Stimme die übrigen herbei, damit sie alle auf einer Fährte jagen. Dies ist um so nöthi=

*) Die Koppel besteht aus einem Ringe, von welchem auf beiden Seiten Kettengelenke ausgehen, an deren Ende wieder Ringe mit Wirbeln angebracht sind, durch welche die Halsungen gezogen werden.

ger, weil ſonſt die Hunde ſich zerſplittern und der Jäger nicht weiß, welchem Lauf er folgen ſoll *).

Tragende Hündinnen können die erſten vier Wochen, nachdem ſie belegt ſind, welches bei dieſer Race zu jeder Jahreszeit geſchehen darf, noch mäßig zur Jagd gebraucht werden, ſpäterhin aber, bis ſie gewölft haben und die Jungen abgeſteckt ſind, gar nicht mehr.

Nach jedesmaliger Beendigung der Jagd gebe man den Jagdhunden Schweiß und klein geſchnittenes Geſcheide vom vor ihnen erlegten aufgebrochenen Wilde, um ſie immer mehr genoſſen zu machen.

§. 14.

Die auf Bären anzuwendenden Hetzhunde ſind:

1. Bullen- oder Bärenbeißer, eine nicht gar zu große, aber ſtarke, beherzte Hunderace, mit dicken, kurzen Köpfen. Sie packen alles, worauf ſie gehetzt werden, ſind aber ſchwer. Man pflegt ſie zu mäuſeln, d. h. die Ohren verſtutzen; auch die Ruthe kurz abzuſchlagen. Beides geſchieht, ehe ſie ſechs Wochen alt werden.

Ihrer Tücke und Bosheit wegen können ſie Menſchen und Thieren leicht gefährlich werden; aus dieſem Grunde iſt es in mehrern Ländern nicht erlaubt, ſich derſelben zu bedienen.

2. Engliſche Doggen. Dies iſt die ſtärkſte (größte) Hunderace. Sie haben längere Köpfe und eben ſo ſtarke Läufe als die Bullenbeißer, packen auch eben ſo feſt, ſind aber auch eben ſo wenig leicht **).

3. Däniſche Blendlinge, von denen bei der Saujagd ein mehreres vorkommen wird. Was dort über

---

*) Man wird hier Manches finden, was auf die Bärenjagd nicht anwendbar iſt. Ich faßte aber deshalb alles zuſammen, was über polniſche und teutſche Jagdhunde zu ſagen war, um bei andern Gelegenheiten hierher verweiſen zu können.

**) Nie darf der Bullenbeißer, die Dogge nur dann, wenn ſie fromm iſt, frei herumgehen, und weder der eine noch die andere ungekochtes Fleiſch oder Blut genießen; denn das macht ſie böſe.

Erziehung, Fütterung und Einhetzen gesagt werden wird, findet auch bei den hier genannten Hunden Anwendung.

§. 15.

Sowohl der Jagd- als Hetzhunde bedient man sich auf folgende Weise zur Bärenjagd: So weit es das Terrain erlaubt, sucht man sich durch Einkreisen vom Aufenthalte des Bären zu unterrichten.

Der Distrikt, in welchem ein Bär eingekreiset, oder doch wahrscheinlich zu vermuthen ist, wird umlegt, zum Theil mit Hatzen, deren jede aus zehn, zwölf bis vierzehn Hunden bestehen muß, zum Theil mit Schützen, deren sich immer zwei und zwei an einem Orte anstellen, damit, wenn einer einen Fehlschuß thut, oder ihm das Gewehr versagt, der andere den Bär auf den Kopf schießen kann.

Nebst der Büchse führt jeder Schütze einen tüchtigen Hirschfänger und ein Fangeisen. Von beiden letztern Werkzeugen wird bei der Sauhatze mehr vorkommen; sie sind zur Rettung im Nothfall bestimmt.

Einige Jäger legen die von der Koppel gelöst'en Jagdhunde auf der Bärenfährte an, andere lassen sie unter dem Winde suchen.

Sobald sie im letztern Fall eine frische Bärenfährte oder den Bär selbst finden, fangen sie laut zu jagen an. Scheu, wie alles Wild, flieht er, bis er von den Schützen erlegt, oder durch die Hetzhunde gepackt wird. In diesem Falle eilt man hinzu und fängt ihn, zwischen den Augen etwas unterwärts, oder, zur Schonung der Decke (Haut) — wie das Edelwild — auf dem Stich, mit dem Fangeisen ab.

Oft tritt der Fall ein, daß der Bär sich früher vor den Jagdhunden stellt, als er die Schützen oder Hatzen erreicht. Dann hetzt man entweder auf den Keif, (d. h. man löst die Hatze, welche dem Laut der Jagdhunde am nächsten ist, und diese eilt hinzu, um ihn zu packen, oder es müssen sich einige Jäger hinanschleichen,

und ihn ſo ſchnell als möglich vor den Jagdhunden todtſchießen, damit er ſie im Grimm nicht zu Grunde richte.

§. 16.

Man zieht auch, mit Büchſe, Fangeiſen und Hirſchfänger bewaffnet, auf das Bärenbürſchen aus, d. h. man ſucht ihn entweder im Walde auf, oder man ſtellt ſich nach ihm an. Dies allein zu unternehmen, würde nicht rathſam ſeyn; deshalb gehen immer zwei Jäger mit einander. Erblicken ſie einen Bär in der gehörigen Nähe, ſo ſchießt ihn der eine auf den Kopf. Auf den Fall, daß dieſer fehlen, oder ihn nur verwunden könnte, macht ſich auch der andere ſchußfertig. Mißlänge auch dieſer Schuß, ſo nimmt ſie ſicher der Bär an, indem er, erhoben, auf ſie zueilt. Dann muß der eine das Fangeiſen ergreifen und ſich bemühen, ihm den Fang zu geben. Während der Zeit ſucht ihm der andere mit dem Hirſchfänger die Tatze abzuhauen, oder doch zu lähmen, um beide Jäger vor der ſehr unſanften, für einen wenigſtens in ihren Folgen gewiß unglücklichen Umarmung zu ſchützen.

§. 17.

Von den vielen Arten, den Bär auf andere Weiſe zu erlegen und zu fangen, welche Naturgeſchicht- und Reiſebeſchreiber der ältern und neuern Zeit erzählt haben, will ich hier nur diejenigen erwähnen, welche am anwendbarſten zu ſeyn ſcheinen, oder von ausgezeichneter Entſchloſſenheit, Tapferkeit und Gewandtheit des Bärenjägers zeugend, für den Leſer überhaupt, beſonders aber für den jungen Weidmann Intereſſe haben.

Eine der leichteſten Methoden, den Bär zu fangen, iſt die, wenn man eine gute Portion Honig, mit ſtarkem Branntwein vermiſcht, in einem hohlen Baume oder auf dem Wechſel ausſetzt. Der dem Bären leckere Genuß derſelben macht ihn trunken; er ſchläft auf der Stelle ein und bleibt ziemlich lange liegen. Während der Zeit geht der Jäger heran und gibt ihm den Fang, oder er läßt ihn

feſſeln und in ſichern Gewahrſam bringen, um nach dem Erwachen die Hetzhunde zu üben.

Die Kamtſchadalen ſchlagen in ſtarke Pfoſten viele eiſerne, mit Widerhaken verſehene Stifte ſo ein, daß der Bär, er mag treten wohin er will, eine Spitze berühren muß. Mitten auf dieſe Pfoſten wird ein Gefäß mit Honig oder Milch geſetzt. Wenn nun der lüſterne Gaſt zur Nachtzeit bei dem Verſuch, ſich dieſen Lieblingsgenuß zu verſchaffen, mit einer Brante hängen bleibt, wird er böſe, will ſich durch Aufdrücken der andern los machen, tritt auch mit dieſer in die Stifte und macht ſich immer feſter. So muß er brummend und vor Wuth ſchäumend warten, bis der herzueilende Menſch ihn auf eine oder die andere Weiſe tödtet.

In andern nordiſchen Ländern befeſtigt man vor dem Loche von Bienen bewohnter Bäume an einem Seile einen ſtarken Klotz, welcher vermittelſt des Seiles an dem höher oben gerade über der Flugöffnung hervorragenden Aſte freihängend ſo angeſchleift wird, daß ſelbige mit dem Klotze bedeckt iſt. Wenn nun der Bär den Stamm erſteigt, um den Honig zu ſchmauſen, ſieht er ſich durch den Klotz verhindert. Eigenſinnig ſtößt er ihn mit der Vorderbraute weg, erhält aber in dem Augenblicke durch den Rückfall deſſelben einen geringen Stoß an den Kopf. Aergerlich über den ihm fatalen Spaß, wirft er mit vermehrter Heftigkeit den Klotz weg, empfindet aber deſto ſtärker die Gegenwirkung deſſelben. Zornig ergreift er aufs neue das Werkzeug, welches ihm nun ſchon ſchmerzliche Empfindung an ſeiner ſchwächſten Parthie verurſacht, ſtößt es mit verdoppelter Gewalt weg, und bekommt einen doppelt kräftigen Gegenſtoß. Wüthend ſtrengt er nun alle ſeine Bärenkraft an, um der Fopperei ein Ende zu machen, weit fliegt der Klotz — kommt plötzlich zurück und — verſetzt endlich dem vielleicht vorher ſchon halb Sinnloſen den Hauptſchlag ſo tüchtig, daß er taumelnd in die unter dem Baume eingeſchlagenen widerhakigen Pfähle ſtürzt und hier ſein Ende von der wohlthätigen Kugel oder dem Fangeiſen des Jägers erwarten muß.

In den ſibiriſchen Gebirgen ſoll man ihm durch ſeine eigene tollköpfige Hitze auf folgende Art den Untergang bereiten: Auf den Wechſeln, welche er an den Abgründen hin zu nehmen pflegt, werden mehrere ſtarke und feſte Schlingen an einem Klotze angebunden und ſo aufgehängt, daß er mit dem Kopfe durchfahren muß. Kaum hat er die Schlinge am Halſe und fühlt ſich durch das Gewicht des Klotzes am Gehen verhindert, ſo packt er dieſen mit den Branten, wirft ihn den Felſen hinab und wird unfehlbar ein Opfer ſeiner Wuth, indem er, mit fortgeriſſen, ſich den Kopf zerſchmettert.

Auch legt man in vielen Gegenden, wo es nicht unterſagt iſt, und weder Menſchen noch Vieh Schaden dadurch zugefügt werden kann, Bärengruben, nach Art der Wolfsgruben (m. ſ. des zweiten Abſchn. dritte Abtheilung, vom Wolf §. 16.) an; nur müſſen ſie tiefer, eher unten als oben weiter, und mit glatt gehobelten eichenen Bohlen ausgeſchalt ſeyn. Auf die in der Mitte befindliche Scheibe wird ein Bienenſtock oder Milch geſtellt. Will ſich der Bär dieſe leckere Koſt zu Nutze machen, ſo ſtürzt er hinein und iſt gefangen. —

Nach Kraſcheninikows Beſchreibung von Kamtſchatka gibt es dort Menſchen, die blos mit einem an beiden Enden zugeſpitzten, ſo langen Eiſen, daß es den geöffneten Rachen des Bären von einander hält, welches mit einem Riemen am linken Arme befeſtigt iſt, in der rechten Hand mit einem ſtarken, ſcharfen und ſpitzigen Meſſer bewaffnet, auf den grimmigſten, ſtärkſten Bär losgehen. Erhebt ſich dieſer, um ſie anzufallen, ſo ſtoßen ſie ihm das Eiſen in den offnen Rachen und wenden es darin ſo, daß er ihn nicht nur nicht ſchließen kann, ſondern auch wegen der ungeheuren Schmerzen, die er ausſteht, Kraft und Muth ſich zu wehren verliert. So führt der Kamtſchadale den Bär wohin er will, oder tödtet ihn mit dem Meſſer.

Iſt dieſe Erzählung wirklich gegründet, ſo wollen wir wenigſtens gern geſtehen, daß wohl wenige unter uns dazu ſich ver-

ſtehen möchten, dieſe Fangart zu verſuchen. Auch wäre es ſonderbar, im Beſitz beſſerer Waffen, ſich der ſchlechtern bedienen zu wollen!

Zweites Kapitel.

Vom Luchs.

Felis Lynx, (*Linn.*) *).

---

§. 1.

Der Luchs hat einen Balg, keine Haut; Waffen oder Krallen an den Zehen, keine Nägel; Fänge, keine Zähne.

Er trabt, er geht nicht; er ſchnürt, d. h. er ſetzt einen Tritt ganz gerade hinter den andern; oder er ſchränkt, d. h. die Tritte ſtehen abwechſelnd und in ſchräger Richtung, ſeitwärts etwas von einander entfernt.

Er hat ein Lager, kein Bett, worin er ſich verbirgt und ruht.

Er raubt und reißt das Wild, er fängt es nicht.

Er baumt, d. h. er geht auf einen Baum.

Er thut Sprünge, nicht Sätze, um ſeinen Raub zu ereilen.

---

*) v. Wildungens Taſchenbuch v. 1800. Bechſteins Handbuch der Jagdw. I. 1. K. 15. v. Wildungens Weidmanns Feierabende, B. III. S. 211 und Bd. IV. S. 164 ff.

Er frißt von demſelben, er äſet nicht.

Der Ort, wo er etwas geraubt und geriſſen hat, wird der Fang oder Riß genannt.

Er ranzt oder begehrt, wenn er ſich begattet; Ranzzeit iſt ſo viel als Begattungszeit.

Er bringt Junge, er wirft oder ſetzt nicht.

Er wird geſtreift, wenn man die Haut nach Jägerart ablöſ't.

§. 2.

Unter allen in unſern Gegenden im wilden Zuſtande bekannten reißenden und Raubthieren iſt der Luchs, welcher nach allen Eintheilungsſyſtemen eine Art der Gattung Katze ausmacht, dasjenige, deſſen gänzliche Ausrottung ſchon von langen Zeiten her mit Recht ſo emſig betrieben ward, daß er jetzt in Teutſchland kaum als einheimiſch betrachtet werden kann.

Erleichtert ward dies Vertilgungsgeſchäft durch das, bei zunehmender Bevölkerung zur Ausdehnung des Ackerbaues nöthige, Ausrotten des größern Theils der Urwaldungen.

Nachſtehende Luxjagdchronik — die der Verf. keinesweges für vollſtändig ausgibt — beweiſ't, daß ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts der Luchs nur als einzeln vagirender Räuber in unſern teutſchen Wildbahnen ſein Weſen getrieben hat:

1. Im Jahre 1649, am 17ten September, ſchoß Adam Engel, Förſter auf dem Clausthale (im Harzwalde), an der Herrn-Thals Wieſe einen Luchs. Gewicht 87 Pfund (?); Länge von der Spitze des Rachens bis zur Ruthe 3′ 7″; Höhe des Vordertheiles, vom Nacken bis zur Spitze des Vorderlaufes, 2′ 4″. (Nach einer dem Herrn Amtmann Swims zu Seeſen gehörigen Abbildung gemeſſen. S. v. Wildungen, Weidm. Feierab. B. 4. S. 167.)
2. Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde einer im Anhalt-Deſſauiſchen durch einen dortigen Förſter geſchoſſen.

3. Im Jahre 1768 wurde in der Oberlausitz bei Muska einer getödtet.
4. Auf dem Thüringer Walde S. Gothaischen Antheils erlegte man in den Jahren 1773, 1788, 1789 und 1796 deren fünf.
5. Im Jahre 1817, am 24. März, schoß der Forstcontroleur, Herr Kallmeyer aus Wernigerode, unfern der Plessenburg, im Gräfl. Wernigeroder Harzantheile einen. Gewicht 53 Pfund; Länge 3′ 5″; Höhe vorn 2′ 2½″; Länge der Ruthe 8″. (Alles wie bei Nr. 1 gemessen.)
6. Im Jahre 1818, am 17. März, schoß der K. hannöverische reitende Revierförster, Herr Spellerberg, auf dem ihm untergebenen Harzwaldreviere, in welchem jedoch dem Herzogthume Braunschweig die Jagdgerechtigkeit zusteht, bis jetzt den letzten auf einem braunschweiger Seits darnach angestellten großen Jagen. Gewicht 41 Pfund; Länge 3′ 1″ 3‴; Höhe vorn 2½′; Länge der Ruthe 6″ 3‴. (Alles wie bei Nr. 1 gemessen *).)

Es ist davon durchaus nichts bekannt, ob auch nur einer der vorerwähnten Luchse weiblichen Geschlechts gewesen ist; das aber weiß man mit Bestimmtheit, daß alle, in Rücksicht des Geschlechts genau untersuchte, Männchen waren. Hierdurch erhält Vater Bechsteins und Freund Wildungens Muthmaßung hohe Wahrscheinlichkeit, daß dieser heillose, in Preußen, Polen, Norwegen, Schweden, Esthland, Liefland, Rußland, Sibirien, am Kaukasus und in der Tartarei, dann in Nieder-Oesterreich und Steyermark zeither einheimisch und nicht eben seltene gewesene Raubmörder, in den uns näher gelegenen genannten Ländern, jetzt gleichfalls mehr als sonst verfolgt, in der Ranzzeit vielleicht oft weit und breit vergeblich eine

*) S. die vorn angezogenen Schriften, in Beziehung auf Nr. 1, 5 bis 6. Bei Nr. 5 und 6 wurde das hintere Höhenmaaß weggelassen, weil aus der Vergleichung sich ergab, daß in den desfallsigen Ansätzen Irrung Statt finden müsse. Zur zweiten Ausg.

Gattin ſuchend, aus jenen ſüdlichen und nördlichen Wildniſſen in die großen dichten Waldungen Böhmens, von dort aber bis in den Harz- und in den Thüringer Wald vordringe. Erreicht er nun auch den Zweck der Befriedigung des Begattungstriebes, ſo viel man weiß, auf dieſer weiten Wanderung nie, ſo richtet er doch da, wo er hinkommt und verweilt, in der Wildbahn, wie am zahmen Vieh, die Hülle und Fülle von Verwüſtungen an.

Der Luchs iſt das einzige, der kalten Zone angehörige getigerte (tigerartig gefleckte und geſtreifte) wilde Säugthier.

Ein ausgewachſener europäiſcher männlicher Luchs kommt in der Größe ungefähr einem Hühnerhunde von mittler Stärke bei. Das Längen- und Höhenmaaß beſtimmt ſich aus dem, was darüber im Vorhergehenden unter Nr. 1, 5 und 6 beigebracht wurde. Das Weibchen hat einen ſchmalern Kopf, iſt überhaupt kleiner, und der Balg deſſelben hat weniger lebhafte Farben, mehr verwaſchene Flecken und Streifen. Sein Kopf hat faſt die Geſtaltung des Katzenkopfes, nur die Schnautze iſt etwas länger. Sie erſcheint ſchwarz, und iſt an der Oberlippe zu beiden Seiten auf drei Warzenreihen mit weißen Barthaaren beſetzt. Das durchaus ſtarke Gebiß zeichnet ſich durch ſehr lange und ſcharfe Fänge (Eckzähne) aus.

Die Zunge iſt wie bei allen Gattungsverwandten feilenartig rauh.

Die Augen ſind groß, erhaben gewölbt, rund, mit grüngelbem Stern, bei Nacht funkelnd.

An den zugeſpitzten, mittelmäßig langen, weiten, gleichſam dreieckigen, ſcharf aufgereckten Lauſchern (Ohren) ſteht oben ein Büſchel ſchwarzer Haare empor; inwendig ſind ſie weißgrau ſtark gefüttert, auswendig ſchwarz breit gerändert.

Das Haar am Rücken und an dem größern Theile der nicht ſtarken Ruthe ſtellt ſich dunkelrothbraun, mit roſtrothen und weißgelben Spitzen, und ſo gleichſam milchchokolatenfarbig dar. Auf dieſer Hauptfarbe deuten ſich hier

und da einzelne schwarzbräunliche Flecken nur leise an. Die letzten 2″ der Ruthe sind schwarz behaart.

Die dunklere Farbe des Rückens wird an den Seiten, besonders nach unten zu, immer heller, und geht bis zum Unterleibe und bis zur Kehle durch alle Schattirungen von Rothbraun, Hellbraun und Gelb in Weißlichgelb, an den Seiten bemerkt man auf hellerem Grunde undeutliche und ungleiche dunkle Streifen und Flecken. Erstere schlängeln sich nach dem Unterleibe zu. Dieser, die Brust und die Kehle selbst erscheinen weiß. Der weibliche Luchs soll durchaus heller von Farbe seyn als der männliche *). Der Leib ist fast überall gleich stark. Die Läufe, an deren auswendiger Seite die braunen Flecken unterwärts immer kleiner werden, sind weniger lang, aber beinahe so dick, wie die des Wolfes. Sie gehen unten in 3″ breiten, stark abgerundeten Ballen aus, an denen sich die mit äußerst scharfen Waffen besetzten Zehen anschließen.

Die Waffen oder Krallen sind wie bei allen Arten der Gattung Katze (Felis) einziehbar und ausdehnbar; im Gange in Scheiden verborgen.

Die Brunftruthe ist wie beim Kater äußerlich nicht sichtbar.

§. 3.

Man sieht und spürt den Luchs, wenn er auf Raub ausgeht, immer schleichend und dann schränkend; wenn er sich aber von einem Orte zum andern begibt, meist trabend, und dann schnürter.

---

*) An dem oben unter Nr. 6. am Harz erlegten Luchse nahm der Herr Forstmeister Gr. v. Veltheim noch folgende Auszeichnung wahr: „Das vordere Kehlhaar war bedeutend länger, als alles übrige, auch sträubte sich fast wie beim Brunftbirsch vorwärts in die Höhe. Auch das Haar am hintern Theile des Unterleibes war länger, als nach vorn hin, wodurch der Anschein eines Hängebauchs entstand." (S. v. Wildungens Weidmanns Feierabende, Bd. IV. S. 184.) Ob diese Wahrnehmung wohl damit in Beziehung steht daß nach Bechstein (Handb. d. Jagdw. a. a. O. S. 182) von den Kinnbacken bis hinter die Lauscher ein großer, das Gesicht umfassender, oben rothbrauner, unten weißgelber Backenbart sich darstellen soll? —

Zur zweiten Auf-

Er äuget (ſieht) — ſelbſt bei Nacht — und vernimmt (hört) äußerſt ſcharf, und erſetzt hierdurch das, was ihm an feiner Witterung (Geruch) abgeht. Jene fein organiſirten Sinne ſind es, welche ihm das Rauben erleichtern, dem Jäger aber die Bemühung, ihm beizukommen, höchlich erſchweren. Gleichmäßig wirkt zu beiden die Verſchlagenheit und Liſt mit, welche aus ſeinem Auge ſpricht. Der Laut, welchen er ausgibt, ſoll viel Aehnlichkeit mit dem Heulen des Wolfes haben *).

Seine Loſung — immer ſtark mit Haar und Gefieder vom Raube durchmengt, und in Ballen von der Größe eines ſtarken Flintenpfropfs ſich findend — verſcharrt er nach Art der Hauskatze.

§. 4.

Die Luchſe ranzen im Februar. Neun Wochen (?) geht das Weibchen tragend **) oder dicke, und bringt dann im dichteſten Walde oder in Felſenklüften, auch wohl in einem Dachsbaue, drei, höchſtens vier Junge. Dieſe werden blind geboren und öffnen die Augen erſt nach neun Tagen. Flemming ſagt, ſie wären Anfangs faſt ganz weiß von Farbe, und würden nach und nach erſt dunkler.

Sobald ſie ſtark genug zum Rauben werden, bringen die Alten ſchwächeres Geflügel und Haarwild lebendig, um ſie daran die Kunſtgriffe zu lehren.

§. 5.

Am Tage verbirgt ſich der Luchs in öden, gebirgigen, mit dichtem Walde bedeckten Gegenden. Dort hat er ſein Lager in Klüften, Höhlen oder hohlen Baumſtämmen. Fehlt ihm dieſes alles, ſo macht er ſich auch

*) S. Petri's Eſthen und Eſthland im erſten Abſchnitt des erſten Theiles.

**) Nach Flemmings vollkommnem teutſchen Jäger funfzehn Wochen. Da alle neuere Schriftſteller anderer Meinung ſind, ſo glaubte ich, ihnen folgen zu müſſen; glaube jedoch, daß über das Wahre genaue Beſtimmung noch fehlt.

einen Dachsbau zu Nutze; und das mag wohl zu der irrigen Muthmaßung Anlaß gegeben haben, daß er selbst Baue ausführe. An seinem Ruheorte hinterläßt er einen höchst widrigen, überaus starken Katzengeruch.

§. 6.

Mit einbrechender Nacht verläßt er diese Schlupfwinkel und trabt oder schleicht nach Raube umher. Alles Wild und alles zahme Vieh ist seinen Nachstellungen ausgesetzt.

Wo er des irgend Etwas gewahrt, schleicht er sich entweder im Dickicht hinan, oder er drückt sich, wenn er bemerkt, daß es ihm sich nähert, auf der Erde, oder er baumt und verbirgt sich auf einem hervorstehenden Aste, bis es ihm nahe genug ist. Dann thut er, wenn es seyn muß, einen Sprung von 15 bis 20′, welchen er so genau abzumessen weiß, daß er seinen Raub jedesmal, vom Boden aus an der Luftröhre, von der Höhe herab — was jedoch selten sich ereignet — im Genick packt. Seine scharfen Fänge schlägt er da so fest ein, daß er das gefangene Thier im Augenblicke tödtlich verwundet und nicht eher losläßt, bis es leblos niederstürzt.

Er scheut sich nicht, den Angriff auf die stärksten Wildarten zu machen, und selten geschieht es vergeblich.

Der von ihm gefangene Elenhirsch soll so wüthend werden, daß er selbst den Kopf an Baumstämmen sich einrennt und so ihm zur Beute wird.

Nur dem Elen-, Renn- und Rothhiere, vorzüglich aber dem wilden Schweine glückt es zuweilen, wenn Dickicht ganz in der Nähe ist, den Luchs abzustreifen.

Ist es nöthig, so folgt er seinem Raube bis in die höchsten Gipfel der Bäume.

In Preußen und Polen soll er sich zur Nachtzeit an die auf der Weide gelassenen Kühe schleichen, und ihnen das Euter — einer seiner Leckerbissen — abreißen.

§. 7.

Kein anderes Raubthier ist im Stande, selbst den

Wildstand so schnell herunterzubringen, als der Luchs, welcher vom Raube nicht alles, sondern nur die edlern und bessern Theile frißt, das Uebrige aber verscharrt, so gut er es vermag. Vom Hunger getrieben, kommt er indessen doch an diesen Ort zurück und nimmt, so lange der Vorrath frisch ist, Etwas davon an. Vom fumet und haut goût ist er hingegen so wenig ein Freund, daß, sobald er irgend eine Spur davon hat, er lieber Alles andern Raubthieren überläßt; ob er gleich diese — sogar wilde Katzen — eben so wenig als andere Thiere schont, wenn es ihm an Fraß gebricht.

Bei seiner gar nicht ökonomisch berechneten Lebensart kommt es oft dahin, daß er sich nach einem kurzen Aufenthalte, wenn er nicht Hungers sterben will, genöthigt sieht, eine Gegend zu verlassen, in welcher er alles, was er erst nur verlangen konnte, anfänglich im Ueberflusse fand.

§. 8.

Der Winterbalg ist auch beim Luchse am dichtesten und festesten, und ist derselbe am Unterleibe bis $2\frac{1}{2}''$ lang behaart, dann sieht er in hohem Werthe.

Die besten Luchsbälge kommen aus der Gegend des Balkhaschsees in Sibirien. Man bezahlt dort an der Stelle das Stück mit fünf Rubeln; bei uns mit zehn bis funfzehn Thalern. Mit dem hohen Preise dieses schönen und sehr warmen Pelzwerkes steht jedoch die Dauer desselben nicht im Verhältnisse, weil das Haar an demselben spröde ist.

Das Wildbret des Luchses schätzt der Kalmuck als Leckerbissen. Wir wollen ihn darum nicht beneiden; gern auch andern Nordländern, welche es nur aus Noth essen, einen so ekelhaften Genuß überlassen!

§. 9.

Das beste Mittel, dieses so schlauen und mit so überaus scharfen Sinneswerkzeugen begabten Raubthieres habhaft zu werden, ist die Benutzung der Neue (des

friſch gefallenen Schnees) zum Einkreiſen, indem man einen Waldbezirk ganz umgeht und genau verſpürt. Iſt er aus demſelben heraus, ſo wird weiter gekreiſ't, und ſo fortgefahren, bis man beſtimmt weiß, wo er ſein Lager hat. Der Luchs wird nicht ſo leicht rege wie der Wolf, und deshalb kann man ihn auch enger mit Mitteltüchern, oder beſſer noch, mit Wolfs- und Rehnetzen *) einſtellen. In der Stallung löſ't man Jagdhunde, welche ihn entweder in die buſenreich geſtellten Netze oder auf einen Baum treiben, oder auf der Erde ſtellen.

Im erſten Falle wird er ſogleich von denen am Zeuge befindlichen Jagdleuten erſchlagen, im zweiten heruntergeſchoſſen, im dritten aber, auf welche Art es ſeyn kann, ſo ſchnell als möglich erlegt. Denn ſobald die Hunde Miene machen, ihn zu packen, wirft er ſich auf den Rücken und weiß ſeine Waffen mit ſo vieler Geſchicklichkeit anzuwenden, daß er mit denſelben ſeine Feinde oft gräßlich zurichtet. Wo es daher die Umſtände geſtatten, iſt es beſſer, am Zeuge Schützen anzuſtellen und Treibeleute zum Regemachen anzuwenden. In Ermangelung des Jagdzeuges kann auch frei getrieben werden; nur darf es weder an Jagdleuten, noch an Schützen fehlen, und immer iſt es gut, wenigſtens einen oder ein Paar nicht allzuſcharfe und raſche Hunde auf die Fährte zu ſetzen.

Döbel ſchlägt vor: „man ſolle bei einem friſchen Riſſe oder Fange ein Paar an ſtarken Ketten befeſtigte Tellereiſen legen und mit Laub einfüttern.“

„Wenn dann in der folgenden Nacht der Luchs wieder käme, um ſich noch Etwas von dem Raube zu Nutze zu machen; ſo würde er ſich, indem er erſt da herumſchliche, leicht fangen.“

Ich bezweifle den glücklichen Erfolg des Verſuchs!

---

*) Ueber die Beſchaffenheit und Anwendung dieſer Jagderforderniß ſiehe den Anhang zu dieſem erſten Theile, Kap. 1. §. 16, 17 und 18.

Denn der Fall iſt an ſich ſelten, daß der Luchs den Riß wieder beſucht; ereignet er ſich aber doch, ſo wird ihm der Ort, wo die Eiſen liegen, verdächtig werden, da, ſo viel ich weiß, noch kein erprobtes Mittel zum Verwittern bekannt iſt *).

Noch eher, glaube ich, möchte der Luchs, wenn man ſich an einem Orte, wo er gewöhnlich herumſchleicht, recht gut auf einem Baume verbergen könnte, durch das Reizen oder Rätzen (wie der Fuchs und Haſe) herangezogen werden. Nur müßte man ſchon im Voraus ſchußfertig ſeyn, weil er gewiß, eben ſo wie der Fuchs, ſich ſchnell nähern, bei dem geringſten Verdachte aber entfliehen würde.

Auch möchten vielleicht Gruben (wie beim Elen, Bär und Wolf) anwendbar ſeyn; in ſo fern man bei ihrer Anlage auf die ungeheuern Sprünge des Luchſes beim Rauben gehörige Rückſicht nähme, und deßhalb die Scheibe, auf welcher ein lebendiges Thier befeſtigt würde, ſo einrichtete, daß ſie auf jeder Seite, wo er ſie beträte, umſchlagen müßte. Sehr tief müßte die Grube, die Ausſchalung äußerſt glatt und dennoch oben auf dem Rande wenigſtens 2′ breit mit alten Bretern bedeckt ſeyn.

§. 10.

Ein guter Schütze wird ſich zur Luchsjagd immer der Büchſe bedienen; doch reicht auch eine mit Poſten geladene Flinte hin, ihn zu erlegen.

Rathſam ſoll es nicht ſeyn, unbedachtſam an den verwundeten Luchs heranzugehen, weil er ſich auch dem Menſchen mit Wuth widerſetzt, und ihm durch ſeine Sprünge gefährlicher als ein anderes reißendes Thier wird.

---

*) Bemerkte ich zu einer Jahreszeit, wo es wegen Mangels an Schnee unmöglich wäre zu kreiſen, einen Luchsriß: ſo würde ich allerdings den Fang mit dem Teufelskreiſen auf oben beſchriebene Weiſe verſuchen, und ſelbiges mit Teucrium Marum (Marum verum) Katzengamander, Katzenkraut verwittern.

§. 11.

Ich würde hier über das Verfahren beim Streifen ſprechen, wenn ich es nicht für beſſer hielte, dies bis zum letzten Paragraphen desjenigen Kapitels im dritten Abſchnitte, welches vom Fuchs handelt, zu verſchieben, weil bei allen Raubthieren damit auf gleiche Weiſe verfahren wird, und es ſchicklicher ſcheint, die Anleitung dazu dann zu geben, wenn von einer Art derſelben die Rede iſt, welche dem jungen Jäger häufiger unter die Hand kommt.

Zweiter Abſchnitt.

Mitteljagd.

Erſte Abtheilung.

Haarwild.

Erſtes Kapitel.

Vom Reh.

Cervus Capreolus, (*Linn.*) *).

§. 1.

Unter der allgemeinen Benennung Reh begreift man die ganze Wildart, von welcher hier gehandelt werden ſoll.

Das männliche Geſchlecht derſelben wird mit dem Namen Rehbock belegt; das weibliche heißt Ricke (Rieke), an andern Orten Hille oder Geiß.

Die Jungen nennt man junge Rehe oder Rehkälber. Wenn der junge Bock ein Jahr alt wird und dann das erſte Gehörn **) trägt, heißt er Spießbock. Im folgenden Jahre ſetzt er gewöhnlich auf jeder Stange

*) v. Wildungens Neujahrsgeſchenk 1797 I. 1799 III. Taſchenbuch 1802 III. 1803 VII. Weidmanns-Feierabende, Band II. S. 68 ff. Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft Th. I. Bd. I. Kap. 4.

**) Beim Rehbock findet blos die Benennung Gehörn ſtatt, nicht, wie beim Hirſch, Geweih und Gewicht.

eine Gabel mit zwei Enden auf, dann wird er Gabelbock; in der Folge aber, ohne, wie beim Edelhirsch, die Zahl der Enden anzusprechen, Bock; bei vorzüglicher Stärke am Leibe sowohl, als am Gehörn, guter, braver Bock genannt.

Der lange Haarbüschel, welcher am vordern Ende der Brunftruthe herabhängt, heißt der Pinsel.

Das Rehkalb weiblichen Geschlechts erhält, wenn es ein Jahr alt ist, den Namen Schmalreh, und behält ihn, bis es zum erstenmale gebrunftet hat; dann tritt für die übrige Lebenszeit die Benennung Ricke, alte Ricke ein; wenn diese aber nicht hochbeschlagen ist, wird sie gelte Ricke genannt.

Bei der Ricke steht ein langer Haarbüschel aus dem Feigenblatte (Geburtsgliede) hervor, welcher Wasserzeichen oder Schürze heißt.

Der Spiegel ist die weiße, etwas länger als die übrige Haut behaarte runde Scheibe, welche sich um das Weidloch herum, bis auf den hintern Theil der Keulen erstreckt.

Das Reh schreckt, schmält oder meldet sich, wenn es einen kurzen, protzigen — wenn ich mich so ausdrücken darf — blöckenden Laut von sich gibt.

Es klagt, wenn es von Hunden, Raubthieren oder Menschen gefangen, schmerzhafte Empfindung oder Angst durch Schreien äußert.

Der Ausdruck Sprung wird von den Rehen gebraucht, wenn man sie in Gesellschaft oder familienweise vereinigt antrifft.

Alle übrige, im ersten Abschnitte beim Edelwilde angegebene weidmännische Kunstausdrücke, in so fern sie hier nicht anders bestimmt sind, können auch von den Rehen gebraucht werden.

§. 2.

Das Reh ist in allen europäischen Ländern — England ausgenommen, wo es im Freien gar nicht, in Parks eingeschlossen nur selten gefunden wird — bis nach Nor-

wegen und Schweden hinauf; in Sibirien, dann in Aſien, bis nach China, Perſien, Java und Ceylon hinab, einheimiſch; nur die ganz kalte und ganz heiße Zone verträgt es nicht.

Sonderbar, aber durch vielfältige Erfahrungen beſtätigt, iſt es, daß ſelbſt bei der ſorgfältigſten Pflege die Rehe weder gedeihen, noch ſich vermehren, ſondern gemeiniglich gleich im erſten Jahre fallen, ſobald ſie ſich, ohne von Jugend auf zahm erzogen worden zu ſeyn, enge eingeſchränkt fühlen. Nur in weitläufigen, mit guter und hinlänglicher Aeſung verſehenen umzäunten Vermachungen kommen ſie fort; doch werden ſie da nie ſo ſtark, als in vollkommner Freiheit.

Das Reh gehört in die Klaſſe der wiederkäuenden Säugthiere und wird als ſolches in allen ſyſtematiſchen Eintheilungen als Art der Gattung Hirſch aufgeführt.

Die Stärke (Größe) deſſelben iſt gleich vom erſten Jahre an, der guten oder ſchlechten Aeſung nach, welche es da findet, wo es ſeinen Stand gewählt hat, ſo verſchieden, daß ſie ſich nicht ganz genau angeben läßt. Doch könnte man die Höhe eines alten Rehes im erſten Falle ungefähr zu $2\frac{1}{2}'$ und etwas drüber, im letztern zu $2'$ und $2 — 3''$, die Länge vom Maule bis zum Weideloche aber zu $4'$ angeben.

Es färbt ſich zu eben der Zeit und auf eben die Art, wie das Edelwild.

Die Haut des Kalbes iſt in der erſten Zeit ſeines Lebens kurzhaarig, braunröthlich und mit kleinen weißen Flecken ſtrichweiſe beſäet. Letztere verlieren ſich von Woche zu Woche je mehr und mehr, ſo daß es ungefähr nach zwei Monaten eben ſo gefärbt erſcheint, wie das alte Reh; nehmlich am Halſe, auf dem Rücken und an den Seiten ſchön braunroth, an den Läufen braungelblich, am Unterleibe noch heller.

Im Herbſte verlängert ſich bei Alt und Jung das Haar am Halſe, auf dem Rücken, am Leibe und an den Keulen. Vom Gehör an, über den Hals und auf dem

Rücken wird es dann schwarzbraun in grau spielend, an den Seiten fast graugrünlich. Am Kopfe und an den Läufen ist die Winterhaarverlängerung nicht nur unmerklich, sondern die Sommerfarbe verändert sich auch da weniger wesentlich — sie verliert jedoch an Lebhaftigkeit im Kolorit.

Die Größe des Kopfes steht in richtigem Verhältnisse zu der Stärke des übrigen Körpers. Er ist mit schwarzbräunlich kurz behaarter Haut bedeckt, und endigt in einem spitzigen Maule, in welchem die Gebißwerkzeuge eben so stehen, eben so geformt sind, und sich dem Alter nach eben so verlieren und wieder ersetzen, wie beim Schafe. Die Nase ist schwarz und glatt, immer naß und kalt, an der Wurzel mit einem sehr kurzhaarigen schwarzen Rande umgeben, welcher da, wo er sich anfängt, in der Jugend weniger, im Alter mehr mit weißgrauem Haar untermischt ist. Das Untermaul erscheint hell weißgrau, die Kehle schmutzig gelb.

Die Augen sind groß, haben einen bläulichen Augapfel und verrathen Munterkeit.

Das gegen 6″ lange, eiförmig zugespitzte Gehör steht an der Wurzel gegen 2″, oberwärts aber weiter aus einander. Es ist stets aufwärts gerichtet; doch kann das Reh jedes Ohr einzeln, auch beide zugleich, nach allen Richtungen sehr schnell bewegen. Auswendig hat das Haar an demselben eben die Farbe und Länge, wie am obern Theile des Kopfes, der Rand eine schwarze Einfassung. Inwendig ist es, um das Eindringen der Nässe und des Ungeziefers zu verhindern, mit wolligem weißgelben Haar dicht besetzt.

Der Hals ist lang genug, um das Geäse ohne Beschwerlichkeit dicht an der Erde erlangen zu können. Auf- und abwärts biegt er sich nur in geraden Richtungen, nach den Seiten aber nimmt er auch jede beliebige krumme an. Das Haar an demselben ist eben so lang, wie an allen den Theilen des Körpers, wo es sich im Herbste verlängert; die Farbe ist oben der des Rückens gleich, wird an den Seiten heller, und fällt unterwärts ins

Gelbliche. Bei zunehmendem Alter dehnt ſich das am Untermaule bemerkte weißgraue Haar immer mehr über die ganze Kehle aus.

Die mit kurzem Haar bedeckten Läufe ſind dünn, doch, bei ungemeiner Spannkraft der Sehnen, ſtark genug gegen den Körper. Sie gehen in zwei geſpaltenen, hornigen, ſchwarzgefärbten Schalen aus. Hinten über dem Feſſelgelenk ſteht das Geäfter. Unter dem erſten Gelenke der Hinterläufe ſteht ein dunkelbrauner, ſtruppig und kurz behaarter Wulſt.

Von dem weißen Spiegel, dem gelblichen Pinſel und der eben ſo gefärbten Schürze iſt ſchon §. 1. die Rede geweſen.

Das Reh hat keine Blume (Schwanz). Nur eine kleine, ganz dünne Erhabenheit wird beim Zerwirken an der Stelle ſichtbar, wo bei den andern Gattungsverwandten die Blume eingewachſen iſt. Die Thränenhöhlen fehlen *).

---

*) Die Naturforſcher neuerer Zeit haben — das Gezwungene der Artenzuſammenſtellung in den Linnéiſchen Gattungen (genera) erkennend — mehrere getrennt. So z. B. zerfällt jetzt mit Recht die Linnéiſche Gattung Ursus, Bär, in zwei, nämlich: a) Ursus, Bär, und b) Taxus, s. Meles, Dachs, dann die Gattung Mustela, Wieſel, in drei, nämlich: a) Lutra, Otter, b) Mustela, Wieſel (die wirklichen Wieſel, den Buch- und den Hausmarder umfaſſend), c) Viverra (*Cuvier* und *Dumeril*), Stinkthier, wohin Viverra putorius s. mephitis, der Iltiß (Must. putor., *Linn.*) gehört. Sollten nicht gleichwichtige Gründe vorhanden ſeyn, auch die Art (Species) Reh von der Linnéiſchen Gattung Cervus, Hirſch, zu ſcheiden? Das Reh hat mit den übrigen Linnéiſchen Gattungsverwandten wohl kaum mehr Aehnlichkeit, als der Dachs mit dem Bär, als die Fiſchotter und der Iltiß mit dem Wieſel. Zwar ziert den Rehbock ein Gehörn, und er wirft ſelbiges ab und reproducirt es alljährlich, wie der Edel- und Damhirſch; aber dieſe haben Augſproſſen, jener nicht; bei dieſen nimmt die Zahl der Enden- und reſp. des Damhirſches der endenartigen Fortſätze an den Schaufeln mit den Jahren zufolge örtlicher Verhältniſſe mehr oder minder zu; bei jenem iſt es eine ſeltene Anomalie, wenn das Handgehörn mit mehr als acht Enden ſich darſtellt; die übrigen in dieſem Werke beſchriebenen Arten der Linnéiſchen Gattung Hirſch (Cervus) haben Thränenhöhlen, dem Rehe fehlen ſie; ſowohl das Edel- als das Damwild hat eine das Weidloch und beim Thiere das Feigblatt bedeckende Blume (Wedel, d. i. Schwanz), eine dergleichen ſichtbare hat das Reh nicht. dagegen hat die Ricke am Feigblatte die Schürze, nicht ſo das Edel- und das Damthier. Wie verſchieden iſt nicht die große runde Scheibe des Rehes von dem verhältnißmäßig kleinen

§. 3.

So tief auch das Reh in Rückſicht der Stärke (Größe) unter dem Edelwilde ſteht; ſo iſt doch deſſen Aeußeres in ſeiner Art nicht minder gefällig. Vermöge der ſehr richtigen Verhältniſſe, in welchen die Elaſticität der Sehnen zur Stärke der Gliedmaßen ſteht, und nach welchen aus dieſen Gliedmaßen der Körper conſtruirt iſt, bewegt ſich das Reh mit großer Behendigkeit und thut, nicht nur, wenn es flüchtig gemacht wird, ſondern auch von freien Stücken erſtaunlich weite bogenförmige Sätze, ſo daß es über breite Graben, hohe Hecken und Sträuche ohne bemerkbare Anſtrengung überfällt.

Freundlichkeit und — ſo zu ſagen — Zuthulichkeit ſpricht aus jedem ſeiner Blicke; und doch läßt es nur, von der zarteſten Jugend an vom Menſchen künſtlich erzogen, ſich zähmen; im Gegenfalle behält es ſelbſt bei der beſten Pflege die ihm im wilden Zuſtande eigene Schüchternheit und Furcht vor Menſchen und Thieren bei. Dieſe geht ſo weit, daß es, wenn es überraſcht wird, nicht nur je zuweilen einen kurzen Laut des Schreckens von ſich gibt, ſondern auch den Verſuch, ſich durch die Flucht zu retten, oft aufgeben muß, indem es leicht völlig aus dem Sprunge kommt, und dann auf einem engen Raume, ſich ängſtlich gleichſam herumtummelnd, nicht ſelten ein Opfer gemeiner, gar nicht raſcher Bauerhunde, vorzüglich aber der Raubthiere wird.

---

herzförmigen Spiegel des Edel- und Damwildes? Wie weſentlich und einzig unterſcheidet ſich nicht das Reh in Rückſicht der bekannten Ereigniſſe während der ſogenannten Blattzeit nicht nur von allen übrigen Hirſcharten, ſondern auch von der ganzen Säugthierwelt?

Dieſer für die Thierkunde nicht unwichtig mir ſcheinende Gegenſtand ſei hiermit der nähern Prüfung der Zoologen unterworfen. Für den Fall, daß meine Anſicht Eingang und Beifall finden ſollte, wird ſich ja doch eine ſchickliche lateiniſche Benennung darbieten, d. h. eine ſolche, die, weder an Ziege noch an Schaf erinnernd, die neue Gattung (genus) Reh von der Gattung Hirſch (Cervus) beſtimmend unterſcheidet. Ohne andern Zoologen zu nahe treten zu wollen, wage ich es — der Zuſtimmung jedes wiſſenſchaftlich gebildeten Waidmannes gewiß — meinen hochverehrten Freund und Bruder in Dianen, den wackern Oberforſtmeiſter von Wildungen, zur Löſung dieſer wohl nicht ganz leichten Aufgabe hierdurch aufzufordern. zur zweiten Ausg.

Nur in Revieren, wo die Rehe ſehr wenig beſchoſſen werden und immer Ruhe haben, legen ſie ihre Scheu vor dem Menſchen in ſo weit ab, daß ſie, wenn er in einer Entfernung von 25 bis 30 Schritt bei ihnen vorübergeht, ſich im Aeſen nicht ſtören laſſen. Im Bette wird keine andere Wildart häufiger überraſcht, als dieſe. Wahrſcheinlich muß das Reh ſchlafen, oder, wenn es ſich wachend niedergethan hat, um das Geſchäft des Wiederkäuens zu verrichten, unter einem dicken Strauche oder im hohen Graſe vor dem ſpähenden Blicke ſeiner Verfolger ſich hinlänglich geſichert glauben.

Der Laut, welchen die Rehe ausgeben, iſt als Locklaut nur dem Muttergeſchlechte und den Jungen, als Schrecklaut den Alten beiderlei Geſchlechtes, als Klaglaut den Alten und Jungen beiderlei Geſchlechtes eigen; in allen erwähnten Fällen aber an ſich verſchieden, im erſten und letzten dem Alter des Rehes nach, im zweiten dem Geſchlechte nach tiefer oder höher geſtimmt.

Das Junge läßt, wenn es ſeine Mutter ſucht, einen fiependen Locklaut, welcher aus zwei ungefähr eine Quarte *) aus einander liegenden Tönen beſteht, deren erſter und höchſter lang, der andere tiefer kurz abgebrochen iſt, von ſich hören. Dieſem ähnlich, nur etwas tiefer, iſt der einer alten Ricke, wenn ſie dem Jungen antwortet, oder wenn ſie daſſelbe zu ſich rufen will.

Eben dieſe Töne vernimmt man auch vom Schmalreh oder von der alten gelten Ricke in der Blattzeit, wenn eins oder das andere von dem Bocke gejagt wird, als Angſtlaut.

Der Bock wird nur dann, wenn er durch irgend eine Veranlaſſung ſich unſicher glaubt, mit mehreren kurz nach einander wiederholten, kurz abgeſtoßenen, mit in ihrer Art tiefen Tönen, welche ungefähr wie bö, bö, bö, kurz abgebrochen erklingen, laut. Auf gleiche Art die Ricke

*) In der Muſikſprache ein Intervall von vier Tönen.

unter ähnlichen Umständen, nur in etwas höheren, mehr schreienden, länger gezogenen Tönen.

Der Klaglaut aller Rehe besteht in einem rauhen, kreischenden, langgezogenen Blöcken, welches bei längerer Dauer in ein ängstlich kreischendes Geschrei übergeht.

Das höchste Alter der in vollkommner Freiheit lebenden Rehe kann man zu funfzehn bis sechzehn Jahre ansetzen.

§. 4.

Im zweiten Paragraph habe ich die gewöhnliche Sommer- und Winterfarbe des Haares der Rehe anzugeben versucht. Hier mag noch Einiges über abweichende seltnere Farbenabänderungen Platz finden.

Es gibt nehmlich in einigen Gegenden Rehe, welche im Winter röthlichgrau, im Sommer gelbroth, an den am angeführten Orte angegebenen Theilen des Körpers aber, wo im Winter die Farbe sich wenig oder gar nicht verändert, eben so gefärbt sind, wie die gemeinen.

Büffon und Heppe in seinem wohlredenden Jäger *) erwähnen einer dunkelbraunen Halbart mit gelbem Spiegel.

In dem zur Grafschaft Dannenberg gehörigen Forste, die Luzie genannt, soll es tuschfarbenschwarze **); in der Grafschaft Schaumburg, vorzüglich im Ottenser Forste, rabenschwarze ***) geben. Selbst der Spiegel soll schwarz, das Gehörn der Böcke aber gelb seyn. Sie sollen sich weder in der Stärke, noch sonst im Bau von den gemeinen unterscheiden, auch mit diesen brunften. Der Beschreibung nach scheinen sie sich als Halbart fortzupflanzen.

Gleichfalls sind zu Anfange dieses Jahrhunderts in den gräfl. Erbachischen Forsten zwei bleifarbige Böcke erlegt worden. Die Kenntniß dieser bis jetzt ganz

---

*) Im ersten Theile S. 186.

**) S. v. Wildungens Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber v. J. 1797, S. 14.

***) Am angef. Orte, S. 26 u. f.

unbekannten Varietät verdanken wir dem intereſſanten Taſchenbuche für Jäger ꝛc. des Herrn von Wildungen vom Jahre 1804.

Höchſt ſelten findet man, dem Damwilde ähnlich, weißgefleckte. Einer meiner Brüder ſchoß, wo ich nicht irre, im Jahre 1790 ein ſolches, in dem zum Rittergute Moeſt — an der anhalt-deſſauiſchen Grenze belegen — gehörigen Reviere.

Weniger rar, aber doch nicht häufig, ſind die ganz weißen. Auch ſind ſie nicht für Halbart, ſondern nur für eine Spielart zu halten, vielleicht ſogar für Kakerlaken, da die Lichter röthlich erſcheinen, ſie auch kein hohes Alter erreichen. Es gibt mehrere Gegenden Sachſens, wo von Zeit zu Zeit weiße Kälber von rothen Rehen geſetzt werden. Auf dem Hubertsburger Walde ſtanden im Jahre 1782 fünf Stück weiße Rehe; es waren, wenn das Gedächtniß mich nicht trügt, zwei Böcke und drei Ricken in einem Sprunge beiſammen. Wahrſcheinlich hatten ſie auch mit einander gebrunftet, und doch zogen die Ricken gemeinfarbige rothe Kälber. Der Winter von 1784 auf 1785 raffte Aeltern und Kinder hinweg; nachher ſahe man kein einziges wieder.

In den Jahren 1796 und 1797 wurden in dem zum Rittergute Machern (zwiſchen Leipzig und Wurzen gelegen) gehörigen Zeititzer Reviere drei Stück weiße Rehkälber — ein weibliches und zwei männliche — eingefangen und von dem damaligen Beſitzer jenes Gutes, dem königl. preuß. Oberſtallmeiſter, Herrn Grafen von Lindenau, in ſeinem 1795 errichteten, bis zum Jahre 1802 vortrefflich unterhaltenen Thiergarten verpflanzt *). Nur Schade, daß auch dieſe lieblichen Kreaturen ſehr bald das Schickſal aller im wilden Zuſtande er-

*) Der Verkauf dieſer ſchönen Beſitzung hatte auch die Auflöſung des Thiergartens zur Folge. Im Oktober des Jahres 1802 ward auf Befehl des damaligen Beſitzers alles darin verwahrte Wild zum Theil eingefangen und zu äußerſt niedrigen Preiſen an die Meiſtbietenden verkauft, zum Theil einem Wildbretshändler überlaſſen und von dieſem maſſakrirt. Trauriges Geſchick einer ſo trefflichen Anlage! — (zur

zogenen, nachher eingeſchränkten Rehe traf! Sie fielen binnen Jahresfriſt.

Im Frühlinge 1802 hat eine alte rothe Ricke auf dem mit dem Macherſchen grenzenden Polenzer Reviere ein weißes weibliches Kalb geſetzt. Der Beſitzer des Rittergutes Polenz, der churſächſ. Oberforſtmeiſter von Lindenau, kam mit ſeinen gefälligen Nachbarn überein, daſſelbe nebſt der alten Ricke zu ſchonen. Ich ſelbſt habe das Vergnügen gehabt, mich an dem Anblicke deſſelben zu verſchiedenenmalen zu weiden.

Faſt vermuthe ich, daß die Mutter dieſes Kalbes dieſelbe iſt, welche im Jahre 1796 und 1797 die gleichfarbigen in Machern ſetzte. Ob nun mehrere weiße Rehe in dieſer Gegend gezogen werden, muß die Folgezeit lehren *).

§. 5.

Nur den Rehbock ziert ein Gehörn. Zwar verecken ſich, ſelbſt im höchſten Alter, ſelten mehr als drei Enden auf jeder Stange deſſelben, doch ſtellt es ſich bei guter Aeſung oft ſehr ſtattlich dar.

Bei keiner andern Wildart zeigen ſich ſo mannigfache Abweichungen von der Regel in Rückſicht der Gehörne und der difformen Auswüchſe an denſelben, als bei dieſer.

Ich will es verſuchen, nicht nur die Entſtehung, Vollendung, das Abwerfen und Wiederaufſetzen der regelmäßigen Gehörne, ſondern auch die bemerkenswerthe Geſtalt einiger unregelmäßigen zu beſchreiben.

---

erſten Aufl.) Späterhin ging Machern an einen Mann über, den ich meinen Freund nennen darf; dieſer würde als braver Oekonom den Thiergarten, wenn er ihn noch gefunden hätte, zwar nicht nach übergroßem Maßſtabe unterhalten, gewiß aber auch nicht ſo kläglich zu Grunde gerichtet haben! — zur zweiten Ausgabe.

*) Dieſelbe Ricke ſetzte zwei Jahre ſpäter im Polenzer Reviere ein weißes Bockkalb; im darauf folgenden Jahre zwei weißgelbliche Kälber. Erſter erlebte das dritte Jahr, dann fiel er, letztere gingen gleich als Kälber zu Grunde. Wahrſcheinlich folgte ihnen die Mutter nach, denn ſpäterhin ſah man kein weißes Reh wieder.

Schon zu Ende des vierten Monates, nachdem das männliche Rehkalb gesetzt ward, bekommt dessen Stirnbein eine etwas höhere Wölbung. In den folgenden vier Wochen bilden sich auf derselben kleine, immer höher werdende Kolben (Erhabenheiten), aus welchen die Rosen und nach und nach, während der nächsten Wintermonate, dünne, spitzzulaufende, mit Bast überzogene, 3 bis 4″ lange Spieße hervorgehen.

Im März, oder zu Anfange Aprils des folgenden Jahres, wenn dies erste Gehörn völlig vereckt ist, schlägt oder fegt der Bock an jungen Baumstämmchen, vorzüglich von weichen Holzarten — am liebsten an Lerchen (Pinus Larix) und an andern Nadelhölzern — mit Wollust und wahrem Uebermuthe.

Wenn das Gehörn ganz von Bast entblößt ist, hat es an den jetzt fast ½″ hoch vom Stirnbein abstehenden, einzeln mit kleinen Perlen besetzten Rosen, und bis gegen die Ecken hinauf, welche immer weiß und glänzend bleiben, hellbraune Farbe; die Spieße selbst aber sind nirgends geperlet, sondern gleich über den Rosen ziemlich tief, weiter hinaufwärts weniger gefurcht, die weißen, oft sehr scharfen Ecken glatt.

Der Spießbock wirft dies erste Gehörn im nächsten December ab, und setzt binnen drei Monaten ein zweites auf, dessen etwas stärkere Rosen dichter am Kopfe stehen. Auch die Stangen nehmen an Stärke und Länge zu, bekommen am untern Theile Perlen und gehen oben gewöhnlich in Gabeln aus. Nach dem Fegen wird die Farbe die des ganzen Gehörns, die weißen Spitzen ausgenommen, dunklerbraun.

Etwas früher als im vorigen Herbste wird auch dies Gehörn abgeworfen und durch ein neues ersetzt, an dessen Stangen, da, wo sich im vergangenen Jahre die Gabeln theilten, drei fast immer gerade hinter einander stehende, aber doch verschiedentlich gerichtete Enden erscheinen, und es entsteht auf diese Weise ein sogenanntes Handgehörn.

Gemeiniglich nimmt von nun an die Zahl der Enden

nicht mehr zu; doch findet man bisweilen Gehörne mit acht, höchst selten aber mit zehen und mehr Enden.

Bei alten Böcken erfolgt das Abwerfen oft schon im November. Von Jahre zu Jahre wird die Wölbung des Stirnbeins flacher; die Rosen stehen immer näher an denselben, bekommen eine dichtere Perlbesetzung und nehmen an Stärke fortwährend zu. So auch die Stangen, welche sich aber nicht immer verlängern.

Der Verfasser dieses Werks hatte oft Gelegenheit zu bemerken, daß bei Böcken von gleichem Alter, die in gleich guter Aesung standen, ein Gehörn die Länge von 10, 12 bis 13″ erreichte, während das andere kaum 7 maß. Doch waren die kürzern Stangen allemal verhältnißmäßig stärker.

Der größern Anzahl meiner Leser wird es hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn sie hier einige sonderbare Erscheinungen an nicht regelmäßig gestalteten Gehörnen, welche ich selbst genau zu beobachten Gelegenheit hatte, angezeigt finden.

1. Mein älterer Bruder verwahrt die Abbildung eines Rehbockes *), welcher auf dem sonst der Winkellschen Familie zuständigen, oben schon erwähnten Gute Meest vor ungefähr 60 bis 70 Jahren zahm erzogen, ohne am Kurzwildbret verletzt worden zu seyn, folgendes höchst merkwürdige Gehörn trug:

Ueber den ganzen Vorderkopf bis an die Augen, dann an den Seiten, bis 2½″ über die Kinnbacken herab, fallen lockenförmige, an einander hangende, überall mit Bast bedeckte Auswüchse, in Gestalt einer Perücke herab, durch welche das Gehör dicht an den Hinterkopf angedrückt ward.

Oben auf diesem Gewächse erheben sich vier gerade aufgerichtet stehende, 3½ bis 4″ lange Stangen in einem ziemlich regulären Viereck. Sie stehen vorn und hin-

*) Er fiel im Winter, ehe er segen konnte und aller Nachforschungen ungeachtet habe ich nicht erfahren können, ob er in frühern Jahren geschlagen hat.

ten 1¼″, an den Seiten aber 1½″ von einander, und sind um und um mit erbsengroßen Perlen besetzt. Die Schwere des Gehörns nebst dem Gewächse ist auf dem Bilde zu zehn Pfund angegeben. Nachstehende Knüttelverse stehen daneben:

Klein kam ich her und ward Kupido stets genannt,
War wegen meiner Zier und Schönheit wohl bekannt;
Daß auch ein großer Herr *) zu sehen mich begehrt.
Er ward durch meinen Tod des Wunsches nicht gewährt.

2. Ich selbst schoß im Monate August 1788 einen Bock, dessen völlig gefegtes Gehörn folgendermaßen sich darstellt:

Die Farbe desselben ist bis an die weißen Spitzen der Enden dunkel schwarzbraun; die Perlenbesetzung dicht und stark.

Die Rosen stehen sehr dicht an einander, und jede hält 4½″ im Umfange. Auf der rechten 9″ langen, unten 3½″ im Umfange starken Stange stehen vier Enden. Das unterste, vorwärts sich erhebende, geht 3½″ über der Rose aus derselben hervor, und ist 3″ lang. 2″ höher hinauf breitet sich die Stange schaufelförmig, und geht in drei Enden aus, wovon das vorderste 2½″ lange, schräg oberwärts, aber fast geradlinig, das hinterste 2¼″ haltende, ebenfalls schräg nach oben gerichtet ist; mitten zwischen diesen erscheint das kürzeste, nur ¾″ messende, gerade aufwärts stehende.

An der linken Stange zeigt sich auf der innern Seite, 2″ über der Rose eine ¼″ haltende Erhabenheit, welche ich für ein gültiges Ende anspreche; dicht daneben eine andere, die zwar auf ein Ende zeichnet, aber doch nicht dafür gerechnet werden kann.

1½″ höher hinauf bildet sich zwischen drei im Dreieck aufrechtstehenden Enden, wovon das längste 1″ hält, die beiden andern aber nur ½″ Länge haben, eine kelchähnliche Vertiefung. Auf der äußern Seite dieser Stange schlägt sich dicht über der Rose, zwischen dem Licht und

*) Der Herzog von Weimar.

Gehör, ein, dem Umfange nach 3″ starker und eben so langer, völlig gefegter und beperlter, stangenförmiger Auswuchs über den Kinnbacken herab, welcher in zwei, nicht ganz vereckten, mit Bast belegten Enden ausgeht. An demselben sieht man noch auswärts zwei kleine, nicht für Enden zu rechnende, aber doch augenscheinlich darauf hindeutende Erhabenheiten.

Man würde dies Gehörn als ungerade zwölf Enden haltend ansprechen können. Form und Stärke desselben sind so einzig in ihrer Art, daß ich wegen der fast etwas mehr als genauen Beschreibung auf Nachsicht rechne *).

3. Mein oben erwähnter Bruder besitzt noch ein nicht minder merkwürdiges Gehörn, dessen Farbe, so wie die nicht gar starken, nur mit kleinen Perlen, nicht dicht besetzten Rosen, ob sie gleich ziemlich nahe am Stirnbeine stehen — vorzüglich bei der noch starken Wölbung desselben — auf kein hohes Alter des Bockes, welcher es trug, der aber bei guter Aesung doch nicht stark am Leibe war, schließen lassen.

1″ hoch über der Rose der rechten Stange legt sich ein 3″ langer, nicht völlig gefegter, kolbiger Auswuchs, auf dessen oberm Theile ein ¼″ langes, hinterwärts stehendes Ende sichtbar ist, vor dem Gehör nach dem Kinnbacken herunter. Oben von der Biegung des Auswuchses an, geht die Stange in einem auswärts gebogenen 3¼″ langen Spieße aus.

An der linken Stange befindet sich, ¾″ über der Rose ein dem an der andern beschriebenen völlig ähnlicher, ¼″ kürzerer Auswuchs. Da, wo auf jenem das kurze Ende steht, erhebt sich auf diesem ein 1¾″ hoher, hinterwärts gebogener Spieß. Oben auf der Stange stehen

*) Im Jahre 1818 erlegte ich in dem meiner Aufsicht untergebenen, dem Freiherrn von Thüngen zuständigen Roßbacher Reviere ein herrliches Pendant zu obbeschriebenem Gehörne, indem die Difformität an der rechten Stange sich befindet. Beide gab ich dem königlich bairischen Kämmerer, Freih. von Thüngen zu Thüngen, und von diesem gingen sie in die Sammlung des königlich bairischen Forstmeisters, Freiherrn von Gebsattel, über. zur zweiten Aufl.

zwei Enden gerade hinter einander, deren vorderes 2, das andere 1½″ lang. Am letztern erblickt man noch kleine, auf ein Ende deutende Erhabenheit.

Auch habe ich verſchiedene brave, alte Böcke mit ſehr langen und dünnen, oder mit kurzen, aber ſtarken, dicht mit Perlen bis zur Spitze beſetzten Spießen, und ein Gehörn geſehen, an welchem der eine Spieß ſchneckenförmig gewunden erſchien. Endlich ereignet ſich auch wohl je zuweilen der Fall, daß ein Bock drei und vier Stangen aufſetzt; ob aber ſolche außerordentliche Gehörne in den folgenden Jahren ſich in gleicher Geſtalt wieder erneuern, dies iſt ein Problem, welches ich aus Mangel an Erfahrung nicht zu löſen vermag.

§. 6.

Die Ricke bekommt in der Regel kein Gehörn. Geſchieht es bisweilen, wie Döbel in ſeiner Jägerpraktik und v. Wildungen *) einige Beiſpiele anführen, und wie deren mehrere im Deſſauiſchen ſtatt gefunden haben; ſo iſt dies ein Naturſpiel.

Beim männlichen und weiblichen Rehe iſt der Unterſchied in Rückſicht der Stärke am Leibe weniger auffallend, als bei andern Wildarten mit geſpaltenen Klauen, beſonders wo die Aeſung gut iſt. Ich ſelbſt habe ſehr alte Ricken, welche zwei Jahr hinter einander nicht mehr geſetzt hatten, ihrer wahrſcheinlichen Unfruchtbarkeit wegen geſchoſſen, welche ſo ſtark waren und ſo ſchwer wogen, als ein ſehr guter Bock. Nur an einzelnen Theilen des Körpers, am Kopfe nnd Halſe nehmlich, iſt die Ricke ſchwächer gebaut.

§. 7.

Ueber die eigentliche Brunftzeit der Rehe und über die Tragzeit der Ricke ſtritten ſich ſchon die älteren Jäger, indem einige behaupteten, ſie falle in den Monat Auguſt, andere, ſie fange gegen Ende des Novembers

*) In ſeinem Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber, v. J. 1797, S. 18.

an, und dauere bis zur Mitte des December's. Endlich ſchien man dahin übereingekommen zu ſeyn, den zuletzt angegebenen Zeitpunkt für den richtigen anzunehmen. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts behauptete ein höchſt achtungswerther Schriftſteller, der Herr Graf v. Mellin *), wieder das Gegentheil.

Er verzeihe, wenn ich es geſtehe, daß die für ſeine Meinung angeführten Gründe mich nicht überzeugen konten, da mannigfaltige eigene Unterſuchungen mich eines andern belehrt hatten.

Schon der minder ſtarke Körperbau des Rehes als des Rothwildes, macht es unwahrſcheinlich, daß jenes einen ganzen Monat länger hoch beſchlagen gehen ſollte, als dieſes.

Beiſpiele, daß ſchwächere Thierarten auch nur eben ſo lange tragend wären, als ſtärkere, vorzüglich wenn der Abſtand ſo groß iſt, als zwiſchen den beiden erwähnten Wildarten, möchten wohl ſchwer aufzufinden ſeyn. Gleichwohl ſetzt das Reh in der Regel nicht früher als das Rothwild.

Doch dieſe ſchon ſo oft wiederholte Bemerkung bei Seite geſetzt, will ich dem Leſer die Erfahrungen mittheilen, welche mir das Zuſammentreffen glücklicher Verhältniſſe verſchaffte.

Ich beſaß ein Gut an der deſſauiſchen Grenze, auf welchem das Recht ruhte, die hohe, Mittel- und Niederjagd zu jeder Jahreszeit auszuüben. Die vortheilhafteſte Lage, an der Grenze eines Landes, das wegen ſeiner vortrefflich unterhaltenen Wildbahn berühmt iſt; die außerordentlich gut beſtandene, zu dieſem Gute gehörige anſehnliche Waldung, die herrlichſte Aeſung aller Art, in einer fruchtbaren Auengegend — dies alles machte, daß, beſonders bis zum Jahre 1790, der Wechſel aus dem Deſſauiſchen in mein Revier faſt zu ſtark war. Nächſtdem liebte ich von Jugend auf die Jagd leidenſchaftlich. Daher war es kein Wunder, wenn ich, als unglückliche Familienverhältniſſe — denn es fand ſich in meinem Stammbaume

*) In v. Wildungens eben angezogenem Neujahrsgeſchenk.

ein Ahnenfehler — mir die Ausſicht verſperrten, durch die im Forſt- und Jagdfache mir erworbenen Kenntniſſe meinem Vaterlande, dem damaligen Churfürſtenthume Sachſen, nützlich zu werden, und mich dazu zwangen, zu meinem Aufenthalte einen Ort zu wählen, welcher in jeder Rückſicht ganz dazu geeignet geweſen ſeyn würde, mir eine höchſt angenehme Exiſtenz zu verſchaffen, in ſo fern mein Vermögen mit dem großen Aufwande, welchen koſtſpielige Waſſerbaue und völlig vernachläſſigte Gebäude nothwendig machten, im gehörigen Gleichgewicht geſtanden hätte; wenn ich, ſage ich, meiner Lieblingsneigung folgte und einen ſo guten Rehſtand unterhielt, als es nur immer ohne Schaden für Feld und Holz geſchehen konnte.

Es war kein Verdienſt für mich, als Weidmann, wenn ich den Wechſel und Stand meiner Böcke und Ricken kannte, und, der täglichen Anſicht zu Folge, erſtere am Gehörn, letztere am Körperbaue und nach der Farbe *) unterſcheiden konnte.

Schon früher auf die verſchiedenen Meinungen wegen der Rehbrunſt aufmerkſam gemacht, verfuhr ich, um mir über dieſen Gegenſtand Ueberzeugung zu verſchaffen, auf folgende Weiſe:

Vom Ende des Monats Julius an, den ganzen Auguſt — alſo die ganze ſogenannte Blattzeit — hindurch begab ich mich, mehrere Jahre nach einander, Morgens vor Tagesanbruch, Mittags gegen 11 Uhr, und Abends gegen Sonnenuntergang, an diejenigen Orte des Reviers, wo die meiſten Rehe ſtanden.

Geraume Zeit verſtrich, ehe ich meinen Zweck, durch genaue Beobachtungen zu Reſultaten zu gelangen, die, mir wenigſtens, untrüglich ſchienen, erreichte.

Auch geſtehe ich es gern, daß meine Geduld wohl kaum die Probe beſtanden haben würde, wenn mich nicht die Natur ſelbſt durch reichliche Spenden wonnevoller Ge-

*) Wie an allen Säugthieren wird man auch am Rehe zu bemerken Gelegenheit finden, daß in Rückſicht des Baues einige Auszeichnung, in Rückſicht der Farbe aber zu jeder Jahreszeit ein, obwohl ſchwer zu bemerkender Unterſchied bei jedem Einzelweſen ſeiner Art ſtatt finde.

nüſſe ihrer Schönheiten ſchadlos gehalten, und wenn ſich nicht ſo manche Gelegenheit dargeboten hätte, mich über die Eigenheiten der Thiere, deren genaueſte Beobachtung ich beabſichtigte, auf mannigfache Art zu erfreuen.

Sobald die Zeit herankam, zu welcher der Bock das Schmalreh zu jagen anfängt, ſuchte der ſtärkere den ſchwächern aus der Nachbarſchaft ſeines Standes gleichſam mit Wuth zu vertreiben, dieſer aber jenen durch Verſchlagenheit zu berücken. Kaum aber wagte es der Verjagte, ſich blicken zu laſſen; ſo mußte er auch ſchon wieder die Flucht ergreifen.

Trieb wirklich der Stärkere ein Schmalreh, glaubte der Schwächere, dieſen Zeitpunkt zur Befriedigung ſeines nicht minder heftigen Begattungstriebes bei einem andern Schmalrehe — der frühern Geliebten des ſtärkeren — benutzen zu können; ſo ward dieſe Hoffnung doch meiſtentheils dadurch vereitelt, daß die ſpröde Schöne dem leidenſchaftlich Zudringlichen entfliehen zu wollen ſchien, und bei dieſer Gelegenheit auf eine Wieſe oder auf ein Gehau kam, wo der ältere Liebhaber eben im Begriffe war, eine Untreue zu begehen. In dem Augenblick, wo dieſer bemerkte, daß das Vergeltungsrecht gar leicht gegen ihn ausgeübt werden könnte, entbrannte er, nach Art aller Libertins, deren Kräfte ſelten mit dem ſelbſtſüchtigen Streben nach Alleingenuß im richtigen Verhältniſſe ſtehen, vor Eiferſucht, und verließ den Gegenſtand ſeiner neuen Liebe, um den Einbruch in ſein Gehege zu beſtrafen.

Schon dies ſchien mir ein Wink, daß es mit der jetzigen Brunft nicht ſo ernſtlich gemeint ſeyn möchte, da der Rehbock einer im November und December einmal gewählten Ricke nicht leicht und wahrſcheinlich nicht eher untreu wird, bis ſie hochbeſchlagen iſt. Eben ſo wenig überläßt ſich in der letzt erwähnten Zeit dieſe mehr als einem Bocke.

Eines Morgens ſaß ich im Auguſt auf einer Kanzel, als der Bock ein Schmalreh, welchem zufälig als Kalb das Gehör abgeſchnitten (gemäuſelt) worden war, jagte. Dicht an dem Baume, auf welchem ich mich

verborgen hatte, ging der Beschlag förmlich und öfter vor sich. Gleich nach vollendetem Akt that sich der Bock auf der Stelle nieder, die Ricke aber nässete. Ich hielt mich ruhig; die Ricke zog äsend fort, der Bock folgte ihr bald, und nun entfernte ich mich.

Ein andermal glückte es mir wieder, zu sehen, daß, auch im August ein ausgezeichnet schwaches Schmalreh beschlagen ward, welches ebenfalls gleich darauf nässete.

Beide nicht zu verkennende Ricken schoß ich im Oktober desselben Jahres, in welchem ich Zeuge des Beschlags gewesen war, fand beim Aufbrechen sowohl die edlen als Geburtstheile in vollkommenem und gesundem Zustande, in der Tracht aber nicht die geringste Spur von Befruchtung.

Um mich noch mehr zu überzeugen, ließ ich jedes folgende Jahr gegen Ende des Oktobers oder im Anfange des Novembers ein Schmalreh und eine alte Ricke schießen, aber nie habe ich in den mit möglichster Genauigkeit und Vorsicht untersuchten Traggefäßen die mindeste Andeutung des im Julius oder August erfolgten Hochbeschlags wahrnehmen können.

Auch sind mir zwei Beispiele vorgekommen, daß der Bock alte sehr kenntliche Ricken im August beschlug; beide aber waren gelte gegangen. Sie wurden gleichmäßig der Untersuchung dieses für die Naturgeschichte wichtigen Gegenstandes im November geopfert; auch in ihren Tragwerkzeugen fand sich nicht die kleinste Andeutung eines Embryo.

Wenn ich nun zwar zugebe, daß die beiden letzten Beispiele für den Satz: daß im August die Brunft nicht von fruchtbaren Folgen sei, nichts beweisen, weil alte Ricken, wenn sie nicht aus Mangel an Böcken gelte bleiben, selten wieder setzen; so scheinen mir doch die hier mitgetheilten Beobachtungen darzuthun:

daß die Natur die Veranstaltung der After- oder falschen Brunst — ich glaube die im August so benennen zu können — deshalb getroffen habe, um

theils dadurch die Schmalrehe zur Befruchtung im November oder December, als der wahren Brunftzeit, empfänglicher zu machen, theils beim Rehbocke eine Ausleerung der überflüſſig gefüllten Saamengefäße zu bewirken, welche bei ihm vielleicht deshalb nöthig wird, weil er bei der wahren Brunft weniger, als der Edel- und Damhirſch ſeine Kräfte erſchöpft.

Daß zuweilen eine alte gelte Ricke im Auguſt beſchlagen wird, beweiſ't nichts gegen meinen Satz. Vielleicht iſt auch bei ihr, wie beim Schmalreh, der unfruchtbare Beſchlag bei der Afterbrunft (in der Blattzeit) Vorbereitung zum Hochbeſchlag, welcher, wenn ſie geſund und Alters halber noch conceptionsfähig iſt, zur Zeit der wahren Brunft im Spätherbſte unfehlbar ſtatt findet.

Hingegen weiß ich kein Beiſpiel, daß je zu dieſer Jahreszeit eine Ricke ſei beſchlagen worden, welche in demſelben Jahre geſetzt hatte, und könnte auch mit Grunde eins angeführt werden; ſo wäre immer noch, bis das Gegentheil bewieſen würde, vorauszuſetzen, daß ſie die Jungen ſehr früh verloren haben könnte.

Alles im Vorhergehenden Geſagte beſtimmt mich alſo, die wahre Brunftzeit der Rehe im November und December anzuſetzen. Meinen Bemerkungen zu Folge fängt ſie in der Mitte des erſtgenannten Monats an, und dauert drei bis vier Wochen.

Zuſatz zur zweiten Ausgabe. Eine höchſt günſtige, aus der Feder des Hrn. Oberforſtmeiſters v. Wildungen zu Marburg gefloſſene Beurtheilung der erſten Ausgabe des vorliegenden Werkes befindet ſich in Hartigs Journ. für das Forſt-, Jagd- und Fiſcherei-Weſen 1806, Heft II. 14 und 15. In dieſer Recenſion erklärte ſich der mit vollem Rechte allgemein verehrte Verfaſſer, — ich bin ſtolz darauf, ihn jetzt Freund nennen zu dürfen! — in Betreff des im Vorhergehenden erörterten Gegenſtandes, nach Zuſammenſtellung der bis dahin für und wider die Spätherbſtbrunft der Rehe und die 20- bis 21wöchentliche Tragzeit der Ricke von beiden Partheien vorgebrachte Gründe folgendermaßen:

„Mutter Natur scheint beschlossen zu haben, dieses Geheimniß für immer zu verhüllen, da es so vielen Forschern noch nicht geglückt hat, es ganz befriedigend zu lösen. Ich schwanke noch immer unschlüssig zwischen beiden Meinungen, und werde den entscheidenden Ausspruch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erleben.“

Der Verfasser des gegenwärtigen Werkes hatte indessen seine Beobachtungen, Untersuchungen in dieser den Naturforschern, wie den denkenden Jäger gar sehr interessirenden Sache mit Eifer fortgeführt, und unternahm es in einer dem beliebten v. Wildungschen Taschenbuche für 1808 eingerückten Abhandlung den Schleier, welcher damals den fraglichen Gegenstand noch deckte, wo nicht zu heben, doch zu lüften. Zu dem Ende wurden zuvörderst in sechs Sätzen die Gründe aufgestellt, welche die Vertheidiger der Echtheit der Sommerbrunst, und für die Tragzeit von 40 Wochen bis dahin aufgeführt hatten, dann diese Sätze in eben so vielen Gegensätzen in so weit wenigstens entkräftet, daß des Verfassers Behauptung:

die wahre Brunft der Rehe gehe erst im Spätherbste vor sich, die Ricke aber trage nur 20 Wochen,

einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhielt. Hiernächst bemühte er sich, aus anerkannten Gesetzen der Säugthier-Physiologie, aus der Naturgeschichte des Rehes, und aus eignen und andern von bewährten Männern angestellten anatomischen Untersuchungen der Tragwerkzeuge, weiblicher, anscheinend conceptionsfähiger Rehe, vom August an bis zum Februar, seine obige Behauptung so einleuchtend, als es den Umständen nach möglich war, erweisen. Ueberall, wo fremde Autorität an die Stelle eigner Erfahrung trat, wurde das Angeführte durch Citate beurkundet.

Durch den Beifall, welcher dieser Abhandlung von Seiten der Herrn Herausgebers des Taschenbuchs sowohl, als von vielen, zum Theil berühmten, sachkundigen Männern zu Theil ward, fand der Verfasser sich sehr geehrt; doppelt belohnt aber durch die öffentliche Erklärung des, früher zur Gegenparthei hingeneigt, später schwankend zwischen beiden Meinungen gewesenen, Herrn Oberforstmeisters von Wildungen: „er sehe durch diese Abhandlung den langen Streit zu Gunsten derer, die mit dem Verfasser gleicher Meinung wären, für entschieden an, in so fern es dem Herrn Grafen von Mellin nicht gefallen sollte, seine unsterblichen Verdienste um die Naturwissenschaft durch Prüfung der zum Theil neu aufgestellten Gründe,

und durch Eröffnung der Resultate seiner Prüfung im nächsten Jahrgange des Taschenbuchs noch zu vermehren *)."

Der nächste und letzte Jahrgang des T. B. erschien — zum Bedauern der zahllosen Verehrer des Herrn Herausgebers — erst im Jahr 1812, und in demselben (S. 155 u. 156)

a) der Auszug eines Schreibens des gräflich Stolbergischen Büchsenspanners, Herrn Kallmeier zu Wernigerode, vom 29. Junius 1810. Nach der darin enthaltenen Erzählung, welche keineswegs auf eigene Erfahrung begründet war, — „soll eine dreijährige gezähmte Ricke, vom 20sten bis 30sten August 1809, — wie vorher öfter in Freiheit gerathen, dann nach einigen Tagen (?) wieder eingefangen worden seyn, und ihr Ansehen (??) haben vermuthen lassen, daß sie die Freuden der Liebe genossen. Nach dem 30. August soll es ihr zuverlässig unmöglich gewesen seyn, wieder wohin zu gelangen, wo sie hätte beschlagen werden können. Am 28sten Junius 1810 hat sie dann ein Kälbchen lebend, eines todt gesetzt."

b) Zwei Wiedererzählungen nicht selbst beobachteter ähnlicher Fälle wurden im Sylvan Jahrgang 1813, S. 120 f f. und Jahrgang 1818, S. 151 und 152 dem Publikum kund gethan. Endlich im Jahr 1817 theilte auch

c) der Herr Graf von Mellin, in des Herrn Staatsrathes G. L. Hartig Archiv f. Preußen, seine Beobachtungen darüber dem Publikum mit, daß der Beschlag eines Edelhirsches, wenn diesem beide Stangen des Geweihes unterhalb der Augensprossen abgeschnitten worden sind, ein unbefruchtender sei; wenn aber die Amputation oberhalb der Augensprossen geschehe, oder wenn nur die Enden von den Stangen abgesägt werden, ein befruchtender bleibe. Hieraus zieht der Herr Graf die Folgerung: auch ein Rehbock mit völlig abgeworfenem Gehörne könne nicht fruchtbringend beschlagen; woraus dann weiter gefolgert werden zu wollen scheint, die Spätherbstbrunft könne, wenn sie ja existire, nicht die wahre seyn; in diesem Falle aber scheine die Analogie auf des Herrn Grafen Seite zu seyn, denn,

*) Taschenbuch für 1808, Seite 92.

da das Edel-, Dam- und Axisthier und wie diese auch das Reh zum Hirschgeschlechte gehöre, jene aber sämmtlich (?) neun Monate hochbeschlagen gehen, so sei mit Grunde anzunehmen, daß auch die Ricke so lange tragen müsse.

Der Verfasser des gegenwärtigen Werkes glaubte nun, sich und seiner Parthei es schuldig zu seyn, noch einmal zur Vertheidigung der Spätherbstbrunft der Rehe und der 20- bis 21wöchentlichen Tragzeit der Ricke das Wort zu nehmen.

Seine Ansicht der Sache entwickelte er daher in einem Aufsatze, welcher, wörtlich gleichlautend

1) an den Herrn Oberforstmeister von Wildungen, als Herausgeber der Weidmanns Feierabende,
2. an den Herrn Staatsrath Hartig, als Herausgeber des Archivs f. Preußen,
3. an den Herrn Oberforstrath Laurop, als Herausgeber des Sylvan,

mit der Bitte eigesendet wurde, denselben durch ihre vielgelesenen Zeitschriften zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

In diesem Aufsatze, welcher — nach der gütigen Zusicherung der Herrn Herausgeber — in den unter 1 u. 2 benannten Zeitschriften, wahrscheinlich noch vor Erscheinung des gegenwärtigen Werkes abgedruckt seyn wird, gibt der Verfasser zuvorderst die Gründe an, aus welchen er den oben unter a. u. b. erwähnten drei Erzählungen Beweiskraft nicht zugestehe, deshalb nehmlich, weil

1. sie sämmtlich nur Relata referiren, auch von Unmöglichkeit richtiger Beobachtung sprechen, und doch den Beweis dieser Unmöglichkeit theils gar nicht, theils nicht bis zur vollkommenen Evidenz geführt haben; weil
2. bei a, wenn auch der letzte Tag (der 30ste August 1809, ein der Regel nach an sich zu später) als Zeitpunkt des Hochbeschlags angenommen werden sollte, die Tragzeit bis zum Tage des Setzens (den 29sten Jun. 1810) gerechnet, fast 43 Wochen gedauert und also die allgemein erkannte Zeit des Hochbeschlagengehens beim Edelwilde mindestens um 17 Tage überstiegen haben müßte. — Dieses aber wird jedem der Sache Kundigen viel eher als unmöglich erscheinen, als eine im Spätherbste unbemerkt erfolgte Zusammenkunft der Ricke mit einem Bock. (Vergl. die Anmerkung des Herrn Her-

ausgebers des Taschenbuchs für Forst- und Jagdfreunde, 1809 — 1812, S. 156.)

Was aber die oben unter c) beregte Schlußfolgerung des Herrn Grafen von Mellin betrifft, so thut der vorbemerkte Aufsatz dar, daß dieselbe auf unrichtigen Prämissen beruht; indem

1. durch unverwerfliche Zeugnisse glaubhafter, höchst achtungswerther Männer beurkundet werden kann, daß bei dem unzweifelhaft als natürliche Art der Gattung Cervus angehörigen Axis-Hirsch- das Absägen des Geweihes dicht über den Rosen Untüchtigkeit zum Hochbeschlage keineswegs bewirkt. Noch weniger kann daher vom Edelhirsche auf den Rehbock — als einer nicht so natürlich zur Gattung Cervus zu rechnenden Art — in gedachter Rücksicht geschlossen werden. Da
2. durch die Amputation der Stangen der Edelhirsch in einen krankhaften Zustand versetzt wird, dann aber ein ganz anderes Verhältniß eintritt, als beim Abwerfen des Rehbockes in ganz gesundem Zustande *). Indem endlich,
3. aus gleichfalls unzweifelhaft zu beurkundenden Erfahrungen erweislich ist, daß das Axis-Thier nur 33 Wochen trägt.

In Erwägung alles Vorerwähnten zog der Verfasser daraus das Resultat:

er werde bei seiner Behauptung rücksichtlich der Spätherbstbrunft der Rehe und der 20- bis 21wöchentlichen Tragezeit der Ricke so lange beharren, bis Männer von Gewicht es auf das Bündigste und Unwiederleglichste bewiesen haben, daß

a) alte Rücken, welche im Frühlinge gesetzt und ihre Kälber bis zur Blattzeit erhalten haben, während der Blattzeit desselben Jahres vom Bocke wirklich beschlagen werden; daß

*) Zu 1 und 2 ist ferner noch zu erwähnen, daß achtungswerthe Zoologen der neuern Zeit die Hypothese des Herrn Grafen von der Einwirkung des Kurzwildbrets auf die Bildung des Gehörns bestimmt abläugnen, die Rückwirkung aber, welche nach des Herrn Grafen Wahrnehmung bei Geweihverletzung auf die Zeugungstheile und auf vernichtete Befruchtungsfähigkeit statt finden soll, keineswegs als entschieden, sondern nur als eine seynsollende anführen. S. Okens Zoologie. Th. III. Abth. II. S. 749.

b) bei einer bedeutenden Mehrzahl von genau untersuchten Rehtraggefäßen, vom Monat September an bis zur Setzzeit des nächst folgenden Frühlinges, stufenweise ausgebildete Embryonen entdeckt worden sind; oder daß

c) eine Nichtwahrnehmung des Hochbeschlags in den Traggefäßen bis zur Hälfte der Schwangerschaft irgend eines Säugthieres möglich ist.

Bis obige Beweise wirklich und einleuchtend geführt sind, kann und wird die Ueberzeugung des Verfassers von der Richtigkeit seiner Behauptung weder durch unbegründete Hypothesen, noch durch Erzählungen wankend gemacht werden, um so weniger, da er die Autorität der gefeiertesten Zoologen — eines Blumenbach, Bechstein, Oken — und den auf vielfältige Erfahrung begründeten Ausspruch aller Praktiker im Jagdfache für sich hat. —

Wie beim Edel- und Damwilde brunsten auch bei den Rehen die starken Böcke und Ricken früher, als die schwächeren; auch fängt die Brunst bei sehr guter Aesung gewöhnlich acht Tage früher an; bei schlechter Aesung und ungünstiger Witterung verzögert sie sich im Gegentheile zuweilen bis zum Monat Januar.

Beim Aufbrechen mehrerer zu Ende des Decembers geschossener Ricken fand ich in der Tracht eine gallertartige, zähe Feuchtigkeit, aus welcher der Embryo sich nach und nach immer mehr entwickelt. Im Februar erscheint schon der kleinste Theil des Körpers am Embryo ausgebildet.

Zu Anfang der wahren Brunftzeit sowohl als der falschen erschwert die Ricke dem Bocke den süßen Genuß der Gattenrechte, und selbst späterhin überläßt sie sich ihm nie ohne Weigerung. Immer scheint sie entfliehen zu wollen, und gibt dabei den Laut von sich, welcher bereits im 3. §. bemerkt worden ist. Er verfolgt sie unablässig, bis er sie ereilt. Nur einen Moment dauert der oft wiederholt werdende Akt des Beschlags, nach dessen Vollendung die Ricke gewöhnlich nässet, der Bock sich aber zur Erholung niederthut.

Doch bewacht er jeden ihrer Schritte eifersüchtig,

keinen Nebenbuhler duldend. Bemerkt er einen, so erhebt sich zwar zuweilen ein ziemlich hartnäckiger Kampf; mir aber ist kein Beispiel merklicher Verletzung als Folge desselben vorgekommen.

Weder bei der wahren Brunft, noch in der Blattzeit hört man einen helltönenden Laut des Bockes, wie beim Hirsche, sondern nur, wenn er die Ricke jagt, oder einen Nebenbuhler vertreibt, ein durch das angestrengte Laufen erzeugtes Röcheln.

Die Rehe sind im zweiten Jahre ihres Lebens zeugungsfähig.

§. 8.

Die Ricke geht 20 bis 21 Wochen hochbeschlagen, und setzt dann ein, zwei, selten drei Kälber *), von denen sie sich nur im Nothfalle und auf kurze Zeit entfernt, an einem einsamen Orte.

Vor jedem sich nähernden Feinde verbirgt sie selbige mit Sorgfalt, gibt ihnen auch, wenn sie ihr auf die Aesung folgen, bei der leisesten Ahndung einer Gefahr warnende Zeichen, durch Aufstampfen mit dem Laufe, oder durch einen kurzen fiependen Laut. Die Kälber drücken sich dem zu Folge in der zärtern Jugend auf der Stelle, späterhin entfliehen sie mit der Mutter zugleich.

Reichen in der frühesten Lebensperiode der Kälber, wenn sie aus Schwäche noch nicht im Stande sind, sich schnell zu entfernen, die Kräfte der Mutter nicht hin, ihre Kinder zu vertheidigen; so nimmt sie, wie das Edel- und Damwild, ihre Zuflucht zur List, und sucht oft durch das sinnreiche Mittel, sich den Verfolgungen des Feindes Preis zu geben, ihre Lieblinge zu retten.

Kann sie dennoch den Raub derselben auf keine Weise hindern, so folgt sie selbst den Menschen sehr weit, und gibt, bei dem Gefühle, daß ihr dieser zu überlegen ist,

*) Sonderbar ist, daß diese seltene Fruchtbarkeit sich nicht auf ein Jahr beschränkt. Auf meinem eigenen Reviere setzte eine und dieselbe Ricke drei Jahre nach einander drei Kälber. Eben diese Erfahrung machte der Jäger meines Bruders.

um einen Angriff auf ihn zu wagen, ihre Aengstlichkeit durch beständiges Hin- und Herlaufen, und durch den Ruf (den fiependen Laut) zu erkennen. Mich hat diese mütterliche Zärtlichkeit mehr als einmal dahin vermocht, das Kalb, welches ich schon mit weggenommen hatte, wieder in Freiheit zu setzen, und reichlich belohnte mich dafür die Sorgsamkeit, welche die Mutter bei der Untersuchung, ob ihrem Kinde ein Unfall zugestoßen sei, blicken ließ.

Freudig sprang sie um das unbeschädigt gefundene Kleine herum, und schien es mit Liebkosungen zu überhäufen, indem sie ihm zugleich das Gesäuge zur Nahrung darbot.

Die Kälber besaugen die Ricke bis zum August, auch wohl bis zum September, nehmen aber schon im zweiten Monate ihres Lebens feineres grünes Geäse, über dessen Auswahl sie die Mutter belehrt, mit an.

Hier noch die Bemerkung, daß die Mutterricke von der Setzzeit an bis gegen Ende des Monats August eifriger noch, und unbehutsamer auf das Blatt springt, wenn der Fieplaut der Jungen nachgeahmt wird, als der Bock in der Blattzeit, in Folge der Nachahmung des etwas tiefer fiependen Angstlautes des vom Bocke getriebenen Schmalrehes. Leider wissen dies Wilderer und Aasjäger nur zu gut.

§. 9.

In Rücksicht der Aesung des Rehwildes gilt — mit Ausschluß der Leinknoten und der Kartoffeln — alles, was hierüber beim Edelwilde gesagt worden ist; nur ist es sorgfältiger und leckerer in der Auswahl der Kräuter und Gräser. Junger Stockausschlag und, respektive, Aufschlag und Anflug von Eichen, Hainbuchen, Ulmen, Ahornen, Aspen, Sommerbirken, sind zu allen Jahreszeiten dem Verbeißen am meisten ausgesetzt; weniger der von Buchen. Im Winter zieht das Reh die Knospen von Eichen und Pappeln, auch Brombeerblätter und Mistel allem Andern vor; doch verschmäht es auch die Nadelholzknospen nicht, und zwar zieht es die der jungen Fichte allen übrigen

vor. Dem grünen Getreide, und vorzüglich der Oelſaat geht es zwar ſo lange eifrig nach, bis die Pflanzen Halme treiben (in das Schoſſen kommen), beißt aber ſelten oder nie ſo tief, daß die ſogenannten Herzblätter weſentlicher Beſchädigung ausgeſetzt ſeyn könnten. Körner nimmt es nur vom Hafer an. Aufgeſtellte Hafergarben und gefällte Eichen und Pappeln (Aspen) und Miſtel geben die beſte Winterfütterung ab.

§. 10.

In ähnlichem Maaße wie das Edelwild verändert auch das Reh ſeinen Stand, nach Verſchiedenheit der Aeſung, zu jeder Jahreszeit.

Ueberall hält es ſich im Frühlinge, Sommer, Herbſte und im Winter bei Plattfroſte lieber in Feld- oder doch von Wieſen durchſchnittenen Vorhölzern, als in der Tiefe zuſammenhängender Waldungen auf. Nur wenn tiefer Schnee fällt, zieht es ſich in den tiefern dichteren und wärmeren Theil des Holzes, vorzüglich aber in die Nachbarſchaft der jungen und neu angelegten Holzſchläge zurück.

Dieſen wird es auch dadurch zu jeder Zeit ſchädlich, daß es, wenn es ſich auch, um andere Aeſungsmittel oder Ruhe zu ſuchen, auf einige Stunden davon entfernt, doch täglich wenigſtens dreimal zurückkehrt, und dann ſelbſt durch Hunde nur auf kurze Zeit davon vertrieben wird. Sobald dieſe nicht mehr zu fürchten ſind, kommt es wieder, fängt ſeine Verwüſtungen aufs neue an, und thut ſich auf den Schlägen ſelbſt, oder doch in deren Nachbarſchaft nieder, um das Geſchäft des Wiederkäuens zu verrichten.

Im Sommer, wenn das Ungeziefer Menſchen und Thiere faſt unerträglich plagt, ſucht ſich das Reh dadurch zu ſchützen, daß es das Holz verläßt, und ſich im hohen Getreide niederthut. Es iſt nicht zu läugnen, daß wo der Rehſtand ſtark iſt, hierdurch den Feldern einiger Schade zugefügt werden kann, beträchtlich iſt er aber ſelten.

Wo den Rehen ſehr nachgeſtellt wird, ziehen ſie ſich am Tage in das dickſte Gehölz zurück; wo ſie aber Ruhe

haben, bleiben ſie gern im lichten Stangenholze, und pflegen da der Ruhe in Betten, welche ſie durch Wegſchlagen der Laubdecke und eines Theils des verraſeten Bodens mit den Läufen, eben ſo, wie das Edel- und Dammwild, bereiten.

Zuweilen wechſeln ſie weit nach der Aeſung, ſcheuen dabei auch einen Strom nicht, ſondern ſchwimmen ſehr behend hindurch; auch verlaſſen ſie den einmal gewählten Wechſel nicht leicht.

§. 11.

Obgleich die Rehe ſich gern in ſolche Gegenden des Revieres zuſammenziehen, wo ſie volle Aeſung finden, ſich da auch gegenſeitig dulden; ſo vereinigen ſie ſich doch nie truppweiſe *), ſondern nur zu drei, vier bis fünf Stück in einen Sprung.

Ein ſolcher Sprung beſteht aus der alten Ricke und ihren Kälbern, wozu ſich in der wahren Brunftzeit ein Bock geſellt, welcher den ganzen Winter hindurch dabei bleibt.

Zu Anfange der Färbezeit entfernt ſich der Bock vom Sprunge, und bleibt von nun an iſolirt bis zum Anfange der Blattzeit. Dann trollt er unruhig herum, um Schmalrehe aufzuſuchen. Nach der Blattzeit bleibt der Bock gewöhnlich bei einem Schmalrehe, mit welchem er im Spätherbſte zuerſt brunftet; wenn die nunmehrige Ricke aber hochbeſchlagen iſt, ſucht er eine andere. Die letzte Geliebte bleibt bis zum nächſten Frühlinge ſeine Gefährtin.

Die Kälber bleiben bei der Ricke, bis dieſe in der Setzzeit von ihnen ſich zurückzieht, und ſie nun erwachſen, ihrem eignen Schickſale überläßt.

---

*) Daß man, wenn die Rehe bei Treibjagen rege gemacht werden, zuweilen bis 20 Stück beiſammen ſieht, kann hier nicht in Anſchlag kommen, da ſie ſich ſehr bald wieder ſprungweiſe vertheilen.

§. 12.

Rehkälber bei Kuh- oder Ziegenmilch, oder noch beſſer von einer Ziege geſäuget aufgezogen, werden äußerſt zahm, die weiblichen Geſchlechts vorzüglich und auf immer.

Einer meiner Brüder beſaß eine gezähmte Ricke, welche ſich in der menſchlichen Geſellſchaft faſt am beſten zu gefallen ſchien. Oft lag ſie zu unſern Füßen, und gern machte ſie ſich die Erlaubniß, welche ſie nur zuweilen erhielt, zu Nutze, auf dem Sopha an der Seite meiner Schwägerin zu ruhen. Hund und Katze waren ihre Geſpielen. Fand ſie ſich von ihnen beleidigt, ſo wurden ſie durch tüchtige Schläge mit den Vorderläufen hart geſtraft.

Das liebe Thierchen ging mit uns, oder auch für ſich allein ins Freie ſpazieren. Hier geſellte ſich bisweilen ein Bock zu ihm, welchen es dann oft bis an den Eingang des Dorfes mitbrachte.

Mit Gewißheit kann ich nicht ſagen, ob es, als Schmalreh, im Auguſt vorgebrunftet hat; im November oder in der erſten Woche des Decembers blieb es gewöhnlich, kurze Beſuche abgerechnet, welche es ſeinen Wohlthätern abzuſtatten nicht vergaß, einige Tage und Nächte hindurch im Walde, kam dann, wenn es ſich hochbeſchlagen fühlte, nach Hauſe, und ſetzte zur gehörigen Zeit. Die Kälber aber, mit der Muttermilch dieſes zahmen Rehes genährt, blieben wild, und wurden deshalb im folgenden Oktober ausgeſetzt.

Sogar während der Brunft verließ es, wenn es von ſeinem Herrn beim Namen gerufen ward, den Bock (der es aber doch immer in der Ferne begleitete) und folgte dem Herrn bis an das Ende des Waldes, hier aber trennte es ſich von ihm, und gab dem Gatten durch den gewöhnlichen Ruf ein Zeichen zur Annäherung.

Wird es der Leſer wohl glauben, wenn ich ihm ſage, daß dieſe herrliche, durch ein helltönendes Schellenhalsband ausgezeichnete Kreatur von einem uns, leider! unbekannt gebliebenen boshaften Menſchen todt geſchoſſen worden

ist? — Wir fanden sie, von Schroten durchbohrt, im Getreide, zu einer Zeit, wo auf unsern Revieren, wenigstens von denen, die dazu berechtigt waren, gewiß kein Schuß auf Ricken geschah. —

Das gezähmte männliche Kalb wird gewöhnlich als Spießbock, oder doch in dem folgenden Jahre böse. Starke Verletzungen sind, wenn das Gehörn nicht abgesägt wird, oft die Folge des Angriffes, welchen er auf jeden Menschen, besonders auf Frauenzimmer macht. Bringt man aber auch die eben angegebene Vorsichtsmaaßregel in Anwendung, so rennt er nichts desto weniger wüthend auf jeden los, der sich ihm nähert. Man sollte deshalb gar keinen Versuch machen, einen nicht kastrirten Bock zahm aufzuziehen. —

§. 13.

Mit Recht gibt man dem Rehwildbret in Rücksicht der Schmackhaftigkeit und Zartheit vor allem andern den Vorzug.

Das Unschlitt wird eben so wie das Hirschunschlitt benutzt.

Die Haut wird behaart oder unbehaart gargemacht. Im ersten Falle liefert sie ein weiches Futter zum Pferdegeschirr, im andern feines, ziemlich dauerhaftes Leder zu Handschuhen und Beinkleidern.

Im Winter ist sie am wenigsten, oft fast gar nicht brauchbar, weil sie dann sehr dünne, auch wie beim Edel- und Damwild, von Engerlingen durchlöchert ist.

Im Junius und Julius bemerkt man keine Spur von Engerlingsflecken mehr; zu dieser Zeit sind auch die Böcke sehr gut am Leibe, im November jedoch, bei voller Aesung grüner Saat, besonders aber in Mastjahren, am feistesten. Aeußerlich legen sie zwar wenig Feist auf, aber desto mehr Wildbret, und Netz und Nieren sind stark mit Feist überzogen. Während der Blattzeit sowohl, als während der wahren Brunst kommen sie natürlicher Weise etwas herunter.

Der Spätherbst ist die Zeit, wo die alte Ricke, vornehmlich wenn sie nicht gesetzt hat, nicht nur das beste

und meiste Wildbret auflegt, sondern auch — vorzüglich im Innern — oft sehr feist wird.

Das hier Gesagte gibt die Zeit genau genug an, zu welcher Bock und Ricke am besten zu benutzen sind.

Soll der Rehstand in einem Reviere stark bleiben, so versteht es sich von selbst, daß das Muttergeschlecht geschont werden muß. Schmalrehe sollten, meiner Meinung nach, nie, alte Ricken nur dann geschossen werden, wenn sie zwei Jahre nach einander gelte geblieben sind. Freilich aber müßten unsre Jäger, um in diesem Punkte richtig zu urtheilen, die Mühe sich nicht verdrießen lassen, den Wechsel, Aufenthalt, sogar die Gestaltung aller auf ihrem Reviere Stand haltenden alten Ricken fortwährend zu beobachten.

Die Schädlichkeit der Rehe im Naturhaushalte erstreckt sich, wie sich aus §. 9. ergibt, nicht sowohl auf das Feld — denn da ist sie einzig im Sommer dann in Anschlag zu bringen, wenn die Rehe, um sich vor Ungeziefer zu schützen, im hohen Getreide, und zwar da am liebsten, wo es am dichtesten steht, noch dazu an jedem Tage auf einer andern Stelle, sich niederthun —, als auf den Wald, indem sie, übermäßig gehegt, nicht allein durch das Verbeißen des jungen Holzes, sondern auch durch das Fegen der Böcke an demselben — ganz vorzüglich in Lerchen- und andern Nadelholz-Kulturen — allerdings sehr lästig werden. Wenn aber diese Wildart von sehr achtungswerthen Forstmännern in den Verdacht gebracht wurde, als sei sie ausschließlich Schuld an dem fast überall bemerkbaren Mangel an mittelwüchsigen und jungen Eichen; so geschahe ihr gewiß unrecht. Diesen hat offenbar, nächst der zu frühen Behütung der jungen Schläge — mit Schafen besonders — das Eintreiben der Schweine in Mastjahren, ohne alle Hege und bis zum Frühlinge hin, auch, hier und da, zu starke Hege der wilden Sauen bewirkt. Denn, wer weiß es nicht, daß zahme und wilde Sauen jede andere Obermast, besonders aber Bucheln verschmähen, wo und so lange sie Eicheln finden.

§. 14.

Nachdem im Vorhergehenden alles mit Sorgfalt vorgetragen worden, was auf die Naturgeſchichte des Rehes im Allgemeinen Bezug hat, will ich nun von dem ſprechen, was den Weidmann in Rückſicht dieſer Wildart beſonders angeht; von Gegenſtänden nehmlich, welche er wiſſen muß, um die Jagd auf Rehe zweckmäßig betreiben zu können.

Zuvörderſt muß er aufmerkſam auf alles das ſeyn, wodurch der Bock von der Ricke zu jeder Jahreszeit ſich auszeichnet.

Sobald und ſo lange der Bock ein Gehörn trägt, erkennt man ihn daran ſchon auf den erſten Blick von Weitem; hat er aber abgeworfen, ſo iſt an ihm der Pinſel, wie an der Ricke die Schürze, das einzige ſichere Unterſcheidungszeichen. Doch kann dem geübten Auge auch der ſtärkere Kopf und Hals des erſteren, dafür mitgelten.

Zieht ferner ein Sprung Rehe ruhig nach der Aeſung oder zu Holze, ſo eröffnet gewöhnlich die Ricke den Zug, und der Bock kommt zuletzt *). Zwar wird dieſe Ordnung oft zufällig unterbrochen, bei eintretender Ruhe aber bald wieder hergeſtellt. In der Dämmerung, wenn keine andere Auszeichnung bemerkbar iſt, und ein Reh geſchoſſen werden muß, wird man ſich hiernach mit ziemlicher Gewißheit richten können, in ſo fern das letzte Stück des Sprungs nur ſtark am Leibe iſt.

Die Zeichen an der Fährte des Rehbockes ſo ängſtlich wie beim Edelhirſch aufſuchen und aufzählen zu wollen, würde Kleinigkeitskrämerei verrathen, da jede Art von Beſtätigung bei der Rehjagd wegfällt; auch in einer ſo ſchwachen Fährte, wie die des Bockes iſt, die beim Hirſche zum Theil ſchon mühſam genug zu erforſchenden Zeichen, wenn ſie auch bei dieſer Wildart exiſtiren, ſich doch nur höchſt ſelten ſichtbar abdrucken können. Wer indeſſen Vergnügen daran findet, Unterſuchungen dieſer Art anzuſtellen,

*) Vieljährige und vielfältige Erfahrung berechtigt den Verfaſſer zu dieſer, den meiſten andern Jagdſchriftſtellern widerſprechenden Aeußerung.

wird im guten Boden bemerken, daß im Tritte des guten Bockes die Schalen ſtumpfer, die Ballen breiter, länger und überhaupt ſtärker, die Oberrücken weiter aus einander ſtehend erſcheinen, als in dem der Ricke.

Auf einem fremden Reviere, oder auf einem ſolchen, wo kein immerwährender Rehſtand ſtatt findet, wird der Weidmann oft Gelegenheit haben, den Stand und Wechſel eines Bockes entweder an der durch das Fegen von den Sträuchen hier und da abgeriebenen Schale, oder an den kleinen runden Stellen, von welchen er vom Monat März an bis zum December den Boden mit den Vorderläufen aufkratzt, zu erkunden. Dieſe Kratzflecke heißen in der Jägerſprache Plätze und das Kratzen ſelbſt wird durch Plätzen bezeichnet.

§. 15.

Auch bei der Rehjagd iſt der Schweißhund *) unentbehrlich. Mit vielem Nutzen habe ich mich bei angeſchoſſenen Rehen eines auf den Schweiß gearbeiteten Dachshundes bedient, vor dem ſich, weil er klein iſt, auch das Reh oft ſtellt.

Entwöhnt man dieſe Race von Hunden des Jagens, was aber gewöhnlich ſchwer hält, ſo kann man faſt keine beſſere zum Schweißhunde wählen.

Außerdem gebraucht man in ſehr ſumpfigen und bergigen Gegenden die teutſchen Jagdhunde dazu, die Rehe zum Schuſſe zu bringen. Indeſſen iſt es rathſam, ſich derſelben ſo wenig als möglich zu bedienen, weil durch ſie das Revier zu ſehr beunruhigt wird.

§. 16.

Nur gelegentlich werden Rehe, bei eingerichteten Jagen auf Roth- und Schwarzwild in Tüchern mit ein-

*) Siehe das erſte Kapitel der erſten Abtheilung im erſten Abſchnitte §. 20—25.

geſtellt. Es gibt ja andere und weniger koſtſpielige Mittel zur Genüge, ihnen Abbruch zu thun.

Sogar der Gebrauch der Rehnetze *) wird nur dann nöthig ſeyn, wenn es darauf ankommt, entweder den Rehſtand ſchnell und auf einmal merklich zu vermindern; oder einige Stück lebend einzufangen; oder hergebrachte Rechte in Ausübung zu bringen.

Sie werden wie alles Zeug ſo geſtellt, daß an den Wechſeln keine Lücken oder Vertiefungen entſtehen; im erſten und zweiten oben angegebenen Falle aber buſenreich, d. h. die Ober- und Unterleinen werden weniger ſtramm (ſtraff) als bei der Prellnetzſtellung angezogen, die Maſchen etwas zuſammengeſchoben, und der dadurch entſtehende Buſen an der Unterleine einwärts gelegt; auf den oben mit flachen Kerben verſehenen Forkeln aber, welche man nur ſo feſt in den Boden ſtößt, daß ſie die Netze aufrecht ſtehend erhalten, die Oberleinen eingehängt.

Hat man auf dieſe Weiſe einen beliebigen Diſtrikt nahe am dichten Holze umſtellt, ſo treibt man in der Stallung auf die Netze zu. Die in dieſelben einfallenden Rehe verwickeln ſich dann darin, man bekommt ſie lebend, meiſtentheils unbeſchädigt, in ſeine Gewalt, und ſo kann man Ricken, oder was ſonſt geſchont werden ſoll, wieder in Freiheit ſetzen.

Jagt man blos deshalb mit Netzen, um die Befugniß dazu, oder Jagdfrohnen durch Verjährung nicht zu verlieren; ſo müſſen, in ſo fern die Jagdleute auf ein gewiſſes Fangegeld geſetzt ſind, die Netze buſenreich geſtellt werden; außerdem, wenn die Garne blos zu Wehrflügeln dienen, das Wild aber geſchoſſen wird, zieht man die Leinen ſtramm an, hängt die obere an Haken, welche oben an den Forkeln eingeſchlagen ſind, ein, und ſtößt die Forkeln feſt in die Erde. Die auf dieſe Art geſtellten Netze reichen viel weiter, müſſen aber ſo feſt ſtehen, daß ſie

*) Siehe des erſten Anhangs erſtes Kapitel §. 24 und 26.

nicht abfallen, wenn Rehe anprellen. Darum heißen ſie, wie eben gedacht geſtellt, Prellnetze.

Uebrigens reſpektirt dieſe Wildart auch Federlappen ſo ſehr, daß dieſe allein zum Einſtellen hinreichen, wenn man ſich mit Schießen ein Vergnügen machen will. Wünſchte eine Herrſchaft eine beſtimmte Anzahl Rehe lebend einzufangen; ſo würde ich rathen, erſt verlorne Treiben nach einer beträchtlichen Dickung zuzumachen, dieſe dann ringsum zu verlappen, die Fallnetze auf einem Wege quer durch die Stallung zu ſtellen, und dann von beiden Seiten abwechſelnd ſo lange auf ſie zuzutreiben, bis man ſeinen Zweck erreicht hätte.

Käme es aber darauf an, eines ausgezeichneten Stückes habhaft zu werden, ſo müßte man ſich zuvörderſt davon unterrichten, in welchem Walddiſtrikt es ſtünde. Dieſer würde doppelt verlappt, oder beſſer noch, mit feſt geſtellten Netzen umzogen werden müſſen. Dann könnte man die Fallnetze, wie vorher geſagt, in der Stallung anwenden.

Denn wollte man ſie auf den Flügeln anbringen, ſo möchte ſich vielleicht der Fall ereignen, daß kurz vor dem Stück, welches gefangen werden ſoll, ein anderes oder mehrere einfielen, wodurch eine Lücke entſtehen würde, welches das zum Fang beſtimmte leicht finden, und ſo entkommen könnte.

§. 17.

Nur beiläufig erwähne ich die ſogenannten Rehagen als eine höchſt ſchädliche, in den meiſten Ländern ſogar unerlaubte, ich möchte ſagen, das Weidewerk ſchändende Erfindung, deren Anwendung von nicht zu entſchuldigender Habſucht des Jagdberechtigten zeugt.

Ein Rehagen beſteht aus einer langen lebendigen, auf dem bekannten Rehwechſel gezogenen Hecke oder Flechtverzäunung. Hin und wieder läßt man Lücken. An jedem Ende derſelben werden Pfähle eingeſchlagen, und auf dieſen Querſtangen befeſtigt, woran man herabhängende Schleifen von hanfenen Leinen dicht neben einander, ſo

daß eine etwas über die andere ſteht, aufſtellt. Auf die Hecken oder Zäune treibt man dann die Rehe aus den umliegenden Diſtrikten zu. Indem ſie ſich durch die Lücken retten wollen, werden ſie in den Schleifen gefangen.

Zuweilen macht man auch eine ähnliche Umzäunung um einen ganzen Gehau herum, treibt erſt aus der benachbarten Gegend die Rehe durch die offen gelaſſenen Lücken hinein, und forcirt ſie hernach, wenn die Schleifen in den Lücken vorgehängt worden ſind, mit Hunden oder Treibern ſo lange, bis man genug gefangen hat. — Weg mit der Aasjägerei! —

§. 18.

Dem rechtlichen Weidemanne kann und wird das Bürſchen im Freien Gelegenheit genug gewähren, ſich Nutzen und Vergnügen zu verſchaffen.

Auf eben ſo mannigfache Weiſe und mit gleich glücklichem Erfolge wird das Bürſchen beim Rehwilde betrieben, wie beim Edel- und Damwilde *); demnächſt aber auch nach folgender weidmänniſcher, nur bei dem Rehbocke anzuwendender Methode:

Während der falſchen Brunft ſpringt der Bock beſonders eifrig aufs Blatt **), d. h. er eilt mit der größten Schnelligkeit auf den Ort zu, wo der Jäger, gut verborgen, den Laut, welchen das Schmalreh ausgibt, wenn es vom Bocke gejagt wird, ganz genau nachahmt.

Zum Hervorbringen dieſer Töne bedient man ſich eines Birnbaumblattes, eines Stückchens von der äußern weißen Schale (epidermis) der Birke, oder auch eines nicht zu alten, glatten, etwas breiten Grasblattes, drückt es der Breite nach mit den Lippen leiſe auf die Zunge, ſo daß zwiſchen der Oberlippe und dem Blatte eine ganz kleine Oeffnung, wie beim Pfeifen, entſteht, und ſtößt,

*) Abſchn. I. Abth. I. Kap. 1. §. 42—47. und Kap. 3. §. 14.

**) Vergl. §. 3 und 7. Die Periode, während welcher dies geſchieht, wird daher durch Blattzeit bezeichnet.

ohne ſonderliche Anſtrengung, einigen Wind durch dieſelbe. Um den höhern Anfangston des Rufes hervorzubringen, wird der Windſtoß etwas verſtärkt. Durch Verminderung des Windſtoßes und gleich darauf folgenden Nachlaß deſſelben entſteht der kürzere tiefere Schlußton.

Deutlicher vermag ich dies übrigens gar leichte Verfahren nicht zu beſchreiben, man wird es aber bald kennen lernen, wenn man zu bemerken Gelegenheit hat, wie der gemeine Mann beim Blaſen ganzer Melodien auf dem Blatte ſich benimmt.

Sonſt bedient man ſich zum Blatten auch eines doppelt und dicht zuſammengebogenen Meſſing- oder Bleiblättchens, durch welches in der Mitte ein kleines Loch gebohrt wird. Wird dieſes ſo vor den Zähnen mit den Lippen feſtgehalten, daß der zum Entſtehen der verlangten Töne nöthige Wind durch das Loch gehen kann, ſo erreicht man leicht den Zweck, den Fieplaut nachzuahmen.

Andere blatten blos mit dem Munde, indem ſie die Lippen feſt zuſammenpreſſen, und zwiſchen dieſen und den Zähnen etwas Wind ſammeln, welchen ſie dann durch eine ganz kleine Oeffnung ſchnell herauslaſſen.

Hauptregel iſt es, daß die Töne immer die nehmlichen bleiben, auch nicht umſchlagen.

Wer indeſſen Luſt oder Gelegenheit nicht hätte, den Fieplaut auf vorgedachte Weiſe nachahmen zu lernen, der kann ſich eines beſondern Rehrufes, wie ſelbiger bei den Horndrehern und Inſtrumentenmachern, auch bei den Nürnberger Drechslerwaarenhändlern verkäuflich zu haben iſt, bedienen. Dieſer gewährt den Vortheil, daß der Fieplaut ſich immer gleich bleibt, und daß man vermittelſt einer daran befindlichen Vorrichtung, ihn nach Gefallen höher oder tiefer ſtimmen kann. Nur muß man gemäßigt blaſen, weil ſonſt der Laut zu rauh und zu ſtark wird.

Morgens von zehn bis eilf Uhr ſpringt der Bock im Auguſt am eifrigſten aufs Blatt, weil er ſich da gewöhnlich niedergethan, ruht und das Schmalreh nicht jagt. Auch früh und gegen Abend kann man ihn täuſchen, in

ſo fern es noch ruhig iſt; verpönt man ihn aber einmal, ſo iſt für dieſes Jahr alle Mühe vergebens, ihn wieder heranzuziehen. Bei der Ricke iſt dies nicht der Fall, wenn der Fieplaut des Kalbes (im erhöhten Tone) nachgeahmt wird. Dies wiſſen und benutzen Wilderer und Aasjäger leider nur zu ſehr zu ihrem ſchändlichen Gewerbe und zum Ruin des Rehſtandes.

Zum Blatten muß man in Gegenden, wo Böcke ſtehen, einen Ort wählen, an welchen man nach allen Richtungen ſehen, ſchießen und ſich gut verbergen kann. Hier thut man nur drei bis vier Stöße auf das Blatt, hält ein wenig inne und fängt dann wieder an.

Iſt der vorher nicht verpönte Bock allein, nicht im Jagen des Schmalrehes begriffen, und wird deſſen Fieplaut natürlich nachgeahmt; ſo kommt er pfeilſchnell heran. Deshalb muß der Jäger ſchon im Voraus ſchußfertig ſeyn; denn die geringſte Bewegung deſſelben verräth ihn dem Bocke und dieſer entflieht dann eben ſo ſchnell, als er kam.

Stutzt er in zu weiter Entfernung, ſo darf das Blatten nicht wiederholt werden. Er nähert ſich dann entweder mehr, oder er eilt nach einer andern Seite hin. Im letzten Falle reichen ein Paar vorſichtige Blattſtöße hin, ihn wieder zu locken.

Oft begegnen ſich bei dieſer Gelegenheit zwei Böcke. Der Stärkere ſtrebt dann, den Schwächern zu verjagen. Der Letztere weicht nicht gern gleich, ſondern flieht in verſchiedenen Wendungen herum. Hält ſich der Jäger recht ruhig, ohne zu blatten, ſo kommen ſie ihm oft nahe genug, um den ſtärkſten erlegen zu können; trennen ſie ſich aber früher und horchen, ſo darf er nur noch ein Paarmal auf das Blatt ſtoßen, und einer oder der andere eilt gewiß heran.

§. 19.

Auch bei der Treibejagd, von welcher im dritten Abſchnitte öfter die Rede ſeyn wird, erlegt man manches Reh gelegentlich und zwar kann dies durch eine mit

Schrot von Nr. 2 geladenen Flinte geſchehen. Sonſt bedient der gute Weidmann bei der Rehjagd ſich immer lieber der Büchſe, weil dadurch Wildbret und Haut weniger beſchädigt wird.

§. 20.

Das Reh wird eben ſo, wie das Edelwild verbrochen, aufgebrochen und zerwirkt. Beim Zerlegen kann man ſich jedoch in manchen Stücken nach dem Wunſche und Willen deſſen richten, welchem das Wildbret zu Nutzen kommt. Wird auf Erſparniß Rückſicht genommen, ſo löſ't man die Keulen, wie beim Edelwilde, aus, oder der Zimmer wird am Kreuz durchgeſchlagen, das hintere Theil dann geſpalten und an den Keulen gelaſſen. Ich will es allenfalls zugeben, daß auf dieſe Weiſe für diejenigen, welche in der Pfanne braten laſſen, etwas gewonnen wird, weil dann überall Knochen die Unterlage machen, und dadurch das Wildbret, welches ſonſt ſchwarz und hart zu werden pflegt, wo es aufliegt, mürbe und ſaftig bleibt; aber gewiß iſt es, daß der Zimmer ſehr am Anſehen verliert. Andere, welchen daran liegt, recht ſtarke Zimmer auf die Tafel zu bringen, laſſen hinten an den Keulen, gerade unter dem Schloſſe, einen Einſchnitt bis an die Keulenröhre machen, dieſe durchſchlagen, und dann das übrige Keulenwildbret ſo durchſchärfen, daß der Zimmer, auf der Tafel überall gerade aufliegt. Ein ſo abgelöſ'ter Zimmerbraten ziert die Tafel ſehr; auch geht, in ſo fern er am Spieße gebraten wird, nichts an Wildbret verloren. Doch werden die Keulen verkleinert und unſcheinbar, behalten aber immer noch ſo viel Wildbret, daß ein kleiner Familienzirkel von ſechs bis acht Perſonen an einem ſolchen Keulenbraten zur Genüge hat. Wer aber in der Pfanne braten läßt, kann in Folge des letztgedachten Verfahrens beim Zerlegen das am Zimmer bleibende Keulenwildbret faſt gar nicht benutzen, weil es trocken wird, und oft ſogar verbrennt.

Zweites Kapitel.

Von den wilden Sauen (Schwarzwild),

Sus scrofa, Aper (*Linn.*) *).

§. 1.

Der Weidmann belegt dieſe Wildart mit der Benennung Saue, wenn von ihr im Allgemeinen, ohne auf das männliche oder weibliche Geſchlecht beſondere Rückſicht zu nehmen, geſprochen wird.

Bache iſt der Name, welchen das Muttergeſchlecht erhält. Sie friſcht oder ſetzt — doch iſt der letztere Ausdruck nicht ſehr gewöhnlich, — ſie wirft keine Jungen, wie die zahme Saue.

Die Jungen männlichen und weiblichen Geſchlechts heißen Friſchlinge, und zwar von dem Tage, an welchem ſie gefriſcht werden, bis zum Anfange des nächſtfolgenden Jahres, heurige; dann aber bis zur nächſtfolgenden Brunftzeit jährige, übergangene, überlaufene. Von dieſer Zeit an wird der weibliche übergangene Friſchling Bache und zwar ein ganzes Jahr hindurch zweijährige; im folgenden dreijährige Bache genannt. Sobald ſie vier volle Jahre alt iſt, hört die Beſtimmung des Alters auf, und man ſpricht ſie dann als ſtarke, an einigen Orten als grobe Bache an.

*) v. Wildungens Neujahrsgeſchenk ꝛc. 1795. II. S. 14. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. I. Kap. 7. Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 761, 765.

Der männliche jährige Friſchling heißt, wenn er zwei volle Jahre alt iſt, zweijähriger Keiler *) — an einigen Orten Bacher, ohne Bezeichnung des Alters; zwölf Monate ſpäter aber dreijähriger Keiler, oder — wo der zweijährige Bacher benennt wird — Keiler ohne weitern Beiſatz.

Wenn der Keiler vier Jahr alt wird, ſo ſpricht ihn der Jäger als angehendes Schwein, zwölf Monate ſpäter als hauendes oder gutes, vom ſiebenten Jahre an als Haupt- oder grobes Schwein an.

Der Rüſſel wird Gebrecke genannt. Mit dieſem brechen die Sauen, ſie wühlen nicht in der Erde.

Man bedient ſich auch des Ausdruckes Gebrecke, um damit die ganze Schnautze zu bezeichnen. Der durchwühlte Erdboden hingegen heißt Gebräche. Wenn die Saue bricht, ſo ſagt der Jäger, ſie ſteht im Gebräche. Aus dem Vorhergehenden ergibt ſich der Unterſchied zwiſchen Gebräche und Gebrecke von ſelbſt.

Die Hauzähne des Schweines heißen Gewehr, die bei den Bachen an derſelben Stelle hervorſtehenden, aber kürzeren, ſtumpferen und nur wenig gekrümmten vier Eckzähne Haken.

Das lange über die Grundwolle hervortretende Hauthaar nennt man Borſten, das noch längere und ſtrammere, längs des Rückgraths ſtets ſtruppig emporſtehende Federn; die Dünnungen Wammen; den Schwanz Pürzel, auch Federlein.

Das Schwein bekommt auf den Blättern eine oft Fingers dicke Haut, Schild genannt.

Wenn die Sauen ſich den Hunden widerſetzen und ſtehen bleiben, ſo ſagt man, ſie ſtellen ſich; reißen ſie aber aus, ſo bedient man ſich des Ausdruckes, ſie gehen durch. Von Hetzhunden werden ſie eingeholt und gepackt, auch wie man an einigen Orten ſich

*) Ich ſchreibe Keiler, nicht Keuler, indem ich keilen — ein Ausdruck, welcher im gemeinen Leben oft ſtatt heftig ſchlagen gebraucht wird — für das Stammwort halte.

auszudrücken pflegt, festgemacht oder gedeckt, nicht gehalten.

Sucht der Keiler und das Schwein mit Hülfe des Gewehrs sich von den Hunden los zu machen, so sagt der Weidmann: er oder es streitet mit ihnen; wird der Zweck der Befreiung vom Schweine oder Keiler erreicht, so haben sie sich los geschlagen. Wird dabei ein Hund verwundet, so sagt man: er ist geschlagen.

Auch schlägt sich das Schwein durchs Jagdzeug; es fährt oder flieht nicht hindurch.

Den von den Hetzhunden gepackten Sauen wird der Fang gegeben, oder sie werden abgefangen; nicht todt gestochen.

Wenn mehrere Keiler, Bachen und Frischlinge beisammen sind, so erhält diese vereinigte Gesellschaft die Benennung Rudel, in einigen Gegenden auch Rotte. Besteht das Rudel nur aus Keilern und Bachen, so heißt es: ein Rudel starker Sauen.

Die einzelne Saue hat ein Lager, kein Bette; das Rudel einen Kessel.

Die Sauen schieben sich ein; sie thun sich nicht nieder.

Sie liegen oder stecken in einem Reviere; sie stehen nicht in demselben.

Die Aesung wird Fraß oder Gefräß genannt.

§. 2.

Von allem andern Haarwilde unterscheidet sich die Saue durch ihren innern und äußern Bau sowohl, als durch andere Eigenheiten so sehr, daß sie in allen Eintheilungssystemen als besondere Gattung dasteht.

Schon in den frühsten Zeiten ward die mannigfaltige Nutzbarkeit der Sauen für den Haushalt anerkannt, und deshalb der glückliche Versuch gemacht, sie zu zähmen.

Kein Klima ist ihr gefährlich, und daher fand und findet man in allen Theilen der alten und neuen Welt, wo es Waldung gibt, Sauen in wildem Zustande. Nur

Amerika ſoll bei der erſten Entdeckung eine Ausnahme gemacht haben, weshalb man denn auch eilte zahme dort auszuſetzen, welche ſich in der Folge ſchnell genug vermehrten.

Schon der nicht ungewöhnliche Sammelname Schwarzwild zeigt an, daß die gewöhnliche Farbe unſrer wilden Sauen ſchwarz und ſchwarzbraun iſt. Weniger häufig ſind graue, am ſeltenſten roſtfarbene, weiße, gefleckte — alle als Abänderung (Spielart, Varietät).

Haben die zahmen Schweine, als Abkömmlinge von den wilden Sauen, der Erfahrung zu Folge, nach und nach die Farbe ihrer Stammältern verloren und die weiße und bunte angenommen (denn roſtfarbene und ſchwarze ſind nicht ganz häufig); ſo kann man im Gegentheile mit Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen, daß da, wo es jetzt mehrere weiße, bunte und weißgraue wilde Sauen gibt, in Zeiten, als man mehr auf Jagd als auf gute Wirthſchaft hielt, zahme Schweine ausgeſetzt worden ſind, von welchen ſie abſtammen.

Das Gebrechе der Sauen beſteht aus einer knorpelartigen Maſſe, welche vorn auf der Naſe und am Obermaule einen erhabenen Rand bildet. Vermittelſt einiger ſtarken Muskeln iſt dieſer beweglich. Mit dem Gebrechе machen die Sauen, ohne ſichtbare Merkmale von Verletzung, ſelbſt bei mäßigem Froſte, ſechs und mehrere Zoll tiefe, oft ziemlich breite Furchen im wurzlichen Raſen, ja, ſelbſt im unberaſ'ten harten Erdboden, um Fraß zu ſuchen.

Der Kopf im Ganzen iſt dem der zahmen Schweine ziemlich gleich, doch etwas länger und ſpitzer; das Gehör ſteht mehr aufgerichtet; nur wenn die wilden Sauen ruhig brechen, erſcheint es wankend und geſenkt, wie bei jenen.

Die Gebißwerkzeuge, auch die Waffen der wilden Sauen ſind denen der zahmen Schweine an Zahl, Stellung ꝛc. gleich.

Wie ſich bei dieſen der Hauer durch die Hauzähne von der Saue unterſcheidet, ſo zeichnet ſich der Keiler

und vorzüglich das Schwein durch das Gewehr von der Bache aus.

Schon im zweiten Jahre erhebt es sich gegen das Ende des Gebreches (Maules) aus dem Ober- und Unterkiefer merklich. Beim dreijährigen Keiler verlängert sich das untere Gewehr um Vieles mehr, als das obere. Es wächst schräg aufwärts, krümmt sich oben, ist ganz weiß und glänzend, auch äußerst scharf und spitz. Das obere biegt sich gleich von dem Kiefer ab- und aufwärts, ist aber kaum halb so lang als jenes. Diese Menschen und Hunden gefährlichen Waffen des Keilers in diesem Alter sind so gestellt, daß sie durch beständiges Gegeneinanderreiben immer schärfer und spitziger werden.

Beim angehenden Schweine nimmt das Gewehr an Länge, Stärke, das untere besonders an Krümmung zu. Noch stehen aber die Spitzen so, daß die Schläge damit äußerst gefährlich sind.

Je älter das Schwein wird, desto stärker krümmt sich bei immer noch zunehmender Länge und Stärke sowohl das untere als das obere Gewehr. Bei Hauptschweinen scheint in einiger Entfernung ersteres oft fast über dem Gebreche zusammenzureichen, und dann bleibt selbigen nur das letztere weiter ab- und aufwärts stehende zum Streite (Kampfe) übrig.

Bei der Bache nehmen kurze, kolbige Haken die Stelle des Gewehres ein. Bei der starken stehen sie etwas mehr hervor, aber gefährliche Schläge kann sie damit nicht versetzen.

Der Körper im Ganzen ist weniger lang, die Läufe sind zwar nicht höher, aber stärker als bei der bessern Race zahmer Schweine.

Den von der Wurzel bis gegen das Ende mit kurzen, hier sich verlängernden Borsten besetzten Pürzel tragen die wilden Sauen, wenn sie flüchtig und nicht verwundet sind, geringelt, wie jene, wenn sie aber brechen, etwas abstehend und hinten herunterhängend. Scheint ihnen dann etwas verdächtig, so stutzen sie, werfen den Kopf in die Höhe, indem der Pürzel sich ringelt.

Die Haut ist im Sommer nicht sehr dicht mit kurzen Borsten besetzt, welche sich gegen den Winter verlängern. Zu dieser Jahreszeit wird sie auch auf dem Grunde mit wolligem Haar stärker belegt, welches zum Schutze gegen die Kälte dient.

Die Stärke und schwere des Schwarzwildes hängt so sehr vom Alter, von dem Gefräß, von der Mastung und der Jahreszeit ab, daß alle Angaben über die Länge und Höhe des Körpers und über das Gewicht nicht anders als unsicher seyn können. Doch wird angenommen, daß ein angehendes Schwein im Monate Oktober und November 250 Pfund, inklusive des Schweißes und Gescheides, wiegen soll. Hauptschweine erlangen oft die Schwere von 500 und mehreren Pfunden. Auch habe ich eine erlegte Bache gesehen, welche so lang war, daß, obgleich das Gebrechte auf der Vorderaxe eines zweispännigen Wagens lag, der Pürzel doch noch bis an das hintere Ende des Wagenbrets reichte. Am Gewicht gab sie dem stärksten Schweine nichts nach.

Ungeachtet diese Wildart nichts weniger als leicht gebaut ist, so bewegt sie sich doch noch schnell genug, nur Gewandtheit fehlt ihr.

Sie vernimmt und wittert (hört und riecht) sehr gut, desto weniger scharf äuget (sieht) sie; denn es gibt keine andere Wildart, welche, wenn der Wind gut ist, dem Jäger, in so fern er recht still steht, so nahe auf den Hals käme, ohne ihn zu bemerken.

Den Geschmack der Sauen möchte ich gerade schlecht nicht nennen; denn wenn sie gleich in der Wahl der Aesung nichts weniger als ekel sind, so geben sie doch der besten und nahrhaftesten immer den Vorzug. Auch darf ja der Mensch, wenn er billig seyn will, hierin am wenigsten strenge urtheilen. Manches, was er als Leckerei schätzt, würden diese und andere wilde Kreaturen vielleicht nur im höchsten Nothfalle als Fraß annehmen.

Selbst Empfindung, äußere nehmlich, fehlt den Sauen gewiß nicht; denn schwächere legen das Gefühl des Schmerzes laut klagend zu Tage.

Das Schwein hingegen gibt ſelbſt bei den ſchmerzlichſten und tödtlichſten Verwundungen nie einen Klagelaut aus.

Ueberhaupt ſind die Sauen, vorzüglich Schweine, unter allen bei uns einheimiſchen wilden Thieren die tapferſten und muthigſten. Tücke würde man ihnen mit Ungrund zur Laſt legen.

Ungereizt wird ſelbſt das ſtärkſte Schwein keinem Menſchen etwas zu Leide thun; nur dem Hunde, ſeinem bitterſten Feinde, widerſetzt es ſich und ſucht ihm gefährlich zu werden. Geht der Menſch ſeinen Gang ruhig fort, ſo wird es ſich entweder gar nicht um ihn bekümmern, oder da es, wie alles Wild, ihn fürchtet, ſich flüchtig entfernen. Nur hüte man ſich vor Neckerei! Ich ſelbſt that das einſt, als unerfahrner Jüngling bei einem Schweine, welches im Winter, wenn der Mann, der die Fütterung zu beſorgen hatte, auf derſelben ankam, hinter ihm drein ging, ohne ihn zu beſchädigen, ein Loch in den Sack ſchlug, um die herausfallenden Eicheln ſich anzueignen. Nach dieſem hieb ich, zu Pferde ſitzend, mit der Peitſche, als es in einem Haferſtücke ſtand, mußte aber reiten was ich konnte, um ihm zu entkommen.

Vor preſſirten oder verwundeten Sauen hat ſelbſt der Jäger Urſache auf ſeiner Hut zu ſeyn. Unglaublich ſchnell kommt das Schwein gefahren, wenn es einen Menſchen oder ein Thier annimmt (angreift). Mit ſeinem Gewehr verſetzt es ihm einen kräftigen, oft gefährlichen Schlag, in ſo fern das Ausweichen unmöglich iſt; aber ſelten hält es ſich auf *), noch weniger kehrt es wieder um.

*) Vor ungefähr 22 Jahren ereignete ſich in Heſſen auf der Streifjagd doch einer von den ſeltenen Fällen, daß ein ſehr preſſirtes Schwein den jetzt verſtorbenen Herzog annahm, und ſo lange ſich unter dem Pferde auf hielt, daß es dieſem mehrere Schläge in den Unterleib verſetzen konnte. Der Herzog legte ſeine Füße, um ſie zu ſchützen, an den Hals des Pferdes herauf. Machte dieſes nur eine geringe Bewegung, ſo mußte der Herzog fallen, und war dann in augenſcheinlicher Lebensgefahr. Aber, war es Obhut der Vorſicht, welche die Tage eines zärtlichen Vaters ſeiner Unterthanen ſchützen wollte, oder Schreck, welcher das Pferd unbeweglich machte; kurz, das gute Thier — das nach ſeiner

Verliert man in ſolchen Fällen die Beſinnung nicht, läßt man das Schwein ganz nahe heran und ſpringt dann hinter einen Baum, oder wenn das nicht möglich iſt, nur auf die Seite, ſo fährt es, da es nicht ſehr gewandt iſt, vorbei. Wäre aber zu dieſen Rettungsmitteln weder Zeit noch Gelegenheit, ſo bleibt immer noch das ſchnelle Niederwerfen auf die Erde übrig. Das Schwein kann, wie der Keiler, nur von der Seite und oberwärts, nie unterwärts ſchlagen.

Die Bache wird nicht ſo leicht zornig als das Schwein, gibt jedoch dieſem an Muthe wenig nach. Zwar kann ſie vermittelſt der Haken durch das Schlagen keine Verwundungen beibringen, ſie wird aber, wenn ſie einen Menſchen annimmt, deshalb gefährlicher noch als das Schwein, weil ſie bei dem ereilten Gegenſtande ihrer Wuth ſtehen bleibt, mit den Läufen auf ihm herumtritt und beißend ganze Stücken Fleiſch losreißt.

Herſtellung nur zu Spazierritten gebraucht ward, und bis zum Tode das Gnadenbrod erhielt — bewegte ſo lange keinen Fuß, bis der Herzog durch Hülfe ſeiner braven Jäger befreiet wurde.

Noch muß ich erwähnen, daß dieſer Vorfall ſich nicht in der Nähe der Hatzen ereignete, welche alſo zur Rettung nicht angewendet werden konnten.

Der Fürſt begab ſich nach Hauſe, und überließ es dem vortrefflichen, vor ſeinem Herrn Vater mit Tode abgegangenen Erbprinzen — einem der beſten Jäger neuerer Zeit — die Jagd fortzuſetzen.

Kaum eine Stunde nachher ertönten die Hörner der Jäger, dem beſtehenden Befehle zu Folge, als ſie ein anderes Schwein, das ſich vor den Findern ſtellte, anſichtig wurden. Durch die Hunde und das Blaſen gereizt, nahm es ſchon einen Jäger nach dem andern an, alle aber entkamen glücklich mit Hülfe ihrer gewandten Pferde.

Der Prinz, leidenſchaftlicher und außerordentlicher Büchſenſchütz, eilte heran, ſtieg dann in einiger Entfernung ab, um ſich heranſchleichen und ſo einen deſto ſicherern Schuß machen zu können. Die Jäger, welche immer ihrer eigenen Sicherheit wegen die Augen aufs Schwein gerichtet haben mußten, erblickten ihn kaum, als ſie ihm zuriefen, ſich der Gefahr nicht auszuſetzen. Es war zu ſpät! Das Schwein nahm auch ihn an. Kein ſtarker Baum, kein dichter Strauch konnte ihn decken, bloßes Stangenholz war in der Nähe. Nur der Erbprinz, von der Natur mit ſeltenen körperlichen Kräften ausgerüſtet; nur er, der ſich durch unerſchütterliche Geiſtesgegenwart auszeichnete, durfte hoffen, dem Anprall des Schweines auf die vorgehaltene Büchſe nicht zu unterliegen. Der ſchnell gefaßte Entſchluß es ſo anlaufen zu laſſen gelang. Indem das Schwein die Mündung der Büchſe erreichte, drückte der beherzte Mann ab, und endend ſtürzte das Schwein zu ſeinen Füßen.

Das Niederwerfen wäre daher bei ihr ein sehr falsch berechnetes Rettungsmittel.

Dem Jäger bleibt, wenn er auch kein Schießgewehr hat, noch sein Hirschfänger übrig, in so fern er Kraft, Muth und Geschicklichkeit genug besitzt, die Bache daran auflaufen *) zu lassen. Wer sich darauf nicht einlassen kann oder will, der suche in möglichster Eil auf den ersten besten Baum zu kommen; nur verlange er nicht, wenn er Jäger ist, daß seine Kammeraden diese Art, sich zu befreien, ehrenvoll finden sollen.

Auch schwächere Sauen, selbst jährige Frischlinge nehmen, wenn sie sehr forcirt werden, zuweilen den Menschen an, ohne ihm jedoch Schaden zufügen zu können. Ich selbst war einst Augenzeuge, daß ein jähriger Frischling einen starken Mann, welcher ihn, ohne darauf geübt zu seyn, auflaufen lassen wollte, umrannte.

---

*) In vorigen Zeiten gehörte es zu den ritterlichen Uebungen, bei eingestellten Jagden die Sauen auflaufen zu lassen. Bei starken Sauen und Schweinen bediente man sich dazu des Fangeisens — auch Schweinsfeder genannt — einer Art von Spieß, dessen 12 bis 14″ lange eiserne zweischneidige Spitze an einem hölzernen, mit Leder und Zwecken beschlagenen Stiele befestigt war. Am Ende des Eisens sind auf beiden Seiten desselben Fingerstärke, 3″ lange Hervorragungen angebracht, damit das Eisen nur bis dahin in die Saue eindringen kann. So bewaffnet, stellte man sich dem heranellenden Schweine entgegen, indem man mit der rechten Hand das Ende des hölzernen Stieles fest an den Körper andrückte, mit der linken aber vorgriff, um dem Eisen die Richtung zu geben, daß es zwischen Hals und Blatt der Saue hineinfahren mußte. Dabei stützte man den Körper auf den rechten Fuß besonders, welcher hinterwärts ausgestreckt eingesetzt ward, den linken aber stellte man vorwärts und etwas gebogen. Schwächere Sauen ließ man nur auf dem Hirschfänger anlaufen, welchen man, mit dem Heft in der rechten Hand, über dem rechten etwas gebogenen Knie ansetzte, indem der Körper auf den linken gerade aus hinterwärts eingesetzten Fuß sich stützte, und die Spitze des Hirschfängers eben so richtete, wie beim Schweine das Fangeisen. Um die Sauen zu reizen, rief man ihnen das Wort Huß-Sau zu; und augenblicklich rannten sie blind auf den mörderischen Stahl an.

Vielleicht wird man sich wundern, diesen Gegenstand hier und nicht beim Jagdwesen angeführt zu finden. Ich weiß deshalb keine andere Entschuldigung anzugeben, als die, daß ich es in jetzigen Zeiten für unnöthig hielt, ihn anders als historisch zu berühren; und dazu schien mir dieser Ort der schicklichste. Vielleicht könnte denn doch auch diese Note einmal dem jungen Jagdhelden unvorhergesehener Weise aus der Noth helfen, wenn er etwa durch andere im Text angezeigte Mittel sich zu retten nicht Zeit hätte. —

Der Laut wird bei den wilden Sauen, wie bei den zahmen vernommen, und zwar entweder als wohlbehagliches oder leidenſchaftliches Grunzen, oder als Aufmerkſamkeit auf unerwartet wahrgenommene Gegenſtände und Scheue bezeichnendes Schnaufen, oder als Angſt und Schmerz bezeichnendes Gekreiſch — letzteres, wie ſchon geſagt, nur von Bachen und ſchwachen Sauen, nie vom Schweine.

Das höchſte Alter der wilden Sauen wird zwiſchen 20 und 30 Jahren angeſetzt. Nie erreicht dieſes ein zahmes Schwein. Immerwährender Genuß der Freiheit, und beliebige Wahl der Aeſung mögen wohl die Urſachen ſeyn, warum erſtere einen ſo merklichen Vorzug in Rückſicht der Lebenslänge haben, und den gefährlichen Krankheiten der letztern, z. B. der Bräune u. a. m., nicht ausgeſetzt ſind. Nur außerordentlich ſtrenge Kälte, vorzüglich wenn tiefer, mit einer Eisrinde belegter Schnee ihnen das Brechen und zugleich das Auffinden des Fraßes unmöglich macht, auch wohl die Haut an den Läufen verletzt, trägt, wenn man nicht mit hinlänglicher Fütterung bei Zeiten zu Hülfe kommt *), dazu bei, daß oft viele fallen (zu Grunde gehen).

§. 3.

Die Brunftzeit der Sauen fängt gegen Ende des Monates November an und dauert vier bis fünf Wochen. Während derſelben kann man die Sauen in der Ferne ſchon wittern (riechen).

An einigen Orten, vorzüglich im Deſſauiſchen, gibt es Bachen, welche zu unbeſtimmbaren Zeiten, zweimal in einem Jahre brunften und friſchen. Dieſe Ausnahme von

*) Im Jahre 1784 habe ich im Gizeroder Reviere (ſonſt zur Oberforſtmeiſterei Torgau gehörig), ungeachtet aller angewendeten Vorſichtsmaaßregeln, durch Fütterungen und aufgefahrne Streuhaufen in der Nähe derſelben Schaden zu verhüten, doch mehrere abfangen müſſen, welche den Kopf erfroren hatten. Beſtändiges Herumdrehen in einem Kreiſe war das Symptom dieſer Krankheit, welche erſt beim Eintritte gelinder Witterung ausbrach. Man fand bei der Oeffnung des Kopfes das Gehirn mit Waſſer umgeben; alle edle Theile, d. i. Lunge, Herz und Leber, waren geſund.

der Regel läßt vermuthen, daß dergleichen mehr als gewöhnlich fruchtbare Sauen von zahmer Race abſtammen, welche vor kürzerer oder längerer Zeit ausgeſetzt worden iſt.

Der jährige weibliche Friſchling brunftet in einem Alter von achtzehn bis neunzehn Monaten zum erſtenmale und zu eben der Zeit würde auch der männliche geneigt und im Stande ſeyn, die Bache fruchtbar zu beſchlagen, wenn die Keiler und Schweine ihn daran nicht hinderten.

Zu Anfange der Brunftzeit müſſen dem Schweine die Keiler ſogar weichen, obgleich vorher dieſe, nicht jene, beim Rudel ſich aufhalten. Nur wenn von erſtern keine oder wenige vorhanden ſind, dürfen die letztern, von ihnen aber wieder nur die ſtärkeren, auf Befriedigung des Begattungstriebes rechnen.

Unter den Schweinen oder Keilern, welche während der Brunft zu den Bachen treten und dabei bleiben, kommt es häufig zu heftigen und anhaltenden Kämpfen. Schläge (Verwundungen) ſind die gewöhnlichen Folgen derſelben, doch ſelten tödtlich, weil ſie faſt alle auf die für das Gewehr undurchdringlichen Schilder fallen. Der ſchwächere Theil muß weichen. Sind die Kämpfer von gleicher Stärke und bleibt deshalb der Erfolg des Streites unentſchieden; ſo vertragen ſie ſich zwar nicht fortdauernd gütlich um den Beſitz ihrer Buhlſchaft, aber ſie dulden ſich doch neben einander, und leben in ungetheilten Gütern. Ihre Liebkoſungen beſtehen in unaufhörlichen Stößen, welche ſie der Bache an allen Theilen des Leibes mit dem Gebrech verſetzen. In der That eine eigene Art von Galanterie; welche aber doch von den, nichts weniger als ſpröden Schönen richtig verſtanden und ſo gut aufgenommen wird, daß ſie ſich geduldig Stunden lange Neckereien dieſer Art gefallen laſſen, ehe es zum Akte des Beſchlags kommt. Dieſer wird mit eben der phlegmatiſchen Schwerfälligkeit angefangen und eben ſo langſam vollendet, wie bei den zahmen Schweinen. Während deſſelben erhält die Geliebte noch ſonderbarere Beweiſe der Zärtlichkeit; denn im Ausbruche des Entzückens beißt ſie der Liebhaber ſo kräftig in den Hals, daß entweder eine gute Portion Gefühlloſigkeit

oder ein Uebermaß von wonnevollen Gefühlen auf ihrer Seite dazu gehört, um ſo etwas ohne irgend ein Zeichen des Unbehagens zu ertragen.

§. 4.

Achtzehn *) bis zwanzig Wochen nach der Brunft friſcht (ſetzt) die ſchwächere Bache vier bis ſechs, die ſtärkere aber oft elf bis zwölf Friſchlinge, wenn ſie ſich vorher im einſamen Dickicht ein mit Moos, Nadeln oder Laub ausgefüttertes Lager bereitet hat. Die Grundfarbe der meiſten Friſchlinge iſt grauröthlich. Gelbliche Streifen ziehen ſich in ziemlich geraden und ununterbrochenen Linien von vorn nach hinten, über den ganzen Leib hin; dieſe verlieren ſich aber gleich in den erſten Monaten, ſo daß man ſchon gegen Ende des Sommers nichts mehr davon bemerkt.

Nur die Friſchlinge, welche in der Folge weiß oder grau gefärbt erſcheinen, ſind in der früheſten Jugend weiß oder gelblich, wie die Spanferkel.

Während der erſten vierzehn Tage bleiben ſie in dem Lager, wo ſie gefriſcht wurden. Während dieſer Periode verläßt ſie die Bache nur ſelten und auf kurze Zeit, um ſich Fraß zu ſuchen. Sie bedarf deſſen um ſo mehr, da ſich die Friſchlinge anfänglich nur von der Muttermilch nähren. Nach Verfluß der eben angegebenen Zeit folgen ſie überall der Bache, welche ſie nach und nach zur Wahl ſchicklichen Gefräßes anführt, und ſie erſt, wenn im folgenden Jahre die Friſchzeit herannaht, ihrem eigenen Schickſale überläßt. Oft finden ſich mehrere Bachen mit ihren Friſchlingen zuſammen, ſo daß man Rudel von dreißig und mehr Stücken antrifft. Verliert eine dieſer geſellig vereinigten Mütter das Leben, ſo nehmen die zurückgebliebenen die verwaiſten Kinder in vormundſchaftliche Obhut.

Nichts überſteigt den Muth und die Unerſchrockenheit, womit ſolche rechte oder Pflegmütter ihre Familie

*) Die eigentlich 20 Wochen dauernde Tragzeit verkürzt ſich wahrſcheinlich nur bei ſolchen Bachen, die zum erſtenmale friſchen, auf 19 Wochen.

im Nothfalle vertheidigen. Beim ersten Ausbruche des klagenden Lautes eines Frischlings eilt blitzschnell die Bache heran. Keine Gefahr scheuend, geht sie blind auf jeden Feind los, wärs auch ein Mensch, der ihr ein Kind rauben wollte.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir Folgendes:

Als er einst beim Spazierreiten ganz junge Frischlinge fand, wollte er einen davon mit nach Hause nehmen. Kaum fing dieser, indem er ihn aufhob und damit aufs Pferd eilte, zu klagen an, als die Bache heranstürzte, ihn, so sehr er auch sich zu entfernen eilte, unaufhörlich verfolgte, wüthend am Pferde in die Höhe sprang, und mit offnem Gebrechе ihm nach den Füßen fuhr. Endlich warf er den Frischling herunter. Behutsam nahm die zärtliche Mutter ihr gerettetes Kind ins Gebrechе, und trug es zur übrigen Familie zurück.

§. 5.

Die Sauen lieben die Geselligkeit ganz vorzüglich. Nur das murrköpfige Schwein bleibt für sich allein bis zu der Zeit, wo es, durch den erwachenden Begattungstrieb gereizt, die Bachen aufsucht.

Dann zerreißt es, durch das Vertreiben der schwächeren Keiler, einen Verein, welchen man freundschaftlich nennen könnte, wenn es nicht sündlich wäre, ein Wort hier zu gebrauchen, an welches jeder gute Mensch Begriffe reihet, die ihm heilig seyn müssen, mit denen er also um so weniger spielen darf. Verlassen und trauernd müssen zur gedachten Zeit die Vertriebenen die bei ihnen nicht minder heftige Brunstbegierde unterdrücken, und in geringzähligen, nur aus ihres Gleichen bestehenden Rudeln vereinigt, sich gegenseitig so lange zu trösten suchen, bis jene Despoten, gesättigt und entnervt, ihnen freiwillig das Feld räumen, und in die Einsamkeit sich zurückziehen. Doch bleibt auch noch diesem oder jenem unter der rüstigern männlichen Jugend ein Blümchen zu pflücken, übrig, das ihn für das vorherige Entbehren schadlos hält.

Nächst der Brunstzeit die Frischzeit, während welcher sich die Bachen entfernen, gewiß aber, sobald die Frisch-

linge ihnen folgen können, wieder geſellige Zirkel bilden, ausgenommen, bleiben Keiler, Bachen und Friſchlinge das ganze Jahr hindurch in ſtärkeren oder ſchwächern Rudeln, die ſich nur im Nothfalle trennen, beiſammen.

In den größten Dickungen des Waldes, oder auf trockneren Stellen in Brüchern (ſumpfigen Walddiſtrikten), zuweilen auch an Berghängen, oder im kieſernen Stangenholze bricht das Schwein eine Vertiefung auf, welche gerade groß genug iſt, um den ganzen Körper deſſelben aufzunehmen. So entſteht ſein Lager, welches ſelbiges, wenn es ſeyn kann, mit Moos, trocknem Graſe oder Laub ausfüttert und ſich da einſchiebt, indem es die Vorder- und Hinterläufe an ſich zieht, und auf einer oder der andern Seite ruhend, den Kopf gerade vorwärts auflegt.

An ähnlichen Orten und auf die nehmliche Art bereitet das Rudel gemeinſchaftlich den Keſſel, in welchem ſämmtliche dazu gehörige Einzelweſen neben und gegen einander ſo ſich einzuſchieben pflegen, daß alle Köpfe nach der Mitte hin gerichtet ſind.

Im Winter benutzen die wilden Sauen gern der Wärme wegen zuſammengerechte Streu- oder Schilfhaufen, ſtatt der Lager und Keſſel, um darunter ſich einzuſchieben. Der Anblick iſt ſonderbar genug, wenn ein ſolcher Haufen, dem man ſich, ohne Sauen zu ahnden, nähert, mit einemmale beweglich zu werden anfängt.

Das Schwein und jede ſtarke einzelne Saue ſucht faſt täglich daſſelbe Lager wieder auf; nicht ſo gewöhnlich das Rudel den Keſſel, ausgenommen im Winter, wo die Sauen überhaupt ihr Gebrech ſo viel als möglich ſchonen; denn weislich hat die Natur ſie davon belehrt, daß die geringſte, durch anhaltendes Brechen im hart gefrornen Boden an demſelben bemerkte Verwundung ihnen leicht tödtlich werden, oder ſie doch unfähig machen könnte, im Nothfall Aeſung aus der Erde hervorzuholen. In dieſen ihren Lagern und Keſſeln bringen die Sauen, wenn ſie nicht geſtört werden, den ganzen Tag zu.

Gegen Sonnenuntergang gehen ſie im Holze und auf den Wieſen ins Gebräche, d. h. ſie ſtoßen brechend

den Erdboden auf. Wo ſie eine Suhle finden, werfen ſie ſich hinein. Bei dem Genuſſe des vielen hitzigen Fraßes iſt ihnen dieſe Abkühlung ſelbſt in der kältern Jahreszeit ſo nützlich und angenehm, daß ſie nicht nur keine Gelegenheit ſich zu ſuhlen vorbeigehen laſſen, ſondern ſolche auch emſig und weit ſuchen. Oft wälzen ſie ſich längere Zeit in der Suhle herum, und befinden ſich ſo wohl, daß ſie, ehe ſie ſolche verlaſſen, auf den Vorderläufen geſtützt, das Hintertheil Minuten lang im Moraſte ruhen laſſen.

Wenn mit einbrechender Nacht alles ruhig wird, nehmen ſie die Felder an. Zu der Zeit, wo das Getreide Körner zu bekommen anfängt, hält es ſchwer, ſie daraus zu vertreiben, ſelbſt wenn man ſcharfe Hunde dazu anwendet. Auch ſchadet dieſer Verſuch oft mehr, als er nützt, weil, indem ſich die Sauen ſtellen, ſie weit mehr zu Boden treten, als außerdem geſchehen ſeyn würde. Beſonders ſcheint, ohne alle weitere Veranlaſſung, das Schwein ein Vergnügen im Ruin der ſchönſten Felder zu finden; denn gerade da, wo es in denſelben das vollſte Gefräß findet, dreht es aus Uebermuth ſich ſo lange im Kreiſe herum, bis nicht unbeträchtliche, mit Halmen dicht beſetzte Flächen der Erde gleich gemacht ſind. Daher iſt es dem Landmanne nicht zu verdenken, wenn er einen Feind, der ihm in einer Nacht die Früchte ſeines Fleißes, und die Ausſicht zu einem ſichern Verdienſte raubt, von ganzer Seele haßt, um ſo mehr, da das beſtändige Wachen, um einem ſo ungebetenen und zudringlichen Gaſte den Eintritt zu verwehren, ihm die gerade in dieſer Jahreszeit am meiſten nöthige Ruhe koſtet.

Morgens mit Tagesanbruch gehen *) die Sauen auf dem gewohnten Wechſel eilig zu Holze, und ſetzen ihren Weg vom Rande deſſelben an langſam brechend fort, bis dahin, wo einzelne ihr Lager wieder finden, Rudel aber öfters neue Keſſel ſich bereiten.

*) Vielleicht bediene ich mich hier eines Ausdrucks, welcher nicht ganz gewöhnlich iſt; aber welchen andern ſollte ich wählen? Zu Holze ziehen kann man nicht ſagen, denn die Saue eilt zu ſehr nach dem Holze zu, ſie trabt nehmlich jedesmal, traben aber ſagt man nur von Raubthieren.

Je nachdem die Jahreszeit es fordert, verändern sie nicht nur ihre Wechsel, sondern stecken sich auch in den Theilen des Revieres, welche den Orten, wo sie reichliche Aesung finden, am nächsten sind.

Gibt es keine starke Erdmast, und im Herbste keine Eichel- oder Buchmast an dem Orte, wo sie sich aufhalten; so ziehen sie sich weit danach hin. Mit Zeuge eingerichtete Jagen, auch häufige Jagden mit Hunden vertreiben sie oft mehrere Meilen weit.

§. 6.

Keine andere Wildart nimmt so viel und so vielerlei Fraß an, als das Schwarzwild. Daher kommt es, daß ungeachtet der vielfältigen Nutzbarkeit desselben der Schade, welchen es anrichtet, weit überwiegend ist.

Im Walde und auf den Wiesen bricht es große Strecken um, um Erdmast, d. i. Trüffeln, Insekterlarven, Schmetterlingspuppen, Gewürm und Maden unter dem Rasen hervorzuholen, oder um in den Herbst- und Wintermonaten die abgefallenen Eicheln, Bucheln oder Haselnüsse und, wo es deren im Freien gibt, Kastanien, welsche Nüsse, und mehrere Arten wilden Wurzelwerks zu suchen. Eben so verfährt es auf den Feldern, um sich Kartoffeln und Rüben zu eigen zu machen. Alle Arten von Getreide — Gerste auf dem Stiele ausgenommen — alle Hülsenfrüchte nimmt es dann vorzüglich gern an, wenn sie zu reifen anfangen. Auch verachtet es im Winter, wenn anderes Gefräß zu fehlen anfängt, gestorbenes Vieh, gefallenes Wild (auch von seines Gleichen), ja selbst im Nothfalle Leichen nicht.

Nie aber fällt es lebende Thiere an.

§. 7.

Vom Oktober an bis gegen Weihnachten sind die Sauen in guten Jahren ungemein feist, und dies ist daher auch in Rücksicht ihrer die schicklichste Zeit zum Jagdbetriebe. Mit Recht schätzt man auf der Tafel dann das Wildbret aller, besonders der schwächern. Als Leckerbissen

iſt beſonders der Kopf anerkannt; auch finden einige den Genuß des Kurzwildbrets von Schweinen und Keilern angenehm.

Auch können eben erlegte Sauen, den zahmen Schweinen gleich, gebrüht und benutzt werden. Schinken *) und Würſte von erſteren ſind in der That vorzüglich ſchmackhaft.

§. 8.

Die Jäger der ältern Zeit haben behaupten wollen, daß einige von den Zeichen des Edelhirſches, welche im Abſchn. 1. Abth. I. Kap. 1. §. 11. angeführt worden ſind, z. B. das Schränken, die längern Ballen, das weiter aus einander und dichter an den Ballen ſtehende, tiefer und ſtärker ſich abdrückende Geäfter, auch im Tritte deſſelben, wo nicht des Keilers, doch des Schweines bemerkbar wären, woran alſo auch die Fährte deſſelben von der der Bachen ſich deutlich unterſcheiden ließen.

Wenn ich dies nun auch nicht ganz abläugnen will, ſo getraue ich mir doch zu behaupten, daß alle die angeführten Zeichen bei den Sauen höchſt trüglich ſind. Das einzige, welches ſelten oder nie einen Irrthum zuläßt, gründet ſich auf folgende Bemerkung:

Bei allen ſchwachen, beſonders zweijährigen Sauen iſt die eine Spitze der Schalen an den Vorderläufen kürzer als die andere, und ſo drückt ſie ſich natürlich auch im Tritte ab. Bei den Bachen, ſie mögen ſo ſtark ſeyn als ſie wollen, fällt dieſe Erſcheinung nie ganz weg. Am Tritte des dreijährigen Keilers wird die Verſchiedenheit der Schalenlänge ſchon weniger ſichtbar; an der des angehenden Schweines faſt unmerklich; beim hau-

*) Will man die Keulen einer jägermäßig abgeſchwarteten Sau räuchern, ſo darf man ſie nur vorher in grobe Leinwand einnähen laſſen. Auch ſind die von jährigen und heurigen Friſchlingen, eben ſo, wie der Kopf geſengt und gekocht, ſehr gut von Geſchmack. In manchen Gegenden will man vom Abſchwarten gar nichts wiſſen, ſondern ſengt die ganze Sau, nachdem ſie aufgebrochen worden.

enden Schweine verliert sie sich so ganz, daß beide Schalenspitzen sich stets in gleicher Länge im Erdboden austreten.

Hat der junge Weidmann Gelegenheit, einige reine Fährten einer Saue, vorzüglich einer starken, hinter einander nach dem eben angegebenen Zeichen zu beobachten; so wird er mit der höchsten Wahrscheinlichkeit und fast mit Gewißheit darauf ansprechen können. Sehr leicht aber könnte er bei dieser Gelegenheit in einen andern Fehler verfallen, in den nehmlich: daß er auf hartem Boden die Fährte des Schweines mit der eines Hirsches verwechselte, weil beide an den Stümpfen (s. die Zeichen des Edelhirsches an oben angezogenem Orte) viel Aehnlichkeit mit einander haben. Da aber kein Jäger auf einem einzigen Tritt ansprechen darf und kann, so wird ihm bei der Betrachtung einiger deshalb kein Zweifel übrig bleiben, weil der Schritt des stärksten Schweines merklich kürzer ist, als der eines Hirsches von mäßiger Stärke.

Faßt der Weidmann eine oder mehrere Sauen aus nicht zu großer Ferne ins Auge; so wird er auf den ersten Blick am Gewehr, an der Brunftruthe und am Kurzwildbret, welches unter dem Weideloch zwischen den Keulen wie bei dem Hauer hervorsteht, das männliche Geschlecht vom weiblichen unterscheiden.

§. 9.

Sonst, als mit Recht mehr darauf gehalten ward, als jetzt, daß der Weidmann aus jeder ihm aufstoßenden Fährte richtig und bestimmt anzusprechen wußte; als ferner der Wildstand im Ganzen viel stärker war, so daß Haupt- und bestätigte Jagen auf Sauen, wie auf Hirsche eingerichtet werden konnten und mußten, war der Leithund theils beim Unterrichte junger Jäger, theils bei der Einrichtung der Jagen unentbehrlich.

Jetzt, wo zum großen Gewinn für das Forstwesen und die Oekonomie, bei der fast überall statt findenden Verminderung des Wildes jeder Art, weder Kosten noch Mühe, welche große Jagen verursachen, belohnt werden können;

jetzt, wo man kaum noch unter zehn Jägern einen hirſch- und fährtengerechten findet, iſt dies der Fall nicht mehr.

Auch geſtehe ich es willig, daß ich der Leithundsarbeit auf Sauen nie beigewohnt habe. Alles, was ich alſo darüber ſagen werde, iſt aus Döbels Jägerpraktik entlehnt; ſo wie ich dieſes Werk auch beim Niederſchreiben deſſen, was über den auf Hirſche zu arbeitenden und anzuwendenden Leithund im erſten Abſchnitte vorgekommen iſt, zu Rathe gezogen habe, weil mir ſeit vielen Jahren Gelegenheit fehlte, mich praktiſch mit dieſem Gegenſtande zu beſchäftigen. Uebrigens werde ich mich hier ſo kurz als möglich faſſen, da ich nach meiner Ueberzeugung zum Nutzen des Ganzen die Hegung des Schwarzwildes nicht wünſchen kann, und deshalb auch nicht hoffe, daß der Leithund in dieſer Rückſicht je wieder nothwendig werden wird.

Die Arbeit mit dem Leithunde auf Sauen weicht in keinem Punkte von der Beſchreibung derſelben beim Edelhirſche ab. Da ſie aber in die ſpätere Jahreszeit, in den Oktober und November, fällt, wo die Morgen weniger gut dazu zu ſeyn pflegen; ſo unterliegt ſie ſchon deshalb großen Schwierigkeiten; noch mehr aber die des jungen Leithundes, oder die Abrichtung deſſelben, vorzüglich wenn er auf Edel- und Schwarzwild zugleich angewendet werden ſoll.

Sicherer und beſſer muß es jeden Falls ſeyn, auf jede der genannten Wildarten einen eigenen Leithund zu arbeiten. Da aber nur wenige Jäger je im Stande waren, viele Hunde auszufüttern, ſo ſahe man ſich genöthigt, einen und denſelben auf beide zu gebrauchen.

Im erſten Falle verfährt man dabei auf eben die Art, wie im erſten Kapitel der erſten Abtheilung des erſten Abſchnitts, §. 17, 18 und 19, gelehrt werden, ſo nehmlich, daß dem Hunde nur auf Sauen Recht gegeben wird, und daß er nur auf ihrer Fährte zeichnen darf. Da die Sauen weniger gerade fortgehen als das Edelwild und immer hin und her brechen; ſo mag wohl ein guter alter Leithund der beſte Lehrmeiſter des jungen ſeyn, indem mit jenem dieſem vorgearbeitet wird. Hat dann der alte Hund in dem Gebräche gezeichnet und den Wie-

derſprung gemacht; iſt hierzu auch der junge angehalten worden: ſo wird mit erſterem um den ganzen Bruch (das ganze Gebrách) herum vorgegriffen. Hat er da, wo die Fährte aus dieſem herausgeht, auf welcher er erſt zeichnete, das nehmliche gethan; ſo hängt der andere Jäger mit dem jungen, kurz gefaßten Hunde raſch, ohne anzuhalten, durch das Gebrách nach, läßt ihn auf derſelben Fährte erſt hinter dem alten zeichnen, dann greift er jenem vor, und hat der junge Hund auch da ſeine Schuldigkeit gethan, ſo arbeitet man, nachdem beide hier gehörig geliebelt (careſſirt) worden, immer auf dieſelbe Weiſe fort bis zum nächſten Dickicht; dann trägt man beide ab.

Daß dieſe Uebung, im Anfange vorzüglich, nur auf einzelne Sauen und an Orten, wo deren nur wenige wechſeln, vorgenommen werden kann, iſt einleuchtend.

Soll ein Leithund auf Edel- und Schwarzwild gebraucht werden; ſo muß die Arbeit auf erſteres zu der am oben angezogenen Orte §. 16. angegebenen Jahreszeit geſchehen, ihm auch nur dann Recht gegeben werden, wenn er auf Edelwild zeichnet. Die Arbeit auf Sauen muß hingegen bis nach der Hirſchbrunft ausgeſetzt bleiben, und dann nur in dem Falle dem Hunde Recht gegeben und mit ihm nachgehangen werden, wenn er auf Sauen anfällt und zeichnet. Fällt er aber bei der Arbeit auf Edelwild auch Saufährten an, und umgekehrt; ſo darf ſelbſt die gelindeſte Strafe deshalb nicht ſtatt finden, ſondern man zieht gleich ſtillſchweigend über die falſche Fährte hin. Um in dieſem Falle keinen Fehler zu begehen, wird der Jäger ſolchen Boden zur Arbeit wählen müſſen, wo er die Fährte gleich auf den erſten Blick richtig beurtheilen kann.

Das Schwierige und faſt Unmögliche, einen Leithund auf dieſe Weiſe in Gegenden gut zu machen, wo viel Edel- und Schwarzwild durch einander wechſelt, fällt in die Augen. Iſt daher eine ſolche Kolliſion platterdings nicht zu vermeiden, ſo bleibt nichts übrig, als einen Hund nur auf erſteres, den andern auf letzteres anzuwenden.

§. 10.

Um an Orten, wo es viele Sauen gibt, ihnen am sichersten und schnellsten Abbruch zu thun, bedient man sich vorzüglich der Hetzhunde. Mehrere Racen derselben erwähnte ich schon bei der Bärenhatze und von diesen sind besonders die Blendlinge auf Schwarzwild anwendbar; denn Doggen und Bären- oder Bullenbeißer sind ihrer Schwere, Ungezogenheit und Bosheit wegen nicht füglich zu gebrauchen. Aus eben dem Grunde taugen unsre starken Fleischerhunde, und überhaupt dick und kurzköpfige Hunde nichts zur Sauhatze.

Farbe und Bau der gewöhnlichen Hetzhunde, selbst der Name Blendlinge scheint zu beweisen, daß sie von vermischten Racen entsprossen sind. Wahrscheinlich waren ihre Stammältern englische Doggen und Windhunde *).

Ein guter Hetzhund — sei er übrigens gezeichnet und gefärbt, wie er wolle — muß einen starken, nicht zu kurzen Kopf, welcher in einer etwas langen zugespitzten, mit vier guten Fängen (Eckzähnen) bewaffneten Schnautze ausgeht, und eine breite Brust haben, auch kurz und stark gekeult seyn. Den Läufen darf es an der gehörigen Stärke nicht fehlen. Ein Hauptfehler ists aber, wenn sie gänselatschig sind, d. h. wenn sie im Fesselgelenk durchtreten. Die besten, welche ich gesehen habe, zog man sonst in Dessau **). Sie stammten aus Irland her und waren fast alle 2½′ hoch, oft noch stärker; die mei-

*) Alles, was in verschiedenen Kapiteln des ersten Abschnittes über die Wahl der Hunde und Hündinnen zur Fortzucht gesagt worden, bleibt nicht nur auf diese Race, sondern auch auf alle, von denen in der Folge noch die Rede seyn wird, anwendbar. Bei den Hetzhunden ist aber noch darauf zu achten, daß zu einer etwas schweren Hündin ein leichter Hund, und zu einer schwachen Hündin ein starker, aber leichter Hund gebracht wird.

**) Der für das Wohl seiner Unterthanen besorgte letztverstorbene Herzog opferte diesen willig sein Vergnügen auf. Er ließ nehmlich das Schwarzwild so sehr vermindern, daß es schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Mühe nicht mehr lohnte, auch nur eine Streifhatze zu halten. Deshalb sind auch nun alle Hetzhunde und Finder abgeschafft worden. Sonst, noch vor ungefähr 30 Jahren, hatzte man im Dessauischen jährlich 800 bis 1000 Sauen; jetzt sind im ganzen Lande — die Verwachung auf der Mosigkauer Heide ausgenommen — nicht 100 zu finden.

ſten ſchwarz und weiß, braun und weiß, oder blau und weiß gefleckt, ſelten fand man ganz blaue, nie rothe oder grauſträhmige. Trotz ihrer außerordentlichen Stärke waren ſie ſo leicht, daß oft im Freien Füchſe mit ihnen gehetzt worden ſind. Ihr ganzer Bau war vortrefflich. Mit Sorgfalt wurden ſie im Jägerhauſe bei einer aus Haferſchrot und grobem Roggenmehl verfertigten, zu Zeiten mit Schöpſenbrühe fett gemachten, gehörig geſalzenen Suppe, in welche man Brod, halb aus Gerſten, halb aus Roggenmehl gebacken, einſchnitt, erzogen, bis ſie ein halbes Jahr alt waren. Dann gab man ſie den Amtleuten (ſo werden die Pächter der herzoglichen Domainen genannt), Müllern und Bäckern in die Koſt. Nie durften ſie mit rohem Fleiſche gefüttert werden; immer mußten ſie frei herumgehen, und hierdurch erreichte man den Zweck, jederzeit fromme und raſche Hunde zu haben. In dem Jahre, in welchem der Herzog den wohlthätigen Befehl gab, daß in den deſſauiſchen Städten, bei zwölf Groſchen zur Armenkaſſe zu zahlender Strafe für jeden Zuwiderhandlungsfall, kein Hund, von welcher Art er ſeyn mochte, allein auf der Straße herumlaufen ſollte, ging er mit ſeinem Beiſpiele voran, indem das Anlegen der Hetzhunde verordnet ward. Zwar verloren ſie an Güte und Geſchwindigkeit, aber man hörte ſeit der Zeit von keinem durch tolle Hunde entſtandenen Unglücksfalle, und ſo gewann die Menſchheit. Auch ward beiläufig durch dieſe Maaßregel die Zahl unnützer Hunde merklich vermindert.

Gegen den Herbſt zog man die Hetzhunde im Jägerhauſe zuſammen, und fütterte ſie wieder auf die oben beſchriebene Weiſe. Bis zum Anfang der Streifhatzen wurden ſie wenigſtens einen Tag um den andern ausgeführt, und durch immer längere und ſchnellere Bewegung in Athem gebracht. Die Hetzleute oder Hundeführer blieben immer dieſelben, und behielten die nehmlichen zwei Hunde (denn jeder führte deren zwei), ſo lange keiner davon Schaden litt. Durch dieſe Einrichtung erlangte man den Vortheil, daß die Hunde ihren Führer und dieſer ſie kannte, daß die Hetzleute Kenntniß vom Hetzen bekamen,

daß ſie ſich an das Laufen gewöhnten und hierin ſich Fertigkeit in dem Grade erwarben, um den Hunden halbe Stunden weit in vollem Trabe folgen zu können.

Bei dieſer Erziehung, Fütterung und Behandlung wurden und blieben die Hetzhunde nicht nur gegen einander, ſondern auch gegen andere Thiere ſo fromm, daß ich in acht Jahren kein Beiſpiel erlebt habe, daß ſie zuſammengefallen wären (ſich gebiſſen hätten), oder daß einer derſelben irgend ein zahmes Thier gepackt hätte.

Unbedingt glaube ich, die eben beſchriebene Behandlung als vorzüglich zweckmäßig empfehlen zu können.

In Dresden werden im Jägerhofe gleichfalls Hunde von ähnlicher Race gezogen; aber ſie ſind etwas ſchwächer und nicht ſo geſchwind.

Sonſt verlegte man ſie am Ende der Hetzzeit auf die Scharfrichtereien, und dort erhielten ſie — bis ſie im folgenden September wieder zuſammengezogen wurden — gewiß kein anderes Futter als rohes Fleiſch von geſtorbenen Thieren; auch blieben ſie beſtändig eingeſperrt. Dieſe Behandlung wirkte ſo nachtheilig auf ihr Weſen, daß ſie ſich nicht nur unter einander nicht vertrugen — weshalb auch jeder einzeln geführt werden mußte, — ſondern daß auch kein anderes lebendes Geſchöpf, welches ihnen in den Wurf kam, zuweilen ſelbſt das Pferd der Reiter bei den Hatzen nicht vor Anfällen ſicher war. Auch fehlte es ihnen, anfänglich wenigſtens, der übermäßigen Korpulenz wegen an Schnelligkeit und Dauer.

Dieſer Unannehmlichkeit ſuchte man indeſſen, ehe die herrſchaftlichen Jagden anfingen, durch das Einhetzen erſt auf zahme, dann auf wilde Sauen auszuweichen. Um die jungen Hunde nicht zaghaft zu machen, vermied man es ſorgfältig, ſie an dreijährige Keiler oder Schweine zu bringen und auf dieſem Wege gelangte man auch dahin, einige vortreffliche Hatzen zuſammenzubringen.

Hier mögen einige auf Erfahrung gegründete Regeln Platz finden.

Wenn die Hetzhunde in den Zwingern zuſammengezogen werden, lege man ſie in abgeſonderten Verſchlägen

an Ketten und zwar so, daß, so weit es möglich ist, neben dem Hund eine Hündin kommt. Auch bringe man sie gleich hatzenweise zusammen. Reinlichkeit des Zwingers und Reinigung der Hunde, gute Streu und beständige Aufsicht dürfen nicht fehlen. Jeder Hund muß sein Futter und Saufen allein bekommen.

Kranke müssen sogleich von den gesunden abgesondert und in besondere, nöthigen Falls zu heitzende Behältnisse gebracht werden, vorzüglich wenn es darauf ankommt, Ansteckung zu verhindern.

Auf Gehorsam und Verträglichkeit der Hunde muß mit Strenge gehalten werden. Ereignet sich aber doch der oft unvermeidliche Fall der Widersetzlichkeit oder des Zusammenfallens; so müssen solche Laster hart bestraft werden. Auch muß man gleich von Jugend auf dahin sehen, daß Hetzhunde nicht beim Anblicke eines Thieres schreien und lärmen; besonders aber suche man ihnen beim Ausführen zahme, wo möglich schwarze Sauen unter die Augen zu bringen und dulde da keinen Laut, damit sie bei der Sauhatze selbst nicht gleich lärmen, wenn ihnen eine Saue zu Gesicht kommt.

§. 11.

Eine Anzahl Hunde, welche gemeinschaftlich dazu angewendet werden, eine oder mehrere Sauen in gewisser Entfernung einzuholen, zu packen und fest zu machen, wird eine Hatze genannt.

Nach der Schnelligkeit, Stärke und Kühnheit der Hunde läßt sich bestimmen, aus wie viel Stück eine Hatze bestehen kann; doch muß vorzüglich bei nicht ganz eingestellten Jagen auch darauf Rücksicht genommen werden, ob zu erwarten ist, daß ein starkes Rudel auf einmal, oder mehrere Sauen gleich nach einander hervorbrechen könnten.

Bei den königlichen sächsischen Sauhetzjagden bestand sonst eine Hatze aus zwölf bis vierzehn Hunden. Der Fall kann nur selten vorkommen, daß eine so große Anzahl derselben nöthig wäre.

Acht bis neun gute Hunde müssen auch das stärkste

Schwein feſt machen, und auch dann, wenn ein Rudel Sauen herausbricht, drei bis vier Stück davon packen, in ſo fern gehörig angehetzt wird.

Kann man ſich nicht ganz auf die Schnelligkeit der Hetzhunde verlaſſen, ſo iſt es räthlich, jeder Hatze etwa, zwei bis drei ſtarke Windhunde beizugeſellen; doch iſts deshalb nicht nöthig, daß die ganze Hatze aus mehr Hunden beſtehe, als vorher geſagt worden.

In Deſſau rechnete man nie mehr als ſechs Hunde auf eine Hatze; nie war ein Windhund dabei, und doch konnte vor achtzehn bis zwanzig Jahren wenigſtens der Befehlshaber bei derſelben ſich nur höchſt ſelten triftig entſchuldigen, wenn eine Saue verhetzt — nicht gefangen, wurde.

§. 12.

Schon im Zwinger muß jeder Hund eine breite und ſtarke lederne, oben mit einem tüchtigen eiſernen Ringe, unten mit drei guten Schnallen verſehene Halſung haben.

Sollen nun die Hunde blos ausgeführt, oder zum Hetzen gebraucht werden, ſo erhält jeder Hatzmann (Hundeführer) eine Nummer, durch welche er auf eine gewiſſe Hatze angewieſen wird und ein aus Hanf und Haaren verfertigtes, Finger ſtarkes, langes Hetzſeil, welches am obern Ende ſo zuſammengebunden iſt, daß er ſeinen Kopf und rechten Arm durch die Oeſe (Oeffnung) ſtecken kann. Führt er zwei Hunde, ſo muß er noch ein Hetzſeil haben, deſſen Oeſe von der rechten Schulter unter dem linken Arme weggeht. Beim Ausziehen mit den Hunden wird dann das untere Ende des Seiles durch den Ring an der Halſung gezogen und mit einer ſogenannten Jagdſchleife feſtgemacht.

Sobald die Hatzen am Jagen vertheilt und angeſtellt ſind, muß ſich der Hatzmann hatzfertig halten, das heißt, er zieht die Schleife auf, ſchlägt das Seil einmal um die Hand und hält das Ende deſſelben mit dem Daumen feſt. So erwartet er den Wink oder Befehl

zum Hetzen, und muß seinem Hunde, wenn er gelöst wird, mit möglichster Eil bis zum Fange folgen, um ihn wieder annehmen zu können. Auch muß er den Namen desselben wissen, und vortheilhaft ists, vorzüglich auf den Fall einer Fehlhetze, wenn die Hatzleute immer dieselben bleiben und den nehmlichen Hund führen. Da beide sich dann genauer kennen, so wird das Auffangen des Hundes bei dem Zurufe: Hei, hei! oder ho, ho! und des Namens weit weniger schwer halten, als wenn Hund und Führer sich fremd sind.

§. 13.

Vielleicht wird man es sonderbar finden, daß ich in den nächstfolgenden Paragraphen, ehe ich von der Einrichtung der gewöhnlichsten Arten von Jagen auf Sauen gesprochen habe, eine Uebersicht dessen, was derjenige, welchem eine Hatze anvertraut wird, zu beobachten hat, zu geben versuche. — Der Gedanke, daß die mehrsten meiner Leser öfter und früher Gelegenheit haben werden, eine Hatze zu befehligen, als ein Jagen einzurichten, veranlaßte mich dazu. —

Bei jeder Hatze wird nehmlich ein Befehlshaber, und wo möglich noch ein Gehülfe zu Pferde angestellt, denen die Hatzleute untergeordnet sind.

Beide müssen sich billiger Weise nach der jeden Ortes üblichen Einrichtung kleiden; mit einem gut geschliffenen fest stehenden Hirschfänger *) versehen seyn. An dem Hefte desselben wird der 12 bis 14″ lange, 1½″ breite, am untern Ende abgerundete, oben ½′ starke, unterwärts etwas schwächere, aus festem Holze bereitete Knebel mit einem Riemen angehängt. An dem Hirschfängerkoppel wird auf der linken Seite eine tüchtige Fangleine angeschleift. Hiernächst sucht man mit Recht bei jedem Hatzbefehlshaber und dessen Gehülfen ein gefülltes

*) d. i. ein solcher, dessen Klinge sich nicht biegt und dessen Spitze sich nicht umlegt.

Pulverhorn, ein nicht leicht zerbrechliches Fläſchchen mit ſogenanntem blauen Waſſer *), eine Heftnadel nebſt Seide und eine gute Lanzette.

Mit dem Hirſchfänger werden die gehetzten Sauen abgefangen, das heißt, man geht, wenn die Hunde eine Saue gedeckt haben, auf der linken Seite von hinten heran, ſetzt die Spitze des Hirſchfängers, dicht hinter dem Blatte, mitten auf der Saue (bei der ſtarken etwas weiter herab) an, richtet ſie ein wenig unter- und vorwärts, ſtößt die Klinge bis in die Herzkammer, und wendet ſie dann ein wenig, bis die Saue durch Schweißverluſt verendet hat. Nur wenn man auf dieſer Seite nicht ankommen kann, wird der Fang auf der rechten, und dann etwas tiefer gegeben. Sind Hatzleute oder andere Gehülfen zugegen, ſo läßt man vorher die Saue ausheben, d. i. man läßt ſie bei den Hinterläufen aufheben. Hierdurch wird es ihr unmöglich, Menſchen oder Hunden Schaden zuzufügen.

Wenn ſie nun verendet hat, ſo faßt man einen der daran hängenden Hunde nach dem andern mit der linken Hand in die Halſung (nicht in den Ring), hebt ihn vorn in die Höhe, ſchiebt mit der rechten die vordere breite Seite des Knebels hinter den Fängen in die Schnautze des Hundes, und drückt mit der Spitze auf die Zunge. Will er noch nicht loslaſſen, ſo wird der Knebel aufwärts gerichtet und mit der Spitze deſſelben gelinde am Gaumen gerieben. Dadurch entſteht ein kitzelnder Reiz, dem der Hund nur ſelten widerſtehen kann **). Dies Verfahren wird das Abbrechen genannt.

Wäre man mit einem oder zwei Hunden ganz allein beim Fange, ſo muß man ſie, wenn ſie von der verende-

*) Es iſt unter dieſem Namen in jeder Apotheke zu haben.

**) Zuweilen, obwohl ſelten, kann der Fall eintreten, daß, wenn der Hund ſich verfangen (verbiſſen) hat, er lange den Bemühungen widerſteht, ihn loszubrechen. Dann darf man ihn nur recht herzhaft in die Ruthe (den Schwanz) kneifen — ſollte es auch im Nothfall mit den Zähnen geſchehen — und augenblicklich wird er nachgeben. Nur verſteht es ſich, daß ein anderer Gehülfe ihn ſehr feſt halten muß.

sen Saue abgebrochen sind, an die Fangleine nehmen, und mit ihnen fortziehen, bis man einem nachkommenden Hatzmann begegnet. Scheint ein losgebrochener Hund sehr erhitzt und entkräftet, so schüttet man ihm gleich aus dem Horne einen guten Schuß Pulver ein.

Sobald die Hunde von einem Schweine, Keiler, oder von einer starken Bache losgebrochen sind, darf man die genaueste Untersuchung, ob einer oder der andere von den erstern geschlagen oder von der letztern gebissen worden, keinen Augenblick verschieben. Ist nur irgend eine bedeutende Verwundung an einem Hunde oder an mehrern sichtbar, so schickt der Befehlshaber einen Hatzmann damit an den Hundearzt, der bei keinem Saujagen fehlen darf, und dessen Aufenthaltsort gewöhnlich in der Mitte der Hatzen bestimmt wird, ab; könnte der geschlagene Hund aber nicht füglich transportirt werden, so läßt man den Arzt holen.

Im Nothfalle, wenn dieser nicht zugegen, oder nicht bald genug zu haben wäre, muß jeder Jäger sich wenigstens in so weit zu helfen wissen, daß er den ersten Verband besorgen kann. Ehe er dazu schreitet, wird dem verwundeten Hunde ein Beißkorb angelegt, oder, in dessen Ermangelung, die Fangleine doppelt genommen, um die Schnautze festgeschleift. Lange, offene Schläge (Wunden) heftet man vermittelst der Heftnadel und eines seidenen Fadens, Stiche hingegen, welche von außen nur als kleine Beschädigungen erscheinen, sich aber unter der Haut oft tief ins Innere erstrecken, erweitert man erst mit der Lanzette und heftet sie hernach gehörig. Jede Verletzung wird mit dem blauen Wasser ausgewaschen. Wenn sie irgend so zu seyn scheint, daß fernere Bewegung dem Hunde nachtheilig werden könnte, so schickt man ihn zu dem für geschlagene Hunde bestimmten Wagen zurück *).

*) Ein mehreres über die Behandlung kranker oder verwundeter Hunde soll in einem besondern Anhange zum letzten Theile dieses Werkes beigebracht werden.

§. 14.

Allen bei einer Sauhatze befindlichen Reitern dürfen rasche, gewandte, thätige Pferde, und diesen folgende besondere Eigenschaften nicht fehlen: Sie müssen

1. selbst freistehend, weder nach Menschen noch nach Hunden schlagen;
2. nicht wiehern, wenn sie allein sind oder wenn andere Pferde sich entfernen;
3. Stunden lang unbeweglich still stehen;
4. wo möglich so abgerichtet seyn, daß sie, auch ohne gehalten zu werden, sich nicht von ihrem Herrn entfernen, wenn dieser abgestiegen ist.

Sollte indessen dem Pferde die zuletzt erwähnte, seltene Tugend mangeln, so wird an dem linken Seitenblatt der Kantare ein Beizügel *) eingeschnallt, den der Reiter beim Absteigen, wenn sich ganz in der Nähe kein Bäumchen fände, um welches er ihn herumschlagen und leicht verschleifen könnte, in der linken Hand behalten muß.

§. 15.

Sobald jeder einzelnen Hatze, nebst den dazu bestimmten Reitern ein Schirm **) oder sonstiger Standort angewiesen ist, muß der Befehlshaber derselben die gehörigen Anordnungen treffen. Folgende nehmlich:

Er bespricht sich mit den Hatzkommandeurs, welche neben ihm angestellt sind, über den Scheidepunkt, bis zu welchem jeder von ihnen auf einzelne Sauen allein hetzen soll. Nur in dem Falle darf von dieser genommenen Abrede abgewichen werden, wenn der Nachbar gewiß voraussetzen kann, die angehetzte Saue möchte ent-

*) In Ermangelung desselben kann man eine Fangleine anschleifen.

**) Im Dessauischen hielt man sich bei der Erbauung der Hatzschirme nicht auf, sondern die Hatzen nebst den Reitern standen nur hinter einem Strauche, einer Eiche, oder in einer Wertiefung. Dort war man aber auch sicher, daß kein einziger Hund, wenn er Wild oder gar Sauen erblickte, laut ward. Fast vermuthe ich, daß man diese häßliche Untugend deshalb kaum kannte, weil man die Race nie durch Fleischerhunde, mochten sie auch noch so gut packen und noch so schön seyn, verdarb.

kommen. Bricht aber ein Rudel heraus, ſo hetzen beide Hatzen.

Jeder Befehlshaber weiſ't ferner ſeine Hatzleute dahin an, daß auf das leiſe ausgeſprochene Wort vor! bei einem Schweine, oder einer ſehr ſtarken Bache, oder einem Rudel die ganze Hatze ſo vorgezogen wird, daß alle Hunde den Gegenſtand, welchen ſie ereilen ſollen, erſt ins Auge faſſen. Auf das Wort hetz! müſſen dann die ſchweren Hunde zuerſt, die leichtern gleich nach jenen gelöſ't werden, damit ſie zugleich an die ſtarke Saue kommen.

Auf ähnliche Weiſe verfährt man auch beim Rudel. Doch habe ich es da immer ſehr nützlich gefunden, die Hunde in kleinen Zwiſchenräumen, zwei und zwei auf einmal löſen zu laſſen, weil ſie ſich ſo beſſer unter die Sauen vertheilen, auf einmal gelöſ't, aber gar leicht auf eine fallen.

Bei einem dreijährigen Keiler muß man ſeine Hunde kennen, um zu beſtimmen, ob vier hinreichen, oder ob ſechs laufen müſſen. Lieber zu viel als zu wenig!

Auf einzelne zweijährige Sauen hetzt man mit drei, höchſtens mit vier Hunden; auf den Friſchling nur mit zwei leichten Hunden.

Daß dann, wenn nur ein Theil der Hatze laufen ſoll, dieſer nur vorgezogen, dem übrigen aber der Anblick der Saue möglichſt, durch Verdecken der Augen, Vortreten ꝛc. entzogen wird; daß man das folgendemal im gleichen Falle die geruhten Hunde nimmt; daß man eben deshalb zu jeder Hälfte der Hatze gleich viel ſchwere und leichte zu bringen ſuchen muß; daß endlich überhaupt nie eher die Hunde gelöſ't werden, bis ſie die Saue geſehen haben, darf ich nur Anfängern ſagen.

Alle Hunde und Hatzleute müſſen mit den Köpfen ſo lange vom Jagen abwärts gekehrt ſtehen, bis der Befehlshaber den letztern ſagt, welche und wie viel Hunde und auf welcher Seite ſie vorgezogen werden ſollen. Dieſe Anordnungen werden ohne alles Geräuſch getroffen,

nd kein Hatzmann darf ſich unterſtehen, einen Hund rüher zu löſen, ehe er durch das Wort hetz! dazu an=ewieſen wird.

§. 16.

Nach dem Terrain und nach der Leichtigkeit der Hunde muß beurtheilt werden, bis auf welche Entfernung und in welcher Richtung man hetzen darf. Hat man we=nig Freiheit um ſich herum, ſo laſſe man die Sauen ſo nahe als möglich heran, oder hetze, ſobald ſie hinter die Hatze hinaus ſind. Auf großen Wieſen hingegen oder Kehden laſſe man die Hunde, vorzüglich wenn ein Rudel herausbricht, ſo löſen, daß die Sauen, welche der er=ſten Hatze entgehen, wahrſcheinlich den benachbarten näher kommen.

Nie darf man früher hetzen, bis mit höchſter Wahr=ſcheinlichkeit vorauszuſetzen iſt, die Saue könne, auch wenn ſie umkehrt, das Treiben nicht wieder erreichen, ohne vor=her von den Hunden eingeholt und gepackt zu werden. Es iſt einleuchtend, daß durch einen Fehler gegen dieſe Regel das ganze Jagen verdorben werden kann.

Bei eingeſtellten Jagen ſtehen die Schirme gewöhnlich nicht weit vom Holze ab. Nie darf in dieſem Falle auf den Kopf, d. h. von vorn auf die Sauen zu, gehetzt, ſondern ſie müſſen rückwärts gelaſſen werden. Bei Streif=hatzen hingegen werden die Hunde lieber weit vom Holze abgeſtellt und dann hetzt man, wenn mehrere Sauen etwa bis auf 50 bis 60 Schritte heran ſind, auf den Kopf, um das Rudel zu zerſplittern.

An einigen Orten will man es ſchlechterdings nicht geſtatten, dem Schweine entgegen zu hetzen; an andern verlangt man es auf freien Plätzen wenigſtens. Ich ſtimme für die letzte Methode, weil eigene Erfahrung mich zu der Behauptung berechtigt, daß bei der Befolgung derſelben weniger Hunde geſchlagen werden. Denn auch das ſtärkſte Schwein kehrt um, wenn es auf einem freien Platze ſechs bis acht Feinde auf ſich zueilen ſieht, deren Ueberlegenheit es kennt, und ſo wird der Zweck, die Hunde von hinten

an das Schwein kommen zu laſſen, gerade dadurch erreicht. Hetzt man aber nach, ſo hört das Schwein nur das Poltern, ohne zu wiſſen, wodurch es veranlaßt wird. Vermöge der ihm eigenen Tapferkeit ſtutzt es, kehrt ſich auch wohl zu ſeiner Vertheidigung um. Die erſten herankommenden Hunde, und alſo die beſten, ſind dann gewöhnlich das Opfer. — Vorzüglich aber vermeide man es, auf ein Schwein zu hetzen, wenn es nahe an einer Dickung iſt. Ich ſelbſt bin gegenwärtig geweſen, daß bei einer ſolchen Gelegenheit an einem Dornenſtrauche ſechs Hunde todtgeſchlagen wurden.

§. 17.

Wenn eine einzelne Saue mit einigen Hunden angehetzt wird, ſo begleitet ſie nur ein Reiter mit den dazu gehörigen Hatzleuten; ſobald aber die ganze Hatze los iſt, folgen ihr alle bei derſelben angeſtellten Reitern und Hatzleute.

Jeder Hatzbefehlshaber laſſe nachſtehende Regeln ſich empfohlen ſeyn.

1. Haben die Hunde, wenn ſie gelö'ſt werden, die angehetzte Saue im Geſicht und befindet man ſich auf einem freien Platze oder im lichten Holze; ſo reite man nie vor die Hunde, animire ſie auch nicht durch Schreien und Juchen. Denn hierdurch wird die Saue furchtſamer und alſo flüchtiger, da ſie, wenn man mit den Hunden ſo geräuſchlos als möglich ihr folgt, ſie nur in ihrem Zuge bleibt, wodurch den Hunden das Heranrücken (Annähern) erleichtert wird.

2. Wird auf ein Rudel gehetzt, ſo ſteige bei der zuerſt gefangenen Saue nur ein Reiter ab, um ihr den Fang zu geben, die Hunde loszubrechen und ſie ſo ſchnell als möglich wieder in den Schirm zu bringen. Der andere folge dem Theile der Hatze, welcher mit der ſtärkſten Saue, oder am weiteſten fortgeht, bis zum Fange.

3. Auch den einzelnen Hund, welcher hinter einem Schweine iſt, laſſe man nicht im Stiche; denn kann er

daſſelbe auch nicht feſt machen, ſo bleibt doch die Hoffnung noch übrig, ihn zu retten, wenn er geſchlagen wird.

4. Hat es den Anſchein, daß die Saue vor dem Fange eine Dickung erreichen könnte; dann eile man nach Möglichkeit, ihr vor den Kopf zu reiten, ſie durch Peitſchenhiebe vom Holze abzuwenden oder vor demſelben doch aufzuhalten. Mißlingt der Verſuch, ſo wende man alles an, bei ihr zu bleiben, oder ſie doch nicht aus dem Geſicht zu verlieren; man feuere dabei die Hunde durch den wiederholten Zuruf: Hu, Sau! und Fuchen an, und gebe nicht eher die Hoffnung zu fangen auf, bis die Hunde völlig von der Sau abgekommen ſind. Kein Holz muß in dieſen Fällen dem Jäger zu dicht, kein Graben zu breit, kein Waſſer zu tief, kein Berg zu ſteil ſeyn. Wo nur irgend fort zu kommen iſt, muß Mann und Pferd leiſten, was möglich iſt. Wird gefangen, ſo ſei man zwar nie vorwitzig, aber entſchloſſen, ſelbſt kühn. Haben nur ein Paar gute Hunde ein Schwein, oder einen dreijährigen Keiler gepackt; ſo ſteige man in einiger Entfernung ab, ſchleiche ſich zu Fuße, mit gezogenem Hirſchfänger, von hinten behende heran und gebe ihm ſo ſchnell als möglich den Fang. Sind zwei Perſonen zugegen, ſo hebt die ſtärkere von ihnen die Saue vorher aus.

So fing der nun verſtorbene Kammerherr von Lattorff — zu ſeiner Zeit ein rüſtiger Jäger — bei einer deſſauiſchen Streifhatze ein hauendes Schwein, welches ſein beherzter Reitknecht ausgehoben hatte, vor einem einzigen Hunde ab; ich ſelbſt aber, mit Beihülfe eines Hatzmannes, ein anderes, welches drei Hunde im ſtärkſten Dickicht gepackt hatten. Einer davon hatte ſchon verendet, als wir ihn abbrachen, der andere war tödtlich geſchlagen, und doch mußte das Schwein ſtehen wie angenagelt, bis es den Fang erhielt. Ich hoffe nicht, daß man mir zutrauen wird, ich wolle mich durch dieſe Erzählung einer Heldenthat rühmen; ſie ſteht nur hier, um die Vortrefflichkeit der deſſauiſchen Hetzhunde zu bewähren.

§. 18.

Vom Verhetzen oder Fehlhetzen darf bei einem völlig zugestellten Jagen eigentlich nie die Rede seyn, wenn die Hunde irgend etwas taugen und wenn der Befehlshaber einer Hatze weiß, was er zu thun hat; bei Streifhatzen selbst kann deshalb nur selten eine geltende Entschuldigung statt finden, wenn die Hunde gut sind. Ereignet sich aber doch ein solcher Fall, so dürfen die Reiter und Hatzleute nicht eher abgehen und auf den Standort der Hatze zurückkehren, bis sie alle ihre Hunde, todt oder lebendig, gefunden und unter dem Zurufe: Ho! ho! ho! woran sie gewöhnt werden müssen, an das Hetzseil oder an die Fangleine genommen haben.

Schon mit der halben Hatze eilt ein Reiter nach dem Standorte zurück, um wieder bei der Hand zu seyn; der andere muß die übrigen Hunde nachbringen.

§. 19.

Eine andere fast bei keiner Saujagd entbehrliche Art von Hunden ist der Finder *).

Schon der Name bezeichnet seinen Behuf. Er muß nehmlich die Sauen in den Dickungen aufsuchen; wenn er sie gefunden, ununterbrochen laut vor ihnen werden, und sie durch allerhand Neckereien, selbst durch Zwicken und stetes um sie Herumfahren, aufzuhalten suchen, wenn sie durchgehen wollen.

Man gebraucht, wenn der Finder vor Sauen laut ist, und sie nicht von der Stelle läßt, den Ausdruck: Er stellt, oder er gibt Standlaut.

Die Finder machen keine eigene Hunderace aus, sondern jeder Hund, welcher Sauen liebt — man sollte eher sagen haßt — ist zum Finder brauchbar.

Natürlicher Weise werden die besten und zuverlässigsten von solchen Aeltern gezogen, welche selbst gut finden.

---

*) An einigen Orten heißt er Saubeller. Da aber der Jäger nie sagen soll, der Hund bellt, so kann diese Benennung auch für eine gutweidmännische nicht gelten.

Haupteigenschaften des Finders sind:

Er muß weder zu stark (zu groß), noch zu schwach (zu klein) seyn.

Nicht zu stark, weil vor einem solchen schwächere Sauen, ohne sich zu stellen (zu widersetzen), durchgehen (ausreißen); nicht zu schwach, weil ein solcher im tiefen Schnee und Morast nicht rasch genug fort kann, um die Sauen, wenn sie einmal durchgehen, wieder einzuholen.

Zwar reißen vor gar schwachen Hunden anfänglich Frischlinge kaum aus, aber fällt der erste Schuß, so geschieht das doch und dann richten sie aus Mangel an Tüchtigkeit nichts mehr aus.

Der Finder muß stark von Knochen und dauerhaft, auch, weil er dadurch vor manchem gefährlichen Schlage gesichert wird, dicht- und langhärig seyn.

Ausharrender Muth darf ihm nicht fehlen, da er, ohne Furcht, selbst dem stärksten Schweine sich entgegenstellen muß; eben so wenig Gewandtheit, indem blos diese ihn retten kann, wenn er von der Saue angenommen wird. Aber auch dadurch darf er sich nicht zum Fliehen, sondern zum schnellen Ausweichen bringen lassen.

Er muß leicht flüchtig (geschwind) seyn, um durchbrechende Sauen ein- und herumholen zu können, anhalten (nicht davon abgehen), wenn sie ausreißen; nicht fährtenlaut seyn, das heißt, nicht eher und nicht anders laut werden, bis er sie wirklich im Gesichte hat.

Der wirklich gute Finder muß rein seyn, d. h. er muß keine Wildart jagen und auf keine als auf Sauen — den Dachs ausgenommen — laut werden; weil sonst, während er laut mit etwas anderem fort geht, jene rege werden und sich fort machen.

Er muß endlich auch einen guten, hellen und starken Laut haben.

§. 20.

Obgleich beim Finder keine so förmliche Dressur, wie beim Hühnerhunde, statt findet; so ist doch eine gewisse Abrichtung nothwendig. Besitzt man nehmlich einen von alten Findern gefallenen, oder sonst einen jungen Hund,

welcher von den vorher angegebenen Eigenſchaften diejenigen zeigt, welche er von Natur haben muß: Liebe zu den Sauen — die er an zahmen Sauen bald zeigen wird —, Beherztheit und einen guten Körperbau; ſo macht man ihn, wenn er ein oder ein und ein halbes Jahr alt iſt, leinenführig, d. h. man ſchleift die Fangleine durch den Ring an der Halſung, führt ihn täglich an derſelben aus und gewöhnt ihn durch häufiges Sprechen zur Aufmerkſamkeit. Bei dieſer Vorübung wird zugleich der Hund gewöhnt, neben, und auf das Wort: zurück! hinter ſeinem Führer zu gehen; denn ein Finder darf nicht an der Leine ziehen. So oft er dies verſucht, muß ein Ruck mit derſelben und zugleich der eben erwähnte Zuruf ihn belehren, daß er gefehlt hat.

Hat man auf dieſe Weiſe dem jungen Hunde Gehorſam beigebracht, ſo wird er, anfänglich im Freien, gelöſ't und durch Reden und aufmunterndes Pfeifen zum Suchen aufgemuntert, aber nicht zu weit fortgelaſſen, ſondern wenn er zu raſch ſucht oder ſchwärmt, durch einen kurzen, gebietenden, immer gleich tönenden Pfiff, oder durch Rufen beim Namen kürzer gehalten. So bekommt er Gehör. Jagt er bei Gelegenheit einen Haſen oder irgend etwas anderes, ſo pfeife man ihm zu; hört er und kehrt um, ſo ſchelte man auf ihn, ſtrafe ihn aber blos dadurch, daß er an der Leine gehen muß; hört er nicht, ſo muß die Strafe ſchon härter ſeyn, indem man ihm eine Leine mit Knoten um den bloßen Hals legt, und einigemal tüchtig daran ruckt. Will dies für die Folge keinen Eindruck machen, ſo muß freilich, nebſt dem verſtärkten Ruck, auch die Peitſche gebraucht werden.

Nach der Strafe behalte man den Hund wenigſtens zehn Minuten lang an der Leine, und löſe ihn nie eher, als bis er freundliches Reden mit freundlichen Blicken erwiedert.

Jagt er auf dem Felde nicht mehr, ſo bringe man ihn in lichte Vorhölzer, wo Reh=, auch wohl Rothwild ſteht; begeht er hier den alten Fehler wieder, ſo wird die oben erwähnte Strafe ſo lange wiederholt und vermehrt,

bis er ihn ablegt. Das Lautjagen auf der Fährte muß noch strenger geahndet werden, als eine Uebereilung aus Hitze, wenn etwas vor ihm so herausfährt, daß er es äuget oder gewahrt (sieht).

§. 21.

Hat man den jungen Finder so weit gebracht, daß er weder Rothwild und Rehe, noch Hasen jagt, so ist der Zweck, einen reinen Finder aus ihm zu bilden, erreicht. Nun kommt es nur noch darauf an, ihn auf Sauen gut zu machen. Die schicklichste Zeit hierzu ist der Spätherbst, weil in der Feistzeit jede Saue am besten sich stellt.

Fällt zeitig Schnee, so benutze man die Neue, um schwache Sauen einzukreisen, lasse dann den jungen Finder nebst einem ältern gut geübten in gutem Winde suchen, eile, wenn sie stellen, hinan, und suche sobald als möglich zu Schuß zu kommen.

Wollte man aber den noch ungeübten Hund nicht so lange, bis Schnee fällt, ohne Arbeit lassen; so lasse man einen alten Finder allein suchen und behalte den jungen so lange an der Leine, bis jener stellt; eile möglichst hinan und suche die Saue ins Gesicht zu bekommen, um ihre Stärke beurtheilen zu können. Ists kein Schwein oder starker Keiler, so wird der junge Hund gelös't und sobald auch dieser laut ist, geschossen.

Das erstemal bestrebe man sich, einen guten Schuß (auf oder dicht hinter das Blatt) anzubringen, damit die Saue nicht mehr weit fortgehe und wo möglich im Gesicht der Hunde stürze; dadurch lernen sie todt verbellen, und überhaupt ihren Beruf, die Saue aufzuhalten, bis der Jäger im Stande ist zu schießen, kennen. Beim Aufbrechen werfe man dem Finder immer Schweiß und Gescheide vor, um ihn genossen zu machen.

In der Folge schieße man, wenn der junge Hund mit dem alten zugleich sucht und eine Bache findet, diese weidewund (d. h. durchs Gescheide, ohne Lunge und Leber zu berühren). Sie wird dann fort gehen, das anhaltende Verfolgen aber die Hunde immer begieriger machen. Gut ists sogar, wenn die Bache, sobald sie sich stellt,

den jungen Hund annimmt und ein paarmal überrennt; dadurch wird er vorsichtig und doch nicht furchtsam, weil der alte ihn unterstützt.

Nach einiger Uebung dieser Art kann man den jungen Finder auch allein führen. In der Feistzeit und auf starke Sauen ists indessen jederzeit gut, zwei Hunde zu lösen, weil sie sich unterstützen und einer den andern oft von gefährlichen Schlägen rettet.

Mehr als zwei Finder beim Bürschen suchen zu lassen, ist immer schädlich; denn, theils stellen sich die Sauen nicht leicht beim Anblicke vieler Hunde, theils verhindern diese, indem sie beständig von allen Seiten angreifen, den Jäger am Schießen.

§. 22.

Auch der Schweißhund ist oft, wenn eine Saue auf dem Anstande oder sonst nicht vor dem Finder angeschossen wird, unentbehrlich. Auf jeden Fall ist es aber gut, alle Finder nach der beim Rothwilde *) angegebenen Method, auch auf den Sauschweiß, aber nur auf diesen zu arbeiten. Denn ein eigentlicher und guter Schweißhund hat für den Jäger zu viel Werth, um ihn bei der Arbeit auf Schwarzwild der Gefahr, todtgeschlagen zu werden, auszusetzen.

§. 23.

Die Einrichtung sowohl des bestätigten, als des nicht bestätigten eingestellten Jagens hat, in der Hauptsache, so wenig Abweichendes von der, zu welcher dem Leser im ersten Kapitel der ersten Abtheilung des ersten Abschnitts, unter §. 27 bis 40. Anleitung gegeben worden ist, daß ich mich hier — der Kürze wegen — in allem, was in der Folge nicht anders vorgeschrieben wird, auf das dort Vorgetragene beziehen zu können glaube.

Um durch Nachtfröste nicht am gehörigen Besuchen des zum bestätigten Saujagen gewählten Revieres und also am Bestätigen mit dem Leithunde selbst nicht verhindert zu werden, könnte man dazu wohl nur die letzten

*) S. des ersten Abschnitts erste Abtheilung, Kap. 1. §. 23.

Tage des Monats Oktober und die ersten des Monats November als schickliche annehmen. Alle andere eingestellte Jagen hingegen können selbst bei hartem Froste und bei Schnee erforderlichen Falls eingerichtet werden. Nur würde man sich dann des zu jedem Fuder Zeug gehörigen Frostbohrers und der Spitzhaue bedienen müssen, um vermittelst beider die zum Eintreiben der Stellstangen nöthigen Löcher in den Erdboden zu bringen.

Schon einige Wochen vor dem zum Jagen bestimmten Zeitpunkte muß man die Sauen in solchen Gegenden des Forstes, wo dieselben zu der Jahreszeit stecken und welche sich zugleich zur Stallung eignen, durch gut unterhaltene Fütterungen noch mehr zu koncentriren suchen, weil diese Wildart sich nicht gern weit treiben läßt. Große, an freie Plätze grenzende Dickungen und Brücher (Sümpfe) werden hierzu am schicklichsten seyn; letztere aber nur dann, wenn entweder gar kein oder starker Frost vorher eingefallen ist; denn von der Zeit an, wo es zu frieren anfängt, bis zu der, wo der Boden so hart gefroren ist, daß die Sauen, ohne einzubrechen, darüber weg gehen können, stecken sie sich in nassen, senkigen Theilen des Revieres nicht und noch weniger lassen sie sich mit Gewalt dahin treiben.

Vor der Einrichtung eines eingestellten Jagens wird der zum Zwangtreiben, zur Kammer und zum Lauf gewählte Distrikt abgeschritten, nachdem die Stellflügel geräumt und bezeichnet, auch die Wege zum Transport des Zeuges gebessert sind. Dann sorgt man, wenn die Dispostion zu den verlornen Treiben, die Instruktionen für die Jagdbedienten entworfen, und das Regemachen der entlegenern Dickungen und Heger, durch Treibeleute angeordnet worden, für die Herbeischaffung des benöthigten Zeuges, mit Einschluß des Rolltuches und zweier Zwangtücher. Auch werden die Treibeleute, nebst den zu ihrer Führung bestimmten Jagdbedienten, aus den umliegenden Gegenden auf einen gewissen Tag verschrieben.

Diesen getroffenen Vorkehrungen zu Folge wird jedem der entfernteren, nicht ganz genau auf den Revieren be-

kannten Jagdbedienten, in so fern sie verlorne Treiben, der schriftlichen Instruktion gemäß, führen sollen, ein wohl unterrichteter, genau mit der Gegend bekannter Scheitschläger zugeordnet. Dann läßt man in der letzten Nacht zuvor, ehe das Jagen eingestellt werden soll, die verlornen Treiben, auf eben die Weise, wie §. 39. des vom Edelwild handelnden Kap. gelehrt worden, aus allen umliegenden Forsten, selbst über die Felder nach dem Jagen heranehmen; sobald die Treiben aber am Jagen angelangt sind, die nöthigen Wehrfeuer anzünden und so lange unterhalten, bis es im Ganzen steht, d. h. völlig mit Zeuge umstellt ist.

§. 24.

Mitteltücher — auch dänisches Zeug genannt — und halbe Tücher werden, da das Schwarzwild nie überzufallen versucht, zum Umstellen des Zwangtreibens und der Kammer angewendet; zum Lause und zum Rolltuche aber wählt man, des bessern Ansehens wegen, hohe Tücher.

Da die Schweine häufig Versuche machen, sich durch das Zeug zu schlagen, so muß das sämmtliche Zeug in vollkommnem guten Zustande seyn. Wenn aber auch dies der Fall ist, so bleibt es noch immer räthlich, die Kammer mit Prellnetzen *) inwendig zu dupliren. Soll aber das Jagen ausgeschossen werden, so muß dies auch am ganzen Laufe, oder doch in den Ecken geschehen.

Lappen respektirt das Schwarzwild so wenig, daß sie nur im höchsten Nothfalle, selbst bei den weitläuftigsten Stallungen und allenfalls nur bei den verlornen Treiben zu Wehrflügeln angewendet werden können; gut unterhaltene Wehrfeuer sind aber immer noch besser.

§. 25.

Wenn das Jagen schon im Ganzen steht, so bleibt dem, welchem die Anordnung desselben obliegt, immer noch

*) Man lese über alle diese Zeugarten und deren Anwendung das erste Kap. des diesem Theile beigefügten Anhanges nach.

das Geſchäft übrig, das Edel- und Damwild, nebſt den Rehen, von den Sauen zu ſcheiden und aus der Stallung herauszuſchaffen. Am ſicherſten erreicht er dieſen Zweck, wenn er vor dem Rolltuche in der Kammer ein Treiben anlegt, dieſes ſtille bis an den Weg oder Flügel fort gehen läßt, welcher die Scheidelinie des Zwangtreibens von der Kammer ausmachen ſoll. Hier wird, wenn alles Wild über die Scheidelinie weg iſt, das Zwangtuch unverzüglich vorgezogen. Wollen während des Treibens Sauen nach der Kammer zurück, ſo ziehen ſich die Treiber aus einander und laſſen ſie durch; alles andere Wild muß vorwärts.

Nach erfolgtem Durchſtellen des Zwangtuches von einem Flügel des Jagens zum andern wird, wenn ſelbiges aus hohem Zeuge beſteht, die Unterleine durchaus auf Gabeln oder Rücken, welche ſo hoch über der Erde ſtehen, das die Sauen füglich darunter weggehen können, geſtellt. Bei einem Zwangtuche von däniſchem Zeuge oder von halben Tüchern nimmt man hohe Forkeln, an welchen, um ſonſt zu einer doppelten Lappſtatt gebraucht zu werden, oben und in der Mitte ein Haken eingeſchlagen iſt, und läßt die Oberleine auf die oberſten Haken heben.

Dann werden die Jagdleute am hintern Theile des Zwangtreibens angelegt, und dazu angehalten, daß ſie, möglichſt geſchloſſen, langſam und ſtill auf das erhöht ſtehende Zwangtuch zugehen. Die Sauen kriechen nun unter demſelben weg, ſtärkere Wildarten aber kehren um, und dieſe müſſen ohne Hinderung zurückgelaſſen werden. Sobald man ſich durch gleichmäßig wiederholte Treiben überzeugt hat, daß alle Sauen in der Kammer ſtecken, wird das Zwangtuch von den Gabeln oder Haken abgehoben und wie gewöhnlich, dicht auf der Erde feſt geſtellt. Zu gleicher Zeit werden im Zwangtreiben einige Tücher niedergelegt, und durch die entſtandene Oeffnung Hirſche, Thiere u. ſ. w. ins Freie hinausgejagt; dann aber läßt man, um Schweine, welche ſich durchs Zwangtuch ſchlagen könnten, nicht aus dem Jagen zu verlieren, das niedergelegte Zeug wieder heben und feſt ſtellen.

§. 26.

Der Lauf eines Saujagens, bei welchem die Sauen mit Schießgewehr erlegt werden sollen, wird hinten eckig gestellt, weil die Sauen die Winkel suchen und da stehen bleiben. Deshalb müssen auch die Schießschirme so gestellt seyn, daß man aus denselben die Ecken mit der Büchse füglich erreichen kann.

§. 27.

Beim Abjagen wird das Rolltuch nur so lange zurückgezogen, bis durch einige Treiber oder Jäger zu Pferde ein Rudel Sauen aus der Kammer auf den Lauf herausgebracht worden; läßt es der Befehlshaber dann sogleich wieder vorziehen.

Sind die auf dem Laufe befindlichen Sauen erlegt, die angeschossenen aber von den hinter den Schießschirmen angestellten Hatzen gepackt; so werden wieder andere herausgetrieben, bis man keine mehr im Jagen findet.

§. 28.

Sollen die eingestellten Sauen auf dem Laufe gehetzt werden; so muß die ganze Stallung nach Maaßgabe der vorhandenen Hatzenzahl, von einem Flügel zum andern, mehr Breite haben, als wenn auf dem Laufe geschossen werden soll. Auch findet man überall zur Einrichtung eines solchen breiten Jagens schickliche Plätze, ohne, wie es beim schmalen fast unvermeidlich ist, Stellflügel durchhauen lassen zu müssen.

Jede Dickung — denn nur in einer solchen dürfen Sauen eingestellt werden — ist gewöhnlich auf beiden Seiten und hinten von Fahrwegen begrenzt; diese sind denn zum Stellen der Zeugflügel zu benutzen.

Wäre das Jagen vorn am Laufe noch etwas zu schmal, so zieht man beide Zeugflügel, da, wo der Lauf anfängt, stumpfwinklig bis dahin aus einander, wo die Hetzschirme angebracht werden. Dies geschieht in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten von der Kammer in gerader Linie, und

ſo, daß die Schirme gleichweit aus einander ſtehen. Hinter den Schirmen muß der Lauf ſehr geräumig ſeyn.

Bis das Abjagen ſeinen Anfang nehmen ſoll, wird der Lauf von der Kammer durch vorgeſtellte Quertücher getrennt; dieſe werden aber, ſo bald als die Hatzen in die Schirme gezogen ſind, aufgehoben und über die Seite geſchafft.

Dann werden die Sauen nach und nach aus der Kammer herausgetrieben, und dieſe Treiben, ſo lange als es der Herrſchaft gefällig iſt und Sauen ſich zeigen, wiederholt.

§. 29.

Unterhaltender für Theilnehmer, welche gern raſch reiten, wie für die Zuſchauer, ſcheinen mir die Jagen, bei welchen vor den Quertüchern die Flügel der Kammer nur bis an die Schirme hinausgeſtellt ſind, weil dann die Sauen im Freien gehetzt werden. Doppeltes Vergnügen aber gewährt es, wenn von einem Rudel mehrere Sauen den Hatzen entkommen und im Reiten mit einem Piſtolenſchuſſe erlegt werden dürfen.

§. 30.

Wird mehrere Jahre nach einander in einem Reviere mit Zeuge gejagt, oder hören die Sauen in der Kammer die außerhalb derſelben gehetzten klagen, ſo hält es, ſelbſt beim beſten Winde, ſchwer, ſtarke Sauen, vorzüglich Schweine herauszubringen. Man laſſe daher die erſtenmale nur mit der Hälfte der Mannſchaft und ſtille treiben, in der Folge verdopple man die Zahl der Treiber, und laſſe ſie laut gehen; will auch dies nicht helfen, ſo werfe man Schwärmer unter die umkehrenden Sauen, ſchieße, blos mit Pulver geladen, auf ſie und vermehre den Lärm auf alle erſinnliche Art. Auch kann man ſich, wenn die Sauen zwar vorwärts gehen, aber doch nicht aufs Freie heraus wollen, oft dadurch helfen, daß man, wenn noch ein Querweg durch die Kammer geht, auf denſelben ein Zwangtuch durchſtellt, und auf dieſe Weiſe das Treiben mehr ins Enge bringt.

Zum Beſchluß, und um das letzte Mittel nicht unverſucht zu laſſen, werden die Zwangtücher niedergelegt, alle Jagdleute bis ans Ende des ganzen Jagens zurückgezogen, dort angelegt, Finder und Jagdhunde gelöſ't, und ſo geht das Treiben fort, bis an die Schirme.

§. 31.

Die wenigſte Mühe und unbeträchtliche Koſten verurſacht das Keſſeljagen. Die ganze Einrichtung deſſelben beſteht darin, daß man, wenn ein Rudel oder mehrere ſtarke Sauen und Schweine in einem Bezirke des Revieres eingekreiſ't, oder mit dem Leithunde beſtätigt worden ſind, dieſen mit Zeuge umſtellt. Den Hatzen oder Schützen wird dann ein ſchicklicher Platz auf einer Wieſe oder ſonſt auf einem freien Platze angewieſen und die Sauen ihnen zugetrieben. Daß da, wo geſchoſſen wird, jeder Schütze gehörige Rückſicht auf die Sicherheit der Treiber und ſeiner Nachbarn nehmen muß und alſo nicht eher ſchießen darf, bis das Wild rückwärts iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Ein ſolches Jagen kann, wenn Zeug in der Nähe iſt, an jedem beliebigen Tage gemacht werden.

§. 32.

In Revieren, wo mehrere Sauen ſtecken, wird dem raſchern, rüſtigern Jäger die Streifhatze, wie jede Jagd, im Freien — dieſen Ausdruck hier als Gegenſatz des eingeſtellten Jagens genommen — das meiſte Vergnügen gewähren.

Auch kann ſie ohne weitere Vorbereitung ſtatt finden, wenn Abends zuvor den Jägern, Theilnehmern, und nach Befinden den Treibern die Stunde der Zuſammenkunft auf einem gewiſſen Sammelplatze beſtimmt wird.

Zu gleicher Zeit erhält der Aufſeher im Jägerhofe Order, ſich etwa eine Stunde früher mit den Hatzen auf dem Sammelplatze einzufinden. Beim Auszuge der Hatzen muß dahin geſehen werden, daß die Hatzleute nicht neben, ſondern in gerader Linie hinter einander herziehen, damit die Hunde nicht zuſammenfallen.

Dieſen folgen in eben der Ordnung die Finderburſche, deren jeder drei bis vier zuſammengekoppelte Finder führt. Auch ſie müſſen ihre Hunde der Farbe und dem Namen nach kennen, um ſie, wenn von einem Orte zum andern, oder nach Hauſe gezogen wird, annehmen zu können.

Nach den Hunden kommen die zum Heimſchaffen der gehetzten Sauen und der geſchlagenen Hunde beſtimmten Wagen, und endlich beſchließen die Leute, welche unter der Aufſicht eines Forſtbedienten mit ihren angeſchirrten Pferden die Sauen zuſammenziehen ſollen *), den Zug. Sobald er auf dem Sammelplatze angekommen iſt, werden die nach den Nummern abgetheilten Hatzen und Finder, in gerader Linie, neben einander gezogen, ſo daß ſie nach der Gegend hin gekehrt ſtehen, wo die Herrſchaft vorbei kommt. Weiter rückwärts halten die Wagen und Pferde **). Werden Treibeleute dazu gebraucht, die Sauen auf die Hatzen zu bringen, ſo kommen auch dieſe hier zuſammen; beſſer iſts aber auf jeden Fall, wenn die Jägerei zu Pferde dies Geſchäft übernimmt. Auch ſie, ſo wie diejenigen, welche auf Befehl, oder mit Bewilligung, dem Jagen beiwohnen, erwarten die Herrſchaft auf dem Sammelplatze.

Wenn die Herrſchaft ankommt, werden die Hatzen entweder nach Gefallen oder durchs Loos an diejenigen, welche ſelbige befehligen ſollen, vertheilt und ihnen die Schirme oder Stände angewieſen, von denen ſie ſich, außer beim Hetzen, bis ſie abgerufen werden, nicht entfernen dürfen.

Die Suche (der Theil des Revieres, aus welchem die Sauen herausgetrieben werden ſollen) umlegt man — wo möglich — rund um ſo mit Hatzen, daß eine die andere im Geſicht hat, und daß ſie ſich zu Hülfe hetzen können. Verſtattet das Terrain dieſe Anordnung nicht, ſo wählt man für die Hatzen freie Plätze oder doch ganz lichtes, hohes Holz, in gutem Winde. Im erſten Falle iſt es gleichgültig,

*) Die Stränge werden bei dieſem Geſchäft hinter dem Gewehr oder den Haken durch und um das Gebreche der Sauen geſchleift.

**) Eben ſo geordnet wird auch beim eingeſtellten Jagen Alles, bis die Herrſchaft ankommt.

von welcher Seite her die Suche durchſtreift wird, im andern aber muß es mit dem Winde geſchehen. In derſelben reiten die Jäger, gleichweit von einander entfernt, langſam durch, feuern die Finder an, und bemühen ſich, ſobald dieſe laut werden, die Sauen auf die Hatzen zu bringen.

Stellt ſich ein Schwein vor den Hunden, ſo hält die Suche an und die Jägerei bläſ't, wenn ſie Hörner führt, oder juchet, damit der Herr entweder mit ſeiner Hatze heranziehen und auf den Keif hetzen *) oder ſelbiges mit der Büchſe erlegen kann.

Oft vergehen Stunden, ehe alle Sauen heraus kommen; ſind aber keine mehr in der Suche, ſo werden die Finder angenommen, mit den Treibern oder Reitern herausgezogen, die Hatzen abgerufen und daſſelbe Verfahren in einem andern Bezirke wiederholt.

Im Deſſauiſchen iſt mir der Fall mehrmals vorgekommen, daß bei einer oder bei zwei Suchen der ganze Tag recht angenehm verfloß. So wurden dort in einem Diſtrikt von mäßiger Größe, der graue Steinhau genannt, vor ungefähr 32 Jahren binnen ſechs Stunden 86 Sauen, von der Hatze des Kammerherrn von Lattorff aber, bei welcher ich hielt, allein 26 Stück und darunter drei Schweine gefangen.

§. 33.

Das Bürſchen wird bei den wilden Sauen faſt durchgängig ſo betrieben, wie bei den andern Hochwildarten.

Doch würden zwei Jäger wohl meiſtentheils es vergeblich verſuchen Sauen, wenn ſie nicht im Gebräche ſtehen, ſich zuzutreiben. Trifft man ſie aber Abends oder Morgens an einem Orte im Gebräche an, wo die Umſtände es nicht erlauben, ihnen anzuſchleichen; ſo ſtellt ein Schütze ſich auf dem muthmaßlichen oder bekannten Wechſel in gutem

*) d. i. dem Laut der Finder ſich nähern und entweder, wenn die Hatzhunde das Schwein erblicken, oder durch ihre Begierde zeigen, daß ſie den Keif (Laut) hören und verſtehen, ſie löſen.

Winde vor, der andere aber nähert ſich ihnen auf einem Umwege und ſucht ſie durch Abbrechen einiger trocknen Aeſte rege zu machen und auf den Vorſtehenden zuzubringen.

Der Bürſchgang (das Schleichen) iſt bei dieſer Wildart, welche zwar ſehr leiſe vernimmt, und eben ſo ſcharf wittert, dagegen aber ſchlecht gewahrt (ſieht), in ſo fern der Jäger jedes Geräuſch vermeidet, und bei der Annäherung ſtets in gutem Winde bleibt, mit geringeren Schwierigkeiten verbunden, als bei anderm Hochwilde.

§. 34.

Eine eigene und zugleich die nützlichſte und angenehmſte Art, die Jagd auf Sauen zu betreiben, iſt die Suche mit dem Finder; theils weil ſie, wenn der Hund gut iſt, ſelten fehl ſchlägt, theils weil man aller weitern Beihülfe entbehren kann.

Mit ſeinem Hunde an der Leine zieht der Jäger unter dem Winde in eine Gegend des Revieres, wo er Sauen vermuthet, löſ't ihn vor dem Dickicht und zieht ſich, während der Hund ſucht, da vor, wo er, wenn ſie ſich nicht ſtellen wollten, deren Durchbruch muthmaßen kann; oder er geht auf einem Wege oder Wildſtege mit durch, muntert den Hund von Zeit zu Zeit durch beliebiges, aber immer gleiches Pfeifen auf und erwartet das Lautwerden deſſelben.

Stellt ſich die Saue, ſo ſpringt er vorſichtig, in gutem Winde, jedoch nie von vorn, heran, und ſchießt ſo bald als möglich, um den Hund dem Schlage eines Keilers oder Schweines nicht länger auszuſetzen, als es unumgänglich iſt. Geht ſie verwundet mit dem Finder fort, ſo ladet er möglichſt ſchnell ſein Gewehr, und folgt dem Keif (dem Laut); ſtellt ſie ſich wieder, ſo iſt nächſt verdoppelter Eile Behutſamkeit nöthig; denn ſelbſt die ſchwächere angeſchoſſene Saue verſteht keinen Spaß.

Auch mehrere Schützen können an dieſer Jagd Theil nehmen; nur muß es ihnen zum unverbrüchlichen Geſetz gemacht werden, ihren Stand ſelbſt dann nicht zu verlaſſen, wenn der Hund nur funfzig Schuh vor ihnen im dicken Holze ſtellt.

Dies iſt deshalb nothwendig, weil ein geübter, vorſichtiger und auf dem Reviere bekannter Jäger mit dem Finder durchs Dickicht gehen muß, um ſo bald als es ſich thun läßt, vor dem Hunde ſchießen zu können. Bei aller Behutſamkeit könnte dieſer den vom Stande Gewichnen durch ſeinen Schuß unglücklich machen, oder durch den des andern es werden.

Nur dann kann eine Ausnahme ſtatt finden, wenn die Sauen durch die Schützen brechen und vom Finder verfolgt werden, ohne daß der mit demſelben durchgehende Jäger zu folgen vermöchte. In dieſem Falle kann einer der zunächſt Vorſtehenden ſeine Stelle erſetzen.

Faſt unnöthig iſt die Bemerkung, daß jede andere Rückſicht wegfällt, wenn der Jäger, welcher den Finder unterſtützen muß, von einer ſtarken Saue angenommen, um Hülfe ruft. Aber auch in dieſem Falle müſſen nur die zwei nächſt Stehenden ihm Beiſtand zu leiſten oder Rettung zu verſchaffen ſuchen, ohne von einander zu weichen, und Gefahr zu ſcheuen. So will es Pflicht und Menſchenliebe!

Im allgemeinen hat jedoch die Finderjagd, wenigſtens für den bloßen Jagdliebhaber, auch ihre Schattenſeite. Ich meine die nicht zu läugnende Gefahr, wenn ein angeſchoſſenes Schwein den Jäger annimmt, und die mit dieſer Jagd faſt immer verbundene körperliche Anſtrengung. Beides darf der Weidmann weder fürchten noch achten, ſondern er muß ſeinem Hunde raſch und überall hin folgen, ſo lange ſeine Kräfte es irgend verſtatten. Deshalb iſts gut, wenn er ſich täglich im Laufen übt; übereilt er ſich dann bei vorkommenden Fällen im Anfange nicht, ſo wird er einen mäßigen Trab unglaublich lange fortzuſetzen vermögen.

§. 35.

Auch die erlegte Saue wird, wenigſtens beim Bürſchen, verbrochen, und zwar ſo, daß das Ende des Bruchs beim Schweine und Keiler nach dem Gewehr hin, und die Spitze hinterwärts, bei der Bache aber gerade umgekehrt gelegt erſcheint.

§. 36.

Beim Aufbrechen des Schwarzwildes ſchärft man an vielen Orten den Hals gar nicht auf, ſondern Luft- und Speiſeröhre werden, wenn das Schloß und der Leib bis zur Bruſt aufgeſchärft ſind, inwendig abgelöſ't. Ich bin der Reinlichkeit wegen ſo verfahren:

Ich machte unter dem Droſſelknopf nach der Bruſt zu einen Einſchnitt bis auf die Speiſeröhre, trennte dieſe mit dem Daumen vorſichtig von der Luftröhre, und löſ'te erſtere von dem Droſſelknopf ab. Dann faßte ich mit der linken Hand den Schlund, löſ'te auch ihn an eben der Stelle ab, und verknötete ihn, wie beim Edelwilde.

Das Kurzwildbret wird gleich ausgelöſ't, iſt aber in der Brunftzeit nicht genießbar.

§. 37.

Das Zerwirken und Zerlegen fängt man mit dem Ablöſen des Kopfes, an welchem die Haut bleibt, an. Oben, drei Finger breit hinter dem Gehör nehmlich, macht man einen Einſchnitt, und ſchärft ringsum den ganzen Hals, in gerader Richtung durch, bis auf den Halsknochen. Dann dreht man den Kopf, am Gehör gefaßt, ab *).

Noch iſt zu bemerken, daß bei der Saue die Schwarte nirgends mit dem Daumen abgeſtoßen werden kann; man muß ſie daher Strich vor Strich abſchärfen.

An manchen Orten gehören die Wammen zum Jägerrecht. Dieſe werden von den Keulen bis zur Bruſt abgelöſ't, und hier mit dem Blatte durchgeſchlagen.

Uebrigens verfährt man in Allem wie beim Edelwildbret.

§. 38.

Auch Sauen werden zuweilen mit einer Meute, die aus engliſchen oder franzöſiſchen Jagdhunden beſtehet, par-

*) Da, wo, wie §. 7. ſchon geſagt, die Sauen nicht abgeſchwartet, ſondern noch dem Aufbrechen ganz geſengt werden, folgt dem Sengen das Zerlegen.

force gejagt. Da das Meiste, was über diese Jagdart auf Hirsche gesagt worden, auch hier anwendbar ist; so beziehe ich mich, um nicht zu weitläuftig zu werden, darauf.

Die Parforcejagd auf Sauen ist in manchem Betracht mit mehrern Schwierigkeiten verbunden, als die auf Hirsche; weil die angelegte Saue während der Jagd nicht so leicht zu erkennen ist, wenn sie sich nicht durch die Farbe besonders auszeichnet, auch Brücher und Dickungen sucht, wo man zu Pferde nicht folgen und sie daher nicht immer und oft genug beobachten kann.

Schweine, dreijährige Keiler und starke Sauen überhaupt legt man nicht gern an, weil sie sich zu früh stellen und der Meute sehr gefährlich werden.

Das Stoppen kann in weniger Fällen statt finden, da die Saue nie oder selten Retouren macht.

Eine schwache, nicht feiste läuft oft vier bis fünf Stunden vor den Hunden. Sobald die Saue sich stellt, wird die starke gemeiniglich todt geschossen, die schwache abgefangen, keiner aber die Hesse abgeschlagen.

Zum Schluß füge ich noch den Rath hinzu, daß jeder wer der Sauparforcejagd beiwohnen muß oder will, mit der jeden Orts üblichen Einrichtung und Jägersprache vorher sich bekannt mache, welche hin und wieder von der, bei der Hirschparforcejagd gewöhnlichen abweichen kann, mir aber, ich gestehe es, nicht genau bekannt ist.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Erstes Kapitel.

Vom Birkhuhn (Birkgeflügel, gabelschwänziges Waldhuhn).

Tetrao Tetrix, (*Linn.*) *).

§. 1.

Die im ersten Kapitel der zweiten Abtheilung des ersten Abschnittes bemerkten weidmännischen Ausdrücke bleiben auch auf alle zur Mitteljagd gehörigen Federwildarten anwendbar.

§. 2.

Die Benennung Birkhuhn bezeichnet die ganze Federwildart, ohne Rücksicht auf Geschlecht.

Der Birkhahn (das Männchen) ist unter verschiedenen Namen bekannt. Die gewöhnlichsten derselben sind: kleiner Auerhahn, Heidehahn, Laubhahn, Spiel- oder Spillhahn, Mohshahn, Brennhahn und Schildhahn. Die Birkhenne heißt an einigen Orten auch Kurre. Die Engländer nennen den Birkhahn Schwarzwild, die Henne Grauwild.

*) v. Wildungens Neujahrsgesch. 1795. Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. Kap. 2. Meyers und Wolfs Taschenb. der deutschen Vögelk. I. S. 298.

§. 3.

Als Art der Gattung Waldhuhn (Tetrao) gehört das Birkhuhn, wie das Auerhuhn, unter die hühnerartigen Vögel.

Man findet es auf allen nördlichen Erdstrichen häufiger, als auf den südlichern; auf heißen gar nicht.

So in Menge, wie in einigen Gegenden Englands, in Schottland, Norwegen, Schweden, in Podolien, Litthauen, Kur- und Eſthland, besonders in Volhynien und in der Ukraine, wird es in Teutschland nicht angetroffen, aber ganz unbekannt ist es fast in keiner einzigen Provinz desselben. In Thüringen gibt es weniger Birk- als Auergeflügel; so auch in Franken.

Bei den verhältnißmäßig nicht langen Flügeln des Birkgeflügels (sie reichen zusammengelegt nur bis auf ein Drittheil des Schwanzes herab) ist doch der Flug schnell, und, wenn nicht sehr starkes Regenwetter einfällt — bei solchem kann es fast gar nicht fliegen — hebt es sich augenblicklich ziemlich hoch, fällt auch nicht sobald wieder ein. Der Lauf desselben ist so schnell, daß ein rascher Hund zu thun hat, wenn er es im Holze einholen will.

Wild, schüchtern, scharf gewahrend, auch fein vernehmend und witternd, flieht es den Menschen und vorzüglich den Jäger meist schon in großer Ferne.

§. 4.

Der Birkhahn ist 22 bis 26″ lang, und von einer Flügelspitze bis zur andern 33 bis 36″ breit.

Der kurze, 1″ lange, kolbige, gekrümmte, schwarze Schnabel ist an der Wurzel und an den rundlichen Nasenöffnungen mit einem schwarzen Federrande besetzt. Wie beim Auerhahne sind die Augen, welche einen bläulichen Stern haben, mit einem hochrothen warzigen Hautstreif umgeben, dessen Größe sich aber nicht zu allen Jahreszeiten gleich ist.

Kopf und Hals erscheinen glänzend-stahlblau, der vordere Theil des Rückens schwarz, der hintere schwarz-

blau gefiedert, so auch der Steiß, nur ohne Glanz. Die Federspitzen sind hier weiß punktirt.

Die schwarzblaue Farbe an den letzterwähnten Theilen breitet sich bei zunehmenden Jahren immer mehr über den Rücken aus.

Der Schwanz besteht aus sechzehn, nach andern Beobachtungen aus achtzehn Ruderfedern, wovon die mittelsten am kürzesten, die letzten und längsten aber stark nach außen bogenförmig gekrümmt sind. Die Farbe der ersten ist schwarz, weiß gerändert, die der folgenden ganz schwarz, und die der letzten schwarzblau.

Die obern kleinen Deckfedern der Flügel sind schwarz. Auf jeder Schulter bemerkt man einen dreieckigen weißen Fleck. Die Grundfarbe der übrigen Schulter- und Flügeldeckfedern ist rostbraun. Einige der letztern haben weiße Spitzen, durch welche auf jedem Flügel zwei weiße Querbänder gebildet werden.

Jeder Flügel besteht aus 26 gelbbräunlichen, mit Dunkelbraun durchmaserten, einwärts gekrümmten Schwungfedern.

Die Brust und der Unterleib sind schwarz, die Deckfedern der Unterflügel weiß.

Unter dem Schwanze bemerkt man in den ersten Jahren einen ganz weißen Fleck, welcher aber im höhern Alter mit schwarzen Federn untermischt erscheint.

Schenkel und Füße sind bis an die schwarzen, kammartig ausgezackten Zehen mit kurzen, weißgrauen, dunkelbraun gefleckten Federn bedeckt. Bei den einjährigen Hähnen ist der Kopf, das Rücken- und das Deckgefieder des Schwanzes rostfarben gesprengt.

§. 5.

Die Birkhenne ist merklich kleiner als der Hahn, und die Farben des Gefieders sind bei ihr weniger schön als bei ihm. Der Schnabel ist schwarzgrau, der Hautring um die Augen kleiner, nur grauröthlich.

Das auf dem Grunde meist braune Gefieder ist mit schwarzen, roströthlich geränderten Flecken besäet, welche

auf dem Rücken am größten, am Kopfe und Halse kleiner, und an den gleichfalls bis an die schwarzgrauen Zehen befiederten Schenkeln und Füßen am kleinsten sind.

Auf den Schultern bemerkt man auch einen weißen Fleck, er ist aber kleiner als beim Hahne.

Ueber jeden Flügel verbreitet sich nur ein weißes Querband. Die Schwungfedern sind schwarzgrau, hin und wieder ins Röthliche schillernd.

Der Schwanz ist weniger lang und nicht so gabelförmig nach außen gebogen, als bei jenem. Auf den braunen Ruderfedern zeigen sich schwarze, ins Rostfarbene verlaufende Querstriche.

Die Bauchfedern sind, wie die unter dem Schwanze, weiß und haben schwarze Querlinien.

§. 6.

Die Balzzeit fängt zu Ende des Monats März, oder in den ersten Tagen des Aprils an und dauert sieben bis acht Wochen.

Wo das Birkgeflügel häufig ist, versammelt sich gleich mit Eintritt derselben auf erhabenen, ruhigen, mit Heidekraut bewachsenen, mit Sümpfen umgebenen, hin und wieder mit einzelnen Birken bewachsenen Lehden eine beträchtliche Anzahl Hähne, deren rother Augenrand jetzt breiter als gewöhnlich und angeschwollen erscheint.

Mit gesträubtem Gefieder und radförmig ausgebreitetem Schwanze treten sie gravitätisch auf den gewählten Balzplätzen in der Morgendämmerung unter einander herum und scheinen zum Kampfe sich herauszufordern. Possierliche Sprünge sind das Vorspiel zu demselben. Bald wird er allgemein und fortdauernd, bis die meisten und weniger rüstigen, für welche an dieser Stelle nichts zu hoffen ist, sich entfernt haben. Gleich nach erfochtenem Siege steigen die tapfersten Kämpfer auf einen birkenen Stamm, oder auf die erhabensten Stellen des Balzes. Da geben sie ihre zärtlichen Triebe durch helltönende, kurze, tertienweise steigende und fallende Töne, welche fast wie Frau erschallen,

zu erkennen. An diese schließt sich das Final des Balzlautes gurgelnd und kollernd.

Die in der Nähe schon versammelten Hennen antworten mit einem, nur ihnen eignen, kurz abgebrochenen, leise gackernden Tone, ziehen sich, der wiederholten Einladung der Hähne zu Folge, immer näher heran und erwarten mit Resignation die ihren Reizen gebührende Huldigung.

Unter diesen Schönen wählt der Hahn, indem er ihnen entgegenfliegt und bei denselben vorbeistreicht, zwei bis drei Favoritinnen, welche er jeden folgenden Morgen auf die nehmliche Art ruft, sich ihnen durch zuvorkommende Galanterie gefällig zu machen sucht und dann in vollstem Maaße genießt, was ihm, als dem Gatten, gebührt.

§. 7.

Die befruchteten Hennen ziehen sich einzeln von den Balzen in dichtes Gebüsch oder hohes Heidekraut zurück, bauen auf der Erde aus dürrem Reisig ein kunstloses Nest, legen acht, zwölf bis sechzehn, schmutzig weißgelbe, rostfarbig punktirte Eier, welche nicht ganz so groß, aber etwas länglicher sind als die der Haushenne, und brüten sie, ohne Mitwirkung des Hahnes, in vier Wochen aus. Entfernt sich die Henne vom Neste, so verdeckt sie die Eier sorgfältig mit dem ums Nest herumliegenden trockenen Geniste.

§. 8.

Das junge Birkgeflügel fängt schon an mit den Flügeln zu schlagen, auch Versuche im Hüpfen und Springen zu machen, wenn es vierzehn Tage dem Ei entschlüpft ist. Erst in der siebenten Woche gelingt es ihm, sich von der Erde zu erheben und mit den Müttern, in deren Gesellschaft es bis zur folgenden Balzzeit bleibt, auf Baumäste zu steigen. Bis zum Herbste sind die jungen Hähne und Hennen weder an der Gefiederfarbe, noch am Augenringe von einander zu unterscheiden. Dann aber färbt sich der letztere bei den Hähnen immer röther, das Gefieder aber

nach und nach der §. 4. enthaltenen Beſchreibung immer mehr gemäß.

§. 9.

Schon die Benennung Birkhuhn bezeichnet denjenigen Waldbeſtand, in welchem, vorzüglich wenn er von Lehden begrenzt oder durchſchnitten iſt, dieſe Federwildart den größten Theil des Jahres hindurch Stand zu halten pflegt. Selten trifft man jedoch das Birkgeflügel außer der Balzzeit genau auf einem und demſelben Stande wieder, aber weit entfernt es ſich freiwillig nicht davon. Nur im Winter zieht es ſich in Nadelholzdickungen, wo es deren gibt, zurück, ſonſt liebt es mehr die Vorhölzer, weil es von da aus auch die nahe gelegenen Felder beſuchen kann.

In der Mauſerzeit, welche im Junius eintritt, verbirgt es ſich im dichteſten Laubholze; gewöhnlich in naſſen Gegenden.

Nicht oft findet man es vereinzelt, ſondern es fällt faſt immer flugweiſe ein.

Die Aeſung deſſelben beſteht, je nachdem eines oder das andere die Jahreszeit liefert, in Knospen und Zäpfchen der Birken, Haſeln, Weiden und Erlen, in Him- und Brombeeren, Heidel-, Kron-, Ebereſch- und Wachholderbeeren, welche letzten, an Orten, wo es deren gibt, ihre Winterkoſt ausmachen. Auch liebt es die Knospen des Heidekrautes und die Früchte des Pfaffenpfötchen-Holzes. Nicht minder angenehm ſind ihm Weizen- und Haferkörner, Eicheln, Bucheln und der Same von Nadelhölzern. Meiſterhaft beraubt es die Spitzen junger birkener Aeſte der Schale. Auch ſind ihm Ameiſeneier, Käfer und Inſekten willkommen und dies iſt die Aeſung, welche die alte Henne den Jungen zuerſt anbietet und ſuchen lehrt. Der Genuß von Kirſchen und Erbſen ſoll ihm den Tod ſchnell zuziehen.

In ſehr kalten Gegenden ſoll das Birkgeflügel ſich zuweilen verſchneien laſſen und unter dieſer Decke die härteſte Winterzeit hindurch, ohne Nahrung, unbeweglich liegen bleiben (mag wohl nur Sage ſeyn.)

Das Birkhuhn gewahrt (ſieht und hört) ſcharf und iſt in der Regel ſehr ſcheu.

§. 10.

Das junge Birkgeflügel hält man für eine vortreffliche Speiſe, und ſelbſt das alte iſt ſehr ſchmackhaft, wenn es wie das Auergeflügel zubereitet wird. Am Baikal-See ſoll es oft ſo feiſt werden, daß es ſich gar nicht zu heben vermag. In Finnland dient es zum Wetterpropheten. Denn, wenn es ſich im Winter in die Nähe der Dörfer zieht, hält man dies für eine Anzeige von ſtürmiſcher Witterung. Auch ſoll das gutes Wetter bedeuten, wenn es in den Gipfeln der Bäume ſteht, ſchlechtes aber, wenn man es auf den untern Zweigen findet.

§. 11.

Die Jagd auf Birkgeflügel wird in der Balzzeit ſowohl, als im Herbſte und Winter auf mancherlei Art betrieben.

Um ihm während der erſteren Abbruch zu thun, errichtet man an den Balzen zu Anfange des Monats März gut verkleidete kleine Hütten, um ſich in dieſen, ehe der Tag anbricht, verbergen und während deſſen, daß die Hähne in der Morgendämmerung balzen, ſie ſchießen zu können. Vorzüglich muß man ſich dieſes Mittels in Stangenvorhölzern und auf freien Plätzen bedienen, dagegen in jungen Schlägen der Jäger oft Gelegenheit findet, die auf der Erde ſtehenden Hähne, indem ſie laut ſind, zu beſchleichen. Doch hält der Birkhahn nicht jeden Morgen gleichen Stand wie der Auerhahn; auch gewahrt er ſelbſt während des Balzens ſehr ſcharf, ſo daß er vor dem Ausbruche des Lautes ſich ſelten beſchleichen läßt. Wem das Talent zu Theil ward, ſehr verſchiedenartige Töne mit der Stimme nachzuahmen, der wird ſelbiges mit Erfolg dazu benutzen können, Birkhähne in der Balzzeit auf das Gelocke zu ſchießen. Es kommt hierbei Alles darauf an, daß der Schütze nach vorgängiger höchſt vorſichtiger Annäherung an den Balz (in tiefer Morgendämmerung

und während deſſen, daß die zunächſt ſtehenden Hähne eifrig kollern), in möglichſt heimlichem Verſteck den Balzlaut des Birkhuhnes nach allen Modulationen, beſonders nach denen, in welchen ſelbiger vom nächſtſtehenden Hahne her ertönt, mitunter das leiſe Gackern der Henne täuſchend nachzuahmen verſtehe. Dieſem Gelocke nähert ſich der Hahn, wenn er auf dem Baume balzte, meiſt im Fluge, wenn er aber auf dem Boden balzte, laufend, ziemlich ſorglos und er kann dann in gehöriger Schußweite erlegt werden.

In Gegenden, wo es viel Birkgeflügel gibt, muß die, vorzüglich in Kurland, Lief- und Eſthland gebräuchliche Pulwanen- *) oder Hüttenjagd den meiſten Vortheil und das größte Vergnügen gewähren. Zuvörderſt errichtet man zu dieſem Behufe, im Frühlinge an den Balzen, im Herbſte aber an ſolchen Orten, wo das Birkgeflügel am häufigſten ſteht, kleine pyramidenförmige, mit Zweigen belegte Hüttchen, über in die Erde gegrabenen Schießlöchern. Auf den in der gehörigen Schußweite ſtehenden Birken werden mehrere an Stangen befeſtigte Pulwanen, d. h. ausgeſtopfte Birkhähne, oder aus ſchwarzem Filz oder Tuch verfertigte Nachgeſtaltungen, an welchen ſcharlachfarbene Tuchläppchen die Stellen der rothen Augenringe einnehmen, vor Tagesanbruch aufgeſtellt; der Schütze aber verbirgt ſich im Hüttchen.

Sobald im Frühlinge, beſonders zu Anfange der Balzzeit, die Hähne Pulwanen erblicken, ſtoßen ſie darauf und fallen auf den nächſten Zweigen ein, und ſo werden an einem Morgen oft mehrere geſchoſſen.

Um Birkhähne lebend einzufangen, welche noch beſſer als Pulwanen zur Hüttenjagd angewendet werden können, würde man wohl thun, wenn man ſtarke Leimruthen um die ausgeſtopften herum anlegte. Der eiferſüchtige Birkhahn

*) Gewöhnlich hat man ſonſt Balzhahnen- oder Balzhahnenjagd geſchrieben. Da Petri in ſeinem öfter angezogenen Werke über Eſthland den Ausdruck Pulwan gebraucht und ihn aus dem Ruſſiſchen herleitet, ſo glaube ich ihm folgen zu müſſen.

würde ſeinen vermeinten Nebenbuhler bekämpfen wollen, und ſo an den Leimruthen hängen bleiben.

Im Herbſte machen einige Reiter das in der Gegend, wo die Pulwanen errichtet ſind, ſtehende Birkgeflügel vorſichtig rege und treiben es auf die Schießhütte zu. Auf den umſtehenden Birken fällt es dann häufig ein, und oft kann man mehrere Stücke auf einen Schuß erlegen.

Um das junge Birkgeflügel zum Schuſſe oder in Stecknetze zu bekommen, bedient man ſich, wenn es fangbar iſt, einer Lockpfeife, welche, aus dem ſtärkſten Flügelknochen eines Habichts, wie eine Meiſenpfeife verfertigt wird. Gut verborgen ahmt man mit dieſer den Laut nach, welcher den jungen abgemerkt werden muß; ſobald ſelbige ihn hören, nahen ſie ſich eilig laufend, verirren ſich in die Netze, oder werden geſchoſſen.

Auch manche alte Henne wird das Opfer dieſer Täuſchung, indem ſie den erkünſtelten Laut für den verirrter Jungen hält, und ſich lockend heranzieht.

Auch hält das Birkgeflügel in der Jugend und bei friſchgefallenem Schnee faſt immer, bei naſſer, ſtürmiſcher Witterung nur zuweilen den Hühnerhund aus. Aber ſo wahrſcheinlich ich es auch finde, daß dieſer ſolches, bei ſehr ſtarkem Regen im Laufen, auf freien Plätzen zu fangen vermag; ſo habe ich davon doch die Erfahrung im dichten Holze nie gemacht.

Zum Fange bedient man ſich auch auf mit Heidekraut bewachſenen Lehden häufig der Schlingen, welche durch ein zollſtarkes Querholz gezogen, mit demſelben aber auf hölzernen, in die Erde eingeſchlagenen Gabeln feſtgebunden werden. Sie müſſen jedoch im Frühlinge etwas höher hängen als im Herbſte. Unter den Schleifen ſtreuet man Weizen, Beeren und vorzüglich Ameiſeneier umher. Weidmänniſch iſt indeſſen dieſe Fangart nicht und daher überall, wo eine Jagdordnung exiſtirt, mit Recht verpönt.

Ferner ſchlägt man mehrere 6 bis 8, lange Stäbe ſo in die Erde ein, daß dadurch ein oben 6′, unten aber 2 bis 2½′ im Durchmeſſer haltendes Rundtheil gebildet wird. Mitten im demſelben richtet man eine etwas höhere,

senkrecht stehende Stange auf, an welcher man eine in der Mitte durchbohrte, zwei Ellen lange Wippe (eine sich leicht auf- und niederbewegende Querstange) an einem runden glatten Stifte horizontal anhängt. Etwa 6″ weit von der Wippe entfernt und mit gleicher Höhe mit derselben, legt man einen Stab über den äußern Rand des Rundtheils hinaus und macht ihn unbeweglich fest. Wenn nun ein Birkhuhn auf diesen steigt und die auf der beweglichen Stange befestigte Körnung erblickt, wird es, um sie zu erhaschen, auf die Wippe treten, und, indem diese sogleich herunterkippt, auf den Grund des Rundtheils fallen, von dem es sich, wegen Mangels an Raum, nicht wieder erheben kann.

An Hafer- und Buchweizenfeldern soll diese Vorrichtung gute Dienste thun, wenn man von jenen Früchten und von denen des Pfaffenpfotchen-Holzes etwas zur Körnung anwendet.

Die Mestscharáken fangen das Birkgeflügel im Winter, nach Bechstein, ungefähr auf folgende Art:

An den Standorten desselben legt man Stangen, an welche Getreide- und Ebereschbeerbüschel zur Lockung angebunden werden, horizontal auf gabelförmige Pfähle. Zwischen diese stellt man am Boden spitz zulaufende, wie die sogenannten Fischreisen geformte Körbe, auf deren Oeffnung ein geflochtener Teller, an einer leicht beweglichen Spille, so gelegt wird, daß, wenn der Teller auch niedergedrückt wird, er in die horizontale Lage von selbst zurücktritt. Sobald ein Birkhuhn, um der Körnung habhaft zu werden, den Teller berührt, fällt es in den Korb.

Endlich soll man sich auch des Nachts beim Schneewetter der Decknetze zum Fange bedienen können, indem zwei Personen mit Feuerbränden oder Fackeln an Orte gehen, wo Birkgeflügel steht. Blind soll es auf den Schein des Lichtes zu fliegen, dicht bei dem Jäger einfallen und mit dem Netze bedeckt werden können.

Zweites Kapitel.

Vom Haſelhuhn.

Tetrao Bonasia, (*Linn.*) *).

§. 1.

Wenn mehrere Haſelhühner hinter und neben einander ziehen oder beiſammen liegen (man ſagt nicht ſtehen oder ſitzen), ſo nennt man dieſe Geſellſchaft eine Kette; ſo lange aber die Henne ihre Jungen allein bei ſich hat, ein Volk.

Sie ſpiſſen, d. h. ſie rufen ſich während der Balzzeit zuſammen. Sie werden geſpiſſet, wenn man ſie durch Nachahmung dieſes Rufes lockt.

Sie biſten, indem ſie ſich außer der Balzzeit rufen und werden dann auch gebiſtet.

§. 2.

Das Haſelwildhuhn iſt auch unter dem Namen Rothhuhn oder Jerpe bekannt. Neuerlich hat es von Bechſtein und Meyer die Benennung ſchwarzkehliges Waldhuhn erhalten.

Alle gebirgige Waldungen von Europa haben es aufzuweiſen. Selten findet man es im Harz; häufiger tief im thüringer Walde; bei Nürnberg und in Böhmen, in Polen, Litthauen, Norwegen, Lappland, und an dem mit Wald bedeckten Fuße

*) v. Wildungens Neujahrsgeſchenk 1798. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 5. Meyers und Wolfs Taſchenb. d. teutſchen Vögelkunde Th. I. S. 297.

der Alpen, Apenninen und des Riesengebirges in Menge. Da, wo der untere Mainkreis des Königreichs Baiern an das Hessische grenzt, ist es häufiger, als das Birkhuhn.

Es gehört zu den hühnerartigen Vögeln und mit dem Birk- und Auergeflügel zur Gattung Waldhuhn (Tetrao).

Der Flug desselben ist ziemlich schnell und mit einem weit hörbaren Getöse verbunden; hoch in die Luft kann es sich aber wegen des Baues seiner Flügel nicht heben. Verhältnißmäßig bewegt es sich geschwinder im Laufen als im Fluge.

Es ist weniger scheu als das Auer- und Birkgeflügel, doch immer auf seiner Hut, um sich in Zeiten vor seinen Feinden zu sichern; wird es aber überrascht, so vergißt es alle andere ihm zu Gebote stehenden Rettungsmittel und drückt sich auf der Stelle, sei es am Boden oder auf dem Baume.

Es gibt einen hell pfeifenden Laut aus, welcher dem des Menschen, wenn er kurz abgebrochen durch die Zähne pfeift, sehr gleich kommt.

§. 3.

Der Hahn mißt in der Länge 13½″, in der Breite 22½″. Der Schnabel ist nur ½″, der Schwanz 4½″ und die Füße vom Knie bis zur Spitze der mittelsten Kralle 3¼″ lang. Schwarz gefärbt ist der Schnabel bis zur gelblichen Wurzel. Der stark gekrümmte, scharfe Oberschnabel bedeckt einen großen Theil des kürzern und schmälern Unterkiefers. Die Wurzel desselben, die rundlichen Nasenlöcher und das Kinn sind mit kurzen schwarzen gekrümmten Federn bedeckt. Die dunkelbraun geränderten Augen umgibt ein kahler, zinnoberrother, warziger Hautring.

Der Kopf ist etwas länglicher als am Rebhuhn, und dessen obern Theil zeichnet rostfarbenes, dunkelbraun gefleckte Gefieder aus, welches sich im Affekt kuppenartig sträubt.

Von dem kahlen Augenrande zieht ſich eine weiße mit Schwarzbraun gemiſchte Linie nach dem Nacken.

Die Backen ſind roſtbraun mit Aſchgrau überlaufen. Oben an denſelben und am vordern Theile des Rückens ſind auf dem roſtfarbenen Gefieder dunkelbraune, röthlichgrau eingefaßte Flecken ſichtbar. Der hintere Theil des Rückens, der Steiß und die Deckfedern des Schwanzes ſind hellaſchgrau, mit bräunlichen Querſtrichen gezeichnet und mit kleinen dunkelbraunen Punkten beſetzt.

Der Schwanz beſteht aus ſechzehn Ruderfedern. Von dieſen ſind die äußern vierzehn aſchgrau-ſchwarz geſprengt, haben unterwärts eine ſchwarze Querbinde und weiße Spitzen. Nur an den zwei mittleren iſt die Binde unterbrochen, die Boſen ſind hellergrau gefärbt, dunkelbraun gefleckt und haben vier lichtbraune Querſtreifen. Die Kiele zeichnen ſich durch dunkelbraune Farbe aus.

Auf den roſtfarbenen Deckfedern der Flügel bilden größere und kleinere ſchwarze Flecken, womit ſie beſäet ſind, verſchiedene unregelmäßige Querlinien.

Jeder Flügel beſteht aus 24 einwärts gekrümmten Schwungfedern, welche, zuſammengelegt, nur bis auf den vierten Theil des Schwanzes reichen und deren äußere Fahnen ockergelb, ſchwarz gefleckt, die innern braungrau, die untern Deckfedern aber dunkelbraun, röthlichweiß gefleckt ſind.

Die Kehle iſt bis an den Kropf mit ſchwarzem Gefieder bedeckt, und hat eine weiße, bandförmige Einfaſſung, welche ſich nach den Augen und dem Oberkopfe erhebt. Je höher ſie hinauf kommt, deſto graugelblicher (ſchmutzfarbener) wird ſie.

Der übrige Theil des Halſes, an deſſen beiden Seiten eine weiße Linie nach dem Rücken zu läuft, und die Seiten der Bruſt ſind mit ſchön rothbraunem (fuchsrothem) Gefieder geſchmückt, auf welchem dunkelbraune und ſchwarze weißgeränderte Muſchen ſichtbar werden. Die Mitte der Bruſt und des Bauches iſt weiß gegrundet, auch ſind es einige der untern Deckfedern des Schwanzes. Alle

dieſe Theile haben dunkelbraune, ins Roſtfarbene verlaufende, halbmondförmige Flecken, wodurch ſie gleichſam geſchuppt erſcheinen.

Die Federn an den Seiten des Leibes ſind roſtbraun, weiß und dunkelbraun gefleckt; das lange zottige Gefieder, welches die Schenkel und Füße bis zur Hälfte der Schienbeine bedeckt, iſt hellbraungrau.

Die Stände (Füße) ſind vorn geſchuppt, an den Seiten und hinten wie mit einem Netze belegt; die Zehen an den Seiten ausgezackt, ſcharf bewaffnet und geſchuppt. Die Farbe aller dieſer genannten Stücke fällt ins Schmutzig-Hellbraune und Gelbliche.

§. 4.

Die Henne iſt etwas kleiner als der Hahn; der kahle Augenrand bei derſelben bläſſer; der kurze Federbart, welcher die Schnabelwurzel bedeckt, weniger krauſe; die Wange kaſtanienbraun, ſchwarz geſtreift; die Kehle, ſtatt ſchwarz, hellroſtgelb dunkelbraun gefleckt, und ohne weiße Einfaſſung; das Rückengefieder mehr mit Hellbraun überlaufen und ſtärker ſchwarzbraun gefleckt; der beim Hahn fuchsrothe Theil der Bruſt, nebſt dem ganzen Unterhalſe, hellroſtfarben und wie das Rückengefieder dunkel gefleckt; die weiße Bauchfarbe ſchmutziger; die Schulterfedern und obern Deckfedern der Flügel ſind mehr rothbraun, die weißen Flecken gelblich; die vordern Schwungfedern an der äußern Fahne röthlichweiß gekantet. Die roſtfarbenen untern Deckfedern des Schwanzes haben ſchmale dunkelbraune Querlinien und weiße Spitzen.

§. 5.

Das Haſelgeflügel fängt in der Mitte des Märzes zu balzen an und hört im April wieder auf. Büffon beſtimmt dieſe Periode ſehr falſch, wenn er ſie im Oktober und November ausſetzte!

Durch das Spiſſen (ſ. §. 1.) der Hähne ziehen ſich die Hennen auf den Balzen, die es aber mehr von einem

Orte zum andern verlegt, wie das Auer- und Birkgeflügel, zusammen.

Noch bis jetzt ist es nicht ganz ausgemacht, ob es sich paart oder ob ein Hahn mehrere Hennen bestreitet. Da aber bei allen übrigen Waldhühnern der letzte Fall eintritt, so könnte man ihn auch wohl hier als den wahrscheinlicheren annehmen.

Gleich nach der Befruchtung zieht sich das Huhn in dichtes Gehölz zurück, trägt ein Nest unter Haselsträuchen, unter Farren- oder Heidekraut, aus dürrem Grase zusammen und verschalzt es mit vielem andern Geniste. Hier legt es zehn bis sechzehn hellrostfarbene, dunkler gefleckte Eier, welche es jedesmal sorgfältig verdeckt, wenn es davon weggeht, und drei Wochen und drei Tage ohne Beihülfe des Hahnes bebrütet. Doch bringt es kaum die Hälfte aus.

Kaum denselben entschlüpft, laufen die Jungen der Mutter nach, die sie, wie alle Hühner, oft unter den ausgebreiteten Flügeln hudert. Sobald sie sich heben können, werden sie Abends von ihr, zum Schutz gegen Raubthiere, zu Baume geführt.

Bis zum Oktober bleibt jedes Volk (§. 1.) allein beisammen.

§. 6.

Am liebsten liegt das Haselgeflügel in solchen Gegenden, wo dicht mit jungen Tannen oder Fichten bewachsene Berge, durch Gründe, welche mit Haselgesträuch, mit Birken oder auch mit Buchen bestanden sind, unterbrochen werden. Gegen Abend läuft es gern auf alten Wegen und an den Wiesenrändern herum; mit Einbruch der Nacht steigt es zu Baume und steht dann auf den untersten Zweigen, dicht am Hauptstamme. Selten trifft man es in Vorhölzern, nie im Felde oder in Feldhölzern.

Ganz verläßt es sein Standrevier nicht; aber nach Maaßgabe der Jahreszeit und der reifenden oder hervorsprossenden Aesungsmittel streicht es aus einem Theile desselben in den andern.

Nach der Balzzeit trifft man den Sommer hindurch die Hähne einzeln, die Hennen aber mit ihren Jungen beiſammen an. Im Oktober verbinden ſich verſchiedene Völker und Hähne in ſtarke Ketten, deren Glieder (Einzelweſen) jedoch weder am Tage gedrängt beiſammenliegen, noch Abends und Morgens von einem Berge zum andern dicht neben, ſondern hinter einander ziehen. Vor dem Aufbruche rufen ſie ſich biſtend (pfeifend) zuſammen.

§. 7.

Das Haſelgeflügel nimmt gleiche Aeſung mit dem Auer- und Birkgeflügel an (ſ. §. 9. des vorigen Kapitels), doch liebt es alle Arten von Beeren mehr als jenes. Im Winter und zeitigen Frühlinge lebt es größtentheils von Knospen und Zäpfchen (Kätzchen) der Laubhölzer.

§. 8.

Es wird auf jeder großen Tafel für eins der *feinſten* Gerichte gehalten. Sein Wildbret iſt zärter, weißer und ſchmackhafter, als bei irgend einer andern Federwildart. Auch ſoll der Genuß deſſelben Perſonen, welche an gichtiſchen und krampfartigen Zufällen leiden, ſehr dienlich ſeyn.

§. 9.

An ſchönen September- und Oktobertagen, ſpäterhin bei naſſem Wetter und im Winter bei einer Neue hält das Haſelhuhn den Hühnerhund aus und kann vor ihm geſchoſſen werden.

Während der Balzzeit ſpiſſet, und im zeitigen Herbſte biſtet man es vermittelſt einer aus ſchwächeren Knochen, z. B. aus Gänſeflügelknochen, verfertigten Lockpfeife, welche auf gleiche Art, wie die im vorigen Kap. §. 11. beſchriebene bereitet wird, heran, indem man die untere Oeffnung mehr oder weniger zuhält, um den natürlichen Laut nachzuahmen. In Ermanglung der Pfeife vertritt die Kapſel einer Eichel füglich die Stelle derſelben, wenn man ſie, die hohle Oeffnung oberwärts gekehrt, da zwiſchen dem Zeige- und Mittelfinger einklemmt, wo beide an der Hand

verbunden ſind, die Finger einſchlägt, die Knöchel etwas unterwärts gebogen, an den Lippen anſetzt und gelinde auf die Kapſel zu bläſ't. Junges Haſelgeflügel folgt dem Gelock am beſten, wenn zum Biſten eine ausgehöhlte Knopper vom Buchenblatt *) genommen und damit wie mit der Eichelkapſel verfahren wird. Weil das Gelock in einem etwas höheren Tone erklingt, iſt es dem Laute des jungen Haſelhuhnes am ähnlichſten, und daher für dieſes am meiſten reizend.

Verbirgt man ſich nun in Gegenden, wo Haſelgeflügel liegt, gibt man den pfeifenden Laut täuſchend an; ſo fällt es auf den umſtehenden Bäumen ein, und dann kann der Jäger wählen wie er will. Im Frühherbſte müſſen jedoch erſt die Völker und ſpäterhin die Ketten aufgeſagt und geſprengt werden, damit das einzelnliegende Huhn das nachgeahmte Biſten für den Ruf der übrigen hält.

Auch Stecknetze ſind mit Nutzen im Oktober anzuwenden, wenn man ſie, nachdem das Haſelgeflügel geſprengt iſt, unter dickem Geſträuch winkelig herumſtellt. Bald wird es ſich zuſammenbiſten, und dann in den Netzen verirren und fangen. Gut iſts, wenn man hierbei zuerſt lockt, aber nur ſo lange, bis das Haſelgeflügel antwortet.

Zu eben der Jahreszeit kann man auch Schneußen anlegen, indem man auf gekehrten und ausgeäſteten Stegen etwas größere Bügeldohnen, als die auf Krammetsvögel gewöhnlichen, an dünnen Baumſtämmen einbohrt, an den Stegen aber Laufdohnen ſtellt und ſtark mit Ebereſchbeeren einbeert **). Das Haſelgeflügel fällt leicht und häufig darauf ein, in ſo fern zur Schneuß dickes Laub- oder Nadelholz, wo es gewöhnlich liegt, gewählt wird.

*) Der kegelförmige Auswuchs auf Blättern der Buche (Fagus sylva tica), welcher durch den Stich der Gallwespe (Cynips, *Linn.*), das Legen eines Eies in die Blattwunde, die Bildung eines Zeugewebes um das Ei, die ſucceſſive Anſchwellung des Auswuchſes bei der Verwandlung des Eies in Larve und Puppe, bis zum Ausfliegen des Inſektes, entſteht.

**) Zur Verfertigung und Abwartung der Schneußen wird im dritten Abſchnitte beim Krammetsvogelfange nähere Anleitung gegeben werden.

Drittes Kapitel.

Vom lerchengrauen Regenpfeifer.

Charadrius Oedicnemus (*Linn.*) *).

§. 1.

Der lerchengraue Regenpfeifer heißt bei den Jägern gemeiniglich großer Brachvogel, ſonſt auch Steinwälzer, Eulenkopf, Triel, Griel, Steinpardel, Gluth, Dickfuß, Polurer, dickknieiger Trappe; an einigen Orten Faſtenſchlyer und Keilhaken genannt.

§. 2.

Er gehört nach Linné in die Ordnung der Sumpfvögel, unter die Gattung Regenpfeifer, nach Latham und Bechſtein unter die hühnerartigen Vögel, zur Gattung Trappe (?). Dem Pariſer Syſteme zu Folge machen die Regenpfeifer gleichfalls eine eigene Gattung der Sumpfvögel aus. Im ſüdlichen Europa hält er das ganze Jahr hindurch Stand. Am Rheine, an der Donau und an andern größern Flüſſen Teutſchlands wird er zu ſeiner Zeit als Zugvogel bald in ſtärkerer, bald in kleinerer Zahl angetroffen. Im Königreiche Sachſen, in der Gegend von Wurzen, an der Mulde, iſt er den Sommer über ſehr häufig.

Nach Norden zu geht er nicht weiter als bis nach den Niederlanden und England.

*) Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft. Theil. I. Band II. Kap. 9. (Otis Oedicnemus; dickknieiger Trappe). Meyers ec. Taſchenbuch, Theil II. S. 517.

Die zusammengelegten Flügel desselben reichen beinahe über zwei Drittheile des Schwanzes herab. Dessenungeachtet muß er allemal erst einige Schritte weit laufen, ehe er sich heben kann, fliegt aber dann ziemlich rasch. Auf seinen starken Füßen läuft er außerordentlich schnell.

Er gewahrt und wittert ungemein scharf und ist sehr schüchtern. Von seines Gleichen trennt er sich ungern; eine Eigenheit, die er mit allen Strandläufern und mit vielen Sumpfvögeln gemein hat.

Sein kreischend pfeifender Laut klingt fast wie Grlüjt. Der erste Ton ist nehmlich immer unrein, zwischen zweien schwankend, lang gezogen; der andere kurz abgebrochen um eine Tertie steigend.

So läßt er sich gewöhnlich Morgens und Abends, wenn aber Regen bevorsteht, zu allen Tageszeiten hören.

§. 3.

Das Männchen ist 15 bis 18″ lang; über die ausgedehnten Flügel gemessen, 30 bis 32″ breit; das Schienbein 3¼″, die Mittelzehe nebst Kralle 1½″, der Schwanz 6″ lang.

Der 1½″ lange, kolbig zugespitzte Schnabel ist gerade; von der Wurzel bis zu den länglichen Nasenlöchern grünlichgelb, an der Spitze schwarz. Die großen Augen haben blaßgelbe Sterne und Unteraugenlieder von gleicher Farbe. Ein gelbbrauner Kreis umgibt die Augen, über welchem sich oben ein schmutzigweißer Streif ausdehnt. Von der Schnabelwurzel zieht sich unter den Augen weg, nach dem Hinterkopfe, ein breiterer, ganz weißer Streif, welcher von dem Unterkiefer an wieder von einem eben so breiten dunkelbraunen begrenzt wird.

Das Gefieder auf dem Scheitel des ziemlich großen Kopfes ist rostfarben, dunkelbraun gestreift; am ganzen Oberleibe bis zu den langen Deckfedern des Schwanzes und an den Schultern blaßrostgelb (chamois), dunkelbraun gefleckt.

Von den zwölf Ruderfedern des Schwanzes sind die sechs mittleren grau, mit dunkelbraunen Querbändern be-

legt, die drei äußern auf jeder Seite weiß. Von diesen hat die erste eine schwärzliche Spitze, nächst dieser die zweite und dritte drei bis vier hier und da unterbrochene schwärzliche Querstreifen.

Die vorderen, oben tief dunkelbraunen, von der Mitte an schwärzlichen Schwungfedern sind am innern Barte nach der Wurzel zu weiß, die hintern dunkelbraun, weiß gerändert. Die obern, größern Deckfedern der Flügel haben weißliche Spitzen, welche zugleich mit der weißen Wurzel der vordern Schwungfedern weißliche Streifen bilden, die aber mehr ins Auge fallen, wenn die Flügel ausgebreitet sind, als wenn sie zusammenliegen.

Die Kehle ist mit weißen struppigen Federn besetzt; der Unterhals, die Brust und der Bauch, bis zu den an den Spitzen blaßrostrothen untern Deckfedern des Schwanzes, mit gelbgrauweißlichen dunkelbraun länglich gefleckten. Eben so gefärbtes, nur mit kleinern Flecken übersäetes Gefieder bedeckt die Schenkel, bis $1\frac{1}{4}$″ oberhalb des Knies. Von hier an erscheint die kahle, geschuppte Haut der unter dem Knie sehr dicken Stände (Füße) gelbgrünlich *). Die mittlere und äußere Zehe sind bis zum ersten Gelenke mit einer Spannhaut verbunden. Alle drei Zehen sind ziemlich stark; die Nägel kurz und hornbraun, die Ferse glatt und ohne Hinterzehe.

§. 4.

Das Weibchen hat braune Backen, am ganzen rostgrauen Oberleibe viele längliche, am ganzen schmutzigweißen Unterleibe einzelne eirunde dunkelbraune Flecken. Die Kehle ist am meisten dicht und egal mit kleinen, die Seiten nur einzeln mit größern braunen Flecken besetzt. Im Ganzen sind die Farben an ihm heller, als am Männchen.

---

*) So fand ich mehr als zehn Exemplare von alten Vögeln dieser Art, die ich in den Jahren von 1802 — 1806 zu erlegen und zu untersuchen Gelegenheit hatte, überall gezeichnet; so auch besonders die Haut an den Ständen gleich nach dem Tode gefärbt.

§. 5.

Wahrscheinlich paart sich der männliche Steinwälzer nur mit einem Weibchen. Die Balzzeit tritt, je nachdem diese Brachvögel sich in nördlicheren oder südlicheren Gegenden aufhalten, früher oder später ein, bei uns im Monat Mai.

Häufig kommt der Fall nicht vor, daß sie in unsern Gegenden Geheck machen, aber er ereignet sich doch *).

Das Weibchen kratzt, wenn es befruchtet ist, eine kleine Vertiefung in den Erdboden, legt in diese zwei bis drei grüngraue, schwarzbraun und dunkelgrau gefleckte Eier und bringt sie in der dritten Woche aus. Es sitzt äußerst fest auf dem Neste, verläßt es selten und nur so lange, als es nöthig ist, um Nahrung zu suchen.

Schon am zweiten oder dritten Tage, nachdem die Jungen dem Ei entschlüpft sind, folgen sie laufend der Mutter, welche, wie es scheint, nun immer vom Männchen begleitet wird. Bei anscheinender Gefahr geben die Alten durch ängstliches Schreien ein Zeichen; dann drücken sich die Jungen augenblicklich und so fest, daß man sie eintreten kann.

Die Jungen haben noch im Herbste einen an der Spitze schmutzig-aschgrauen, übrigens wie an den Alten gefärbten Schnabel. Am Oberleibe sind sie mit schwärzlichem, rothgräulichem Gefieder bedeckt; am Unterleibe mit weißgrauem schwärzlich geflecktem; die Stände sind, wie bei den Alten, grünlichgelb **). Nach dem ersten Mausern

*) In der §. 2. benannten Gegend des Königreichs Sachsen haben diese Regenpfeifer in zwei auf einander folgenden Jahren (1803 und 1804) auf einem großen, mit groben Kies belegten Sandheger am Muldenstrome gebrütet und Junge gezogen; in den zwei folgenden fanden sie sich, wie in den vorherigen, im Monat April ein, machten aber kein Geheck und traten den Herbstzug zu Ende des Septembers an.

**) Noch vor dem Abdruck des gegenwärtigen Kapitels (den 19 Januar 1804) gelang es dem Verfasser, eines alten Männchens und dreier Jungen habhaft zu werden. Von letztern waren zwei flugbar, eines noch nicht völlig. Auf dem Oberkopfe sahe man bei letztern noch Spuren von weißgrauem Flaum. Die Richtigkeit der Gefiederfarben-Angaben kann daher verbürgt werden.

wird die schwärzliche Farbe dunkelbraun. Erst im zweiten Jahre wird die Gefiederfarbenzeichnung bestimmt.

§. 6.

Im Monat April kommen die lerchengrauen Regenpfeifer auf ihrem Zuge an, und fallen in mäßig starken Flügen auf großen Heiden, Sandhegern und Brachfeldern ein. Diesen Aufenthaltsorten zu Folge dürften sie daher zu den Sumpfvögeln eigentlich nicht gerechnet werden. Von dem einmal gewählten Aufenthalte entfernen sie sich den ganzen Sommer hindurch nicht weit und ziehen im September, bei guter, warmer Witterung auch wohl erst im Oktober wieder ab.

An heißen Sommertagen liegen selbst Alte in der Mittagsstunde äußerst fest, so daß einer meiner Freunde — ein glaubwürdiger Mann — mir versicherte, er habe im Sommer 1803 einen für todt gehaltenen mit dem Stocke umgewendet, der dann erst sich zu bewegen anfing, eilig eine Strecke fort lief und schreiend davon flog.

§. 7.

Die Nahrung der großen Brachvögel besteht in Mäusen, Thaufröschen, Käfer- und Insektenlarven, kleinen Käfern, Schnecken und Erdmaden und Gewürm, vorzüglich aber in Regenwürmern, welche sie Morgens und Abends emsig aufsuchen.

Um des unter ziemlich großen Steinen verborgenen Gewürmes habhaft zu werden, wälzen sie solche mit besonderer Geschicklichkeit um — daher der Name Steinwälzer.

Die Alten tragen den Jungen nur in den ersten Tagen Nahrung zu, nachher müssen diese sie selbst suchen.

§. 8.

Das Wildbret derselben ist sehr wohlschmeckend und zart, deshalb wird es vorzüglich geschätzt und deshalb wurde dieser Vogel auch wohl der Mitterjagd zugerechnet.

§. 9.

Sie ſind ſcheu und daher ſchwer zu beſchleichen. Doch gelingt es, an ſchönen Frühlingstagen, noch eher aber in den heißeſten Mittagsſtunden des Sommers und bei neblichen Morgen zuweilen, ihnen mit dem Schießpferde, oder auch zu Fuß, in ſich immer verengernden Kreiſen, auf gehörige Schußweite anzukommen. Stehen ſie das erſtemal in großer Ferne auf, und der Jäger ſieht ſie wieder einfallen; ſo darf er ſie nicht aus den Augen laſſen, muß gleich von weitem zu traben anfangen, und außer dem Winde vorbeireiten oder laufen zu wollen ſcheinen. Dann werden ſie ſich — vielleicht — drücken, bis er nahe genug kommt.

Führt er eine Doppelflinte und gelingt der erſte Schuß; ſo ſchwärmen die übrigen in der Nähe befindlichen Anverwandten ängſtlich ſchreiend um den Verwundeten herum, und dann iſt der zweite Schuß oft noch vortheilhaft anzubringen.

Abends und Morgens, wenn ſie, wie gewöhnlich, laut zu werden anfangen, bedient man ſich mit Nutzen der Lockpfeifen *), um ſie heranzuziehen. Hat man ſich vorher hinlänglich darauf geübt, den natürlichen Laut täuſchend nachzuahmen, ſo darf man ſich nur, von den Brachvögeln unbemerkt, gut verbergen, und ſobald ſie zu locken anfangen, ihnen antworten. Im erſten Augenblicke werden ſie horchen und ſtill ſeyn, dann ſchweige man auch; ſobald ſie aber wieder ſchreien, brauche man die Pfeife wieder. Eilig nahen ſie ſich dann im Fluge oder Laufe, und im letztern Falle, oder wenn ſie in der Nähe einfallen, kann oft mehr als einer mit einem Schuſſe erlegt werden.

---

*) Man hat meſſingene. Die Hauptkapſel iſt daumenſtark 1½" lang. In derſelben wird ein unten zugeſpitztes Röhrchen, oben von der Dicke eines Pfeifenſtiels mit einer gewöhnlichen Pfeifenöffnung eingelöthet und an der Seite der Kapſel ein rundes Loch angebracht, durch deſſen Zuhalten der tiefere, durch das Aufmachen aber der höhere Ton entſteht. Außerdem kann man aber auch ganz gewöhnliche hölzerne Kinderpfeifen dazu gebrauchen. Wer recht gut mit dem Munde, oder noch beſſer, auf dem Finger zu pfeifen geübt iſt, kann jedes andere Hülfsmittel entbehren.

Auch auf dem Brachvogelherd wird man zuweilen Steinwälzer fangen, beſonders wenn man ſich vermittelſt der Pfeife erſt einen Lockvogel *) verſchafft hat.

Doch würde es kaum der Mühe lohnen, blos darum einen Herd anzulegen. Ich verſpare daher die Beſchreibung deſſelben bis zu dem Kapitel des dritten Abſchnitts, wo von mehrern Arten der Brachvögel die Rede ſeyn wird.

Viertes Kapitel.

Vom großen Brachvogel.

(Numenius Arquata (*Latham*) **).

---

§. 1.

Er wird auch Bracher, teutſcher Bracher, Giloch, Windvogel, Gewittervogel, Jütvogel, Gütvogel, Geisvogel, Goiſer, krummſchnäblige Schnepfe, Regenwulp, und wie der im vorigen Kapitel beſchriebene eigentlichere Brachvogel, gleichfalls Faſtenſchlyer und Keilhaken genannt.

§. 2.

Dieſe Federwildart gehört, wenn ihr — obgleich als eigentlicher Sumpfvogelart — nicht mit Recht der Name großer Brachvogel beigelegt wird, zur Mitteljagd.

---

*) Zum Futter der Lockvögel kann man harte, in Milch aufgequellte Semmel und zuweilen klein geſchnittenes Fleiſch und Würmer nehmen.

**) Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft Theil I. Band II. Kap 12. von Wildungens Taſchenbuch 1809 — 1819. Meyers Taſchenbuch, Theil II. S. 354. Um Irrungen zu vermeiden, hat

Linné zählt sie der Gattung Schnepfe bei; bei Latham und Bechstein und allen neuern Ornithologen macht sie eine Art der Gattung Numenius aus. Im Pariser Systeme wird sie als Art der Gattung Tantalus, unter dem Namen Tantalus Numenius angegeben; Leske endlich rechnet sie zur Gattung Ibis. Sie ist den Sommer hindurch im Norden von Europa, Asien und Amerika vorzüglich einheimisch. Zu Ende des Monats September und im Oktober zieht sie weg, und kehrt gegen Ende des Märzes und zu Anfange des Aprils zurück. Doch hält sie sich hin und wieder in Teutschlands südlicheren Gegenden, wo in den Brüchern und Sümpfen so warme Quellen sind, daß sie nie ganz zufrieren, auch den Winter hindurch auf. Sonach ist sie zwar im Allgemeinen für einen Zugvogel zu halten, behält aber doch zuweilen, wie die Sumpfschnepfen, ihren Stand.

Der Numenius *) ist dem zahmen Huhne an Größe ziemlich gleich, doch sind alle Theile etwas gestreckter. Seine Länge beträgt 2′ 2″, wovon der Schwanz etwas über 3″ wegnimmt. Die Breite von einer Flügelspitze zur andern ist 3½′ reichlich. Zusammengelegt reichen die Flügel bis ans Ende des Schwanzes. Bei verschiedenen Vögeln dieser Art findet jedoch oft eine bedeutende Abweichung in der Größe statt, deren Grund noch nicht ausgemittelt ist. Der etwas über 4″ lange, dünne, runde, an den Seiten geriefte, von der Mitte nach der Spitze zu abwärts gebogene Oberschnabel ist olivenbraun, an der Spitze schwärzlich; eben so der Unterschnabel, außer an der fleischfarbenen Wurzel; der Augenstern nußbraun; die Stände sind im Leben und gleich nach dem Tode graublau; späterhin — besonders in der freien Luft liegend — werden sie schwärzlich, endlich ganz schwarz;

---

der Verfasser die ohnehin nicht genau bezeichnende Benennung Krummschnabel, welche dieser Vogel in der ersten Auflage führte, verworfen, und obige gewöhnlichere — obwohl auch nicht ganz richtige — an deren Stelle gesetzt.

*) Vergl. die Kennzeichen der Art in der Einleitung.

vorn bis über die Zehen herab geschildert, an den Seiten und hinten netzförmig; unter den mit einer Haut geränderten Zehen chagrinartig. Die Nägel sind tief schwarzbraun und unter jeder steht eine kleine wulstige Erhabenheit. Die Länge des Schienbeines beträgt $3\frac{1}{4}''$, die der Mittelzehe $2''$, der Seitenzehe $1\frac{1}{2}''$, der Hinterzehe $5'''$ (alles mit Ausschluß der Nägel).

Die Hauptfarbe des Vogels ist weißlich, dunkelbraun gefleckt, fast wie an den Lerchen. Um die Augen herum zieht sich ein weißer Kreis. Der Kopf ist kleiner und erscheint weißgelblich, dunkelbraun gefleckt; auf gleiche Weise der Obertheil des langen Halses, nur mit weniger zahlreichen braunen Flecken. Der Oberrücken, die langen Schulterfedern und die Deckfedern der Flügel sind dunkelbraun, einige an den Seiten rostgelb gerändert, andere haben weiße Flecken. Die Mittelrücken- und die nächsten Steißfedern zeichnen sich durch schneeweißes Gefieder aus, welches nur an dem letzt benannten Orte einige dunkle Längenstreife hat. Die obern ziemlich langen Schwanzdeckfedern sind gleich dem Schwanze selbst, dunkelbraun und röthlichweiß gebändert, nur daß an ersteren mehr weißliche Streifen, als braune sichtbar werden. Die erste Ordnung der Schwungfedern hat weiße Schäfte und dunkelbraune Fahnen; an denen der zweiten haben die innern Fahnen weiße Binden; an denen der dritten, welche sehr lang geschäftet sind, rostgelbe, in der Mitte unterbrochene Querstreifen. Die Kehle ist reinweiß; der Vorderhals, die Brust und der Unterleib weiß gegrundet. Letzt genannte Theile haben schmale, $\frac{1}{2}''$ lange, nach unten zugespitzte Streifen, die an den Seiten des Leibes um vieles häufiger und stärker werden. Reinweiß sind die Schenkel- und Afterfedern gefärbt; die Deckfedern der Unterflügel weiß und dunkelbraun gefleckt.

Das Weibchen wird sowohl an der blaßgrauen, zuweilen grünglänzend schillernden Farbe des Kopfes, des Halses und der Brust, welche Theile häufig dunkelbraun gestrichelt, auch einzelne Federn röthlichweiß eingefaßt sind, als auch an dem völlig dunkelbraunen, mit grauen und grauröthlichen Flecken besprengten Rücken erkannt. Ueber-

haupt zeichnet es sich durch viel dunklere Farben vor dem Männchen aus. Dies ist auch der Fall bei den einjährigen Jungen beider Geschlechter.

Als Spielarten in Rücksicht der Farbe sind 1. der weiße und 2. der rosenroth gebänderte Gütvogel anzusehen.

Schneller ist auf jeden Fall verhältnißmäßig der Lauf dieses Vogels, als der Flug desselben. Doch rettet beides sie nicht so leicht vor ihren Feinden, als die ihnen eigene Schüchternheit und Aufmerksamkeit auf alles, was sich irgend zu nähern scheint, verbunden mit äußerst scharfen Gesichtswerkzeugen. Ihr Laut ist dem des im vorigen Kapitel beschriebenen großen Brachvogels nicht unähnlich. Bechstein sucht ihn durch Hoi-Hoi-i zu versinnlichen; Andere meinen, er klinge wie Carley oder Klarit. Sollten alle diese Beschreibungen des Tones nicht genau zutreffen, so ist das kein großer Schade; denn, wer diesen Vogel nur einmal zu Gesicht bekommt, dem gibt er gewiß durch sein Geschrei Gelegenheit, ihn das zweitemal wieder zu erkennen.

§. 3.

Wie die Schnepfen, paart sich auch diese Sumpfvogelart und zwar gleich zu Anfange des Frühlings. Gewöhnlich gleich nach der Ankunft auf ihrem Sommerstande macht sich das Weibchen ein kunstloses Nest auf trocknen Rasenhügeln (Kaupen), welche man in großen Sümpfen häufig findet, legt vier bis fünf olivengrüne, etwas ins Blaßbräunliche fallende, schwarz, auch braun gefleckte Eier und brütet sie in drei Wochen aus. Die Jungen verlassen, gleich wenn sie den Eiern entschlüpft sind, das Nest, und folgen der Mutter, um die erforderlichen Aesungsmittel kennen zu lernen. Bis sie ein Jahr alt sind und zum erstenmale mausern, ist der Oberleib schwärzlich und röthlichgrau, der Unterleib grau und schwärzlich gefleckt. Die Brust aber schillert aus Grau in Olivengrün. Nach dem ersten Mausern geht die schwärzliche Farbe in Dunkelbraun über, und in den nächstfolgenden Sommermonaten tritt bei jedem Geschlechte die bestimmtere Gefiederfarbenzeichnung hervor.

§. 4.

Während des Herbst- und Frühjahrszuges fallen die großen Brachvögel in unsern Gegenden flugweise zu drei bis acht Stück, in andern weit starkzähliger vereinigt, auf Brach- und grünen Saatfeldern, oder auf nassen sumpfigen Wiesen und Moorlehden ein. Da, wo sie ihren Sommerstand nehmen, halten sie sich am Tage fast immer in kaupigen Sümpfen, im Norden, wie man sagt, sogar in Gebirgen auf, immer aber nur in Gegenden, wo sie die erforderlichen Aesungsmittel in der Nähe haben. Während der Lege- und Brütezeit lebt jedes Paar isolirt für sich, dann aber zieht sich Jung und Alt wieder flugweise zusammen und kettet sich so an einander, daß alle Individuen eines solchen geselligen Vereines, trotz ihrer natürlichen Schüchternheit, einen erlegten ihres Gleichen und aus ihrer Mitte so lange umschwärmen und laut bejammern, bis erneuerte Verfolgungen sie zur Flucht zwingen, oder bis nach längerer Zeit die Fruchtlosigkeit fernerer Versuche, den erblaßten Freund zu wecken, ihnen einleuchtet.

Im Winter dauert dieses gesellige Leben in südlicheren Ländern fort, und zwar wachsen die Flüge dort oft zu Schaaren an, welche sich dann in warmen Sümpfen, auf der Saat und vornehmlich an den Seeküsten aufhalten.

§. 5.

Regenwürmer und anderes Gewürm, Muscheln und Schnecken sind diejenigen Aesungsmittel, welche dieser Vogel allen andern vorzieht; doch nimmt er auch Insekten, Insektenlarven, Spitzen von junger grüner Saat, verschiedene Kräuter und Grasarten an. Nächst dem allen findet man auch in seinem Magen fast immer der Verdauung wegen verschluckte Kieselkörner.

§. 6.

Das Wildbret der alten großen Brachvögel muß beson-

ders zubereitet oder doch wenigſtens die Fetthaut abgelöſ't werden, wenn es ſchmackhaft ſeyn ſoll. Vorzüglich ſchätzt man das der Jungen.

In Holland werden die Eier als Leckerbiſſen gut bezahlt.

Außer dieſem unmittelbaren Nutzen ſtiften dieſe Vögel — wie die Regenpfeifer — mittelbar noch größern, da ihre Hauptnahrung aus ſchädlichen Inſekten und Würmern beſteht.

Ob auch der abgeſagteſte Wildfeind im Stande ſeyn würde, ihnen etwas aufzubürden, wodurch ſie ſchädlich werden könnten, bezweifle ich faſt; ſeine Gehörnerven müßten denn ſo reizbar ſeyn, daß ſie den kreiſchenden Laut nicht zu ertragen im Stande wären.

§. 7.

Alle im vorigen Kapitel §. 9. erwähnte Hülfsmittel, die Jagd mit Erfolg zu betreiben, ſind auch hier anwendbar. In Rückſicht des Fanges iſt noch zu merken, daß dieſer auf dem eigentlichen Brachvogelherde weniger glücklich von ſtatten gehen möchte, als auf dem Waſſerherde, von welchem gleichfalls im dritten Abſchnitte; bei Gelegenheit der Anweiſung zum Fange anderer Sumpf- und Waſſervögel, die Rede ſeyn wird.

Dritte Abtheilung.

Reißende oder Raubthiere.

Vom Wolf.

Canis Lupus, (*Linn.*) *).

§. 1.

Nur der Wolf allein wird als reißendes und Raubthier im Königreiche Sachsen zur Mitteljagd gerechnet und zwar jetzt nur pro forma; denn in einem Edikte vom 8. November 1717 wurde schon verordnet:

„daß Wölfe nicht nur von einem jeden, der die Jagden hat, wenn er auch nur mit der Niederjagd allein belehnt, gefället, sondern auch dem, so einen Wolfsbalg in die Wildmeisterei, worunter das Revier einbezirkt, einliefert, jederzeit allda 2 Rthlr. 12 Gr. zur Ergötzlichkeit gereicht werden sollen.“

§. 2.

Weidmännische Ausdrücke:

Der Wolf hat einen Balg, keine Haut.

Eine Ruthe oder Standarte, keinen Schwanz; die Spitze an derselben heißt die Blume.

*) v. Wildungens Neujahrsgeschenk 1793. Bechsteins Handbuch der Jagdw. Th. I. Bd. I. Kap. 11.

Die Zehen werden Klauen, die Eckzähne Fänge genannt.

Er ranzt, wenn er sich begattet. Ranzzeit sagt man daher, nicht Brunftzeit. Die Wölfin wölft, setzt nicht.

Er hat ein Lager, kein Bett oder Loch.

Er trabt, geht nicht und ist flüchtig, läuft nicht.

Er raubt, indem er ein lebendes Thier reißt, (d. i. packt) und wirft (d. h. niederzieht).

Er frißt den Raub.

Er wird todtgeschlagen, wenn man seiner lebend habhaft wird, und nachdem er erlegt ist, gestreift, d. h. der Balg abgelöst.

Er hat sich durchgeschnitten, wenn er sich durch das Zeug gebissen hat.

Wenn mehrere Wölfe beisammen sind, so werden sie sämmtlich unter der Benennung Rotte begriffen.

§. 3.

Der Wolf wird von Linné, Blumenbach und Pennant, wie der Luchs und Bär, unter die Ordnung Raubthiere oder reißende Thiere, und zur Gattung Hund gerechnet. Nach dem Pariser Systeme gehört diese Gattung in die fünfte Unterordnung zu den Vierfüßern, deren Zehen keine hufartige Bedeckung und Schneide-, Eck- und Backzähne haben. Bechstein macht aus ihm in seiner Eintheilung für Jäger die erste Art der sechsten Gattung, welche unter die erste Abtheilung (Raubthiere) der zweiten Stufe: uneßbare wilde Säugthiere, gehört.

Wohl uns, unsern Herden und Wildbahnen, daß dies schädlichste und gefährlichste Raubthier in allen policirten und gut angebauten Ländern entweder ganz ausgerottet worden ist, oder, wo dies noch nicht möglich war, doch von Jahr zu Jahr fortwährend vermindert wird.

In England kennt man es schon seit mehr als einem Jahrhunderte als einheimisch nicht mehr. Der Wolf war

es dort vielleicht nie, weil dies Land bekanntlich keine grossen Wälder hat.

Wie Unkraut in jedem Boden fortkommt und schwer zu vertilgen ist, so lebt und gedeiht auch der Wolf unter allen Himmelsstrichen zum Verderben anderer Thiere, und unnachläßliches eifriges Streben allein vermag, seiner Vermehrung Grenzen zu setzen.

In Teutschland findet man ihn noch in den waldigen Gebirgen von Niederösterreich, Böhmen, Schlesien; in Franken jetzt als ungebetener Gast öfter als vor zehn Jahren.

Aus diesen Gegenden trabt je zuweilen einer in die benachbarten Provinzen.

In Spanien und Frankreich *) treibt dieser Wüthrig sein Wesen immer noch ungescheut, obwohl nicht unverfolgt.

Im nördlicheren Europa, z. B. in Polen, Kurland, Esthland, tiefer in Rußland, trifft man ihn am häufigsten.

Der in unsern Gegenden bekannte hat $3\frac{1}{2}'$ Länge und oft über $2'$ Höhe. Doch ist die Stärke, wie die Farbe der Wölfe nicht nur nach den Himmelsstrichen, unter denen sie wohnen, sondern beides, vorzüglich aber die letztere, in einer und derselben Gegend zuweilen verschieden.

In nordischen Ländern gibt es schwarze, oder vielmehr schwarzbraune und silbergraue, welche letztere für weiß ausgegeben werden.

Die Farbe des gewöhnlichsten Wolfes ist an der Nase schwarz, an der Schnautze braunschwärzlich, an der Stirn grau und schwarz gemischt, auf dem Kopfe und im Nacken gelbbräunlich. Der Rücken, die Blätter und die Keulen auf der auswendigen Seite sind in verschiedenen Schattirungen mit schwärzlichbraunem, gelblichfahlem und

*) Hier wurden während der Revolution in einem Jahre 7331 Wölfe erlegt, ohne die zu rechnen, für welche man die durchs Gesetz festgesetzte Belohnung nicht forderte.

weißgrauem, die Flanken mit grauweißlichem Haar bedeckt. Die Standare ist eben so wie der Rücken, nur die Blume weiß gefärbt.

An den Vorderläufen wird unterwärts das Haar kürzer, behält auf der äußern Seite die Farbe wie an den Blättern; an der einwärts gekehrten fällt sie ins Weißgelbliche, vorn vom Knie an bis über die Klauen aus Schwarzbraun in Schwarz.

Auch das kürzere Haar auswendig an den Hinterläufen hat gleiche Farbe mit dem der Keulen; inwendig hingegen ist es bis an den Leib herauf weißgraulich.

Die Kehle ist weißlich, der Hals und die Brust grau mit etwas Braun gemischt, der Bauch vorn hellgelbbräunlich, hinten weißgrau.

Das Haar überhaupt ist, vermuthlich nach Maaßgabe des Alters und der Jahreszeit, bald dunkler, bald fällt es überall mehr ins Gelbliche.

Der Kopf ist fast wie am Fuchse gestaltet; wie bei diesem, auch das kurze, zugespitzte Gehör stets aufwärts gerichtet. Die Augen glänzen, vorzüglich zur Nachtzeit feurig und stehen etwas nach außen gekehrt. Die Wimpern sind lang, abwärts gesenkt.

Die fast bis zu den Lauschern (Ohren) gespaltene Schnautze ist inwendig oben und unten mit scharfen Waffen besetzt, von denen sich die vier eigentlichen Fänge (Eckzähne) durch vorzügliche Länge auszeichnen und wie beim Hunde gestaltet und gestellt, nur schärfer und länger sind.

Der Geschlechtstheil des männlichen Wolfes ist fast eben so wie am Hunde gestaltet, die Klauen hingegen sind nach vorn etwas länglicher zugespitzt als an diesem.

Die Standare trägt er ausgestreckt, doch etwas unterwärts hängend.

Er ist vorn höher als hinten und kann daher nicht lange (wie man im gemeinen Leben sich auszudrücken pflegt) auslaufen — in der Jägersprache zu reden — nicht lange flüchtig seyn. Fast immer spürt und sieht man ihn nur im Trabe; aber diese Bewegung setzt

er, ohne zu ermüden, sehr lange hinter einander und mit unglaublicher Schnelligkeit fort, ob er gleich bei der langsamern lendenlahm zu seyn scheint. Besondere Stärke hat er in den Halsmuskeln, so daß er einen Hammel von mäßiger Stärke ganze Strecken in der Schnautze forttragen kann.

Die Wölfin hat einen spitzigern Kopf, eine dünnere Standare, ist auch niedriger und im Ganzen schwächer (nicht so groß) als der Wolf.

Theils um sich vor Nachstellungen zu sichern, theils um seinem Raube desto leichter auf die Spur zu kommen, ward er von der Natur mit äußerst feiner Witterung (Geruch) und nicht viel weniger scharfem Gesicht und Gehör begabt.

Bewundernswürdig ist seine List, unbezähmbar seine Tücke. Zum Glück aber ward ihm eine gute Portion Furchtsamkeit, besonders vor dem Menschen, zu Theil.

Andern Thieren zur Warnung vor einem so starken, schlauen und gefährlichen Feind, muß er sich instinktmäßig, wenigstens im Winter zur Nachtzeit, durch einen widrigen, helltönenden, heulenden Laut verrathen. Doch dient dies Geheul ihm auch dazu, andere Wölfe an sich zu locken, um mit ihnen, in Rotten vereinigt, nach Raub herumzutraben.

Er soll sein Alter auf funfzehn bis achtzehn Jahre bringen und keiner Krankheit so sehr ausgesetzt seyn, als der schrecklichsten und furchtbarsten unter allen, der Tollwuth.

§. 4.

Die Ranzzeit fängt nach einigen Naturforschern schon gegen Ende des Decembers, nach andern erst mit Eintritt des Februars an. Döbel nimmt den letztern Zeitpunkt als den einzig wahren an. Mein verstorbener Lehrherr, der viele Jahre in Polen und Kurland gelebt hatte, versicherte mir oft, der Wolf fange schon im Januar zu ranzen an. Diese verschiedenen Meinungen ließen sich allenfalls durch die Annahme vereinigen, daß

die ältern früher, die jüngern ſpäter ranzten, oder daß gelindere Witterung das Ranzen beſchleunigte. Ohne beſtimmt entſcheiden zu wollen, pflichte ich deshalb Döbel bei, weil die Natur des Wolfes in ſo vielen Stücken mit der des Fuchſes übereinſtimmt; dies kann alſo in dieſem auch der Fall ſeyn.

Die Wölfin ſoll nicht länger als zwölf Tage ranzen; nach neun, andern Angaben zu Folge, nach eilf Wochen vier bis neun Junge, größtentheils männlichen Geſchlechts, in ſtillen, abgelegenen Dickungen, meiſtentheils in weiter ausgeführten Dachs- und Fuchsbauen, zuweilen aber auch in Lagern, welche ſie auf der Erde mit Grashalmen ausfüttert, wölfen. Die Jungen ſind wie die Hunde neun bis vierzehn Tage blind, werden fünf bis ſechs Wochen von der Mutter geſäugt, von ihr ſorgfältig vor den Nachſtellungen des freßgierigen Vaters verwahrt, zum Rauben angeführt und bleiben bis zur folgenden Ranzzeit unter der Aufſicht derſelben. In einem Alter von achtzehn Monaten ſind ſie ausgewachſen und fähig, ſich fortzupflanzen.

Während der Ranzzeit ziehen ſich oft mehrere Wölfe bei einer Wölfin zuſammen. Unter dieſen kommt es dann zu heftigen Kämpfen. Ob der ſtärkſte den Lohn ſeiner Tapferkeit erhält, oder ob ſich die Wölfin nach Gefallen einen Günſtling wählt; wer will es entſcheiden? — Aber das iſt gewiß, daß ſie ſich unvermerkt mit einem nur entfernt und in der Einſamkeit genießt und Genüſſe gewährt.

Die Begattung geſchieht auf die nehmliche Art, wie bei den Hunden.

§. 5.

Ueberall für vogelfrei erklärt, hält ſich der Wolf am Tage iſolirt in den unzugänglichſten Gegenden des Waldes, und ſelten während des Sommers im Getreide oder in dem hohen Graſe, welches man auf den polniſchen und tartariſchen Steppen findet, verborgen. So lange die Sonne über dem Horizonte ſteht, verläßt er, nur vom

unbezwinglichsten Hunger geplagt, sein Lager, um auf Raub, von dem er einzig und allein lebt, auszutraben. Gewöhnlich geschieht dies mit Einbruch der Nacht.

Zuweilen drückt er sich dicht an, oder gar auf stark befahrnen Wegen in tiefen Gleisen platt nieder, und lauert, ob ihm der Zufall etwas verschafft; meistentheils aber geht er allein, oder mit einer Rotte vergesellschaftet, in einer Nacht viele Meilen weit fort, kehrt aber noch vor Anbruch des Tages in sein Lager zurück.

Er stellt allen lebenden Thieren mit einer Beharrlichkeit und List nach, welche vollkommen das ersetzt, was ihm an Behendigkeit fehlt; denn in dieser Rücksicht steht er vielen zahmen vierfüßigen Thieren und fast allen Wildgattungen nach.

Was er einmal reißt, das wirft er — seltene Fälle ausgenommen — gewiß. Mit äußerst fein organisirten Sinnen ausgerüstet, trabt er überall unter dem Winde umher. Gewahrt er nun Schafheerden, Rindvieh oder Pferde im Freien, so schleicht er mit ungemeiner Vorsicht hinan und richtet, wenn sie nicht von äußerst wachsamen, starken Hunden und von herzhaften Hirten bewacht werden, vorzüglich unter den Schafen, eine Metzelei an, bei welcher seine Grausamkeit noch weiter geht, als die ihm eigene Gefräßigkeit. Oft wirft er, wenn er ungestört bleibt, acht bis zehn Stück, ehe er an einem frißt; wird er aber überfallen, so eilt er in möglichster Geschwindigkeit mit einem dem nächsten Dickicht zu und verzehrt es, wenn er in Sicherheit ist, auf einmal. Dabei soll er die Geschicklichkeit besitzen, das Fleisch aus der Haut herauszufressen, ohne diese weiter als da zu beschädigen, wo er anschneidet. Kaum würde es begreiflich seyn, wie er fast zwei Schafe bei einer Mahlzeit aufzufressen im Stande ist, wenn man nicht wüßte, daß die Verdauung außerordentlich schnell von statten geht, so daß alle Augenblicke wiederholte Ausleerungen auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen.

Größere Thiere fällt er selten allein an; zwei Wölfe aber sind schon im Stande, eine Kuh oder ein Pferd zu

werfen. Doch gelingt ihnen, selbst rottenweise, der Angriff auf letztere am seltesten, da das einzelne sich meistentheils durch die Flucht rettet, mehrere aber bei der Vertheidigung die Köpfe zusammenstellen und ihre Feinde durch unaufhörliches Hintenausschlagen zum Ausreißen bringen, wohl gar einen und den andern tödten.

Funk erzählt in seinem ausführlichen Texte zu Bertuchs Bilderbuche eine Geschichte, welche als Beispiel der mütterlichen Zärtlichkeit einer Kuh interessant ist. Ein Wolf macht nehmlich Miene, ihr Kalb, mit dem sie zufällig auf der Weide an einem Baume steht, anzufallen. Unbekümmert um die Gefahr, der sie selbst sich aussetzt, geht sie mit den Hörnern auf den Wüthrig los, und faßt ihn so gut, daß sie ihn mit denselben an dem Baumstamme todt drückt. Aus Furcht, er möchte wieder aufleben, bleibt sie so lange in dieser Stellung, bis ein nach geraumer Zeit dazu kommender Landmann den schon erstarrten Wolf wegreißt.

In den Jahreszeiten, wo die Viehheerden des Nachts nicht mehr im Freien bleiben, oder, wenn sie zu vorsichtig bewacht werden, müssen sich die Wölfe mit der mühsamern Jagd auf Wild begnügen.

Junges und schwächere Arten beschleicht der Wolf. Doch ein solcher Fang reicht so wenig hin, seinen Heißhunger zu stillen, daß er sich kaum damit abgibt, wenn es der Wölfin nicht darauf ankommt, ihren Jungen Nahrung zuzutragen, oder späterhin das Rauben zu lehren.

Gelingt es dem einzelnen Wolfe nicht, Rehe oder Edelwild im Bette zu überfallen, oder zu werfen, wenn ein Stück da vorbeizieht, wo er sich gedrückt hat; so vereinigen sich mehrere zu einer förmlichen Jagd. Einer folgt dann auf der Fährte, die übrigen werfen sich vor. Kommt das fliehende Wild einem nahe genug, so springt er darauf zu, und reißt und hält es so lange, bis die andern herzueilenden es werfen helfen. Gemeinschaftlich verzehrt die saubere, immer mit trefflichem Appetit begabte Gesellschaft sehr schnell den Raub, der ihr bei hochtragenden Thieren am leichtesten wird.

Ganze Rotten fallen auch Sauen und selbst Bären an, mögen aber da den Sieg wohl selten und nur durch harten Kampf erringen.

Sehr begreiflich ists, daß bei der Gefräßigkeit und Mordlust der Wölfe ein kurzer Zeitraum und eine geringe Zahl solcher Gäste hinreicht, den besten Wildstand auf Nichts zu reduciren.

Im Winter, oder wenn sie sonst sehr vom Hunger geplagt werden, schleichen sie sich an und in die Dörfer, arbeiten sich unter den Schwellen der Ställe durch und richten in denselben eine schreckliche Massacre an. Haben sie Zeit dazu, so fressen sie erst auf der Stelle so viel sie können und nehmen noch obendrein auf dem Rückzuge mit, was fortzubringen ist.

Werden sie gleich Anfangs gestört, so muß doch etwas ihre Mühe lohnen, wärs auch nur ein Hund oder ein kleineres Thier. Eilig entfliehen sie damit dem Holze zu.

Alles Geflügel ist ihnen Leckerspeise und sie sind so geschickt, zwei Gänse, die Hälse übers Kreuz gelegt, auf einmal fortzuschleppen.

Mangelt alle Gelegenheit zum Raube, so nehmen sie auch mit gestorbenem Viehe, gefallenem Wilde und Leichen verlieb. Auch schonen sie bei eintretender Hungersnoth ihres Gleichen nicht, sondern der Stärkere wirft und frißt den Schwächern.

Nur der allerhöchste Mangel soll die Wölfe, wenn sie sich in starken Rotten zusammengezogen haben, dahin bringen, den Menschen, welchen sie sonst sehr scheuen und fliehen, anzufallen.

Man will die Bemerkung gemacht haben, daß da, wo sie Gelegenheit fanden, auf Schlachtfeldern die vergrabenen Leichen auszuscharren und zu verzehren, ihre Gier nach Menschenfleisch so zugenommen habe, daß sie nachher nicht nur Kinder aus den Häusern geraubt, sondern, selbst in der mildern Jahreszeit, Anfälle auf erwachsene Menschen gemacht hätten.

Solche Vorfälle mögen wohl anfänglich zu der Be-

nennung Währwolf *), und nach mancher Verbrämung durch Zuſätze zu den ſinnreichen Mährchen Veranlaſſung gegeben haben, nach welchen dieſer als ein halbes Ungeheuer in den Kinderſtuben geſchildert wird.

§. 6.

Verräth ſich auch der nahende Wolf nicht durch ſein Geheul, ſo wittern ihn doch zahme und wilde Thiere ſchon in weiter Entfernung. In Zeiten ſuchen ſie ſich dann durch eilige Flucht zu retten, oder durch alle in ihrer Macht ſtehende Mittel in Sicherheit zu ſtellen, oder zur Vertheidigung vorzubereiten.

Der Menſch iſt eigentlich nur im Winter, vorzüglich wenn er zur Nachtzeit unter Weges ſeyn muß, einiger Gefahr ausgeſetzt; aber auch unbewaffnet ſtehen ihm dann Sicherungsmittel zu Gebote, durch welche ſie ſehr gemindert wird, z. B. Feueranſchlagen, Muſik, Kettengeklapper — weshalb man in Gegenden, wo es viele Wölfe gibt, immer Ketten unter den Schlitten ſo befeſtigt, daß ſie an einander ſchlagen — auch jedes fortdauernde Geräuſch **). Bemerkenswerth iſt das im Journal de Paris l'an 1805, Nr. 216, von Tiſſier bekannt gemachte Sicherungsmittel gegen den Anfall der Wölfe auf Vorwerke und Schäfereien. Man ſoll nehmlich in der Nähe des Gehöftes oder Hordenſchlages an einem Stabe eine brennende Laterne von 10″ Länge und 4″ ins Gevierte aufhängen. Unfehlbaren Schutz ſoll dies Mittel gewähren, wenn jede Glasſcheibe in der Laterne eine andere Farbe hat.

§. 7.

Vielfältige Verſuche, junge Wölfe zu zähmen, haben

---

*) Ein ſolcher Wolf, vor dem man ſich wahren, d. i. hüten, muß.

**) Petri erzählte in ſeinem Buche über Eſthland und die Eſthen: Er habe bei Nachtreiſen mehreremale ſechs und mehrere Wölfe quer über den Weg gelegt gefunden, aber jedesmal hätten ſie dem Pferde und Schlitten Platz und nie einen Verſuch zum Anfall gemacht.

den Erfolg gehabt, daß ſie ihre Natur bis ins dritte Jahr zwar verläugneten, dann aber boshaft und raubgierig wurden, und die erſte beſte Gelegenheit, ſich in Freiheit zu ſetzen, benutzten.

Andere Proben, Baſtarde von eingefangenen, alten Wölfinnen und Hunden, oder von Wölfen und Hündinnen zu ziehen, gelangen nie. Eingeſchränkt erzogene Wölfinnen begatteten ſich hingegen fruchtbar mit Hunden — ob auch Wölfe mit Hündinnen, iſt mir nicht bekannt —, und brachten Blendlinge, welche ſich durch Herzhaftigkeit und Dauer auszeichneten, aber ihrer Bosheit und Raubgier wegen nicht ſehr brauchbar waren.

Dieſe pflanzten ſich ungezwungen mit den reinen Hunderacen fort *). Bei dem natürlichen Widerwillen, welchen der noch ſo herzhafte junge Hund dadurch äußert, daß er den Wolf beim erſten Anblick und ſelbſt bei der bloßen Witterung flieht — wovon ich ſelbſt Zeuge geweſen bin —, bei dem Haſſe, den der ältere durch einen Kampf auf Leben und Tod beweiſt, muß man dieſen Erfolg allerdings bewundern, um ſo mehr, da der Wolf den Hund frißt, dieſer aber den gewürgten Wolf nicht weiter berührt.

§. 8.

Der Balg des Wolfes, welcher im Winter am beſten iſt, wird zu allerlei Pelzwerk, z. B. zu Müffen, Wildſchuren, Pferdedecken u. dergl. verarbeitet. Man hält das von den Wammen für das vorzüglichſte. Die weißen Bälge ſind die koſtbarſten. Das weißgahre Leder gibt dauerhafte Pauken- und Trommelfelle, Handſchuhe u. dergl.

*) Lange haben ſich die Naturforſcher darüber nicht vereinigen können, ob der Wolf zum Hundegeſchlechte gehöre. Obige Erfahrung hat für dieſe Meinung entſchieden. Vielleicht war Döbel einer der erſten, welcher die einigermaßen gelungene Probe machte, eine jung gezähmte ſchwarze Wölfin mit einem Hetzhunde zu belegen. Sie ward beim Wölfen, wahrſcheinlich weil der Hund zu ſtark gewölfen war; aber die ſechs Jungen, welche man bei der Oeffnung todt fand, waren vollkommen.

Die Fänge werden zum Glätten und Poliren gebraucht. Wasser über Wolfskoth geschüttet und die Schafe damit bespritzt, soll sie vor seinen Anfällen sichern (? —).

Das Wildbret dieses Raubthieres genießt kein unvernünftiges Geschöpf; nur die Tunguſen essen es, so oft sie es haben können, gebraten; die Kalmucken aber — die doch sonst auch nicht ekel sind — nur im äußersten Nothfalle und dieser sollte es auch uns wohl lehren!

§. 9.

Die Fährte des Wolfes hat viel Aehnliches mit der eines starken Bauerhundes. Genaue Aufmerksamkeit auf folgende Kennzeichen wird jedoch den Weidmann vor Irrthum im Ansprechen schützen:

1. Der Wolf schnürt, indem er wie der Fuchs die Tritte schnurgerade hinter einander setzt;
2. der Schritt ist weiter wie beim Hunde, weil der Wolf immer trabt;
3. die Ballen drücken sich länger und schmaler aus und der ganze Tritt ist länglicher, als beim Hunde;
4. die zwei mittleren Klauen stehen stets dicht beisammen;
5. die Nägel an denselben sind in jedem reinen Tritte scharf ausgedrückt;
6. eine ganze Rotte Wölfe tritt zuweilen große Strecken weit genau in die Fährte des vordersten; gemeiniglich so lange, bis sie sich, um den Raub zu erjagen, trennt.

§. 10.

Jagdhunde und leichte Hetzhunde sind auch bei der Wolfsjagd anwendbar. Ueber beide Racen ist das Merkwürdigste in verschiedenen der vorhergehenden Kapitel bereits beigebracht worden.

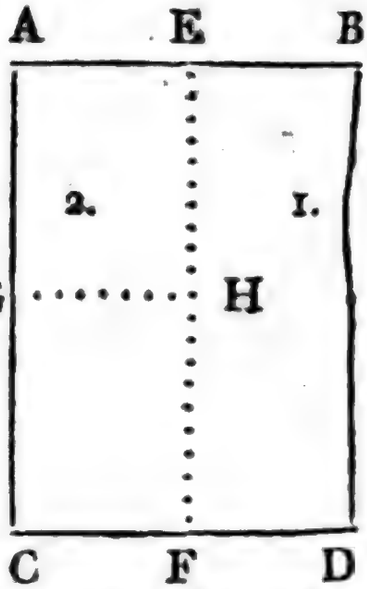
§. 11.

Die unvermeidlichen Kosten eines großen eingestellten Jagens können nirgends so reichlich ersetzt werden,

als da, wo es noch viele Wölfe gibt. Nur möchte, wo dies der Fall iſt, ſelten ein hinlänglicher Zeugvorrath zu finden, auch in den unwegſamen Brüchern und Wäldern mit dem Treiben ſchwer fortzukommen ſeyn.

Geſtatten Verhältniſſe die Einrichtung eines ſolchen Jagens; ſo ſind ſo viel Jagdleute auszuſchreiben, daß mit denſelben der ganze abzujagende Bezirk umlegt, ringsum Wachfeuer unterhalten, und dann das Jagen durch Treiben von allen Seiten nach der Stallungsgegend zu ſo weit ins Enge gebracht werden kann, als die vorräthigen Lappen zur Lappſtadt, und das Zeug zur weiten Stallung hinreichen *). Außerdem muß noch ſo viel Zeug übrig ſeyn, daß das Jagen nicht nur damit der Länge nach in zwei Theile getheilt, ſondern auch in der einen Hälfte deſſelben noch einmal quer durchgeſtellt und dadurch die Scheidung der Wölfe vom übrigen Wild noch an demſelben Tage, an welchem die Stallung ins Ganze gebracht wird, bewirkt werden kann **).

Zur Verſinnlichung des Verfahrens bei der Scheidung möge nebenſtehende Figur dienen.



Man lege nehmlich die Treiber auf dem linken Flügel B D an, laſſe ſie bis E F fortgehen und auf dieſe Weiſe alles Wild aus der mit 1. bezeichneten Hälfte der Stallung in die andere 2. hinübertreiben. Verſuchen bei dieſer Gelegenheit, Wölfe zurückzugehen, ſo laſſe man es geſchehen. Auf E F hält man dann die Mannſchaft ſo lange an, bis hier das Zeug vermittelſt der an deſſen Oberleine befeſtigten andern Leinen auf die am obern Ende der Stellſtangen befindlichen, leicht beweglichen Rollen ge-

*) Wegen Einrichtung der Lappſtadt ſowohl, als der weiten Stallung ſehe man das erſte Kapitel der erſten Abtheilung, des erſten Abſchnitts §. 30 und 31.

**) Denn ſonſt würden in der Nacht die Wölfe eine gräßliche Niederlage unter dem mit eingeſtellten Wilde anrichten.

hoben worden ist, und an jeder dieser Leinen zuverlässige Männer, gut verborgen, angestellt sind, welche das so eingerichtete Zeug — das man Falltücher, die Stellstangen aber Schnappstangen nennt — sobald die Treiber wieder bis B D zurückgezogen sind, bis auf 2′ über der Erde niederlassen und, während dann das erste Treiben repetirt wird, genau Acht haben, ob Wölfe oder anderes Wild auf die Falltücher zukommt *). Im erstern Falle wird das Zeug durchaus in die Höhe gezogen, damit die Wölfe nicht durch können; im letztern ganz bis auf die Erde niedergelassen, damit das Wild übergehe. Die umkehrenden Wölfe machen sich gewöhnlich am Zeuge zurück, weshalb auf ein an den Falltüchern zu gebendes Zeichen die Treiber sich nach der Mitte so lange zusammenziehen, bis sie vorbei sind. Ist man nun überzeugt, daß in dem Theile 1. kein oder wenig anderes Wild mehr zurückgeblieben ist; so wird einstweilen das Zeug auf E F festgestellt.

Dann legt man ein Treiben bei A E an, läßt es bis G H fortgehen, stellt hier mit Falltüchern durch, und wiederholt das Treiben so lange, bis sämmtliches Wild, mit Ausschluß der Wölfe, in den noch ruhig gelassenen Bezirk G H C F hinüber ist. Dann werden die Treiber zwischen A und G angelegt und alle Wölfe über das zwischen E H ganz abgehobene Zeug in die große Abtheilung 1. getrieben, hierauf aber das Zeug wieder gestellt und ganz fest gemacht. Endlich geht das letzte Scheidungstreiben von C F auf die Falltücher bei G H los. An diesen muß man nun sehr genau Acht geben, daß kein Wolf, aber alles Wild hinüber gelassen werde. Hat man nun den Zweck erreicht, daß sämmtliches Wild in dem kleinen Distrikte A E G H concentrirt ist; sämmtliche Wölfe aber in 1 und in G H C F eingeschlossen sind; so werden letztere über die zwischen H F abgehobenen Tücher in die große Abtheilung 1. gejagt und nun auch hier fest zugestellt.

---

*) Damit man an den Falltüchern alles übersehen kann, müssen die Scheidungsstellflügel auf lichten Plätzen angebracht werden.

Zum Beschluß setzt man das Wild, nachdem die Tücher zwischen A G abgehoben worden, durch ein Treiben, welches von E H abgeht, in Freiheit.

Sollen Sauen von Wölfen geschieden werden, so müssen die Rolleinen an der Unterleine befestigt und die Tücher so weit in die Höhe gezogen werden, daß die Sauen darunter weg können. Besonders hierbei ist große Vorsicht nöthig, damit kein Wolf unter dem Zeuge mit wegschleiche.

Ueber eine Nacht darf man es nicht wegen, Wölfe im Zeuge stehen zu lassen, und selbst während dieser muß das ganze Jagen mit gut unterhaltenen Wehrfeuern umlegt und aufmerksam bewacht werden; denn die Wölfe werden bald dreist, und versuchen alles, sich durchzuschneiden. Deshalb darf man auch keine Tücher, an welchen unten Gemäsch befindlich ist, anwenden.

Mit der Einrichtung eines Laufs verliere man ohne ausdrücklichen Befehl der Herrschaft keine Zeit, sondern stelle so viele Schützen, als man haben kann, auf schicklichen Plätzen, besonders an den Zeugflügelecken an, und lasse die Wölfe durch Treiber und Jagdhunde so lange in der Stallung herumjagen, bis sie alle erlegt und zum Theil von leichten Hetzhunden gefangen sind.

Daß bei einem Wolfsjagen der Verlust einiger Stücken Wild, Sauen und Rehe nicht in Anschlag kommen darf, sondern daß man diese lieber den eingestellten Wölfen überlassen muß, als ihnen durch Zeitverlust bei der Scheidung Gelegenheit verschaffen darf, sich auf eine oder die andere Art zu retten, versteht sich von selbst.

§. 12.

Hat man auf irgend eine Weise bestimmte Kunde erlangt, daß irgendwo mehrere Wölfe liegen, oder sind, wo es wenige gibt, deren einige, oder nur einer, im Winter bei einer Neue eingekreist; so umstelle man den ganzen Bezirk mit halben Tüchern, mit Wolfs- oder Rehnetzen, oder doppelt mit Tuchläppen, so daß

die untere Reihe bis auf die Erde hängt *), ziehe allenfalls auf der einen Seite der Stallung einige Schritte vor dem Zeuge Fallnetze, ſtelle die Schützen in der Stallung herum an und laſſe die Wölfe durch Treiber, welche mit Klappern verſehen ſind, oder mit Steinen auf ein Stück Eiſen ſchlagen, rege machen, löſe am Ende auch einige Koppeln Jagdhunde und laſſe nicht eher ab, bis keiner von den eingekreiſten mehr lebt.

Wenn die Wölfe in der Nacht nach Raube herumtraben, kann man ihre gewöhnlichen Rückwechſel ſo verlappen, daß man den hintern Theil und die Flügel noch im Finſtern, vorn aber, wenn es Tag iſt, zuſtellt. Nur muß darauf Rückſicht genommen werden, daß immer ein beträchtliches Dickicht in der Lappſtadt und dieſe überhaupt nicht zu klein ſei; auch laſſe man nicht zu nahe an das dicke Holz heranlappen.

Beim Treiben in einer Lappſtadt dürfen die Jagdleute mit den Klappern nur bis auf die Hälfte des abzutreibenden Diſtriktes vorwärts gehen, dann müſſen ſie ſich wieder zurückziehen, und entweder das erſte Treiben wiederholen oder die andere Hälfte abgehen. Forcirt dürfen die Wölfe in einer Lappſtadt nicht werden, weil ſie ſonſt gern durchgehen.

§. 13.

Kann oder will man keine Art von Zeug anwenden, ſo veranſtalte man ſo oft als möglich Treibejagen. Wie dieſe zweckmäßig einzurichten ſind, ſoll im dritten Abſchnitte bei der Fuchs- und Haſenjagd beigebracht werden.

In Polen, Eſthland und Kurland ſetzt man ſich im Winter, Abends gegen zehn Uhr, in einen Schlitten, und nimmt ein Spanferkel in einem Sacke und Schießgewehr zu ſich. Kommt man in Gegenden, wo Wölfe herumzutraben pflegen, ſo zwickt und kneift man das Ferkel, ſo daß es ſchreien muß. Dem zu Folge nähert ſich der Wolf

*) Man wird wohl thun, wenn man außer dem Winde zu ſtellen anfängt, und das Geſchäft überhaupt ſo ſtill als möglich betreibt.

und wird aus dem Schlitten geschossen. Man muß mehr als ein Gewehr mitnehmen, um auf den Fall, wenn etwa eine Rotte Miene machte, das Pferd anfallen zu wollen, zur Vertheidigung vorbereitet zu seyn.

So kann man auch ein Stück Fleisch an eine lange Leine binden, solches hinter dem Schlitten her und wenn ein Wolf auf der Schleppe nachkommt, die Leine immer kürzer ziehen, bis er schußmäßig heran ist.

§. 14.

Bei keiner andern Raubthierart dürfen die auf die Ausrottung oder doch möglichste Verminderung derselben zu verwendenden Kosten weniger berücksichtigt werden, als bei den Wölfen. Die Anlage eines Wolfsgartens verursacht deren nicht wenige; aber sie gewährt wesentliche Vortheile und ist deshalb zu empfehlen.

Auf folgende Weise wird die Einrichtung derselben mit geringem Kostenaufwande bewerkstelligt. Man läßt einen Bezirk, welcher etwa 800 bis 1000 Schritte im Umkreise hält und eine Dickung in sich faßt, mit Planken oder einem hohen Flechtezaun, bis auf eine 200 Schritte lange Oeffnung in Süd oder Süd-Ost (weil die Winde, im Winter wenigstens, am häufigsten aus Nord und West wehen) umsetzen. An jedem Ende dieses offnen Einganges wird eine Säule, an welcher verschiedene Haken über einander einzuschlagen sind, eingegraben.

Geht das Dickicht bis auf ungefähr 40 Schritt, an die Oeffnung heran, desto besser. Etwa 100 Schritte von derselben entfernt, läßt man einen freien Platz abräumen, um auf demselben die Wölfe mit gestorbenem Vieh ankirren zu können und nahe bei demselben, im Holze, aber so, daß die Kirrung ganz zu übersehen ist, eine, zwölf Ellen über der Erde, auf Pfehlen stehende Wachhütte erbauen und mit Reisig verkleiden. Unfern des Wechsels (des Einganges), etwas rückwärts, wird in gleicher Höhe über der Erde ein ähnliches Wachhäuschen, welches zwei Wachter, zwei Bund Tuchlappen und zwei Bund Wolfsnetze, nebst den nöthigen Forkeln faßt, errichtet. Aus

der Hütte an der Kirrung bis zum Wachhäuschen, zieht man durch Ringe, welche an dem obern Ende aufrecht stehender Stangen befestigt sind, einen Draht, und befestigt an demselben im Wachhäuschen beim Wechsel eine leicht bewegliche Klapper oder einen Hammer.

Haben Wölfe die Kirrung angenommen; so begibt sich ein Jäger mit Sonnenuntergang auf das Wachhäuschen an derselben, zwei Gehülfen aber besteigen das andere, ohne Licht bei sich zu haben.

Wenn nun der Jäger einen oder mehrere heißhungrige Gäste auf dem Kirrungsplatze erblickt, gibt er durch vorsichtiges Ziehen am Drahte den Gehülfen ein Singnal, welchem zu Folge jeder derselben augenblicklich ein Bund Lappen nebst den dazu gehörigen Forkeln ergreift und ohne Geräusch an ein Ende des Wechsels läuft, die Lappen an den untern Haken an den Säulen anbindet und, nach der Mitte zu, auf die bei sich habenden Forkeln hängt. Da, wo sie zusammen kommen, werden die Leinen verbunden.

So schnell als möglich holen sie nun die Netze herbei, stellen damit den Wechsel fest zu und bewachen ihn bis zum folgenden Morgen, an welchem die eingesperrten Wölfe entweder im Garten oder am Wechsel, der immer gut besetzt seyn muß, todt geschossen werden. Am letzt genannten Orte muß auch eine starke eiserne Gabel und eine Keule bei der Hand seyn, um den Wolf, wenn er sich etwa in den Netzen verwickelte, fassen und todtschlagen zu können.

Man kann auch in einer Ecke des Gartens eine 12′ tiefe, 9 bis 10′ breite und lange, mit eichenen, glatt gehobelten, aufrecht stehenden Pfosten ausgeschalte Grube anbringen, welche mit drei bis vier glatten Stangen belegt und mit Reisig verdeckt wird. Hinter derselben bleibt eine etwa 6′ lange und 2′ hohe Oeffnung im Zaune. Durch diese wird sich der Wolf retten wollen und in die Grube fallen, aus welcher er vermittelst einer starken Zange (wie die beim Dachs und Fuchs näher zu beschreibende) lebendig heraufgezogen werden kann.

Uebrigens ist der Wolf, wenn er sich gefangen sieht, furchtsam und nicht sehr böse.

§. 15.

Dem einzelnen Jäger wird seine Mühe auf der Schießhütte am besten belohnt.

Sie wird gewöhnlich auf Bäumen und eben so hoch über der Erde angebracht, wie die im vorigen §. erwähnten Wachhäuser. An der nördlichen Seite derselben muß ein bequemes Schießloch befindlich seyn. In einer Entfernung von ungefähr 30 Schritten gerade vor dem Schießloche werden die Wölfe mit gestorbenem Viehe angekirrt. In mondhellen Nächten, vorzüglich im Winter, wenn Schnee liegt, erwartet sie hier der Jäger mit einer guten, mit Nr. 0 oder Posten geladenen Flinte.

§. 16.

Wo das Anlegen der Wolfsgruben erlaubt ist, und, ohne Menschen und Vieh Schaden zuzufügen, bewerkstelligt werden kann, gewähren auch sie Vortheil.

Man macht sie eben so wie die §. 14. beschriebene; aber gewöhnlich 16′ tief und 12′ lang und breit. Mitten in derselben wird eine glatte, 18 bis 19′ hohe Stange errichtet, am obern Ende eine Scheibe — in Esth- und Liefland Tralje genannt — und auf derselben ein lebendiges Schaf, oder, wenn es sehr kalt ist, eine Ente, — weil sie nicht so leicht erfriert — befestigt. An zwei einander gegenüber stehenden Seiten der Grube hängt an einer Angel ein leichter glatt gehobelter Deckel. Beide müssen, aufgestellt, an der Stange zusammenstoßen, doch so, daß die leiseste Berührung sie zum Fallen bringt. Sie werden leicht mit Reisig bedeckt. Will man sich der Deckel nicht bedienen, so verfährt man auf die, §. 14. zur Bedeckung vorgeschlagene Art. Uebrigens behauptet man, daß der Wolf dreister auf die Grube gehe, wenn man das zur Bedeckung nöthige Reisig mit etwas Schafmist vermengt.

Will man die gefangenen Wölfe nicht in der Grube todtschießen so bedient man sich zum Herausziehen der

§. 14. erwähnten Zange, oder man zieht eine ſtarke Leine durch die Nabe eines Rades, macht unter derſelben eine Schleife, wirft dieſe dem Wolfe über den Kopf und zieht ihn ſo herauf.

Müßte die Grube an einem Orte angelegt werden, wo Näſſe es nicht erlaubt, ihr die gehörige Tiefe zu geben; ſo kann man ein Paar ſtarke, ſchwere Tellereiſen hineinlegen und ſelbige mit Roggenſpreu einfuttern, damit ſtarker Froſt das Zuſchlagen nicht verhindert.

Petri ſagt in ſeinem oft angeführten Werke: „man verengere in Eſthland die Wolfsgruben unten am Boden ſo, daß nur ſehr wenig Platz zwiſchen der Stange und den Seitenwänden bleibe. Dadurch werde dem Wolfe das Vermögen zum Springen benommen.“ Doch würde, wenn man dies nachahmen wollte, die obere Oeffnung wohl weniger groß, als die oben angegebene ſeyn müſſen.

§. 17.

Auch der Wolf kann im Schwanenhalſe ſowohl, als auf dem Tellereiſen gefangen werden *). Nur müſſen die Eiſen viel ſtärker ſeyn, als es bei andern ſchwächern Raubthieren nöthig iſt; auch müſſen die Tellereiſen zwei Federn haben.

Zum Ankirren auf dem Platze zum Schwanenhalſe nehme man Rehleber, zum Abzugsbiſſen aber Rehwild oder Entenfleiſch, brate alles in Gänſefett und thue ein klein wenig Kampfer hinzu. Statt der Rehleber kann man auch klein geſchnittenes Wildgeſcheide, roh, wie es iſt, nehmen.

Die Witterung, womit jeder Theil des Eiſens beſtrichen wird, bereitet man auf folgende Art:

Laß friſches, unausgelaſſenes Gänſefett in einem neuen reinen Tiegel zergehen, thue Fenchelkraut, Baldriankraut, auch Knospen von Fichten oder Tannen,

*) Zum Stellen, Legen und Verwittern des erſteren wird bei Gelegenheit des Fuchsfanges; des letzteren aber beim Marderfange im folgenden Abſchnitte Anweiſung gegeben werden.

alles zu gleichen Theilen, hinein, und laß es über Schmiedekohlen, unter beständigem Umrühren mit einem reinen Hölzchen, beiläufig fünf Minuten lang braten, nur nicht bis zum Braunwerden. Wenn die ganze Masse vom Feuer genommen und noch heiß ist, rühre ein wenig Kampfer hinein, seihe sie durch ein reines Leinwandläppchen in ein reines, neues, steinernes oder thönernes Gefäß und verwahre dieses, gut zugebunden, an einem kühlen Orte.

NB. Jedes Jahr muß frische Witterung gemacht werden.

Das Tellereisen kann auf gleiche Weise verwittert werden (doch ist es gerade nicht nöthig, wenn es lange im Freien bleibt). Man legt einige derselben, mit den daran befindlichen Ketten an eingeschlagene Pfähle befestigt, entweder an Orten, wo gestorbenes Vieh liegt, herum, oder auf besonderen Plätzen, indem man eine todte Gans oder Ente an eine hölzerne Gabel aufhängt; oder, besser noch, eins von beiden lebend, an einer, auf einem drei Fuß hohen Pfahle befestigten Scheibe anbindet.

Werden nun die Eisen so um den Platz vertheilt, daß der Wolf nicht zur Scheibe kann, ohne eins zu betreten, so fängt sich auf diese Art der junge besonders recht gut.

Uebrigens sind alle Reinlichkeitsmaaßregeln, welche beim Rauchwerksfange überhaupt genommen werden *müssen*, auch hier erforderlich, wenn man sich einen guten Fang versprechen will.

§. 18.

Vergiftung kann nur, als ein höchst grausames Mittel, bei einem Raubthiere, das selbst höchst grausam ist, entschuldigt, und darf höchstens nur da angewendet werden, wo auf andere Weise demselben nicht Abbruch genug geschehen, und anderen Geschöpfen dadurch kein Schade erwachsen kann. Ists aber einmal auf Vertilgung der Wölfe abgesehen; so läßt man einem mit Arsenik vergifteten Hunde oder Schafe die Haut bis auf den Kopf abziehen, im Fleische sowohl, als inwendig an der Haut viele Einschnitte machen, vermittelst einer Blase, welche

über die Hand gebunden iſt, oder mit einem Holze in jeden derſelben Arſenik einreiben, dann die Haut wieder darüber ziehen und zunähen und dieſen Köder an einen Ort legen, wo Wölfe wechſeln.

Alle, die davon freſſen, ſind gewiß des Todes; aber auch nicht einmal die Haut iſt brauchbar.

§. 19.

Der Wolf wird geſtreift, wie der Luchs und Fuchs. Wie dabei zu verfahren ſei, ſoll im folgenden Abſchnitte beim Fuchſe gelehrt werden.

Anhang.

Erstes Kapitel.

Vom zur hohen und Mitteljagd gehörigen Jagdzeuge *).

§. 1.

Unter Jagdzeug werden sämmtliche Hülfsmittel verstanden, deren man sich bedient, um irgend eine besondere oder mehrere Arten von Haarwild oder Raubthieren auf kurze Zeit einzuschließen (jägermäßig zu sprechen: einzustellen), damit demnächst das eingestellte Wild in dem eingeschränkten Raume entweder erlegt, oder lebend eingefangen werden könne.

Es gibt dreierlei Gattungen desselben, nehmlich:

1. Tücher (dunkles Zeug), 2. Netze (lichtes Zeug) 3. Lappen und Flitter (Blendzeug), von welchen, so wie von den zu jeder Art gehörigen Requisiten das Nöthige, vorher noch nicht Gesagte, im Verfolge beigebracht werden soll.

§. 2.

Sämmtliche Tücher werden entweder aus hänfener oder flächsener Leinwand verfertigt. Zum vollen Jagdzeuge dieser Gattung gehören:

*) Bechsteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. III. §. 1911 ff.

a) hohe Tücher; b) Mitteltücher (auch dänisches Zeug genannt); c) halbe Tücher; d) Rolltücher.

§. 3.

Ein hohes Tuch muß fünf Leipziger Ellen (10′) hoch stellen. Die Länge desselben beträgt an einigen Orten 80 Doppelschritte oder 160 einfache, welche zusammen 200 Ellen (400′) ausmachen; an andern 150 Waldschritte, jeden zu 1½ Elle (3′) gerechnet.

Man findet I. solche, die aus zwei Blatt, 2¼ Ellen *) breiter Leinwand bestehen und oben mit einer ganzen, ½ Elle hochstellenden, aus zwei Leinen, deren jede so stark als ein kleiner Finger ist, geknütteten Masche besetzt sind.

Sie werden auf folgende Art verfertigt: Nachdem beide Blatt Leinwand durch eine tüchtige Naht verbunden sind, wird eine Elle vom Ende des Tuches angefangen, die untere Saumleine — auch Ringleine genannt — welche gleiche Stärke mit dem Gemäsch und die Länge des Tuches haben muß, mit dem Saumende der Leinwand völlig zu umschlagen und einzunähen. Ist man mit dieser Naht 1½ Elle fortgerückt; so steckt man den ersten eisernen Ring — welcher 2½″ im Durchmesser haben muß — an die Leine, zieht diese fest an, umsticht den Ring tüchtig an derselben, näht dann die Leine ferner 1½ Elle weit ein, befestigt hier wieder einen Ring und fährt so fort, bis 1½ Elle vom andern Ende des Tuches. Hierauf werden die beiden nicht angenähten Leinwand 18′ enden breit eingeschlagen, und auf der Breite des Tuches sechs, 5 bis 6″ lange Knopflöcher, gleich weit von einander entfernt, durch die doppelte Leinwand geschnitten. Dann legt man die obere Saumleine, welche wenigstens zwanzig Ellen länger ist als die Ringleine, an dieser an, näht sie bis an das erste, 6″ über derselben stehende Knopfloch ein, schleift hier den ersten 7″ langen, daumenstarken, an einem Leinchen befestigten Knebel daran,

*) Leipziger Maaß.

umlegt nun das ganze Knopfloch mit der obern Saumleine, besticht es tüchtig und fährt dann über die ganze Breite des Tuches, mit gleicher Rücksicht auf die Knebel und Knopflöcher, fort bis an den obern Leinwandsaum. Diesen legt man nun um die hier gut zu befestigende Saumleine und sticht in der Ecke gleich das Gemäsch an, näht demnächst die Saumleine eine halbe Elle weit ein, steckt hier die erste freie Masche daran und fährt so fort bis dahin, wo das andere überzuschlagende Ende des Tuchs die Ecke bildet. Hier wird das Gemäsch wieder befestigt und nun abwärts mit der noch übrigen Saumleine eben so verfahren, wie beim Anfange aufwärts.

Auch können zugleich unter dem Gemäsch die Stellen bezeichnet werden, wo die funfzehn Ellen langen Windleinen hinkommen sollen; nehmlich an jedem Ende des Tuches (dem Wechsel) eine, die übrigen zehn paarweise in gleichen Entfernungen von einander, doch so, daß ein Paar gerade in die Mitte des Tuches trifft.

An beiden Wechseln sämmtlicher Tücher, welche auf einen Zeugwagen kommen sollen, läßt man zunächst dem obersten Knopfloche einige runde Tuchflecken von beliebiger, aber gleicher Farbe aufnähen und eben so gefärbte am Wagen annagelu; jedes Fuder Zeug aber gedachtermaßen anders bezeichnen.

Hiernächst wird die aus 36 vierschäftig (vierdrähtig) gesponnenen Fäden bestehende hanfene Oberleine, welche 30 Ellen länger seyn muß als das Tuch, durch die Maschen gezogen, so daß an jedem Wechsel funfzehn Ellen übrig bleiben; auf gleiche Weise wird die eben so starke, etwa sechs Ellen kürzere Unterleine durch die eisernen Ringe gesteckt, und endlich werden die funfzehn Ellen langen, fingersdicken Windleinen an den bezeichneten Stellen eingezogen und befestigt.

Man sieht II. zuweilen, aber nicht häufig hohe Tücher, auf welchen oben Gemäsch, das mit 1½ Masche 1″ hochstellt, angesetzt ist; entweder um das Tuch, bei gleich breiter Leinwand wie die bei No. I., 6″ höher zu machen, oder um an jeder Breite derselben ein halbes Vier-

tel zu ersparen: auch solche, welche oben und unten Gemäsch von einer halben Masche und gar keine Ringe haben.

Alles Zeug mit Gemäsch gewährt einigen Vortheil, wenn etwa eine Leine beim Anziehen oder Stellen springt; weil ein in der Eile geknüpfter Knoten eher durch die Maschen, als die Ringe geht; auch lassen sich die Leinen straffer anziehen, und geht allerdings das Nachstellen schneller von statten.

Auf der andern Seite aber bleibt man beim Ausschlagen der Tücher im Gehölz mit dem Gemäsch überall hängen. Im Ganzen ist dieses Zeug auch beträchtlich theurer als

III. die Ringtücher, welche eben so hoch und weit stellen als die unter II. und I. erwähnten. Mit diesen kommt man im jungen Holze beim Ausschlagen und Stellen weiter fort; sie werden durch die Ringe mehr zu Boden gehalten, blenden besser, verhindern dadurch das Wild an Versuchen überzufallen und sind deshalb am wohlfeilsten, weil man drei Blatt von eine Elle 15″ breiter Leinwand, welche man verhältnißmäßig nicht so theuer bezahlt, als breitere, die vorher bestellt werden muß, dazu anwenden kann. Wenn bei der Verfertigung die Leinwand zusammengenäht ist, werden oben und unten die Saumleinen und Ringe eben so befestigt wie unter I. von der untern gesagt ist. Sonst bleibt das Verfahren ganz dasselbe.

§. 4.

Die Mitteltücher, auch dänisches Zeug genannt, stellen vier Ellen oder 8′ hoch und eben so weit wie die hohen, haben entweder oben eine ganze Masche Gemäsch und unten Ringe, oder letztere oben und unten, dann aber kein Gemäsch. Da die Leinen beim Stellen nicht so viel leiden, als am hohen Zeuge, so können sie etwas schwächer seyn.

Außer dem geringern Aufwande bei der Anschaffung, gewähren sie noch den Vortheil, daß sie in bergigen und sumpfigen Gegenden, wo mit den Wagen nicht fort zu kommen ist, getragen werden können.

Zur Einrichtung der Sau- und Damhirschjagen sind sie sehr brauchbar; wenn hingegen Rothwild eingestellt werden soll, kann man sie nur zur weitesten Stallung anwenden.

Alles übrige Zubehör haben sie mit dem hohen Zeuge gemein.

§. 5.

Die halben Tücher stellen nur drei Ellen oder 6′ hoch, sind ohne Gemäsch und eigentlich nur auf Sauen, Wölfe, Rehe, Hasen und Füchse anwendbar. Doch kann man sich derselben auch im Nothfalle auf Rothwild bedienen, so lange das Jagen noch ganz im Weiten steht.

Unrecht ists, wenn man sie länger machen läßt, als andere Zeugarten, weil dadurch die Berechnung des Bedarfs erschwert wird. Lieber nehme man mehr Tücher auf ein Fuder.

Zum Fortschaffen derselben an Orten, wo nicht gefahren werden kann, braucht man noch weniger Mannschaft, als beim dänischen Zeuge.

§. 6.

Das Roll- oder Lauftuch stellt so hoch und weit als ein hohes.

Es wird, wenn die Blatt zusammengenäht sind, in fünf gleiche Theile getheilt, dieser Eintheilung zu Folge viermal von oben nach unten durchschnitten, jeder Theil an den Wechseln etwas übergeschlagen und mit dem andern durch Knopflöcher und Knebel verbunden; an jede Endseite kommt aber nur ein halber Wechsel, durch welche es mit dem Zeugflügel zu vereinigen ist. An jeder Abtheilung werden die Saumleinen und Ringe besonders, wie an den hohen Ringtüchern, eingenäht.

§. 7.

Ein völlig beladener Zeugwagen wird ein Fuder Zeug genannt. Man pflegt auf jedes sechsspänni-

ge vier hohe und fünf, bei gutem Wege höchstens sechs Mitteltücher zu rechnen.

Von letztern können vier, und von den halben Tüchern, jedes zu 80 Doppelschritten Länge angenommen, sechs auf ein vierspänniges Fuder, nebst den zu jedem erforderlichen, in der Folge näher zu bestimmenden Requisiten geladen werden *).

§. 8.

Zu jedem Tuche, sei es welcher Art es wolle, gehören zwölf Stellstangen, welche aus leichtem, wo möglich tannenem oder fichtenem Holze, eine reichliche halbe Elle höher als das Zeug (für weichen Boden auch wohl etwas länger) gemacht, beschält, im Durchmesser 2″ stark und unten zugespitzt sind, oben aber für Ringtücher einen eisernen Haken, für Gemäsch hingegen nur einen 2½″ tiefen Einschnitt, der die Oberleine fassen kann, haben müssen. Zum Rolltuche sind nur eilf Stellstangen erforderlich.

Zum Anbinden der Ober- und Unterleine muß man zu jedem Tuche vier, aus büchenem oder anderm harten Holze verfertigte Heftel haben. Sie sind 4′ lang, 5 bis 6″ breit, 4″ stark hinten abgerundet, unten zugespitzt, und haben oben einen Wiederhaken, damit die Leinen nicht abgleiten können.

Mit der Zahl der Windleinen stimmt die der schwächeren und kürzeren Heftel, zum Anbinden derselben, überein.

Auch dürfen zu jedem Tuche 30 kleine Haken, mit welchen die Unterleine an den Erdboden angenagelt wird, nicht fehlen.

Ferner gehören zu einem vollen Jagdzeuge wenigstens neun Krummruthen, welche, wie schon bei der Einrichtung des bestätigen Jagens gesagt worden, dazu

*) Im Jägerhofe zu Neustadt Dresden gehören auf ein Fuder drei hohe drei breite 240 Doppelschritte stellende, oder vier schmale, 320 Doppelschritte stellende Mittel- und sechs tänische Tücher.

bestimmt sind, daß sich das Zeug da, wo es eine Ecke oder Rundung macht, daran brechen und anlehnen kann. Sie müssen etwas länger, wenigstens nur einmal so stark als die Stellstangen und von festem Holze gemacht seyn. 3″ vom obern Ende herab wird ein Loch gebohrt, durch dieses eine Heft- oder Windleine gezogen, welche so lang ist, als zwei gewöhnliche, um damit die Krummruthe, welche in die Erde einzugraben und fest zu stampfen ist, an starken Hefteln auf der Seite auszubinden, wo sich das Zeug anlehnt. Oben muß sie mit einem eisernen Ringe umlegt seyn, an dem ein starker Haken befindlich ist, welcher nicht nur die Oberleine des Zeuges, sondern auch eine starke Windleine hält, die beim Stellen an einen besondern Hestel gebunden wird.

Noch sind hier die Schnappstangen zu erwähnen — Stellstangen, an deren Kopfende leicht bewegliche messingene Klobens (Rollen) eingelassen werden. In die Riesen derselben legt man, wenn die an mehreren Orten des ersten und zweiten Abschnitts erwähnte Scheidung der verschiedenen in einem Lagen befindlichen Wildarten bewirkt werden soll, die an der obern oder untern Saumleine der Falltücher *) befestigte, drei Klaftern lange, fingersdicke Leine, vermittelst welcher, nach obwaltenden Umständen, die Tücher in die Höhe gezogen, oder niedergelassen werden können.

Beim Stellen des Zeuges sind auf jedem Flügel zwei Pfahl- oder Lochseisen, um damit die Löcher zu den Stellstangen vorzustoßen, unentbehrlich. Ich glaube die Beschreibung derselben übergehen zu können, da sie bekannt genug sind, und will nur bemerken, daß ihre Stärke sich nach der der Stangen richten muß.

Auch rechnet man auf jeden zu stellenden Zeugflügel drei Schlegel von Hainbuchen- oder Apfelbaumholze zum Eintreiben der Hestel und Haken.

---

*) Jedes Tuch kann zum Fallruche gebraucht werden; nur versteht es sich von selbst, daß es, wenn es in die Höhe gehen soll, nicht verhakt werden darf.

Um beim harten Froste die Löcher zu den Stellstangen ohne großen Lärm und leichter in die Erde zu bringen, dürfen bei dem Jagdzeuge einige Frostbohrer und Spitzhauen nicht vergessen werden. Letztere sind bekannt, erstere so lang als ein Pfahleisen und oben mit einem Oehr versehen, durch welches man beim Bohren ein 2½′ langes Querholz steckt. Die Pfanne an denselben hat gleiche Weite mit der Stärke des kolbigen Endes am Pfahleisen, das Gewinde aber die nehmliche Beschaffenheit, wie beim gewöhnlichen Windebohrer.

Die Frostbohrer müssen gut gehärtet und verstählt seyn und nur im Nothfalle gebraucht werden. Endlich bedarf man auch beim Stellen des hohen Zeuges der Hebegabeln, mit welchen die Oberleine auf die Haken an den Stellstangen gehoben wird. Der Stiel ist so stark als eine Stellstange und 6′ lang. Am obern Ende ist eine eiserne Gabel befindlich, welche aus zwei Zinken besteht, von denen einer etwas länger als der andere ist. Der kürzere wird flach nieder, der längere aber oben an der Spitze krumm nach außen gebogen. Zum vollen Jagdzeuge sind sechzehn solcher Hebegabeln erforderlich.

§. 9.

Sehr wichtig für den Jäger ist die Kenntniß der Vortheile beim Stellen der Tücher; denn nicht nur die Festigkeit und Genauigkeit einer Stallung hängt davon ab, sondern durch gehörige Anwendung derselben wird auch viel Zeit gewonnen und dadurch ein nicht unbeträchtlicher Theil der Kosten erspart.

Da §. 31. und 32. des ersten Kapitels der ersten Abtheilung im ersten Abschnitte über diesen Gegenstand schon vieles gesagt worden ist; so will ich hier blos das nachtragen, was dort, um nicht zu weitläufig zu seyn, wegbleiben mußte.

Sämmtliche beladene Zeugwagen fahren da auf, wo angebunden werden soll. Hier wendet sich die eine Hälfte derselben rechts, die andere links, und so fahren die

Wagen auf den bezeichneten Stellflügeln einer hinter dem andern ab.

Indem von den zwei auf jedem Flügel zuletzt fortrückenden das Zeug ablauft, d. h. heruntergezogen wird, wobei auf jedem ein mit reinlichem Schuhwerke versehener Zeugknecht steht, welcher mit dem Fuße, oder auf andere Art verhindert, daß nicht zu viel Zeug auf einmal herunterfällt und das ablaufende Tuch sich nicht überschlägt, knebelt man die beiden Wechsel in einander ein, bindet die Ober- und Unterleine an die 24 bis 30 Schritt von den Wechseln dicht am Zeuge eingetriebenen Heftel, oder, besser noch, an Bäumen so an, daß letztere gerade unter erstierer liegt, und verfährt hierbei auf folgende Weise:

Man nimmt sie um den Baum oder Heftel herum, und zwar das Ende derselben unten weg, schlägt es danach oben zu über die Leine, wo sie an den Heftel herab-, oder auf denselben zugeht, fängt sie auf diese Art, nimmt das Ende derselben dann rückwärts ganz um den Heftel herum, zieht es dicht am Fange schleifenartig durch, schlägt Schleife und Ende einigemal um den Theil der Leine, welcher vom Tuch nach dem Heftel zugeht und steckt letzteres (das Ende) endlich so durch den Umschlag, daß nichts von der Leine auf der Erde liegen bleibt.

Wesentlichen Nutzen gewährt es, wenn an jedem Wechsel die Oberleinen beider Tücher geschränkt werden, indem man die des einen um die des andern einmal herumschlägt, weil vermittelst dieses Handgriffes das Zeug sich fester stellen läßt, die Knebellöcher weniger leiden und kleine Krümmen oder Bogen, welche das Zeug machen könnte, leicht ins Gleiche gebracht werden.

Noch ist zu bemerken: daß jedesmal das Zeug so vom Wagen ablaufen, ausgeschlagen, angebunden und gestellt werden muß, daß der Stellflügel im Jagen frei bleibt. Während des Fortrückens des Zeugwagens und des Ablaufens des Tuches wird es durch die dazu bestimmte Mannschaft mög-

lichst in gerader Linie ausgeschlagen, auch die Ober- und Unterleine angezogen; wo aber Ecken und Krümmen unvermeidlich sind, bedient man sich der zunächst stehenden Bäume statt der Krummruthen, um die Schwenkung dahinter weg machen und das Zeug daran anlehnen zu können.

An dem Wechsel des zweiten Tuches wird der oberste und unterste Knebel sogleich eingelegt; die Ober- und Unterleine des ersten noch einmal so stramm als möglich angezogen und in oben gedachter Entfernung über den Wechsel des zweiten, die Leinen des letztern aber über den des ersten hinaus angebunden. Sobald nun auf diese Weise ein Tuch, wie man zu sagen pflegt, vor- und nachgebunden ist, schreitet man zum Nachstellen. Der hierzu angewiesene Jäger läßt nehmlich zu diesem Behufe auf der auswendigen Seite des Stellweges, wo das Zeug ausgeschlagen ist, gleich am Wechsel jeden Tuches mit dem Pfahleisen ein Loch zur ersten Stellstange, dann wieder eins in der Mitte zwischen diesem und dem, welches dahin kommt, wo die ersten Windleinen paarweise sich befinden, u. s. w. in gerader Linie fort vorstoßen. Ist das Tuch, wie es soll, recht gerade ausgebunden, ausgeschlagen und scharf angezogen, so können sämmtliche Löcher gleich der Oberleine entlang gemacht werden. Nun läßt man die zwischen der Unter- und Saumleine durchgesteckten Stellstangen so einsetzen, daß die am obern Ende befindlichen Haken derselben alle nach dem Jagen zugekehrt stehen.

Auch muß das Zeug gleich so gestreckt werden, daß beim folgenden Heben desselben vermittelst der Hebegabeln alle Stellstangen im Jagen inwendig, auf dem Laufe hingegen auswendig stehen. Eine Ausnahme von dieser Regel findet zuweilen bei Anwendung der Prellnetze statt, wie weiter unten gesagt werden wird.

Wären durch Versehen oder andere Veranlassungen die Tücher nicht gerade ausgebunden und ausgeschlagen, so muß man dem Uebelstande, welcher beim Stellen dadurch veranlaßt werden würde, sowohl durch geradlinige

Stellung der Stangen, als durch die Windleinen abzuhelfen suchen.

Auf jeden Fall muß gleich beim Vor- und Nachbinden das Zeug so stramm angezogen werden, daß die Oberleine, wenn sie auf die Stellstangen gehoben ist, ganz gerade fortläuft, ohne irgendwo einen Bogen oder eine Lücke zu bilden, weil sonst das Wild, wenn es forcirt wird, sehr bald diese niedrigern Stellen zum Ueberfallen wählt.

Das letzte Geschäft beim Stellen besteht im Anbinden der Windleinen und Verhaken der Unterleine.

Keine Windleine soll in der Regel in das Jagen hinein angebunden werden, damit hier der Stellweg freibleibt, sondern der Heftel zu der einen wird wenigstens 12′ von der äußern Seite des Zeuges entfernt, der andere nur 2′ weit von der Unterleine eingetrieben. An ersteren wird die eine gut angezogene Windleine angebunden, die andere aber an der innern Seite des Tuches herabgeschlagen, unter der Unterleine weggezogen, und an letztern so stramm als möglich befestigt.

Zu gleicher Zeit läßt man auch am ganzen Jagen die Unterleine, vermittelst der Haken, auf der Erde anpflöcken, damit nichts unter dem Zeuge wegkriechen kann.

Alle angegebene Vorschriften müssen bei der Stellung im Engen genau befolgt werden; bei der ersten, im Weiten aber, wo es mehr auf Schnelligkeit der Ausführung, als auf Zierlichkeit ankommt, wo auch das Wild noch nicht so leicht durchzubrechen oder überzufallen versucht, darf man, in so fern die Ober- und Unterleine nur gehörig vor- und nachgebunden und das Zeug gut ausgezogen ist, bei dem Uebrigen weniger eigensinnig seyn. Es ist sogar, vorzüglich im harten, felsigen Boden, oder bei starkem Froste, räthlich, allen Lärm, welchen besonders das Vorstoßen der Löcher zu den Stellstangen macht, so viel als nur immer möglich, zu vermeiden und deshalb lieber die Stellstangen zu brechen, d. h. auf ebenem Boden eine von außen nach innen, die andere von innen

nach außen schräg an die Oberleine, in bergigen Gegenden aber sämmtliche Stangen von der Bergseite her angelehnt, nur einigermaßen in die Erde einzustoßen. Doch muß hierbei immer Rücksicht darauf genommen werden, daß die Unterleine dicht aufliege und daß die Windleinen lieber an Bäumen als an Hesteln fest genug angebunden werden, um dem Umfallen des Zeuges zuvorzukommen.

§. 10.

Beim Stellen des §. 6. beschriebenen Rolltuches findet das nehmliche Verfahren statt, zu welchem im Vorhergehenden Anweisung gegeben worden. Nur sehe man darauf, daß der Boden da, wo dieses Tuch stehen soll, recht gut geebnet werde. Es versteht sich von selbst, daß die Unterleine nicht angeheftet werden darf; vielmehr legt man beim zweiten, dritten und vierten Wechsel etwas unter, damit die Ringe sich an derselben desto freier bewegen.

Auch müssen an dem Rolltuche die Leinen vorzüglich scharf angezogen werden.

Wenn es feststeht, knebelt man die Wechsel zusammen. Beim Abjagen stellt man an jedem Zeugflügel — am halben Wechsel also — einen Mann, an jedem ganzen Wechsel aber zwei Mann, auf der nach dem Laufe gekehrten Seite an, welche zuvörderst alle Knebel lösen. Auf ein vom Befehlshaber erhaltenes Zeichen fassen je zwei und zwei dieser Männer ihren Theil des Rolltuches ober- und unterwärts an, laufen damit nach dem Mittel ihrer Abtheilung zu, und wickeln sich hier so lange in das Tuch ein, bis ein Theil des Wildbrets auf den Lauf getrieben worden ist. Ein zweites Zeichen befehligt sie, ihren Antheil des Tuches auf eben die Art schnell wieder zuzuziehen, wie sie ihn geöffnet hatten, dann am Wechsel nach der innern Seite des Jagens zu springen und hier so lange zu verknebeln, bis das Rolltuch wieder geöffnet werden soll.

§. 11.

Nach beschlossenem Jagen darf man keine Zeit versäumen, das Zeug heben zu lassen. Zu diesem Ende werden die Windleinen von den Hefteln gelöst, und die Haken aus der Erde gezogen, dann die Oberleinen vermittelst der Hebegabeln von den Stellstangen abgeworfen, auch Ober- und Unterleinen losgebunden; endlich aber Krummruthen, Stellstangen, Heftel aus der Erde gezogen und nebst den Haken an den Wechseln zusammengetragen.

Hierauf rückt jeder Zeugwagen an den Wechsel des letzten Tuches, mit welchem er beladen gewesen ist. Hier steigt ein Zeugknecht auf, und legt, während langsam am Zeugflügel hinaufgefahren wird, das Tuch, wie ihm solches nach und nach die Gehülfen zureichen, ordentlich zusammen, ohne die Oberleine über die Unterleine zu werfen. Dann werden Krummruthen, Stellstangen, Heftel, Haken und alle übrige Requisite an den auf dem Wagen für sie bestimmten Orten aufbewahrt und so bald als möglich in das Zeughaus, oder, wenn dies in den nächsten 24 Stunden nicht zu bewerkstelligen wäre, an den Ort gefahren, wo die gehörigen Vorrichtungen zum Austrocknen und Ausbessern des Zeuges gemacht worden sind. Zu diesem Behufe müssen so viel oben mit Haken versehene Säulen in gleichen Entfernungen von etwa 40 zu 40 Schritten eingegraben werden, daß alles feuchte oder nasse Zeug in freier Luft daran aufgehängt werden kann. Bei dieser Gelegenheit wird dann auch das schadhaft gewordene Zeug durch den Zeugschneider und Jagdseiler ausgebessert.

§. 12.

In ältern Zeiten wendete man Netze (lichtes Zeug), sowohl zum Einstellen als Einfangen [illegible] Wil[illegible], an. Nach Erfindung der Tücher aber zeigte es sich sehr bald, daß das Einstellen durch diese sicherer und besser bewerkstelligt werden könnte. Daher kommt es, daß hierzu di[illegible]e [illegible]n gar kein dunkles Zeug vorhanden, oder das vorräthige nicht

hinreichend ist, gebraucht werden. Man bedient sich also jetzt derselben größtentheils nur zum Einfangen, und der sogenannten Prellnetze nur zum Dupliren bei eingestellten Jagen.

Ich werde hier a) von Hirschnetzen *), b) von Prellnetzen, c) von Saunetzen, d) von Rehnetzen und e) endlich von Wolfsnetzen sprechen; die Verfertigung, Beschaffenheit und Anwendung der kleinern Netze und Garne hingegen, welche zum Betriebe der Niederjagd anwendbar sind, im dritten Abschnitt an den gehörigen Orten beibringen.

§. 13.

Die Hirschnetze sind, wenn sie straff angezogen werden, eben so hoch und lang, wie die hohen Tücher; busenreich aber, oder zusammengeschoben, und auf diese Weise zum Einfangen gestellt, verlieren sie ein Drittheil an der Länge, und etwas über 1′ an der Höhe. Sie werden aus neunschäftigen hanfenen Leinen geknüttet. Das Garn, aus welchem diese verfertigt werden sollen, darf nicht zu dralle gesponnen seyn, damit sie weder bei der Arbeit, noch sonst zusammenlaufen. Um aber dies ganz zu vermeiden, müssen die Leinen durch Wasser gezogen werden, ehe man sie zum Stricken anwendet.

Es ist nicht wohl möglich, zum Knütten schriftlich Anweisung zu geben, um so weniger, wenn man geringe oder gar keine Uebung in diesem Fache gehabt hat. Und dies ist, ich gestehe es, mein Fall. Ich muß daher dem jungen Weidmann, welcher Lust hat, genauere Kenntniß der Arbeit zu bekommen, rathen, sich durch Ansicht derselben beim Seiler, oder bei einem darin geübten Jäger zu unterrichten.

---

*) Der Verf. enthält sich hier und überall des sonst gewöhnlichen synonymen Gebrauchs der Benennungen Netze und Garne für alle Arten des leichten Zeuges, weil, seiner Absicht nach, der Unterschied zwischen Netz und Garn darin besteht, daß ersteres aus Leine und Bindfaden, letzteres aus Zwirn verfertigt wird. Alles Haarwild wird also in Netzen, der kleine Vogel (z. B. Lerchen) in Garnen gefangen.

Hier nur so viel: Das Modell oder Bret, über welches geknüttet werden soll, muß so eingerichtet seyn, daß, wenn man einen 18″ langen Faden darum schlägt, beide Enden zusammenreichen. Ueber dieses Bret fängt man gleich mit 21 Maschen zu stricken an, und fährt bei jedemmal Herum mit gleicher Maschenzahl fort, bis das Netz die gehörige Länge hat.

Dann werden die zwanzigschäftigen Ober- und Unterleinen, welche eben so stark und lang wie an den Mitteltüchern seyn müssen, in den obersten und untersten Maschen eingezogen.

Zum Anbinden derselben sind dergleichen Heftel erforderlich, wie bei den Tüchern, ingleichen zwölf Forkeln — so werden die zu den Netzen gehörigen Stellstangen genannt —, in welche oben ein Kerb geschnitten wird, worin die Oberleine liegen kann. Soll das Netz zum Fangen gebraucht werden, so muß der Kerb weniger tief seyn, als beim Feststellen. Im ersten Falle sind die Forkeln 8′ und etwas drüber, im letzten aber so lang, wie die Stellstangen der hohen Tücher (s. §. 8.).

§. 14.

Die Prellnetze, welche eben so hoch und weit stellen, als die §. 13. beschriebenen, werden aus recht tüchtigen, eben so starken Leinen, wie die an den Hirschnetzen, spiegelig, d. h. so, daß alle vier Seiten jeder Masche beim gestellten Netze im rechten Winkel stehen, gestrickt. Man fängt zu diesem Ende über ein Modell, welches so stark ist, daß jede Masche 6 bis 7″ ins Gevierte hält, mit einer Masche an, wirft ab und nimmt, indem man zwei in die erste strickt, um eine Masche zu. Beim drittenmal Herum wird wieder in der letzten um eine zugenommen und so fortgefahren, bis man achtzehn Maschen bekommt. Von nun an wird bei jedemmal Herumstricken beim Anfang eine ab-, am Ende eine zugenommen, wodurch sich an beiden Seiten eine Art von Saum bildet. Hat man nun so fortgearbeitet, bis das Netz die Länge eines hohen Tuches erhält, so fängt man bei jedemmal Herum-

stricken an, um eine Masche abzunehmen, und fährt so fort, bis mit einer einzigen der Beschluß gemacht wird. Die Ober- und Unterleinen müssen eben so stark und lang seyn, wie die an den hohen Tüchern.

Auch gehören an jedes Prellnetz eben so viel Windleinen als zu den Tüchern erfordert werden; funfzehn oben mit eisernen Haken versehene Stell- und eben so viel drei Fuß lange Strebestangen, welche an beiden Enden eiserne Scheren oder Ringe von der Weite haben müssen, daß eine Stellstange hineinpaßt.

§. 15.

Gleiche Länge mit den Hirschnetzen, aber nur die halbe Höhe derselben haben die Saunetze. Das Gemäsch ist eben so groß, wie das §. 13. erwähnte; auch verfährt man auf die dort angezeigte Weise beim Knütten, indem mit eilf Maschen angefangen wird. Die Stärke der Netze, der Ober- und Unterleinen und alles übrigen Zubehörs, ingleichen die Zahl der Forkeln, dies alles bleibt gleichfalls wie bei den Hirschnetzen. Die Forkeln sind $4\frac{1}{2}'$ lang, wenn die Saunetze busenreich, $5\frac{1}{2}'$ aber, wenn sie fest gestellt werden sollen.

Man kann acht solcher Netze auf das Fuder rechnen. Außer dem Nutzen, welchen sie bei eingestellten Jagen, auch ohne spiegelig gestrickt zu seyn, zum Dupliren der Tücher gewähren, vertreten sie auch bei Saujagen recht gut die Stelle der letztern, in so fern sie scharf ausgezogen und zur Sicherheit mit Windleinen verfestigt werden, weil den Schweinen der Versuch, sich durchzuschlagen, bei den Netzen öfter mißlingt und weil — worauf besonders in bergigen und bruchigen Gegenden besondere Rücksicht zu nehmen ist — sowohl zum Tragen als zum Stellen derselben weit weniger Mannschaft erfordert wird.

§. 16.

Die Rehnetze werden aus dem Grunde nur halb so lang als alle übrige, im Vorhergehenden beschriebene, also nur 40 Doppelschritt stellend, verfertigt, damit

sie desto leichter fortzuschaffen sind und ein Mann füglich eins tragen und ablaufen lassen kann. Die hanfenen Leinen zum Gemäsch müssen vierschäftig (aus zwölf Fäden), gut, aber nicht zu dralle gezwirnt seyn, und die Stärke eines Federkiels haben.

Die Maschen erhalten, von einem Knoten zum andern, die Weite von 4, höchstens 5″. Man fängt gleich mit zwanzig solcher Maschen an und strickt dann, ohne zu- oder abzunehmen, fort, bis das Netz die gehörige Länge hat.

Die Ober- und Unterleine wird eines kleinen Mannsfingers stark und so lang gemacht, daß, wenn sie eingezogen sind, an jedem Wechsel neun Ellen übrig bleiben.

Beide werden dann an einem Ende an einen büchenen, zwei Ellen langen Stock, welcher am Kopfende 2½″ im Durchmesser, und einen 12″ langen Widerhaken hat, am andern aber in dem durch den obern Theil eines tüchtigen Heftels gebohrten Loche befestigt.

Hierauf schlägt man das Netz so über den Hakenstiel, daß es ungefähr 3 bis 4′ zu beiden Seiten herunterhängt, bis man an das Heftelende der Leinen kommt. Mit diesem wird das Netz unter dem Haken umwickelt und der Heftel endlich zur Befestigung durchgesteckt.

In diesen Rehnetzen kann man, wenn sie tüchtig gemacht und gut vor dem Verstocken bewahrt werden, fast alle Haarwilds- und Raubthierarten, Schweine und Edelwild ausgenommen, einstellen und fangen.

Zu jedem Netze gehören sechs Forkeln.

§. 17.

Ob man sich gleich im Allgemeinen der Rehnetze auf Wölfe auch bedienen kann; so wird es doch in Gegenden, wo es solcher unersättlicher und unverschämter Räuber viele gibt, nützlich seyn, auf eigentliche Wolfsnetze zu halten.

Die Leinen zum Gemäsch, wie die Ober- und Unterleinen, sind bei diesen eben so stark als bei jenen; auch

stellen sie eben so weit, aber nicht so hoch, indem sie nur funfzehn Maschen, welche $3\frac{1}{2}''$ von einem Knoten zum andern halten, in der Höhe bekommen. Hierdurch werden sie natürlich beträchtlich leichter und sind also schneller und bequemer fortzuschaffen. Da es nun beim Einstellen der Wölfe auf Schnelligkeit der Ausführung und auf Vermeidung alles Geräusches vorzüglich ankommt; so ist es begreiflich, daß dies alles durch solche Netze eher zu bewirken ist, als durch andere, oder gar durch halbe Tücher. Man kann auf ein Fuder Wolfszeug sechzehn bis zwanzig Netze und noch dazu zwei halbe Tücher, nebst allem Zubehör laden. Zu jedem der erstern gehören sechs Forkeln, zum halben Tuche aber zwölf Stellstangen.

§. 18.

Da über das Stellen und die doppelte Anwendung der Rehnetze zum Einstellen und Einfangen §. 16. des ersten Kapitels der zweiten Abtheilung im zweiten Abschnitt schon vieles gesagt worden, was auf alle übrige Bezug hat; so glaube ich hier nur das nachtragen zu dürfen, was dort, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, nicht abgehandelt werden konnte, und was vorzüglich die Stellung der stärkeren Hirsch-, Sau- und Prellnetze betrifft.

Die busenreiche Stellung — in so fern Netze zum Einfangen gebraucht werden — ist bei allen Netzarten gleich. Wo man sich derselben blos hierzu bedient, kann sowohl die Ober- als Unterleine um den dritten Theil kürzer seyn, als an denen, welche bald zum Einstellen, bald zum Fangen angewendet werden. Im letztgedachten Falle schiebt man die Maschen von beiden Seiten soweit zusammen, daß die Länge der Fall- oder Fangnetze herauskommt, ringelt den übrigen Theil der Leinen zusammen, verschleift sie, und bindet nur an den Wechseln fest aus, stößt dann die kürzern Fallforkeln leicht in die Erde, zieht die Oberleine nicht zu fest, aber doch so an, daß sie, in die flachen Kerbe der Forkeln gelegt, keinen zu merklichen Bogen macht, vertheilt den Busen überall gleich und

legt ihn über die Unterleine, nach dem Innern der Stallung hinein.

Sollen hingegen die Netze zum Festſtellen dienen, ſo werden ſie ausgeſchlagen, angezogen, angebunden und geſtellt, wie die Tücher. Windleinen braucht man dann, vorzüglich bei den ſtärkern, auch, aber zwei Paar weniger als bei Tüchern von gleicher Länge. Eben ſo wie dieſe werden auch Hirſch- und Saunetze auf Zeugwagen geladen, und laufen auch auf die nehmliche Art ab.

Reh- oder andere leichte Netze läßt man zwar auch bis dahin fahren, wo ſie geſtellt werden ſollen; hier aber nimmt jeder zum Ausſchlagen derſelben beſtimmte Mann eins vom Wagen, löſ't den Heftel, welcher nach §. 16. durch die um das Netz geſchlagenen Leinen geſteckt iſt, wickelt dieſe ab und läßt das Netz, immer ſtille den Stellweg fortgehend, vom Haken ablaufen. Am Wechſel des erſten verfährt man mit dem zweiten auf gleiche Weiſe u. ſ. w. Zugleich werden die zu jedem Netze gehörigen Forkeln in gleichen Entfernungen vertheilt, dann die Leinen ſtraff angezogen, an den Wechſeln die Heftel und Haken eingetrieben, mit dem Stichel — einem hölzernen, zwei Ellen langen Stocke von gleicher Stärke mit den Forkeln, an deſſen unterſtem Ende eine eiſerne Spitze befindlich iſt — die Löcher vorgeſtoßen, die Forkeln eingeſetzt und ſo raſch als möglich nachgeſtellt.

Das Abheben und Aufnehmen der Netze fängt man am Ende des letzten an, rückt bei den ſtarken, wie bei den Tüchern, mit dem Zeugwagen daran hin und ladet ſie gleich auf; die ſchwächern werden, nach §. 16., gleich auf die Haken gelegt, dann, zuſammengebunden, und nebſt Zubehör, auf den Wagen getragen.

Sobald man nach Hauſe kommt, müſſen ſie auseinander geſchlagen, an freier Luft aufgehangen, ausgetrocknet und, wo nöthig, ausgebüſſet (ausgebeſſert) werden. Wenn dies geſchehen, werden ſie ordentlich zuſammengenommen und da, wo kein eigenes Zeughaus vorhanden iſt, in einem trocknen, luftigen Orte, neben einander über Stangen gehängt oder gelegt, aufgehoben.

§. 19.

Hier das Nöthige über das Dupliren der Tücher mit Netzen überhaupt, und von der Stellung der Prellnetze insbesondere.

Bei Saujagen ist es sehr gut, fast nothwendig, das ganze Zeug und zwar auf der innern Seite zu dupliren; bei Hirschjagen geschieht dies im Jagen nur da, wo man etwa sehr alte, nicht ganz zuverlässige Tücher hätte anwenden müssen, überall aber außerhalb des Zeuges.

Auf der Seite, wo im Jagen duplirt werden soll, schlägt man dicht am Tuche auch das Netz aus, zieht die Ober- und Unterleine scharf an, hängt erstere auf dem Haken der Zeugstellstangen mit ein, und legt die Unterleine so unter der des Tuches weg, daß die Stellstangen beide festhalten.

Auf dem Laufe bedient man sich vorzüglich der Prellnetze. Hier müssen die Stellstangen der Tücher auf der Seite stehen, wo duplirt werden soll, jeder gegenüber die Forkel des Prellnetzes, und zwar 3′ von einander entfernt. Beide werden im Mittel durch die §. 14. dieses Kapitels erwähnten dazwischen geschobenen Strebestangen aus einander gedrückt und oben mit einer Leine zusammengebunden.

Dann läßt man die Ober- und Unterleinen der Prellnetze möglichst straff anziehen und ausbinden, erstere in die Forkelhaken heben, endlich an den Netzwechseln eine Masche durch die andere ziehen und durch die durchgezogenen eine Stellstange stecken, um die Netze zusammenzuhalten.

§. 20.

Nur selten kann man beim Zeugstellen Zeit damit verlieren, eine gesprungene Leine zu schäften oder zu spießen — eine Arbeit, welche eigentlich dem Seiler zukommt —; sie muß also, wenigstens bis zu einem gelegenern Zeitpunkte, geknüpft werden. Dies kann nun entweder vermittelst des Kreuzknotens oder des Waldknotens

geschehen. Der letztere hat den Vorzug, da er weniger stark wird, leichter zu machen und doch eben so haltbar ist als der erstere.

Der ganze Handgriff bei Schürzung desselben besteht in Folgendem:

Man faßt eins von den Enden der Leine, welche durch den Riß entstanden sind, schlägt an dem Ausgange desselben einen gewöhnlichen einfachen Knoten ein, zieht ihn aber nur so weit zu, daß der Anfang des andern gesprungenen Leinentheiles durch die Oeffnung desselben gesteckt, hinter ihr um die Leine genommen und hier wieder ein einfacher Knoten so geknüpft werden kann, daß die Enden beider von einander abwärts gekehrt stehen. Ist nun einer wie der andere, nach dem Ausgange zu, festgezogen worden, so ergreift man hinter denselben beide Theile der geknüpften Leine, nimmt die Knoten vor das Knie und zieht sie, mit möglichster Anstrengung, dicht zusammen.

Da aber selbst der dünnste Knoten beim Anziehen der Leine an jeder Masche und jedem Ringe hängen bleibt und durchgeschoben werden muß, so wird wenigstens, wenn das Zeug gehoben und zum Abtrocknen angehängt ist, jeder Knoten gelöst und die gesprungene Leine **geschäftet**. Gleichwohl ist nicht immer ein Seiler bei der Hand; es ist daher wohl nicht unnütz, wenn ich dem jungen Weidmann die leichteste Methode, dies zu bewerkstelligen, angebe.

Man schneide nehmlich beide durch den Sprung entstandene Leinentheile so gerade ab, daß alle vier Schäfte, aus welchen sie bestehen, gleich lang sind; dann dröfele man sie 12″ lang auf, schabe jeden einzelnen mit einem Messer vorn spitzig; lege sie da, wo man aufgehört hat, sie aus einander zu drehen, so in einander, daß jeder Schaft des einen Leinenendes mit dem Schafte des andern wechselt und daß je vier und vier über das feste Theil der gesprungenen Leine so weit hinausreichen, als sie aufgedröselt sind. Nun bohre man mit dem **Löser** — einem spitzen, runden Eisen von gleicher Stärke mit den Schäften — in der zweiten Windung der festen Leine, gerade unter dem oben

liegenden Schafte ein Loch vor, ziehe dieſen ſo weit durch, daß beide feſte Leinentheile zuſammentreffen, ſtoße dann wieder über der nächſten Windung von der entgegengeſetzten Seite mit dem Löſer durch und fahre ſo fort, bis der erſte Schaft völlig eingeklemmt iſt; bohre dann dicht hinter dem zuerſt geſtoßenen Loche wieder eines von unten herauf, ſtecke da die Spitzen des zweiten dem erſten gegenüber gelegten Schaftes durch und verfahre damit eben ſo. Hierauf behandle man die beiden noch übrigen auf gleiche Weiſe; indem mit dem einen von der rechten, mit dem andern von der linken Seite angefangen wird. Hat man nun alle vier Schäfte des einen Leinenendes durch das andere auf dieſe Art verſchlungen; ſo bewirkt man leicht ein Gleiches mit den noch übrigen auf dem entgegengeſetzten durch ebenmäßige Handgriffe und beendet ſo die Arbeit.

§. 21.

Ein Bund Tuchlappen ſtellt 40 Doppelſchritte. Man nimmt dazu $\frac{7}{8}$ (Leipziger) Elle breite, ſtarke gebleichte Leinwand, ſchneidet daraus Stücken, welche 1 bis $1\frac{1}{2}$ Elle lang ſind und läßt ſolche an einem Ende beſäumen *).

Die Leine muß die Stärke eines kleinen Fingers haben und drei Klaftern (neun Ellen) länger ſeyn, als das Bund Lappen ſtellen ſoll. Vier und eine halbe Elle vom Anfang derſelben wird ein eiſerner Ring befeſtigt, dicht hinter dieſem das unbeſäumte Ende des erſten Lappens umgeſchlagen und feſtgenäht, dann ein freier Raum von einer Elle gelaſſen. Hier folgt wieder ein Lappen u. ſ. f. bis vier und eine halbe Elle vom andern Ende der Leine. Dicht hinter dem letzten Lappen wird wieder ein Ring und neben demſelben ein Haken angebracht, auf welchem das ganze Bund aufgenommen und feſtgebunden werden kann.

*) Gewöhnlich wird die eine Hälfte der Lappen mit dem herrſchaftlichen Wappen, die andere mit dem Namenszuge bedruckt, und wechſelsweiſe, einer mit dieſem, der andere mit jenem Zeichen, angenäht.

Zu jedem Bunde gehören fünf Stellstäbe von 3′ Länge. Am obern Ende sowohl, als in der Mitte muß ein eiserner Haken befindlich seyn, um beim einfachen Verlappen in einem von beiden, beim doppelten aber in jedem die Leine einlegen zu können. Dreißig Bund machen ein Fuder (vierspännig) aus.

Mit dem Stellen der Lappen kann man leicht schnell zu Stande kommen. Wenn nehmlich ein Mann ein Bund vom Wagen genommen, bindet er es auf, läßt das Ende der Leine, mit welchem sogleich angebunden wird, fallen und die Lappen, den Stellweg fortgehend — stets, wo es möglich ist, vom einzustellenden Distrikt abwärts — ablaufen. Nur selten werden zum Anbinden Heftel erforderlich seyn, da dies gewöhnlich an nahe stehenden Bäumen geschehen kann.

Will man doppelt verlappen, so gehen zwei Mann mit den Lappen hinter einander her und jeder läßt sein Bund neben dem des andern ablaufen. Indem das Vorhergesagte bewerkstelligt wird, werden durch andere Männer die Stellstäbe, gleichweit von einander entfernt, fest eingestoßen, und zwar so, daß alle Haken nach der Lappstadt zu gewendet stehen.

Am Ende des ersten Bundes läßt man die Leine so scharf anziehen, daß die Lappen nirgends bogenförmig hängen, wenn jene auf die Haken gehoben ist. Das Leinenende wird dann durch den ersten Ring des zweiten Bundes, der Leinenanfang von diesem aber durch den letzten des ersten gezogen. Beide Ringe werden nun so zusammengeschoben, daß dazwischen ein freier Raum von 2″ bleibt und hier die Leinen entweder gut verknüpft, oder die des ersten Bundes über den Wechsel des zweiten, die des letztern aber über den des ersten hinaus, an nahe stehenden Bäumen oder Hefteln angebunden. Letzteres Verfahren ist bei einer Lappstadt, welche fest stehen bleiben soll, fast nothwendig und deshalb zweckmäßiger, weil man die Leinen besser anzuziehen vermag.

Um desto eher die Arbeit zu beendigen, wird es wohl gethan seyn, auf beiden Stellflügeln, oder gar auf allen

vier Seiten der Lappstadt zugleich zu verlappen. Mag nun diese stehen bleiben oder hinterdrein Zeug gestellt werden; so ist doch in jedem Falle auf stilles Benehmen der Stellleute und darauf zu sehen, daß die Lappen überall vom einzustellenden Bezirke abwärts und frei stehen.

§. 22.

Auch Federlappen gewähren großen Nutzen, wenn es darauf ankommt, sehr schnell zu Werke zu gehen. Vorzüglich sind sie Rittergutsbesitzern, welche Vergnügen oder Nutzen dabei finden, einen Bezirk ihres Revieres ganz, oder die Grenzen zur Nachtzeit, um den Rückwechsel zu versperren, dann und wann verlappen zu lassen, zu empfehlen, da deren Anschaffung wenig Kosten verursacht und da sie leicht zu transportiren sind. Ein Mann kann sechs bis acht Bund, deren jedes 80 Doppelschritte stellt, tragen.

Zur Leine, an welcher die Federn eingeknüpft werden, kann man mäßig starken, nur nicht sehr gedrehten Bindfaden nehmen.

Bei der Verfertigung hängt man den Bindfaden vier Ellen weit vom äußersten Ende mit einer Schleife an einen starken eisernen Haken, knüpft hier zwei oder drei schwächere Gänse-, Truthühner-, oder Enten-, Hühner-, Raubvögel- oder andere ähnliche Flügelfedern ein, läßt dann 10′ freien Raum, fährt so fort, bis man die gehörige Länge eines Bundes hat, und läßt hier wieder vier Ellen Leine übrig. In so fern nicht auf das geringe Ersparniß an Federn Rücksicht genommen werden muß, sind die aus drei Federn bestehenden Lappen vorzuziehen, weil sie stärker blenden. Die Verfertigung der Federlappen — mit zwei Federn sowohl, als mit drei — wird am leichtesten von Hand zu Hand gelehrt. Für junge Jäger, denen es an Gelegenheit mangelt, auf diese Weise sich belehren zu lassen, entlehne ich die Beschreibung des Verfahrens aus Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschaft Theil I. Band II. §. 1915, indem ich selbige für besser erkenne, als die von mir in der ersten Auflage des gegenwärtigen Werkes gelieferte. —

Sämmtliche Federn werden zuvörderst einige Stunden in warmem Wasser eingeweicht.

Um Lappen dann zweifedrig einzuschürzen, verfährt man so: Man richtet alle zu einem Bunde erforderliche Federn erst zu, indem man, an der Kielwurzel des dünnern Federhalbschiedes, bis auf die Hälfte der Hohlung ein- und auf derselben fortschneidet bis zur Spitze. Dann schneidet man die Kielknöpfe vom dickern Federhalbschiede gleichfalls ab, und steckt einen von jenen dünnern Kielen in einen, wo möglich, anders gefärbten, von diesen dickern so, daß die Schäfte der beiden Fahnen gleiche Richtung haben, also beide auf einer und derselben Seite concav und conver stehen. Hierauf nimmt man den Bindfaden, hängt ihn an einen festen Haken, schlägt ihn kreuzweise so herum, daß es eine Schleife gibt, schiebt die Federn bis zur Kielmitte hinein, und zieht endlich den Knoten kräftig zu, wobei man mit der linken Hand die beiden Federn zugleich mit beugt, in der rechten Hand aber einen kleinen Knebel hält, um welchen der Bindfaden geschlagen ist, um fester zuknüpfen zu können. So wird die Arbeit fortgesetzt, indem man in der Entfernung von 10 zu 10′ immer wieder zwei in einander gesteckte Federn ebenmäßig mit den ersten einknötet. Zuletzt wird an einem Ende der Leine ein daumensdicker, spannenlanger Hefftel eingebunden, das andere an der Haspel angeknüpft und auf dieser das ganze Bund aufgewunden.

Bei Verfertigung der dreifedrigen Lappen bleibt das Verfahren bis nach aufgelegtem Kreuzschlage dasselbe. Dann steckt man zwei Federn zusammen von einer, die dritte von der entgegengesetzten Seite durch die Knotenschleife 1″ durch, knickt sämmtliche hervorragende Kielenden über den einfachen Leinentheil der Schleife um, schiebt sie unter dem unten doppelt liegenden durch, und zieht den Knoten, vermittelst des Knebels, möglichst fest zu. Alles Folgende wird wie bei den zweifedrigen Lappen verrichtet.

Auch hier ist auf Verschiedenheit der Farben bei den in einem Knoten zu vereinigenden Federn zu sehen.

Jedes einzelne Bund Lappen wird dann auf einer 2′ langen Haspel, welche sich an dem daran befindlichen, mit einem Handgriffe versehenen Stocke leicht drehen muß, aufgewickelt und mit dem andern Leinenende daran verschleift.

Zehn oben mit Mücken versehene, 4′ lange Stellstäbe sind zu einem Bunde Lappen hinlänglich. Will man aber doppelt verlappen — was beim Edelwilde besonders anzurathen ist; so müssen die Stellstäbe nicht nur eine Elle länger seyn, sondern außer der obern Mücke auch 2′ tiefer ein Häkchen haben.

Beim Stellen wird die Leine des ersten Bundes auf dem Stellwege, welcher unter dem Winde liegt, ausgebunden; dann geht der Mann, welcher die Haspel hält, rasch, aber stille fort, und läßt ablaufen. Ein anderer setzt die Stellstäbe ein, zieht die Leine an, hängt sie in die Mücken, knüpft das zweite Bund gleich so an das erste an, daß kein großer federleerer Zwischenraum entsteht, und so wird fortgefahren, bis die Stallung vollendet ist.

Vorzüglich Federlappen müssen frei, vom Holze abwärts stehen.

§. 23.

Eine aus Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschaft (Th. I. Bd. III. §. 1919 ff.) mir erst bekannt gewordene Art von Blendzeug sind die in Norwegen und Schweden — vielleicht auch anderwärts — seit lange schon im Gebrauch gewesenen Flintern — beiläufig 1‴ dick, 6″ breit, 12″ lang, von Fichten- (Rothtannen-) oder Buchenholz, gespaltene Schindelbretchen.

Mit der scharfen, runden stählernen Spitze eines eigens dazu verfertigten Hammers werden 2″ vom obern Rande herabwärts, und 2″ von den Seitenrändern hereinwärts zwei Löcher durch jedes Bretchen geschlagen.

Zwei von den so verfertigten Flintern werden 1′ weit von dem am Anfang einer kleinen fingersdicken hanfenen Leine eingeknüpften Heftel des ersten Bundes, hinter einem Knoten neben einander, durch beide oben erwähnte Lö-

cher angereiht, und durch einen dicht daran wieder geschürzten Knoten fest gehalten. In gleichen Entfernungen von 1′ erfolgt die Verfestigung der übrigen Flintern, auf vorgedachte Weise, bis an das Ende der Leine, an welchem ein Oehr befindlich ist. Den Anfang des zweiten Bundes macht ein 6″ langer Knebel, durch welchen dieses Bund mit dem Oehr des ersten, beim Stellen in Zusammenhang gesetzt wird. Am Ende des letzten Bunds nimmt ein Heftel die Stelle des Oehres ein.

Die Leine zu einem Bunde Flintern muß so lang seyn, daß selbiges 80 Doppelschritte stellt.

Bei einfacher Blendung sind zwölf Stellstäbe auf ein Bund Flinter, bei doppelter Blendung eben so viele Stellstäbe auf zwei Bund zu rechnen, welche, von gleicher Länge und Stärke, eben so eingerichtet seyn müssen, wie die §. 21., als zu der Stellung der Tuchlappen erforderlich, beschriebenen.

Begreiflicher Weise müssen die eben beschriebenen Flintern sehr gut blenden; ob aber durch das beim Abladen und Stellen unvermeidliche Geklapper das Wild nicht öfters rege gemacht, und vor vollendeter Stellung zum Ausweichen veranlaßt werden kann, das ist eine andere Frage, die ich doch mit Ja! zu beantworten versucht bin. —

§. 24.

Die genaueste Vorschrift zur Erbauung und Einrichtung eines vollständigen Zeughauses scheint mir die zu seyn, welche im vierten Theile von Flemmings deutschem Jäger S. 237 u. f. befindlich ist.

Auszugsweise theile ich hier Folgendes in Betreff dieses Gegenstandes mit.

Die Lage eines Zeughauses muß frei und trocken seyn. Der Zeugvorrath gibt den Maaßstab zur Länge, Breite und Höhe desselben. Das Doppeldach wird deshalb den Vorzug vor jedem andern behaupten, weil es

dem Eindringen des Schnees und der Näſſe am beſten widerſteht.

Ueberall muß auf gute Verbindung der einzelnen Theile und zugleich darauf geſehen werden, daß das zu denſelben zu verwendende Holzwerk die gehörige Stärke hat.

Alle Balken werden oben rund und glatt bearbeitet, um in der Folge die darauf gelegten Tücher und Netze beim Herunterziehen nicht zu beſchädigen, und gut iſts, wenn unten in die Balken ſtarke eiſerne Haken eingeſchlagen werden, um bei anhaltend ſchlechtem Wetter das durchnäßte Zeug daran aufhängen und abtrocknen zu können. In der Mitte muß eine auf beiden Seiten durch ſtarke Säulen begrenzte freie Durchfahrt für die Zeugwagen bleiben, welche, wenn ſie beladen werden ſollen, durch das an einem Giebelende befindliche Thor hinein- und durch das gegenüberſtehende hinausrücken.

An den Seitenwänden müſſen Träger zur Aufbewahrung der Krummruthen, Stellſtangen und Forkeln, und in den Ecken Behältniſſe zum übrigen Zeuggeräthe angebracht werden. Der Erdboden iſt mit gutem Steinpflaſter zu belegen.

Auf allen Seiten des Gebäudes dürfen hinlängliche, mit Laden genau verſchloſſene Oeffnungen nicht fehlen, um von Zeit zu Zeit den nöthigen Luftzug erwirken zu können.

An den Außenwänden ſind gleichfalls Haken einzuſchlagen, an welchen, bei gutem Wetter, das gebrauchte Zeug getrocknet wird.

Das ſchwerere Zeug hängt man im Hauſe am tiefſten, und gut iſts, wenn in oder zwiſchen den Balken Rollen angebracht ſind, vermittelſt welcher es hinauf gezogen und heruntergelaſſen wird; das leichtere wird über demſelben und das allerleichteſte im Dachſtuhle aufgehängt.

Auf Vertilgung alles ſchädlichen Ungeziefers muß immerwährende Sorgfalt verwendet werden.

Wäre in der erwähnten Durchfahrt nicht Platz genug für die Zeugwagen; ſo dürfen doch die zu ihrer Aufbewahrung erforderlichen Schuppen nicht weit vom Zeughauſe entfernt ſeyn.

§. 25.

Die Zeugwagen müssen auf jeden Fall dauerhaft, aber doch nicht zu schwer gebaut, an den Seiten mit glatten, gut gefügten Bretern ausgeschlagen, und oben über den Leitern mit Spriegeln versehen seyn, über welche die an den Leitern anzuschnallenden Zwillichverdecke gezogen werden können. Ueber der Vorderare steht ein kleiner Kasten, in welchem Leinen, Knebel, Ringe und Bindfaden für den Nothfall aufzubewahren sind; auch darf ein anderes verschlagenes Fach zur Fortschaffung der Pfahleisen, Wagenwinde und Heftel nicht fehlen.

An den meisten Orten werden die zu jedem Tuche gehörigen Stellstangen gleich auf dasselbe gelegt; da hieraus aber mancherlei Nachtheile entstehen, so ist es räthlich, eine Vorrichtung außerhalb der Leitern anbringen zu lassen, welche zur Fortschaffung so vieler dient, als zu jedem Fuder gehören.

Ausführliche Beschreibung gut eingerichteter Zeugwagen findet man in Döbels Jägerpraktik Th. II. S. 34. und im vierten Hefte des Leonhardischen Jagdmagazins.

§. 26.

Da doch zuweilen der Fall vorkommt, daß eingefangenes Wild lebend transportirt werden soll; so will ich hier Einiges über die dazu erforderlichen Kasten sagen.

1. Der Hirschkasten muß, wenn der Hirsch das Geweih trägt und behält, so hoch seyn, daß er, ohne an der Decke anzustoßen, aufgerichtet in demselben stehen kann; hat er aber abgeworfen, oder ist ihm das Gehörn über den Augensprossen abgesägt worden, so kann man die Länge des Kastens zu 8 Leipziger ′, die Höhe zu 6′, die Breite auf dem Boden zu 2′ 6″, an der Decke aber zu 3′ 6″ annehmen, um in solchem einen starken Hirsch allein, einen schwächern und ein Schmalthier, auf jeden Fall aber zwei alte und drei Schmalthiere weit und gemächlich fortzuschaffen. Das Gestell dazu wird aus schwachem Riegelholze verfertigt und inwendig mit gefügten Bretern, diese

aber wieder auf der innern Seite mit grober Leinwand ausgeschlagen und der Zwischenraum mit Werg, Haaren oder Moos ausgefüttert. Will man ökonomischer verfahren, so kann man sich zum Füttern der Breter geflochtener Strohseile bedienen, welche angezweckt werden. An beide Giebelenden des Kastens kommen Thüren oder eingefalzte Schieber, und in diese Luftlöcher. Auch wird in jedem eine kleine Krippe und Rause zum Futter befestigt, wenn das Wild eine weitere Reise machen soll.

2. Die Saukasten werden niedriger aus eichenen Bretern, und für jedes Schwein ein besonderer gemacht. Schwächere Sauen kann man, nach Verhältniß der Länge des Kastens, drei, auch vier in einem beherbergen.

3. Die Rehkasten können noch kleiner seyn, müssen aber oben statt der Bretdecke mit doppeltem Zwillich oder Barchent beschlagen seyn, weil diese Wildart, im eingeschränkten Raume sich ungeberdig anstellt und dabei so weichlich ist, daß ein einziger Stoß an den Kopf den Tod bewirken kann. Ueberhaupt bleibt der Rehtransport immer mißlich.

Jeder Wildkasten muß an allen obern Ecken eiserne Ringe haben, durch welche Leinen gezogen werden, die man an den Wagenleitern so festbindet, daß er sich nicht bewegen kann.

Zweites Kapitel.

Vom Pferde.

Equus Caballus, (*Linn.*) *).

§. 1.

Der Verfasser schaltet die Naturgeschichte des Pferdes dieser zweiten Auflage aus folgenden Gründen ein: das Pferd ist ein beim Betriebe vieler Jagdarten unentbehrliches Thier. Gute Auswahl beim Ankaufe, richtige Behandlung und zweckmäßiger Gebrauch des Jagdpferdes sind von der Bekanntschaft mit der Natur und den Eigenschaften desselben abhängig. Diese Bekanntschaft darf daher dem Weidmanne nicht abgehen, wenn er in vielen Fällen Fehler und Verstöße nicht begehen und eigenes Vermögen, Gesundheit und Leben nicht aufs Spiel setzen soll. —

§. 2.

Das männliche Pferd heißt Hengst, kastrirt Wallach; das weibliche Stute; im ersten Lebensjahre das Junge Saugfohlen (Füllen), mit Zusatz der Geschlechtsnamensbezeichnung, im zweiten Jahre jähriges Fohlen, im dritten zweijähriges Fohlen. Wenn es volle drei Jahre alt ist, nimmt es den Namen Pferd an, und

*) Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschaft Th. I. Bd. I. Kap. 29. Th. II. Bd. I §. 506 bis 636. Walthers System der Kameralwissenschaften Th. I. §. 1177 ff. Hartigs Lehrb. f. Jäger Bd. II. Hauptth. V. Kap. 21.

das eigentliche Alter wird bis zum siebenten Jahre durch den Zusatz drei-, vierjährig u. s. w. bezeichnet.

Im Linnéischen System bildet das Pferd nebst seinen Gattungsverwandten die erste Abtheilung der sechsten Ordnung in der Klasse der Säugthiere, im Blumenbachischen die einzige Gattung der achten Ordnung, im Pennantischen die einzige Gattung des I. Abschnitts I. Ordnung, im Cuvierschen die einzige Gattung der VII. Ordnung, nach der Burgsdorf-Bechsteinischen Eintheilung die einzige Gattung der zweiten Abtheilung auf der dritten Stufe (vergl. Kap. 4. der Einl. die hierher gehörigen §§.).

§. 3.

Größe und Stärke ist sehr unbestimmt und verschieden. Nach dieser Verschiedenheit modificirt sich die Anwendung des Pferdes. Soll es zum Jagdbetriebe als Reitpferd sich eignen, so muß es — im Verhältnisse zur körperlichen Gestalt desjenigen, zu dessen Gebrauche es bestimmt ist — vom Ballen des Vorderhufes bis auf den Widerrist (Widerroß) 5′ bis 5′ 6″ beiläufig Höhe haben; hiernächst der Kopf 23 bis 24″, der Hals 24 bis 26″, und der Rückgrath vom letzten Halswirbel bis zur Schwanzwurzel 4′ 3″ bis 4′ 5″ lang seyn.

§. 4.

Dem Ideal der Vollkommenheit — auch blos in Beziehung auf die äußere Form der einzelnen Körpertheile und deren regelmäßiges Verhältniß zu einander — entspricht das Pferd, wie es ist, selten, vielleicht nie. Nähern wird es sich demselben, jemehr es dem Bilde ähnelt, welches der Verfasser, jedoch dem individuellen Geschmacke in einzelnen, nicht geradezu wesentlichen, Stücken keinesweges vorgreifend, aufzustellen versucht. Er befolgt dabei diejenige Ordnung, in welcher er dem Kauflustigen die Untersuchung und Besichtigung der einzelnen

Körpertheile anrathen zu müssen glaubt, wenn das Hauptsächlichste über oft sehr anziehende Nebendinge nicht übersehen werden soll. Alles, was der Verfasser hier sagt, gründet sich übrigens auf eigene, in früheren Jahren theuer bezahlte Erfahrung.

Ein tüchtiges Jagdpferd muß ungefähr so, wie nachsteht, gebaut seyn:

a) Höhen- und Längenmaaß s. oben. Die Höhe soll vorn und hinten sich möglichst gleichen, oder — wie man zu sagen pflegt — weder dort noch hier das Pferd überbaut seyn.

b) Die Füße — als Körpertheile, auf welchen die Sicherheit des Reiters, so wie die leichte und schnelle Bewegung des Pferdes selbst vorzüglich mit beruht, kommen sie zu allererst in Betracht — nicht unverhältnißmäßig hoch zur Körperlänge, die Knochenröhren nicht zu fein (dünne), ohne Ueberbeine, die Sehnen stark, freiliegend, nicht knotig; die Köthen (Fesseln) nicht zu lang und so verbunden, daß das Pferd weder zu viel noch zu wenig durchtritt; die Hufe weder aus- noch einwärts gerichtet, nicht zu flach, unterwärts mäßig sich verbreitend, gut abgerundet, ohne hinten zu sehr (zusammen-) gezwängt zu seyn; die Hornsubstanz hart, aber nicht spröde, ohne Kluft und Spalte.

α) An den Vorderfüßen (Vorderbeinen) das Blatt (die Schaufel) nicht zu fleischig, der Oberarm stark und muskulös, das Knie gerade, gut gebunden und mäßig gewölbt, der Unterarm möglichst mager.

β) An den Hinterfüßen die Keulen kurz gefaßt, stark gewölbt, der Unterschenkel stark und muskulös, das Knie nicht zu sehr nach hinten ausgebogen, inwendig kein Spathknochen hervortretend, die Hessen nicht hasenhackig (nicht zu sehr gespitzt), nicht kuhhessig (gegen einander gezogen), eben so wenig aus einander gebogen, sondern gerade nach hinten gerichtet.

Uebrigens die Stellung der Füße so, daß beim Gange weder die vordern, noch die hintern sich kreuzen, sondern daß man — vorn oder hinten stehend — beim Schritte und Trabe zwischen den Vorder- und Hinterfüßen einen vorn und hinten gleich breiten, freien Zwischenraum von wenigstens 1″ und höchstens 2″ wahrnimmt.

c) Die Brust mäßig breit, stark gewölbt.

d) Der Widerrist (Widerroß) etwas, aber nicht zu sehr erhöht; hinter demselben der Rückgrath bis zum Kreuze schnurgerade fortlaufend, beim Aufsitzen sich nicht einbiegend; das Kreuz nicht zu kurz gefaßt, nach der Schwanzwurzel zu sanft abhängig gewölbt.

e) Der Schweif nicht zu tief am Aster eingewurzelt; im natürlichen Zustande lang und stark behaart, nicht rattenschwänzig; bei englisirten Pferden gerade gerichtet, etwas oberwärts gebogen.

f) Der Hals bei der oben bezeichneten Länge ebenmäßig stark, nicht hirschhälsig (nicht nach vorn ausgebogen), oberwärts sanft gekrümmt; die Mähne nicht zu beiden Seiten des Halses sich theilend.

g) Der Kopf mager, an der Nase — deren Höhlen weit seyn müssen — schmal; die Nase in der Mitte und an der Wurzel nicht schweinsköpfig (einwärts gebogen), sondern etwas ramsköpfig, (sanft bogenförmig) erhaben, oder doch von der Wurzel bis zu den Nasenöffnungen gerade fortlaufend; die Stirn verhältnißmäßig breit, etwas, doch nicht stark gewölbt; die Ohren klein, spitz, aufgerichtet und mit den Spitzen gegen einander, auch dicht beisammenstehend; die Ganaschen (die äußern Seitentheile des Unterkiefers) hinten nicht allzusehr verengert oder erweitert; die Augen nicht tief liegend, sondern hervortretend, groß, lebhaft, klar, nicht fettig oder triefend, braun — wenn es keine sogenannten Glasaugen sind — von Farbe, nicht blau, die Augenwimpern straff abstehend, nicht nach dem Auge sich einbiegend.

§. 5.

Die verschiedenen Bewegungen des Pferdes im Schritte, im Trabe, im Galopp und im vollen Laufe sind bekannt.

Leicht, rasch, gewandt und kräftig werden sie meist immer seyn, wenn das Pferd der vorherigen Beschreibung gemäß gebaut und gut unterhalten ist. Doch kann und wird hierüber, so wie über die Regelmäßigkeit derselben nur die eigene Probe beim Reiten, nie das bloße Anschauen sichere Auskunft geben.

Regelmäßig sind die Bewegungen, wenn der Schritt rein — nicht in den sogenannten Paß ausartend — der Trab, Galopp und Lauf gesetzt, schnell, aber nicht übereilt, der Schritt und Sprung gehörig weit und fortdauernd gleichmäßig; wenn endlich die Kniebewegung an den Vorderfüßen nicht zu stark ist.

Dies alles — so wie die Gewandtheit — hängt jedoch großentheils von guter Schule (Abrichtung) ab; selten findet man beim jungen, rohen Pferde mehr, als bloße Anlage dazu, bei deren Beurtheilung das Naturell (Temperament) die vorherige Fütterung und Behandlung — selbst der Gesundheitszustand überhaupt in genaue Betrachtung gezogen werden muß.

§. 6.

Das Jagdpferd ist der Insektenplage mehr als jedes andere Pferd ausgesetzt, und kann dagegen durch das Fliegennetz nur selten geschützt werden; deshalb darf es nicht zu dünne behäutet und nicht zu kurz behärt seyn.

In vielem Betracht haben dunkel gefärbte Pferde für den Forstmann und Jäger wesentliche Vorzüge; in Rücksicht des Gebrauches derselben zum Bürschen hat jedoch die Farbe und Zeichnung keinen so bedeutenden Einfluß, als man vorgab; denn in irgend ruhig gehaltenen Revieren hält das Wild vor dem Pferde immer gut aus, die Farbe und Zeichnung mag seyn, welche sie will.

§. 7.

Außer den Zeugungstheilen finden sich an beiden Geschlechtern folgende Unterscheidungszeichen. Der Hengst hat einen vorzüglich starken Kopf und Hals; in der Regel auch sehr viel Feuer und Leben. Der als Fohlen kastrirte Wallach verwirft sich in Rücksicht des Kopfes, Halses und überhaupt weniger, hat auch gewöhnlich ein ruhiges und immer sich gleiches Temperament.

Die Stute pflegt fast immer hinten überbaut zu seyn, hat zwar meist ein unstätes Temperament, dabei aber gewöhnlich mehr Ausdauer und Feuer als der Wallach. Zum Jagdpferde eignet sie sich am besten, weil ihr das Uebergehen des Stallens (die Harnverhaltung) nicht so leicht schadet und gefährlich wird, als dem Wallache und dem Hengste, welcher letztere auch aus andern begreiflichen Gründen für den Jäger gar nicht brauchbar ist.

§. 8.

Man findet bei dieser Thierart eben die Temperamentsverschiedenheit, und zwar in eben den Abstufungen und Uebergängen, wie beim Menschen. Es gibt daher übereilt hitzige, feurige, lebhafte, fleißige, ruhige, gelassene, auch träge Pferde.

Scheue vor fremden oder überraschenden Gegenständen, Reizbarkeit, Starrsinn, hartnäckige Widersetzlichkeit sind guten jungen und rohen Pferden fast mehr eigen, als Gleichmuth, Gutmüthigkeit, Folgsamkeit, Nachgiebigkeit und Gelehrigkeit. Alle vorher genannte Untugenden — oder vielmehr Unarten — lassen sich jedoch in den meisten Fällen bei richtiger Behandlung während der Abrichtung mit der Zeit überwinden, in so fern sie von Kraftgefühl, nicht von Schwäche herrühren. Auch kann man bei Pferden, die in der Jugend Widersetzlichkeit aus Kraftgefühl zeigen, immer eher auf Ausdauer in Strapazen rechnen, als bei solchen, die allzunachgiebig fromm sind; alte, zu Untugenden verwöhnte hingegen legen diese

höchst selten ab. Unter den Untugenden und Unarten sind folgende beim Jagdpferde die schädlichsten.

a) Das Stätischseyn; b) das Bocken; c) das Steigen oder Bäumen; d) die Hartmäuligkeit und daher rührendes Durchgehen oder Abstreifen unter Bäumen; e) das Schlagen, Hauen und Beißen nach Menschen und Hunden; f) das Prellen von der Seite; g) die Papier-, Seitengewehr- und Jagdhorn scheue; h) das nicht Stille- und Ruhigstehen.

Die unter a, b, d und h genannten Unarten legen junge Pferde bei guter Behandlung oft ab; die übrigen selten oder nie.

§. 9.

Das Pferd riecht und hört fein; es sieht — selbst zur Nachtzeit — scharf, in so fern das Auge in allen seinen Theilen fehlerfrei ist.

§. 10.

Das bekannte Wiehern, der hellkreischende Schmerzenslaut, das Schnaufen und Brusten sind die Laute, welche das Pferd ausgibt. Für das Jagdpferd ist es ein wesentlicher Fehler, wenn es bei der Trennung von andern seines Gleichen oder sonst zu Wiehern sich sehr geneigt bezeigt.

§. 11.

Der Hengst und der Wallach wächst bis er sechs Jahre, die Stute bis sie fünf Jahre alt ist.

Pferde, die vor dem vierten Jahre gar nicht gebraucht und aufgestellt, vor dem vollendeten fünften aber weder bei der Abrichtung noch sonst strapazirt, bis dahin aber regelmäßig gefüttert und gewartet werden, können — bei fortwährender gehöriger Pflege, und bei guter Organisation der innern und äußern Theile zwölf bis funfzehn Jahre — im glücklichen Falle auch wohl länger —

beim Jagdbetriebe Dienste thun. Ihr Leben bringen sie — obwohl nur selten — bis auf 40 Jahre.

Das Alter der Pferde läßt sich nur, bis sie volle sechs Jahre alt sind, an den Zähnen bestimmt erkennen. In einem Alter von 30 bis 36 Monaten nehmlich werden zuerst die beiden mittelsten Vorderzähne (Fohlenzähne) sowohl im Ober- als im Unterkiefer — in einem jedoch meistentheils um mehrere Wochen früher, als im andern — gewechselt. Die neu hervorbrechenden Zähne bleiben um ein Geringes kürzer, sind weniger weiß von Farbe und haben in der Krone eine braune Vertiefung — Bohne genannt. Im Laufe des folgenden Jahres erfolgt auf gleiche Weise der Wechsel desjenigen Fohlenzahnes, welcher in jedem Kiefer zu beiden Seiten den im vorigen Jahre erneuerten Zähnen am nächsten steht. Während des fünften Jahres endlich erfolgt das sogenannte Abzahnen — oder der Ausfall und die Erneuerung der beiden letzten Zähne an beiden Seiten jeden Kiefers. Erst, wenn das Pferd sechs volle Jahre zählt, haben alle erneuerte Zähne gleiche Länge.

Die Haken (Eckzähne) erscheinen beim Hengste und Wallache im vierten Jahre; bei der Stute ist dies nicht immer, und oft nie der Fall *). Sie stellen sich bis zum siebenten Jahre weißgelblich und kegelförmig gespitzt, späterhin immer mehr abgestumpft und etwas verlängert dar.

Vom siebenten Jahre an werden auch die Vorderzähne nach und nach länger, besonders an der Wurzel mehr gelbbräunlich gefärbt. Die Bohne verschwindet gleichfalls nach und nach — beim harten Futter früher, beim weichen später.

Die Roßhändler, auch — oft nicht mit Unrecht — Roßtäuscher genannt, haben Mittel ausgesonnen, zum gemeinen Gebrauche noch zu junge Pferde älter, als sie sind, erscheinen zu lassen und alte dem Zahne nach zu

*) Das Hakenfinden unfehlbar seyn sollen, ist — wie ich aus Erfahrung bestimmt versichern kann — Fabel.

verjüngern. Ersteres wird bewirkt, indem man bei einem Pferde, welches erst in das vierte Jahr getreten ist, das Abzahnen durch Ausbrechen der noch zu wechselnden Fohlenzähne erzwingt, so daß das kaum viertehalb Jahr alte Pferd nach wenigen Wochen, wenn die Erneuerung vor sich gegangen ist, als voll fünfjährig sich darstellt. Das Verjüngen bewerkstelligt man durch Abfeilen der Zahnkronen, durch Eingraben und Einbrennen der Bohne in dieselbe, auch wohl durch Bleichen der Zähne mit verdünnter Vitriol- oder Schwefelsäure. Die scheinbare Erhöhung des Alters ist schwer und nur so lange zu erkennen, bis die neu hervorbrechenden Zähne ihre ganze natürliche Länge erreicht haben, und zwar besonders daran, daß auf jeder Seite des Ober- und Unterkiefers die zwei äußern Vorderzähne kürzer sind, als die mittelsten, hingegen beim regelmäßig natürlichen Abzahnen auf jeder Seite nur der äußerste kürzer als die vier mittleren erscheint. Die scheinbare Verjüngung nimmt man wahr, theils an den nicht ganz vertilgten Feilstrichen, theils an der oft ungeregelten Form der Bohnen, theils durch Schaben an diesen, wodurch, wenn die Bohne künstlich aufgefrischt ist, das Braune weggenommen werden kann — was bei der natürlichen der Fall durchaus nicht ist. Grund zur Muthmaßung, daß ein oder der andere der gedachten Kunstgriffe gebraucht worden ist, hat man jedesmal, wenn ein übrigens nicht bösartiges Pferd kopfscheu ist, oder sich nicht in das Maul sehen lassen will. Dies pflegt meistentheils eine Folge der langweiligen und höchst schmerzhaften Operation zu seyn.

§. 12.

Alle reißende Thiere, dann die meisten Fliegen- und Bremsenarten sind Feinde des Pferdes. Kein anderes Hausthier wird so stark strapazirt, keines kann — in sehr vielen Fällen — weniger geschont werden, keines ist daher Krankheiten mehr ausgesetzt; an keinem zeigen sich — größtentheils als Folge der übernächtigen Anstrengung — mehr Fehler und Mängel.

Wir finden demnach

A. Innere Krankheiten.

Von diesen sind die bedeutendsten:

a) Der Rotz — er ist eine ansteckende Krankheit, man kennt dagegen noch kein specifisches Mittel.

Verdächtig ist derselben das Pferd, wenn man einen festliegenden, unschiebbaren Knoten zwischen dem Unterkiefer, besonders an einer Seite desselben und dabei einen zähen gelblichen Ausfluß aus den Nasenlöchern bemerkt. Noch höher steigt der Verdacht, wenn der Ausfluß nur aus einem Nasenloche erfolgt, dabei grünlich oder röthlich gefärbt und übelriechend, die Nasenwand aber entzündet ist. Gewißheit geben Chancres in der Nase.

b) Der Wurm — noch ansteckender und eben so unheilbar als der Rotz; oft mit diesem verbunden. Die Füße — vorzüglich die hintern — sehr dick geschwollen, die Geschwulst sehr hart, dabei späterhin unzählige, in Eiterung übergehende Knoten und Beulen in der Haut.

c) Koller — rasende Wuth; nie oder nur selten heilbar.

d) Sonnenschuß — Wuth, die nur dann ausbricht, wenn dem Pferde die Sonnenstrahlen ins Auge fallen — unheilbar.

e) Dummheit — das Auge traurig und blöde; im Stalle der Kopf tief herunterhängend; häufiges Ohrenspiel ohne Veranlassung von außen; Mangel an Eßlust, oder beim Fressen im Kauen stockend; schwer oder gar nicht rückwärts zu ziehen und zu schieben, starkes Einlegen in den Zügel und in das Gebiß; übermäßiges Heben der Füße und schwankender Tritt; beim hohen Krankheitsgrade die übers Kreuz gestellten Vorderfüße in dieser Stellung bleibend. In den meisten Fällen unheilbar.

f) Darmgicht, Kolik — heftige, mit Verstopfung verbundene Krämpfe im Magen und Unterleibe, wobei das Pferd meist sich legt, anhaltend stöhnt, oft

mit dem Kopfe nach den Flanken herumfährt und sich wälzt. Rührt die Krankheit nicht vom Würmerbiß her, so ist sie — in so fern nicht gleich anfänglich zweckmäßige Heilmittel angewendet werden — in den meisten Fällen schnell tödtlich. Pferde, die einmal von dieser Krankheit befallen und hergestellt wurden, verfallen bei geringer Verlassung leicht wieder in dieselbe.

g) Verschlag und Verfangen. Erster wird verursacht durch Erkältung nach vorgängiger Erhitzung, letzteres durch starkes Reiten gegen den Wind. Bei beiden Krankheiten schwellen die Füße, und werden entweder gelähmt oder doch steif. Beim Verfange bemerkt man gemeiniglich auch Anschwellen der Kopf- und Halsdrüsen. Beide Uebel sind zwar heilbar, lassen jedoch meistentheils Steifheit in den Fußgelenken und Sehnenüberspannung zurück. Als Folge derselben bemerkt man oft wulstartige Erhöhungen, die rings um den Huf laufen, und dieser wird gewöhnlich spröde und überhaupt unförmlich.

h) Druse, eine gewöhnliche katarrhalische Herbst- und Frühlingskrankheit. Es entstehen zu Anfang derselben schiebbare Knoten zwischen dem Unterkiefer, die sich zuweilen entzünden, eine Beule bilden und in Eiterung übergehen. Oefter erfolgt ein dünn- oder strengflüssiger Abgang aus beiden Nasenlöchern, mit Husten verbunden. Mitunter wirft sich auch der Krankheitsstoff auf andere Körpertheile und bringt da Beulen, die in Eiterung übergehen, hervor.

An sich und bei zweckmäßiger Behandlung pflegt die Krankheit nicht von Bedeutung zu seyn, meist auch von selbst sich zu heben. Wird sie aber vernachlässigt, oder das Pferd bei derselben stark erhitzt und dann wohl gar vor Erkältung nicht geschützt; hält sie über neun bis vierzehn Tage an: so kann sie den bedenklichen Charakter der Stoddruse annehmen, und als solche, unregelmäßig behandelt, sogar in Rotz oder Wurm übergehen.

i) Haarschlag. — Er entsteht oft aus einer vernachlässigten Druse, die sich auf die Lungen geworfen hat, äußert sich durch trocknen, kurzen Husten, ohne Abgang aus der Nase, durch kurzen Athem, Schnaufen, Röcheln, durch Schlagen mit den Flanken, und ist der Schwindsucht beim Menschen ähnlich. Selten ist er heilbar.

k) Durchfall. l) Blutstallen — Blutharnen.

B) Aeußere Krankheiten.

a) Raude — eine Hautkrankheit, die aus den nehmlichen Veranlassungen wie bei andern Hausthieren — Erhitzung, Erkältung schnell auf einander folgend, schlechtes Futter und Getränk, unreinliche Haltung — entsteht; durch knotige Verhärtungen in der Haut an allen Körpertheilen, besonders am Halse, welche späterhin in Eiterung übergehen, sich andeutet; ansteckend und oft schwer zu heilen ist. Vernachlässigt, kann sie in Wurm übergehen.

b) Blindheit. — Sobald sie ganz eingetreten ist, wird sie beim freien Gange des Pferdes an dem übermäßigen Heben der Füße, am Anrennen an aufstoßende Gegenstände, und an dem unsichern Hin- und Hertaumeln auf dem Wege im Allgemeinen leicht erkannt. Folgende Blindheitsarten kommen am öftersten vor: α. der schwarze Staar — das Auge ist dabei helle und klar, der Stern gewöhnlich schwarz, statt braun. Er ist nur im Schatten bemerkbar und gänzlich unheilbar. β) der graue Staar — der Stern ist dabei eben so, wie beim Menschen, verdunkelt. Operation ist, so viel ich weiß, noch nicht versucht worden, oder doch nicht geglückt. γ) die Mondblindheit — das Auge beim zunehmenden Monde blau und trübe, beim abnehmenden helle und klar. Während der zuletzt erwähnten Zeit sieht das Pferd vollkommen gut, während der ersten gar nicht. Sie ist unheilbar. δ) Felle auf den Augen — sie sind im ersten Entstehen zuweilen heilbar.

c) Augenkrankheiten. α) thränende, fettige Augen — der Stern verdunkelt, die Wimpern, durch die ausschwitzende Feuchtigkeit, schlaff herunterhängend. Selten heilbar. β) Augenentzündung das Weiße roth, das ganze Auge, nach dem Grade der Entzündung, mehr oder weniger heiß. Hat sie ihren Grund zu einem, durch fremdartige Körper verursachten Reiz, so ist sie leichter zu heilen, als wenn sie aus körperlicher Disposition entsteht.

d) Lahmheit. Sie wird an dem bekannten Hinken — auf einem oder dem andern Fuße, wobei das Pferd diesen schont, im Allgemeinen erkannt. Ueber den — eigentlich leidenden Theil des lahmen Fußes kann in den meisten Fällen nur ein erfahrner, geschickter Roßarzt entscheiden, und selbst diesem wird es nicht selten schwer.

An den Vorderfüßen kommen folgende Lähmungen am öftersten vor: blatt- oder buglahm, knielahm (selten), Ausdehnung, Ueberspannung, Geschwulst der Sehnen und Knoten an denselben, faßellahm, kronenlahm, huflahm — durch Eintreten fremder Körper, oder durch Steingallen, welche letztere ungefähr das sind, was man beim Menschen Hühneraugen nennt, nur daß sie im Innern sich ansetzen.

An den Hinterfüßen wird das Pferd entweder kreuzlahm, oder kugellahm, oder spathlahm — letzteres durch eine Knochengeschwulst unter dem inwendigen Knie, welche auf die darüber liegenden Adern und Muskeln drückt. In Rücksicht der Lahmheit an den Sehnen, Fesseln und Hufen alles wie bei den Vorderfüßen.

Noch muß die Lahmheit erwähnt werden, welche durch die sogenannten Schalen — beulenartige Verhärtungen, die auf der Krone sichtbar sind, — oder — durch Hornklüfte — Querspalten im Hufe — oder durch Hornspalten — Längsspalten im Hufe

entstehen. Nur selten kommt dies alles an den Hinterfüßen vor. In allen Hufen können auch Strahlengeschwüre entstehen.

Von diesen Lahmheiten sind die durch Spath und Schalen veranlaßten die einzigen, die nie, und die Blatt-, Kreuz- und Kugellähmungen die, die selten ganz geheilt werden.

C. Mängel und Fehler.

a) Gallen — beulenartige, mit wässeriger Feuchtigkeit angefüllte Erhabenheiten, welche an den Hessen der Hinterfüße, oder über dem Fesselgelenk der Vorder- und Hinterfüße durchgehend, oder nicht durchgehend, und im letztern Falle an der auswendigen oder inwendigen Seite der erwähnten Fußtheile erscheinen. Sie entstehen am gewöhnlichsten bei übergroßer Anstrengung des Thieres, oft aber auch in Folge körperlicher Disposition. Die durchgehenden Gallen verursachen merkliche Schwäche, die nicht durchgehenden oft nur Uebelstand. Erstere werden selten oder nie geheilt, letztere zuweilen, aber doch nicht leicht anders, als mit Zurücklassung merklicher Spuren.

b) Ueberbeine, an der äußern oder innern Seite des Unterarmes. Sie sind schädlich und verursachen, wenn sie so liegen, daß sie an die Sehne drücken, bei zunehmender Größe Lahmheit, außerdem fallen sie nur übelständig ins Auge.

c) Stollbeulen — Balggeschwülste, die hoch am Oberarme der Vorderfüße dicht unter dem Blatte oft dadurch entstehen, wenn das Pferd im Liegen den gedachten Theil der Füße immerwährend auf die Stollen des Beschlages stützt. Sie sind heilbar; Spuren bleiben jedesmal zurück und verursachen Uebelstand.

d) Das Krippensetzen (Koppen) — ein lautes, widriges Gluchsen, oder erzwungenes Aufstoßen, welches junge Pferde oft aus Spielerei sich angewöhnen, oder von andern lernen, indem sie die Zähne auf oder in die Krippe setzen, die Luft hervorpressen und wie-

der verschlucken. Oft werden Krämpfe im Unterleibe dadurch verursacht; oft ist es aber auch nicht schädlich, übelständig aber immer in hohem Grade, und dann, wenn das Pferd auf die Krippe setzt, nachtheilig dadurch, weil beim Fressen viel Futter verloren geht.

e) Das Luftkökeln — das eben gedachte Gluchsen, wenn es das Pferd erzwingt, indem es auf das Gebiß (Trense oder Cauthare) preßt. Dieser große Fehler verursacht oft Darmgicht. Er ist, so wenig wie das Krippensetzen, dem Thiere abzugewöhnen.

Zusatz: In den königl. sächs. Landen ist der Verkäufer gehalten, den Käufer in aller Art zu entschädigen, dem er ein mit dem Rotze behaftetes Pferd hinterlistig verkauft hat. Ein verhandeltes Pferd, an welchem — ohne Verschulden des Käufers — während der ersten vier Wochen Koller, Sonnenschuß, Dummheit, Haarschlag oder Mondblindheit sich äußert, auch wenn es Krippensetzer oder Luftköker ist, muß der Verkäufer zurücknehmen, und die ganze Kaufsumme herausgeben.

Doch geht das alles ohne prozessualische Weitläufigkeiten und ohne bedeutende Kosten nicht ab.

Beiden Theilen ist in dergleichen Fällen daher immer gütlicher Vergleich anzurathen.

§. 13.

Von dem in Arabien, Sibirien und in der Tartarei einheimischen, meist kleinen, dickköpfigen, struppig behaarten wilden Pferde (E. Cab. ferus) stammen höchstwahrscheinlich alle bekannte Halb- und Abarten ab, deren es fast so viele gibt, als Länder und Provinzen, in welchen Pferdezucht statt findet.

Als ganz reine Halbarten haben sich bis jetzt vielleicht nur die arabischen und persischen Pferde fortgepflanzt.

Nur Schade, daß sie bei ihrer entschiedenen Vortrefflichkeit fast gar nicht zu haben, und für den Privatmann wenigstens unbezahlbar sind. Mit einigem Grunde können

jedoch folgende Racen, welche sämmtlich, in so fern sie roh noch zu erhalten sind, gute Jagdpferde liefern, zu den Halbarten gerechnet werden:

a) Das polnische Pferd — Mittelschlag, oft klein; Kopf meist stark; Hals eben so und nicht lang; das Kreuz gewöhnlich kurzgefaßt und abschüssig. Pferde dieser Race sind gewöhnlich dauerhaft, rasch, anfänglich meist widerspenstig, selten sehr scheu und werden leicht schußbändig.

b) Das ungarische Pferd — dem polnischen an Bau und Naturell sehr ähnlich, doch meist gedrungener und von Knochen stärker.

c) Das meklenburgische Bauerpferd — starker Mittelschlag, stark von Knochen, kurz gefesselt; selten schön von Kopf und Hals, größtentheils sehr regelmäßig in Rücksicht des Rückens und Kreuzes gebaut, sehr kräftig, dauerhaft, sicher, rasch, gewandt; selten bösartig; unverwüstlich brav; tüchtiger Fresser. So war diese Race fast durchgängig sonst beschaffen; seitdem aber durch fremde Hengste das Aeußere verschönert wurde, verlor sie an innerer Güte.

Aus der Vermischung dieser und anderer Halbarten sind unzählige Abarten hervorgegangen, von welchen einige der ausgezeichnetsten durch fortgesetzte Kultur wieder eigene Racen gebildet haben. Hierher sind vorzüglich die englischen Pferde zu rechnen, welche ihren Racenursprung der Vermischung des arabischen Blutes mit dem persischen zu verdanken haben sollen, und bei denen das arabische Blut noch immer durch Hengste dieses Stammes von Zeit zu Zeit aufgefrischt wird. Bei allen ihren unbestreitbaren innern und äußern Vorzügen würden sie jedoch — wenn sie auch weniger hoch im Preise stünden — nur selten zu Jagdpferden, die im Walde gebraucht werden sollen, sich eignen, weil sie meist zu starr- und langhälsig, auch hartmäulig sind, weßhalb ihnen die erforderliche Gewandtheit zu mangeln pflegt.

Uebrigens werden in den vielen Land- und andern Gestüten, wie sie zeither in Teutschland — z. B. in Sachsen, Preußen, Anhalt und selbst in Meklenburg ꝛc. — unterhalten worden sind, mancherlei Abarten gezogen, von denen viele Individuen ganz vorzügliche Jagdpferde abgeben.

§. 14.

Die Nahrung wird vom wilden Pferde von mancherlei, der Jahreszeit nach sehr verschiedenen, Produkten des Pflanzenreichs bezogen.

Ueber die Fütterung, Wartung und Pflege des Jagdpferdes ist das Bemerkenswertheste Abschn. I. Abth. I. Kap. 1. §. 59. bereits mitgetheilt worden.

§. 15.

Die Fortpflanzung erfolgt:

a) in wilden Gestüten — wenn Stuten und Hengste das ganze Jahr hindurch im Freien beisammen bleiben und sich beliebige Nahrung suchen.

b) In halb wilden — wenn beide Geschlechter unter Verhältnissen, welche den unter a bestimmten gleich sind, den Sommer und Frühherbst verleben, gegen den Winter aber in abgesonderte Ställe getrieben und da gefüttert werden.

c) In zahmen — wenn jedes Geschlecht, von dem andern abgesondert, den Sommer und Frühherbst hindurch auf der Weide zubringt, während des Winters im Stalle unterhalten, die Saugfohlen, aber in einem gewissen Alter, von den Mutterstuten getrennt, für sich erzogen werden.

Das Beschälen (die Begattung) erfolgt bei a und b nach freier Willkühr der Thiere, bei c wird im April oder Mai für jede rossige (begattungslustige) Stute ein schicklicher Hengst ausgewählt und ihr dann zugeführt. Merkzeichen des Rossigseyns sind: das Anschwellen des Geburtsgliedes und der häufige Abgang einer zähen gelblichen Flüs-

sigkeit aus demselben. Gewöhnlich ist die Stute 14 bis 21 Tage rossig.

Wenn sie belegt werden soll, so pflegt man, um den Hengst vor Schlagverletzungen zu sichern, sie an den Hinterfüßen zu fesseln, am Zaume zu halten, erst einen Probierhengst heran zu lassen, und wenn sie diesen duldet, den zum Gatten bestimmten an der Leine herbeizuführen.

Nach einigen verliebten Neckereien erfolgt von Seiten des Hengstes die Bedeckung mit großem Eifer und dauert ziemlich lange.

War sie befruchtend — was daraus hervorgeht, wenn nach vier Wochen die belegte Stute den Hengst nicht duldet — so bringt diese nach zwölf Monaten — bei der Erstgeburt zuweilen 1½ Monat früher — ein Fohlen, selten Zwillinge.

Das Nahen der Fohlzeit wird an der großen Stärke des Leibes, dem sehr starken Euter, aus dessen Zitzen zähe Milchtropfen hervortreten, bemerkbar.

Die Geburt erfolgt in den meisten Fällen auf dem natürlichen Wege von selbst; zuweilen wird aber auch künstliche Hülfe nöthig, mit welcher dann nicht gesäumt werden darf.

Gleich nach der Geburt pflegt man dem Fohlen einen an der Zunge befindlichen, dunkelröthlichen, milzartigen Anhang, und die an den Fußsohlen sich darstellenden schwammigen Ballen wegzunehmen.

Das Fohlen fängt sehr bald an, außer der Muttermilch — die ihm jedoch unter zwanzig Wochen nie ganz entzogen werden sollte — frische und feine Gräser und Kräuter anzunehmen, auch Hafer und Heu zu fressen.

Nach dem Absetzen (Entwöhnen von der Milch) und bis es zwölf Monate alt ist, gebe man ihm, nebst grünem und Heufutter, täglich etwas Hafer; dann aber bis zum Aufstallen im vierten, oder besser, im fünften Jahre nur leichtes Futter — im

Sommer gute, doch nicht zu fette Weide, im Winter gutes Heu und Ueberkehre, aber nur sehr wenig oder gar keinen Hafer.

§. 16.

Nach dem Tode wird die Haut des Pferdes zu Chagrin zu gute gemacht, oder zu Sohlen- und Stiefelschaft- und Riemenleder gegerbet; das kürzere Schweifhaar zu Polstern und Haarsohlen, das lange zu Schleifen und Schlingen ꝛc. gebraucht, nachdem es vorher gesotten worden.

Der Sehnen bedient sich vorzüglich der Orgelbauer zum Verbande der Bälge.

Die Blase wird wie die Rindsblase verwendet. Das ausgeschmolzene Kammfett gebrauchen die Gerber und andere Handwerker zum Geschmeidigmachen anderer Lederarten.

Die Benutzung des Düngers in der Feld- und besonders in der Gartenökonomie ist wesentlich und bekannt.

Schaden hat die Oekonomie überhaupt, die Waldökonomie aber im Besondern nur dann von dieser Thierart zu fürchten, wenn in Rücksicht der Hutung die erforderlichen Beschränkungsmaaßregeln nicht genommen, oder nicht gehörig befolgt werden.

Anwendung zum Jagdbetriebe: a) als Schießpferd — beim Bürschen; b) als Hetzpferd; c) als Parforcepferd; d) als Falkonierpferd.

§. 17.

Es ist hier nicht der Ort dazu, über die Vollkommene Abrichtung des Jagdpferdes — über das sogenannte Zureiten desselben — Unterricht zu geben; auch gesteht der Verfasser es freimüthig, daß er die dazu erforderliche Geschicklichkeit in der Reitkunst nicht besitzt. Deshalb nur die allgemeine Bemerkung.

Das Jagdpferd muß leicht, ruhigen Temperaments, gewandt, und kampagnemäßig gut geritten; das Schieß- oder Bürschpferd, nächst dem allen, auch vollkommen schußbändig seyn.

Aus mehreren Stellen des gegenwärtigen Werkes geht hervor, wie wesentlich nützlich — in manchen Fällen sogar unentbehrlich — das Schießpferd dem Weidmann werden kann und oft wirklich ist.

Der Verfasser erlaubt es sich hier — salvo meliori — den Weg anzuzeigen, den er stets mit gutem Erfolge eingeschlagen ist, um seine Pferde schußbändig und überhaupt zum Betriebe der Bürschjagd brauchbar zu machen.

Zuvörderst muß das Bürschpferd dazu gewöhnt werden, daß es sich an einem, an der linken Seite der Cantare eingeschnallten, Beizügel willig führen läßt, gelassen dem Führer folgt, oder neben ihm hergeht, auch unbeweglich stehen bleibt, wenn er es thut. Nur durch häufige, anfänglich nicht lange anhaltende, Uebung im Freien gelangt man zu diesem Zwecke, und um so leichter, wenn man dem Pferde von Zeit zu Zeit Zucker oder Brod aus der Hand füttert. Fast jedes bekommt dadurch so viel Anhänglichkeit an den Reiter, daß es sich auch da nicht entfernt, wenn dieser es, ohne den Zügel zu halten, gehen läßt.

Wenn das Pferd in gedachtem Punkte unverbrüchlich gehorsam ist, wird das Gewöhnen zum Schießen vorgenommen. Nach meiner Erfahrung gelingt dies auf folgende Weise und im Freien am schnellsten und sichersten.

Man lade, ehe man sich dem Pferde naht, eine Pistole, setze sich auf und reite eine ganze Strecke ruhig fort. Dann ergreife man im Gange unvermerkt das Gewehr, spanne, ohne das beim Einsetzen der Stange in die Nuß gewöhnliche Knacken hörbar werden zu lassen, den Hahn *), und drücke, die Pistole abwärts gehalten und unter dem Winde, ohne Weiteres ab.

Das Pferd wird beim Knalle allerdings einige Sätze machen. Man strafe es deshalb nicht, suche es durch Streicheln, immer langsam vorwärts reitend, zu beruhi-

*) Um dies zu bewerkstelligen, muß man, indem der Hahn gespannt wird, den Abzug mit dem Zeigefinger zurückdrücken und wenn der Hahn in der zweiten Rast steht, den Finger vom Abzuge wegnehmen.

gen; gebe ihm dann etwas Brod oder Zucker, lasse demselben die Pistole nicht sehen, noch weniger beriechen, und thue am ersten Tage keinen Schuß weiter.

So verfahre man einige Tage nach einander, bis das Pferd ruhiger zu werden anfängt. Dann stecke man ein Paar geladene Pistolen in die Holster, benehme sich wie vorher mit dem ersten Schusse und thue den zweiten erst dann, wenn das Pferd jenen vergessen hat. Läßt es auch hierbei keine sonderliche Furcht mehr blicken; so steige man ab, wähle seinen Stand, den Beizügel haltend, so, daß der Wind den Pulvergeruch nicht auf dasselbe zutreibt und lade die Pistolen, sitze dann auf und schieße sie noch einmal ab. Nie wiederhole man dies so oft, daß dadurch das Thier zur Ungeduld gereizt werden könnte.

Aeußert es beim Schießen im Gehen kein Merkmal des Schreckens mehr; so halte man still, und drücke eine Pistole ab.

Jedesmal wenn es ruhig bleibt, liebkose man es streichelnd und gebe ihm Brod oder Zucker.

Nach und nach muß auch der Versuch, auf dem Pferde sitzend zu laden, gemacht werden; aber nie eher, bis es, ohne sich zu rühren, nach dem Schusse still steht.

Auch darf das Pferd erst dann, wenn es den Knall nicht mehr scheuet, das Knacken beim Aufziehen des Hahnes hören; sonst würde es sehr bald gewahr werden, daß diesem jener folgt, und aus Furcht nicht ruhig bleiben.

Sehr hüte man sich, es zu versengen; das vergißt es schwer und selten ganz.

Scheuet es die Pistole nicht mehr; so stelle man mit einer leichten Flinte gleiche Uebungen an.

Zeigt es auch da keine Furcht mehr, so fange man erst an, daneben stehend zu schießen, indem man es am Beizügel hält, lege in der Folge auf dem Sattel auf, gehe eine Strecke weit neben ihm her, halte an, und knalle vorn, hinten und auf jeder Seite. —

Nicht einen einzigen Fall weiß ich mir zu erinnern

daß ich über drei Wochen Zeit gebraucht hätte, ein Pferd auf diese Art völlig schußbändig zu machen, und nie mißlang es ganz.

Drittes Kapitel.

Vom Wild- oder Thiergarten *).

§. 1.

Die Ueberschrift des gegenwärtigen Kapitels bestimmt den Namen, mit dem man einen fest umschlossenen Bezirk zu belegen pflegt, in welchem nur eine Wildgattung, oder mehrere, die ihrer Natur und Aesung nach neben einander bestehen können, ausgesetzt, unterhalten und zugezogen werden.

Mit so mannigfachen Annehmlichkeiten — unter denen die obenan steht, daß die Benutzung durch Schonzeit nicht eingeschränkt ist — der Besitz eines Thiergartens verbunden seyn mag; so kann doch nicht geläugnet werden, daß die dazu zu verwendende Bodenfläche, auf andere Art benutzt, höheren Ertrag abwerfen muß. Bringt man hiernächst die sehr ansehnlichen Kosten der ersten Anlage und die nicht unbeträchtlichen der Unterhaltung in Anschlag; so kann man sich des Wunsches nicht erwehren, daß nur große Herren und sehr reiche Privatleute sich mit der Anlage und Unterhaltung eines Wildgartens befassen möchten. In dieser Rücksicht ist die Einrichtung sehr weise, nach welcher in den meisten Ländern selbst der mit allen

---

*) Des Herrn Grafen von Mellin Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen. Berlin bei Pauli 1779. 4. Kap. IV — VII. Laurops Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft (Darmstadt, bei Heyer und Leske) Band I. Heft 4. Band II. Heft 2. bis 4. durchgängig unter Nr. I.

und jeden Jagden beliehene Gutsbesitzer sich durch besonders auszuwirkende Vergünstigung erst das Recht erwerben muß, einen Wildgarten anzulegen, in so fern ihm dieses im Lehnbriefe nicht expreß zugestanden wurde.

§. 2.

Zur Einrichtung eines Wildgartens eignet sich besonders ein Laubholzbestand, welcher hin und wieder mit tragbaren Wiesen- und Feldern durchschnitten ist, oder wo diese durch Ausrotten angelegt und durch gute Bearbeitung urbar gemacht werden können.

Gut, aber nicht gerade nothwendig ist es, wenn Anhöhen mit Vertiefungen, trockner Boden mit nässigem abwechseln.

Haupterforderniß ist: 1. frisches Wasser zur Tränke. Fließendes hat unstreitig den Vorzug; doch kann den Mangel desselben hinlängliches Röhr- oder gutes Quellwasser ersetzen. Für Edelwild 2. wenigstens eine Suhle — ein tiefgründiger, stets nasser, modriger Fleck — worin selbiges an heißen Sommertagen und in der Brunftzeit sühlend (wälzend) oder badend, sich abkühlen kann.

Die Zahl des auf einer gewissen Fläche eingeschränkt zu erhaltenden Wildbrets kann nicht anders, als nach der vorhandenen natürlichen Aesung, nach der zugleich mit zu erzeugenden künstlichen, und endlich nach der Möglichkeit, hinlängliche und schickliche Winterfütterung herbeizuschaffen, bestimmt werden.

Ist Holzbestand und Boden gut, so können, erfahrungsmäßig, auf einer Fläche von 100 sächsischen Ackern, (zu 300 □Ruthen) 60 Stück Edelwild, oder 80 Stück Edel- und Damwild im Gemeng zur Hälfte, oder 100 Stück Damwild bestehen; in so fern an der Winterfütterung nicht gespart und auf die Kultur des Bodens gehörige Sorgfalt gewendet wird *).

*) Wenn ich hier der Rehe gar nicht erwähne, so mag man den Grund hierzu in meiner Ueberzeugung suchen, daß sie, irgend eng eingeschlossen,

§. 3.

Die beste Vermachung eines Thiergartens ist allerdings eine 10′ über der Erde erhabene Mauer, in welcher hin und wieder, auf der halben Höhe, Schießscharten anzubringen sind. Da diese aber sehr kostbar ist, so bleibt die allen andern vorzuziehen, wo in 8″ ins Gevierte haltenden, 10′ über der Erde stehenden eichenen Säulen 2″ starke Bohlen, bis auf die Höhe von 5′, über diesen aber starke Latten, etwa 5 bis 6″ aus einander stehend eingefalzt werden; doch muß unter den Bohlen noch der Grund 1′ tief gemauert seyn. Aufgerichtete, oben mit Zaungärten verflochtene eichene Planken haben zwar ziemliche Dauer, aber alle Raubthiere arbeiten sich unten zu leicht durch. Umzäunungen mit kiefernen, geschälten, in durchlöcherte, breite Steile oder Stände eingelassenen Hegestangen sind an Orten wo es viel Nadelholz gibt, die wohlfeilsten, bedürfen aber einer fast immerwährenden Ausbesserung und das Abwehren der Raubthiere ist bei solchen fast ganz unmöglich.

Alle Thore und Thüren müssen gut verwahrt werden und nach dem Wildgarten hineinwärts aufgehen.

Der sogenannten Einsprünge, welche zuweilen dazu dienen können, den Wildbestand im Thiergarten durch Zugang von außen zu vermehren, erwähne ich nur beiläufig, theils weil deren Anlage Privatleuten selten gestattet wird, theils weil sie zufällig oft mehr Nachtheil als Vortheil bringen.

Sie bestehen in einer, etwa 20′ breiten, in der Umzäunung gelassenen Oeffnung, welche mit 6 bis 7′ hohen

---

nicht fortkommen. Ich weiß übrigens wohl daß von den angegebenen Wildarten in vielen Thiergärten ein weit stärkerer Bestand statt findet; gewiß aber rührt auch daher die Schwäche des Wildes am Leibe und Gehörne. —

Zusatz zur zweiten Ausgabe. Von einem und dem andern Schriftsteller ist es getadelt worden, daß obige Bestandsannahme sich auf genaue Berechnung nicht gründe. Der Verfasser ist und bleibt der Meinung, daß alle Rechnung auf dem Papiere, in Fällen obiger Art, vergeblich sei, und daß in solchen Erfahrungsregeln allein gültig seyn können.

Palliſaden zugeſetzt wird. Dicht an der innern Seite derſelben läßt man die Erde 3 bis 4′ tief ausgraben, und dieſe Vertiefung nach dem Garten hinein 10 bis 12′ breit ſchräg aufwärts, an der daran ſtoßenden Vermachung aber einige Fuß weit ſchwalbenſchwänzig auslaufen. Die ausgeſtochene Erde wird ſo hinter den Palliſaden aufgeworfen, daß dicht an der äußern Seite der Boden mit denſelben völlig gleich iſt, ſich aber immer weiter abwärts ſo lange vertieft, bis er mit der übrigen Erde horizontal wird.

Durch die Einſprünge fällt zuweilen allerdings in der Brunftzeit ein fremder Hirſch in den Wildgarten ein; aber ſehr begreiflich iſts doch auch, daß, wenn in der Nacht bei ſtarkem Winde viel Schnee fällt, die innere Vertiefung leicht voll geweht werden kann.

Da nun in ſolchen Wehen der Schnee ſich oft ſo feſt zuſammendrückt, daß ein Stück Wild darüber wegziehen kann, ohne durchzutreten; ſo möchte, ehe der Schnee aus der Vertiefung geſchaufelt wird, auf einmal leicht mehr Wildbret in einer Nacht entfliehen, als in zehn Jahren Zugang durch den Einſprung erwartet werden kann.

An der freieſten Seite des Thiergartens muß nicht nur die Wohnung für den Aufſeher, ſondern auch nicht weit davon der Heuſchuppen erbaut werden. Dieſer muß auf dem Dachboden das zur Winterfütterung erforderliche Heu faſſen, unten aber ſo viel Höhe und Raum haben, daß Hirſche und Thiere gemächlich in demſelben ſtehen und ſich wenden können. Die ganzen Giebelenden bleiben offen, das Säul- und Riegelwerk aber wird verlattet. In der Mitte wird die Heuraufe *), an jeder Seitenwand aber

*) Die Raufe muß weit enger, als bei einer Pferderaufe, geſpriegelt, und ſo hoch geſtellt werden, daß eines Theils die Thiere und Hirſche nicht — oben hinein langen, andern Theils Schmalthiere und Kälber, ohne mit dem Rücken anzuſtoßen, gemächlich unter derſelben weggehen und ſo vor den von Futterneid herrührenden Mißhandlungen ſich retten zu können. Auch iſt es räthlich, nicht fern von dem Heuſchuppen ein Paar kleinere, zu 6′ Höhe im Lichten und zu 20′ Länge und Tiefe ins Gevierte, gerichten und mit Raufen verſehen zu laſſen. Sie ſind dazu beſtimmt, Schmalthiere und Kälber allein aufzunehmen, und wei-

eine Krippe angebracht, um im Winter bei schlechter Witterung darin füttern zu können. Zu dem nehmlichen Zweck bei schönem Wetter muß um den Schuppen herum für eine hinlängliche Anzahl Raufen, welche den Schafraufen gleichen, und für frei stehende schmale Krippen gesorgt werden.

Der Waldbestand im Wildgarten ist mit Alleen zu durchschneiden, welche außer der guten Uebersicht auch noch große Vortheile beim Einfangen gewähren. Auch ist es gut, wenn wenigstens in einer Ecke der großen Vermachung, eine kleine angebracht wird, deren eine Seite offen bleibt, um da hinein das einzufangende Wild treiben, dann aber selbige zustellen zu können.

Das Schlagholz theilt man in zwölf bis sechzehn kleine Gehaue, von welchen in der Folge alljährlich einer abzutreiben ist. Damit aber der Ausschlag vom Wilde nicht verbissen und das Holz am Ende nicht ganz zu Grunde gerichtet werde, ist es nothwendig, so viel leichtes, 8′ hohes, transportables Gatterwerk in Bereitschaft zu halten, daß damit die abgetriebenen Schläge, wenigstens die ersten sechs Jahre hindurch, umsetzt werden können.

Nächstdem pflanze man in den Gehauen wilden Jasmin (Philadelphus coronarius, *Linn.*), auch den aus Nordamerika zu uns gekommenen großen stachlichen Hagedorn (Crataegus coccinea, *Linn.*), auf freien Plätzen wilde und gutgemachte Obststämme aller Art, und Roßkastanienbäume an, verbinde aber letztere bis zur Krone stark mit Dornen, oder umsetze jeden ringsum dicht mit Pfählen und verflechte diese, oben wenigstens, mit Weiden. Jede Eiche und Buche, selbst die kernfaule, muß, in so fern sie noch Früchte trägt, sorgfältig geschont werden.

An den Wiesen und Ackerplätzen und sonst hin und wieder lasse man Kanzeln zum Anstande errichten.

---

halb die Eingänge so niedrig gemacht werden, daß Hirsche und Thiere gar nicht eindringen können.

§. 4.

Wenn nun alle diese Vorbereitungen und Anlagen gemacht sind, ist es Zeit, für Herbeischaffung des auszusetzenden Wildbrets zu sorgen.

Man suche zu dem Ende von den Wildarten, welche man unterhalten will, so viel gezähmte Stücke und so viele Varietäten, als nur immer möglich, aufzutreiben. Erstere werden dazu vorzüglich mitwirken, das übrige Wild früher auf die Fütterung zu ziehen und fromm zu machen; letztere erhöhen das Vergnügen des Besitzers und aller Wildliebhaber.

§. 5.

Schon bei anderer Gelegenheit ist dem Vorurtheile widersprochen worden, daß Edel- und Damwild sich nicht auf einem Stande vertrage. Viele, selbst kleinere, Thiergärten beweisen das Gegentheil, und hierauf stützt sich die Behauptung, daß es räthlich sei, in größern Wildgartenanlagen beide genannte Wildarten neben einander zu unterhalten.

Die vorzüglichste dieser Art, welche ich gesehen habe, machte der jetzige königl. preuß. General, Graf von Lindenau, im Jahre 1795 auf dem Rittergute Machern unweit Leipzig und pflegte ihrer vortrefflich, bis er 1802 diese von ihm ungemein verschönerte Besitzung veräußerte. Jetzt existirt der Wildgarten nicht mehr! —

Ich glaube meine Leser nicht besser über das zweckmäßigste Verfahren bei der ersten Einrichtung und bei der ferneren Behandlung eines mäßig großen Wildgartens unterrichten zu können, als wenn ich ihnen folgende Anzeigen über den Macherschen mittheile, welche ich der Güte eines Freundes verdanke, der mit leidenschaftlicher Fürsorge in Abwesenheit des Herrn Grafen die Oberaufsicht führte.

„Der Holzwuchs, in diesem Thiergarten, welcher ungefähr 76 Acker Flächeninhalt hatte, war sehr gut; die Wiesen nicht übel."

„Im Sommer und Herbste des Jahres 1795 wurden vierzehn Stück Edelwild, welche im Preußischen,

Anſpachiſchen und Deſſauiſchen eingefangen worden waren, ausgeſetzt. Unter dieſen befand ſich ein weißer Hirſch und ein weißes Schmalthier *). Im Herbſte deſſelben Jahres kam ein rothes Hirſchkalb aus Litthauen an, welches von einer Kuh geſäugt worden war und, von dieſer begleitet, die weite Reiſe glücklich zurückgelegt hatte. Es war ſchon als ſolches und blieb auch als Spießer ausgezeichnet ſtark; ſchon im dritten Jahre trug der junge Hirſch ein ſehr reguläres Gehörn an zehn Enden, und ſetzte im Jahre 1802 vierzehn Enden, gerade, an anſehnlich ſtarken Stangen auf. Ein Beweis, daß die Aeſung und Pflege muſterhaft war. Dies erhellete auch daraus, daß, außer einem Schmalthiere, im nächſten Winter nicht ein einziges Stück fiel, und daß ſich im folgenden Jahre nach der Setzzeit der Wildſtand auf dem natürlichen Wege — den Zukauf von zwei zahm erzogenen Thieren abgerechnet — bis auf 28 Stück vermehrt hatte. Von vierzehn im eigenen Reviere und in der Nachbarſchaft eingefangenen Rehen hingegen, worunter drei weiße waren, fielen eilf, aller verwendeten Sorgfalt ungeachtet, binnen Jahresfriſt; nur drei hielten ſich länger, aber auch nicht ein Junges ward gezogen."

„Im Jahre 1797 ſetzte man auch Damwild aus, welches ſich, obwohl auf der Aeſung immer von Edel-

*) Das weiße Edelwild in Machern war etwas ſchwächer als das gemeine rothe im Freien zu ſeyn pflegt. Ob dies in der Natur deſſelben liegt, oder ob es die Beſchränkung in einem engen Raume bewirkt, muß ſich in einigen Jahren vielleicht im Deſſauiſchen aufklären, da auf der ſogenannten Moſſigkauer Heide ein junger weißer Hirſch und ein weißes Thier, welche der Erbprinz in Machern kaufte, wenigſtens ungleich mehr Freiheit erhielt. An andern Orten will man bemerkt haben, daß, wenn weiße Hirſche mit weißen Thieren brunften, kaum der ſechste Theil eben ſo gefärbter Kälber fallen. Ungleich mehrere dieſer Art ſollen rothe Thiere zu Folge der Brunft mit weißen Hirſchen ſetzen. Auch dies könnte in Zukunft von Deſſau aus beſtätigt oder widerlegt werden. —

Zuſatz zur 2ten Ausgabe. Das im Deſſauiſchen ausgeſetzte weiße Edelwild, beſonders aber deſſen zweite Generation, blieb gegen das rothe von gleichem Alter keinesweges zurück; der fernere Erfahrungsſatz erhielt Beſtätigung.

wild entfernt, doch gut hielt, sehr feist wurde und glücklich setzte."

„Im Oktober desselben Jahres kamen ein Elen-Hirschkalb und zwei Rothwildkälber, jenes von einer Kuh, diese von einer Stute gesäugt und begleitet, glücklich aus Litthauen an. Ersteres ward sehr fromm; bekam anfänglich Milch und Schrotgetränk, Eichenlaub, Eberesch- und Schießbeeren (Frucht des gemeinen Faulbaumes, Rhamnus frangula, *Linn.*), nachher auch Möhren und Hafer zur Nahrung, und wurde täglich zur Tränke geführt, in welcher es sich jedesmal mit Schwimmen vergnügte."

„Das unter §. 8. zu erwähnende Kräuterpulver wurde ihm gleichfalls täglich, auf das Futter gestreut, gegeben." (Neuere Erfahrungen haben gelehrt, daß ohne dieses Pulver Elenkälber nicht gut gedeihen).

„Als dasselbe mehr herangewachsen war, ließ man es aus dem Stalle zum übrigen Wilde, welches sich anfänglich wohl vor dem Fremdlinge scheuete, ihm aber doch bald in seiner Gesellschaft Zutritt gestattete. In der Folge schloß es sich überall, selbst auf der Fütterung, an die starken Hirsche an und wurde von ihnen geduldet. Auch in der strengsten Kälte des Winters, welchen es in Machern zubrachte, blieb es immer munter und scherzte mehr als das übrige Wild; zugleich bildeten sich zwei Kolben von 3″ Länge auf dem Rosenstocke, als Anfang zum künftigen Geweihe.

„Der großen Verwüstungen halber, die es am Holze durch Schälen anrichtete, mußte sich der Herr Graf entschließen, dies in unsern Gegenden so ungewöhnliche Stück den achten Mai 1798 todtschießen zu lassen."

„Bei seiner Ankunft war es 5′ 6″ hoch, den Kopf mit gerechnet 5′ 4″ lang. Während der siebenmonatlichen Existenz im Wildgarten wuchs es 8″ in der Höhe und 7″ in der Länge."

„Auch an den zwei Wildkälbern, welche gleiches Vaterland mit ihm hatten, zeigte es sich, daß das litthauische Rothwild gleich von der frühesten Jugend an stärker

und besonders hochläufiger als das unsrige, in der Farbe und den andern Eigenschaften von diesem aber nicht unterschieden ist *)."

„Gewiß ist der Fall selten, daß Edelwildkälber mit Pferdemilch gesäugt werden. Das vortreffliche Gedeihen derer, von welchen hier die Rede ist, macht mehrere Versuche dieser Art wünschenswerth."

„Die kleine litthauische Stute bezeigte ungemein viel Liebe zu ihren Säuglingen, welche von diesen gegen die Pflegemutter im vollsten Maaße erwiedert ward. Auch behielten sie eine so große Anhänglichkeit an Pferde, daß sie, nachdem die Stute entfernt worden war, wenn der Herr Graf im Thiergarten herumritt oder fuhr, gleich den Pferden nachzogen, sie brochen und sich nur ungern beim Ausgange davon trennten."

„Am 4ten Junius 1799 erhielt der Machersche Wildbestand einen neuen Zuwachs aus dem hessischen Wildgarten durch zwei Stück bengalischen Wildes (Aris- oder Gangeshirsch), bestehend in einem Spießer und in einem alten Thiere."

„Das Ariswild ist roth und weiß gefleckt, fast wie das bei uns gemeine, im Sommer bunte Damwild; doch hat jenes feineres Haar, eine weit brennender rothe Farbe und viel feinere Nüancen in Rücksicht der Flecken, an jeder Seite der Unterlippe einen braunen Fleck, einen noch größern, eben so gefärbten, mit einem weiß und roth gemischten Rande umgebenen vor der Stirn, weiße Seiten des Nasenbeines, weißgelbliche Backen, weißes braungerändertes Gehör, einen silbergrauen Hals und eben so gefärbte Läufe. Zur höchsten Zierde gereicht ihm der breite sammtartige schwarze Streif, welcher längs dem Rücken sich ausdehnt. Es ist etwas schwächer am Leibe als das Damwild, und etwas stärker als das Reh. Der Hirsch dieser Art setzt nicht mehr als sechs, aber hoch ver-

*) Doch ist zu bemerken, daß der litthauische Hirsch im höheren Alter merklich stärkere Stangen bekommt, aber verhältnißmäßig wenigere Enden ansetzt, als der unsrige.

eckte Enden auf, welche, wie die Stangen, auch nach dem Fegen weißlich von Farbe sind. Das Gehörn wiegt schwer, ist sehr fest und hat Augensprossen. Die Eckzähne (Haken) fehlen."

„Das Axiswild ist außerordentlich flüchtig und hat ungemein viel Schnellkraft in den Sehnen, so daß der Hirsch ohne große Anstrengung über eine 8″ hohe Vermachung in Machern überfiel. Es blieb immer schüchtern und nur das alte Thier gewöhnte sich am Ende Brod aus den Händen des Wärters anzunehmen; der Hirsch aber war so böse, daß er, enge eingeschlossen, dem Wärter zuweilen, im Freien dem stärksten Edelhirsche, welcher ihm zuletzt auswich, und selbst Edel- und Damthieren, ersterem zu allen Jahreszeiten, und letztern sogar in der Brunftzeit gefährlich wurde. Was ihm an Stärke abging, ersetzte er durch Gewandtheit. Deshalb mußte er alljährlich, wenn er gefegt hatte, eingefangen und ihm das Gehörn abgesägt werden."

„Sowohl die ersten Ankömmlinge, als die in Machern gezogenen Kälber konnten sich so wenig an die Strenge unsers Winters gewöhnen, daß sie während desselben in einem warmen, reinlich gehaltenen, öfters mit frischem Sande ausgestreuten Stalle verwahrt seyn mußten und nur in der Mittagsstunde eines schönen, gelinden Tages, in dem engen, vor demselben angebrachten Gatterwerke sich Bewegung machen und frische Luft schöpfen durften. Während dieser Gefangenschaft bestand ihre Aesung in vorzüglich gutem Heu, Hafer und Gerste, welche einen Tag um den andern mit einem für alles Wild im Wildgarten sehr heilsam befundenen Pulver überstreuet ward *). Zuweilen bekamen sie auch geschnittene Möhren (Daucus carota)."

Den Grund der sonderbaren Ereignisse, welche man in Rücksicht der Brunft des bengalischen Wildes überhaupt, so wie in der des Abwerfens und Aufsetzens der

*) Das Recept dazu soll §. 8. mitgetheilt werden.

Hirsche zu bemerken Gelegenheit fand, habe ich bisher größtentheils in einer vielleicht übertriebenen zärtlichen Pflege gesucht, bin aber durch die Güte eines sehr achtungswerthen Mannes belehrt worden, daß das Axiswild in Bengalen selbst zu verschiedenen Jahreszeiten setze und brunfte. Nach dieser vorausgeschickten Bemerkung mag mein Freund fortfahren.

„Das bengalische Wild *) brunftet zu keiner Jahreszeit ausschließlich, sondern im Winter wie im Sommer; ja, ein altes Thier ward am neunten Tage, nachdem es gesetzt hatte, als das Kalb noch lebte, schon wieder beschlagen; gemeiniglich geschieht dies aber erst drei Wochen nach dem Setzen."

---

*) Döbel beschreibt es unter dem Namen: indianische Hirsche, schon in seiner Jägerpraktik und zwar für die Zeit, in welcher er schrieb, genau genug, nur fehlt er in der Benennung; denn der indianische Hirsch ist sehr viel schwächer und zarter als der bengalische und macht wie dieser eine eigene Art der Gattung Cervus aus. Auch die Behauptung: man finde Gehörne von acht bis zehn Enden, ist falsch. Genauere Angaben über das Axis- oder bengalische Wild, als bei jenem Schriftsteller zu erwarten sind, liefert die Abhandlung des Herr. Reichsgrafen v. Mellin in v. Wildungens Taschenbuche für Jagd- und Forstfreunde f. d. Jahr 1802. Diese stimmen fast durchgängig mit dem überein, was mein Freund darüber sagt.

Der Herr Graf gibt die höchste Stärke des Axis im Gewicht zu 200 Pfund an.

Der von ihm aufgestellte Erfahrungssatz, daß das Gehörn eines alten Axis-Hirsches die Stärke des Geweihes eines gemeinen Edelhirsches an sechs Enden erreiche, hat sich an dem, welcher von Machern nach Potsdam versetzt wurde und auch dort in der nahrhaftesten Aesung und Fütterung stand, nicht bestätigt. Denn das Gehörn nahm in vier Jahren an Stärke nicht mehr zu und blieb um Vieles schwächer, als es der obigen Angabe nach hätte seyn müssen.

Noch bestimmter ist ein anderer: „daß ein Hirsch, welchem die Stangen dicht über den Rosen abgesägt werden, für das Jahr, worin diese Verstümmelung statt findet, zur fruchtbringenden Brunft völlig untüchtig seyn soll," im Machernschen Wildgarten widerlegt worden. Nur ein einziger bengalischer Hirsch befand sich dort; diesem wurde jedes Jahr das Gehörn dicht über dem Rosenstocke abgesägt, die befruchtende Brunftfähigkeit ihm aber dadurch so wenig benommen, daß er in diesem Zustande das alte Thier mehr als einmal hoch beschlug. Die Vorschläge des Herrn Grafen, die Brunft des Axis-Wildes auf bestimmte Zeiten zurückzuführen, scheinen zweckmäßig zu seyn und bestehen darin: man solle alle die Brunfthirsche nur im September zu den Thieren lassen, außerdem sie in einer besondern Vermachung halten; die übrigen aber castriren.

Nur möchte das Zurückbringen der erstern in die Vermachung mit vielen Schwierigkeiten, sogar mit Gefahr verbunden seyn.

„Das Wild geht gerade 33 Wochen tragend, aber nur die im Frühlinge und Sommer gesetzten Kälber gedeihen, Herbst- und Winterkälber hingegen fallen (sterben) fast alle in der frühesten Jugend."

„Das alte Thier ward hochbeschlagen in den Thiergarten gebracht und setzte binnen drei Jahren viermal, jedesmal ein Kalb. Zwei fielen bald nach der Geburt; eins aber wuchs zum Spießer, ein anderes zum Schmalthiere heran. Beide erreichten die Stärke und bekamen ganz die Farbe der Aeltern, noch ehe sie mit diesen im Sommer 1803 andern Besitzungen des Herrn Grafen zugeführt wurden."

„Der Macherſche Axis-Hirsch warf mit Eintritt des Winters und meistentheils noch im December ab, verfeckte aber erst gegen Ende des folgenden Junius, und fegte im Julius völlig. Uebrigens hat die Bemerkung des Herrn Oberforstmeisters v. Wildungen, „daß sich das Aufsetzen und Abwerfen des Axis-Hirsches nach derjenigen Periode richte, in welcher er gesetzt ward," ohne die Glaubwürdigkeit des Angebers in Anschlag zu bringen, viel Wahrscheinliches."

Vielleicht würde der Herr Graf v. Lindenau, wenn er länger im Besitze des schönen Machern hätte bleiben wollen, folgende Edelwilds- Ab- und Halbarten, welche in Wildgärten sehr gut fortkommen, noch in den seinigen zu bringen gesucht haben:

a) Den Brandhirsch, welcher vorzüglich in den böhmischen Wäldern angetroffen wird. Er zeichnet sich durch langes, schwarzes, zottiges Haar am Halse, und durch eine dunkelbraune Brust von dem gewöhnlichen Rothhirsche aus; setzt aber ein Gehörn auf, dessen Pracht weniger in der Endenzahl, als in der Stärke der Stangen und Rosen besteht.

b) Das silberfarbene Edelwild. Man findet es in dem gräflich Stolbergischen Thiergarten zu Wernigerode. Das Haar ist an einigen Stücken mehr grau, an andern mehr weißlich. Für eine große, aber seltene Zierde wird es gehalten,

wenn ein schwarzer oder dunkelbrauner Streif sich über den Rücken hinabzieht, und wenn die Läufe schneeweiß sind.

c) Das Bläß-Edelwild. Außer andern Orten findet man es auf dem fürstlich bernburgischen Harz-Antheile. Es hat im Allgemeinen die Farbe des gewöhnlichen Rothwildes und unterscheidet sich nur von diesem, bald durch einen breiteren, bald durch einen schmaleren weißen Streif, welcher von der Stirn bis zur Nase herabläuft, und durch weiße Schmitzen, die an dem vorwärts gekehrten Theile der Keule, bis zum Kniegelenk herunter gehen. Zuweilen soll das Bläßwild im Alter in silberfarbenes ausarten *).

§. 6.

Am wenigsten kostspielig ist die Einrichtung und Unterhaltung eines blos mit Damwild besetzten Wildgartens, weil dieses nicht nur härter ist als das Edelwild, sondern auch mit schlechterer Aesung vorlieb nimmt. Es kann daher in Wildgärten, die einzig Damwild und, dessen für die örtlichen und Flächen-Verhältnisse nicht zu viel enthalten, alles, was weiter unten über Erzeugung künstlicher Aesungsmittel vorkommt, wo nicht gänzlich wegfallen, doch nach einem bei weitem ökonomischern Plane eingerichtet werden. Nur Obst, Roßkastanie, Eichelmast und etwas Heu und Hafer zur Winterfütterung darf nicht fehlen.

§. 7.

Soll eine auf einen kleinen Bezirk eingeschränkte, für diesen verhältnißmäßig starke Stückzahl an Wild, welcher Art es sei, gedeihen; so leuchtet es ein, daß dieser Zweck nur durch zweckmäßige Behandlung des Gehölzes, der Wiesen und des Ackers in demselben, so wie durch

*) S. v. Wildungens Taschenbuch 1808. S. 165. 1809 — 1812. I.

andere Aesungsmittel, wozu alles am Ende des vorigen Paragraphen Genannte gehört, erreicht werden kann.

Die Schläge im Wildgarten müssen im Spätherbste, oder doch mit Eintritt des ersten Schnees abgetrieben werden. Das gefällte Holz läßt man reihenweise legen, weil in dieser Jahreszeit die Knospen und zum Theil die Schale den Abgang anderer Aesung ersetzen. Mehr über diesen Gegenstand wird man §. 13. finden.

Alle in der Vermachung vorhandene Wiesenflecke müssen im zeitigsten Frühlinge geräumt, die Maulwurfshaufen aus einander gestoßen und mit Klee oder andern guten Grasarten besäet werden. Befänden sich tiefe, bruchige und saueres Futter tragende Plätze darunter, so suche man die überflüssige Nässe durch Graben abzuleiten. Hat man hingegen Gelegenheit, die höhern trockneren zu wässern, so lasse man diese nicht ungenutzt.

Noch immer wendet man, im Allgemeinen, auf keinen Zweig der Landwirthschaft so wenig Sorgfalt, als auf möglichste Förderung der Wiesen- und Futterkräuterkultur. Nirgends ist jedoch diese nothwendiger, als in einem Wildgarten. Hier, wo das Wild jedes frisch hervorsprossende, kräftige Nahrung gewährende Gräschen abäset, werden die bessern Pflanzen nur zu bald durch die mehr wuchernden schlechtern unterdrückt, wenn man nicht alles anwendet, dem Emporkommen jener durch Düngung Hülfe zu leisten. So oft als möglich, wenigstens alle drei Jahre, muß dieses hier durch Asche oder Hühner- und Taubenmist geschehen.

Sämmtliche in einem Wildgarten befindliche Wiesen sind in mehrere Abtheilungen zu bringen und diese abgesondert von einander sorgsam zu verhegen. Immer ist nur eine davon dem Wilde einzuräumen und, wenn diese ausgeäset ist, eine andere zu öffnen, erste aber sofort zu sperren, um den Nachwuchs zu begünstigen.

Das vom Wilde nicht abgeäsete Gras, sei es auch noch so wenig, muß jährlich zweimal abgemäht werden, nicht sowohl der Benutzung wegen, als um den bessern Kräuter- und Grasarten das Emporkommen zu erleich-

tern und beiläufig die Ueberhandnahme des Mooses zu verhindern.

Um hierzu — wie dies unter den bestehenden Verhältnissen öfters als sonst nöthig werden muß — durch die Kunst mitzuwirken, ist von jenen Abtheilungen von Zeit zu Zeit eine und vorzugsweise immer die, welche den schlechtesten Graswuchs zeigt, zuerst umzupflügen, bis der Rasen völlig verfault, bei guter Düngung als Ackerland zu benutzen, dann aber mit gutem Futterkraut- und Grassamen überstreut, wieder in Wiese umzuwandeln.

Da die in einem Wildgarten vorhandenen Ackerplätze jedes Jahr tragen sollen, so darf es denselben an gutem Dünger und fleißiger Bestellung nicht fehlen. Ein Theil kann mit Roggen *), der andere mit Winterreps oder Rübesaat (Brassica napus hiberna), der dritte im Frühling mit Hafer, alles aber so zeitig als möglich besäet werden. Jede von diesen Abtheilungen läßt man gleichfalls so lange mit Gatterwerk umsetzen, bis sie dem Wilde eingegeben werden sollen. Ist der Boden gut und hat sich der Roggen gehörig bestockt, so kann er schon im Spätherbste einige Tage hindurch dem Wilde Aesung liefern, muß aber dann wieder verhegt werden. Die Umsetzung des Reps bleibt stehen, bis Schnee fällt. Durch das alsdann gleich erfolgende Aufthun desselben erhält das Wild ein kräftiges und heilsames Labsal. Nur spare man es nicht zu lange auf; denn bei einfallendem Thauwetter fangen die Blätter zu faulen an und wirken so schädlich auf die Gesundheit des Wildes.

Der mit Hafer bebaute Theil kann, in so fern die junge Saat vorzüglich üppig steht, vor dem Schossen aufgehau werden, um zu der Zeit, wo grüne Kräuter noch nicht häufig sind, solche hierdurch zu ersetzen; bald aber muß

*) Johannis- oder Standenkorn (Secale cereale multicaule) ist am vorzüglichsten, weil es gleich nach Johanni, oder doch im August schon gesäet wird und sich vor Winters außerordentlich bestockt. Der öffentlichen Anzeige des fürstl. anhalt-dessauischen Kammerdirektors, Herrn von Raumer, zufolge, ist im Amte Wörlitz immer Same zu bekommen.

er wieder verhegt werden, bis der Hafer Körner bekommt. Dann überläßt man ihn dem Wilde ganz. Aesung auf junger grüner Saat vertritt bei ihm die Stelle einer Frühlingskur, deshalb gibt man auch dem Roggen, sobald er sich im Frühlinge hinlänglich besetzt hat, völlig Preis, jedoch vor dem Schossen. Denn theils wäre dann der Zeitpunkt schon vorüber, wo das Wild der Unterstützung vorzüglich bedarf, theils nimmt es die harten veralteten Stengel nicht an.

Alle Eich- und Buchmast, die Kastanienfrucht und wenigstens der durch Winde und Wurmstich verursachte Obstabfall gebührt im Wildgarten dessen Bewohnern von Rechts wegen *).

§. 8.

Ich komme nun auf einen eben so wichtigen als Kosten verursachenden Gegenstand, die Winterfütterung. Vernachlässigung derselben zieht Zugrundrichtung des Wildes unvermeidlich nach sich; zweckmäßiges Verfahren mit derselben befördert mehr als Alles andere das Gedeihen desselben.

Zuvörderst muß eben so gutes Heu auf den Schuppen gefahren werden, als das ist, welches man den Schafen füttert; das schlechtere etwa im Thiergarten noch erbauete verbraucht man anderwärts, oder, mit bessern gemischt, zur Fütterung des Damwildes.

Nächstdem lasse man, wenn im Reviere Eicheln oder Bucheln gerathen sind, einen hinlänglichen Vorrath lesen, recht dünn auf einem luftigen Boden schütten und öfters umschaufeln; sorge auch für den nöthigen Hafer, und, wenn es seyn kann, für eine Quantität Möhren.

---

*) Vielleicht wird man mir bei den meisten dieser Angaben zu große Kostspieligkeit zum Vorwurf machen; allein ich glaube mit Unrecht, da gewiß jeder darin mit mir übereinstimmt, daß niemand eine Anlage dieser Art machen soll, dem die Mittel, sie so gut als möglich zu unterhalten, nicht zu Gebote stehen.

Sobald als im Spätherbste die natürliche Aesung sich zu vermindern anfängt, muß täglich wenigstens einmal gefüttert werden. Zu dem Ende vertheilt der Wärter in den gut gereinigten Krippen einen Tag Eicheln, den andern Hafer; das Heu täglich auf den Raufen, bei gutem Wetter außerhalb, bei schlechtem innerhalb des Schuppens.

Für einen Wildstand, welcher dem im zweiten Paragraphen angenommenen gleich kommt, ist es hinreichend, wenn man bei mäßig strenger Witterung täglich acht Dresdner Metzen Eicheln oder Hafer und ½ Centner Heu, bei großer Kälte und tiefem Schnee aber zwölf Metzen vom ersteren und einen Centner vom letztern rechnet. Doch kann an gelinden Tagen etwas abgebrochen, an äußerst strengen aber zugelegt werden.

Zur Erhaltung der Gesundheit des Wildes ist es gut, wo nicht täglich, doch immer einen Tag um den andern ½ Metze (Dr. M.) Salz, oder zwei bis drei Hände voll von folgendem Pulver, welches im Macherschen Thiergarten sehr bewährt gefunden ward *), mit dem Futter in den Krippen zu vermengen:

Man nehme getrocknetes und pulverisirtes Eberreiß, auch Eberraute genannt (Abrotanum); Rheinfahl (Rheinfarrn, Tanacetum) und Küchensalz, von einem dem Maaße nach so viel als vom andern, und mische es gehörig durch einander.

Auch ist es sehr gut, wenn nächst dem Hafer von Zeit zu Zeit einmal vier Metzen (Dr. M.) kleinwürflich geschnittener Möhren gegeben werden.

§. 9.

Ganz besondere Rücksicht ist von Jahr zu Jahr auf die Erhaltung eines richtigen Verhältnisses zwischen dem

*) Der Nutzen, welchen es leistete, ward dadurch besonders sichtbar, daß man die Lunge alles im Wildgarten geschossenen Edelwildes vollkommen gesund; die alter gefallenen Rehe aber — weil diese weder Futter noch Pulver annahmen — anbrüchig fand.

männlichen und weiblichen Geschlechte, so wie zwischen dem jüngern und ältern Wilde zu nehmen.

Angenommen also, man hätte den Wildgarten allein mit Edelwild besetzt, so würde ich für die Zahl von 60 Stück folgende Eintheilung vorschlagen:

A. An Hirschen:	B. An Wild:	C. An Kastraten:
1 Kapitalhirsch,	24 alte Thiere,	2 alte,
1 Hirsch mittler Stärke,	6 Schmalthiere,	3 zweijährige,
2 gemeine Hirsche,	8 Wildkälber.	3 einjährige.
1 Gabelhirsch,	38 Stück.	8 Stück.
4 Spießer,		
5 Hirschkälber.		
14 Stück.		

Sollten aber in einem Wildgarten von gleichem Flächeninhalte 40 Stück Edel- und 40 Stück Damwild unterhalten werden; so könnte bei jeder Wildart ungefähr folgende Klassifikation statt finden:

A. An Hirschen:	B. An Wild:	C. An Kastraten:
1 Kapital- }	16 alte } Thiere.	2 alte,
1 Mittel- }	4 Schmal- }	2 zweijährige,
1 gemeiner } Hirsch,	5 Wildkälber.	2 einjährige.
1 Gabel- *) }	25 Stück.	6 Stück.
2 Spießer,		
3 Kälber		
9 Stück.		

Wäre hingegen die Bevölkerung desselben auf 100 Stück Damwild festgesetzt, so würden folgende Verhältnisse anzunehmen seyn:

A. An Hirschen:	B. An Wild:	C. An Kastraten:
1 Kapitalschaufler,	36 alte, } Thiere.	9 alte von verschiedenen Jahren,
2 schwächere verschiedenen Alters,	10 Schmal- }	3 dreijährige,
6 gemeine Hirsche,	12 Wildkälber.	3 zweijährige,
6 Spießer,	58 Stück.	4 einjährige.
8 Hirschkälber.		19 Stück.
25 Stück.		

§. 10.

Treten nicht besondere unvorherzusehende Unglücksfälle ein; so werden die oben angegebenen Eintheilungen

*) Da beim Damwilde Gabelhirsche nicht vorkommen, so kann statt dessen ein gemeiner mehr bleiben.

sich desto leichter gleichmäßig erhalten lassen, wenn eine genaue Liste über Bestand, Zugang und Abgang und zugleich ein Tagebuch über die vorkommenden Ereignisse ununterbrochen fortgeführt wird.

Nach beiden muß man sich mit der Wegnahme des Ueberzähligen ungefähr auf folgende Art richten:

Nach der Setzzeit kann man die Thiere, welche zum zweitenmale gelte geblieben sind, weiterhin einige Spießer und Schmalthiere, in so fern sie nicht zum Ersatz des Abganges an älterm Wilde erforderlich sind, in der Feistzeit entbehrliche Hirsche, unter diesen aber vorzüglich den ältesten schießen, wenn nicht besondere Gründe, z. B. ein sehr ausgezeichnetes Gehörn u. dgl., dem Besitzer des Thiergartens die Erhaltung desselben wünschenswerth machen, weil dieser hier noch eher als im Freien seiner Unbeholfenheit wegen in der Brunftzeit das Opfer der jüngern, mehr rüstigen, werden kann.

Nie darf man zwei Hirsche mittleren Alters, von gleicher Stärke auf die Brunft treten lassen; sonst gehen sie oft beide durchs Kämpfen zu Grunde.

Während und nach der Brunft kann von Zeit zu Zeit ein Kastrat, im Spätherbste und im Winter das überzählige Wild, und im Frühling ein noch übriges Schmalthier gebürscht werden.

Findet sich Gelegenheit, eingefangenes Wild gut zu verkaufen, so ist der September hierzu die schicklichste Zeit. Kälber werden bei dieser Gelegenheit am höchsten benutzt, gewöhnen sich auch leichter an veränderte Aesung.

Alles gezähmte Wild muß sorgfältig geschont werden.

§. 11.

Das Bürschen betreibe man immer still und ruhig.

Das Schießen an der Fütterung — so gewöhnlich es auch ist, kann ich nicht billigen; denn dies ist der Ort, wo das Wild nie und im mindesten nicht gestört oder unruhig gemacht werden sollte.

Man wird ja doch jederzeit andere Gelegenheit finden, ein bestimmtes Stück zu erlegen; indem man sich

auf den Kanzeln anstellt, oder außer der Vermachung herumschleicht und sich die Schießscharten zu Nutze macht, um einen guten Schuß anzubringen.

Das Zutreiben beunruhigt das Wild nicht nur für den Augenblick, sondern es bleibt lange scheu darnach. Auch zieht es sich, sobald es merkt, worauf es abgesehen ist, so enge im Trupp zusammen, und läßt sich so wenig sprengen, daß es ganz unmöglich wird, ein bezeichnetes Stück herauszuschießen.

Schlechte Schützen gehören in einen Thiergarten gar nicht.

§. 12.

Zum Einfangen bedient man sich der §. 13. des ersten Kapitels dieses Anhanges beschriebenen Hirschnetze, und zwar werden sie nach §. 18. desselben Kapitels buschenreich gestellt. Ist zu diesem Zweck eine kleine besondere Vermachung nach §. 3. des gegenwärtigen Kapitels im Wildgarten eingerichtet; so wird der Theil des Wildes, wobei die Stücken stehen, welche man zu haben wünscht, durch den offnen Eingang ganz still und ruhig hineingetrieben, dann ein straffes Netz oder hohes Tuch schnell vorgezogen, hierauf in der Mitte das Fallnetz gestellt und endlich das Wild in dieses hineingejagt.

Außerdem kann man auch die Abtheilung des Gartens, in welcher das gesuchte oder bestimmte Wild eben steht, verlappen und auf einer Allee, die durch diese kleine Lappstadt geht, dicht am Holze die Fallnetze stellen.

§. 13.

Die Obliegenheiten des Thiergartenwärters, welcher mit allen die Behandlung des ihm anvertrauten Wildes betreffenden Kenntnissen ausgestattet und überhaupt ein tüchtiger Jäger seyn muß, bestehen hauptsächlich in Folgendem:

1. Er muß es keinen Tag versäumen, die ganze Vermachung des Wildgartens zu umgehen und jeden Theil derselben genau zu untersuchen, ob etwa hier oder dort et-

was schadhaft zu werden anfängt. Bemerkt er irgend eine Stelle, wo dies der Fall wäre, so verstelle er sie augenblicklich mit einem Tuche oder Netze, oder verlappe sie wenigstens doppelt, bis sie sobald als möglich wieder ausgebessert worden ist.

2. Er verdoppele ähnliche Untersuchungen, wenn viel Schnee bei heftigem Winde fällt; weil sich da oft sehr hohe, sogenannte Windwehen an der Vermachung aufhäufen, welche nicht nur durch den Druck gegen dieselbe ihren Einsturz veranlassen, sondern auch außerdem dem Wilde Gelegenheit überzufallen verschaffen können. Wäre die Möglichkeit eines solchen Ereignisses nur zu ahnden, so muß, koste es auch was es wolle, der Schnee ohne Zeitverlust ab- und aus einander geworfen werden.

3. Er lege die kleinen Gehaue im Thiergarten zur rechten Zeit an und lasse das Holz, wenn im Winter das Wild die Knospen der oben liegenden Aeste abgeäs't hat, umwenden; in so fern es auch da nichts mehr fände, wegfahren, dann aber im zeitigen Frühlinge den Schlag umsetzen, und diesen, wie alle folgende, die zur Schonung bestimmten Jahre hindurch verhegen.

4. Vorzüglich lasse er sichs angelegen seyn, jedes einzelne Stück genau zu kennen und es dem zu Folge täglich zu beobachten. Nichts wird ihm das Geschäft mehr erleichtern, als wenn er sich bemüht, das sämmtliche Wild so fromm als möglich zu machen und es sobald als möglich auf die Fütterung zu ziehen. Sind einige gezähmte Stücke dabei, so wird er den Zweck um so eher erreichen, wenn er diese, je nachdem sie gewohnt sind, durch Rufen oder Blasen zuerst an die gut versorgten Krippen und Raufen lockt. Käme dann das übrige Wild auch nicht sogleich mit heran, so folgt es doch gewiß noch in der nächsten Nacht der Leitung des gezähmten.

Kann dieses Mittel nicht statt finden, so versuche er, nachdem vorgefüttert ist, alles in einen Trupp und heran zu treiben, lasse es aber, so lange dies nöthig ist, ganz ungestört äsen. Sehr bald wird es die Futterstunde, die immer genau gehalten werden muß, bemerken und sich frei-

willig nähern. Nach und nach zeige sich dann der Wärter, umgehe die Fütterung, ziehe sich aber zurück, sobald das Wild unruhig wird. Bleibt es endlich ungestört bei der Aesung, wenn er sich sehen läßt, so fange er an, während es das Futter annimmt, auf einem Flügelhorne zu blasen, behalte aber immer dieselben Töne bei. Einige Tage werden hinreichen, dies Zeichen den hungrigen Gästen verständlich zu machen, und in kurzer Zeit werden sie sich, demselben zu Folge, an die Fütterung ziehen und täglich frömmer werden.

Nicht nur

5. bei dieser Gelegenheit, sondern auch dann, wenn sich das Wild beim Aesen im Thiergarten vertheilt hat, beobachte er es genau. Bemerkt er ein lahmes oder krankes Stück, so muß dieses entweder eingefangen und eine Kur daran versucht, oder wenn der Bestand vollzählig ist, mit Ausnahme der ganz zahmen, auf deren Erhaltung so viel ankommt, lieber gleich, ehe es verkümmert, todtgeschossen werden.

6. Besondere Wachsamkeit ist während der Brunftzeit nöthig, theils um ernstliche Kämpfe zwischen den Hirschen zu verhindern, theils um — da dies, vorzüglich in der Nacht, nicht immer möglich ist — gleich zu bemerken, wenn und wo einer oder der andere Schaden durchs Spießen gelitten hat. Scheint die Verwundung irgend gefährlich, so darf man das Todtschießen nicht verschieben.

7. Endlich muß auch die Ausrottung der Füchse in der Nähe des Wildgartens durch alle erdenkliche Mittel, besonders aber durchs Fangen, wozu in der dritten Abtheilung des dritten Abschnitts ausführliche, auf eigene Erfahrung gegründete Anleitung gegeben werden soll, nach Möglichkeit bewirkt werden. Denn fügen sie auch dem eingeschlossenen Wilde selbst in und kurz nach der Satzzeit keinen beträchtlichen Schaden zu, so machen sie es doch unruhig und endlich wild. Es ist kaum zu glauben, was Freund Reinicke alles unternimmt, um in die Vermachung zu kommen. Ist ihm der Weg durch dirselbe und unter

ihr weg versperrt, so sucht er ihn oben darüber. Dieser Fall hat sich in Machern, da man den Einsprung bei einer Neue deutlich spürte, öfters ereignet.

Auch vor Hunden ist man nicht immer sicher. Ich selbst habe — ohne ausmachen zu können, wie er hineingekommen war — einen im Thiergarten eines meiner Freunde, der mit sehr guter Schalwand umgeben war, todtgeschossen, als er eben das vierte Wildkalb niederziehen wollte. Gewiß drei Monate vergingen, ehe das Wild die ihm recht eigentlich eingejagte Furcht wieder ablegte.

§. 14.

Schließlich muß ich auch noch des Kastirens erwähnen. Zu diesem Ende fängt man so viel Hirschkälber (je früher nach der Satzzeit, desto besser, auf jeden Fall aber, ehe die Fliegen überhand nehmen) ein, als dieser durch einen sachverständigen Mann vorzunehmenden Operation unterworfen werden sollen, setzt sie nachher gleich wieder aus und überläßt der Natur die Heilung.

Man erreicht hierdurch einen wesentlichen Vortheil: einmal, weil die Kastraten zu keiner Jahreszeit schlecht, in der guten Zeit und selbst bis in den Winter hinein aber ausgezeichnet feist sind, und dann, weil sie den Brunfthirschen keinen Eintrag thun, und daher von diesen auch unangefochten bleiben *).

---

*) Es ist begreiflich, daß im Vorhergehenden der vorwürfige Gegenstand, Anlage, Einrichtung und Unterhaltung eines Wildgartens, nicht so ausführlich und erschöpfend vorgetragen werden konnte, als dies in dem vorn angezogenen großen gräfl. Mellinischen Werke, wie in den vom verstorbenen Fürsten zu Leiningen herrührenden, in Lauroys Annalen a. a. O. abgedruckten, vortrefflichen Abhandlung geschehen ist. Denn Unternehmer einer größern Wildgartenanlage verweist man daher auf besagte Schriften.

Ende des ersten Theils.

Literarische Anzeige.

Der Verleger dieses Handbuchs für Jäger empfiehlt den Besitzern desselben nachstehendes bei ihm erschienene Werk, das zu dem dabei bemerkten Preise in allen deutschen Buchhandlungen zu haben ist:

Deutsche Taschen-Encyclopädie

oder

Handbibliothek des Wissenswürdigsten

in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte.

In alphabetischer Ordnung.

Vier Theile

mit funfzig Kupfern.

(Motto: Summa sequar fastigia rerum.)

8. brochirt. 1816—1819.

Preis der vier Theile 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.)

Jeder Theil einzeln 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Folgende umständlichere Anzeige von diesem Werke wird um so nöthiger seyn, als dasselbe häufig aus dem Umstande, daß es bei dem Verleger des vielverbreiteten Conversations-Lexicons *) erscheint, für einen Auszug aus diesem gehalten oder als ein Werk betrachtet wird, das wenigstens aus dem Conversations-Lexicon hervorgegangen. Diese irrige Meinung erheischt eine nähere Auseinandersetzung des Plans dieser Taschen-Encyclopädie und eine Angabe, worin sich solche von dem gedachten Lexicon unterscheidet. — Der Herausgeber der Taschen-Encyclopädie ist Herr F. C. A. Hasse, Professor an der Ritterakademie in Dresden, der sich dazu mit mehrern rühmlichst bekannten Gelehrten, als den Herren Heusinger, Förster, Landsberg, Ficinus, und mehrern Andern verbunden hat. Die Redaction des Conversations-Lexicons übt nicht den geringsten Einfluß aus auf die Redaction der Taschen-Encyclopädie, und beide haben die verschiedensten Tendenzen, wie aus der folgenden Exposition des Herausgebers selbst am besten und deutlichsten wird abzunehmen seyn.

„Alles Wissen und Thun ist Stückwerk, wenn es nicht innern Zusammenhang hat. Dieses gibt dem Wissen die Einheit der Gründe und der Bedingungen des Erkennens, so wie jede Regel für das Thun aus Einer Grundregel und mit dieser zugleich aus jener Einheit des Wissens hervorgeht. Der Umschwung aller Thätigkeit des geistigen Menschen hat daher, so wie nur Eine Axe, die Natur, nothwendig auch nur Einen Mittelpunkt, die Wahrheit. Die beiden Pole der geistigen Bewegungen aber: der Gliedbau der Erkenntniß und die Gestaltung des Thuns, verknüpfen alle Strahlen, die dem Mittelpunkte entströmen, mit jedem Ringe der Axe, zu Einem großen Sonnenringe, dem geistigen Leben der Menschheit. Allen Reichthum, den dieses Leben in sich hält, umschließt ein Doppelkreis, Staat und Kirche.

---

*) Von diesem Werke sind jetzt die ersten 8 Bände der neuesten oder fünften Auflage in allen Buchhandlungen zu erhalten, und werden die zwei letzten, oder der 9. u. 10. Band zu Ende dieses Jahres nachfolgen. Der Prän.-Preis für alle 10 Bände ist für das Exemplar auf Druckpapier 22 Thlr. 12 Gr. (39 Fl. 30 Kr.), auf Schreibpapier 18 Thl. 18 Gr. (33 Fl. 45 Kr.) auf Median Druckp. 24 Thlr. (39 Fl. 36 Kr.) und supra-fein Berliner Median-Druckp. 28 Thlr. (50 Fl. 24 Kr.)

Ich fürchte nur, daß diese Bestimmung dem Gedanken Vorschub leisten wird, als ob die Gesetzgebung sich mit der Frage der Ehescheidung überhaupt nicht befassen könne, weil sie ja nur Ehen, die nicht geschlossen sind, für nichtig erklären könne. Ich halte es für richtig, daß wir uns auch mit der Frage der Ehescheidung befassen, und ich bin der Meinung, daß wir auch in dieser Beziehung Bestimmungen treffen müssen, die dem Gedanken Vorschub leisten, daß die Ehe nicht eine Sache ist, die man nach Belieben auflösen kann, sondern daß sie eine Sache ist, die nur unter ganz besonderen Umständen aufgelöst werden kann. Ich bin der Meinung, daß wir auch in dieser Beziehung Bestimmungen treffen müssen, die dem Gedanken Vorschub leisten, daß die Ehe nicht eine Sache ist, die man nach Belieben auflösen kann, sondern daß sie eine Sache ist, die nur unter ganz besonderen Umständen aufgelöst werden kann.

Die Vorrede zum 1sten Theil bezeichnet den Plan des Werks näher, und zeigt, worin er von dem Plane des Conversations-Lexicons ganz verschieden ist, so daß beide Werke unabhängig neben einander bestehen. Mehrere als Schriftsteller bekannte Männer haben sich jeder für ein bestimmtes Fach vereinigt, um dasselbe nach der entworfenen Grundlegung zu bearbeiten. Alles einzelne ist ausgeschlossen, wozu vollständige Wörterbücher (geographisch statistische, biographisch historische, oder naturgeschichtliche u. a. m.) unentbehrlich sind; eben so das Positive, was nicht allgemein wissenswerth ist. Dagegen sind ausführlicher entwickelt alle Begriffe, und reichhaltiger dargestellt alle Kenntnisse, die sich auf das Wesen der Natur und der Kunst, der Kirche und des Staats, der Wissenschaft und der Sitte, oder auf das höhere Menschenleben beziehen. Denn bewegt sich dieses nicht auf jener sechsfach verschlungenen Bahn des Wahren, Guten und Schönen? — Verhältnißmäßig ist jedoch das Fach der Naturkunde und der Technologie reicher ausgestattet, weil hier den Urkundigen sein Gedächtniß am meisten verläßt. Bey Hauptartikeln ist das alphabetische Zerreißen dessen, was zu einer klaren Uebersicht des Wesentlichen nothwendig in einander greifen muß, sorgfältig vermieden. Außer den schon angeführten Artikeln, vergleiche man in dieser Hinsicht die Artikel: Europa, Erde, Adel, Atmosphäre, Ehe, Farbe, Mittelalter, Reformation, die einzelnen Staaten, Deutschland, Ostindien, Rom u. s. w. Grundbegriffe sind, nach dem Maaßstabe ihrer Wichtigkeit für Natur- und Menschenkunde, vollständiger entwickelt, als die abgeleiteten. Man vergleiche die Artikel: Freiheit, Kunst, Künstler, Gerechtigkeit, Geschmack, Gesetz, Gesellschaft, Humanität, Kirche, Kraft, u. a. m. Als Beispiele, wie einzelne Wissenschaften und Künste skizzirt sind, vergleiche man die Artikel: Aesthetik, Criminalrecht, Geschichte, Kirchengeschichte, Kritik (in der Philosophie), Philosophie, Politik, Proceß, Rechtswissenschaft, Pfandrecht, Perspective, Infinitesimalrechnung, Aetz-, Bau-, Gartenk., Kupferstecherkunst, Malerei, Musik und ähnliche. Man wird in mehrern neue Ansichten wahrnehmen, z. B. in den Artikeln: Encyclopädie, Mathematik, Optik u. a. Dabei ist Gedrängtheit mit Sachreichthum verbunden. So enthält der Artikel Classiker ein Verzeichniß der wichtigern griechischen, römischen, deutschen, dänischen, englischen, französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Nationalschriftsteller, nach den vorzüglichsten neuern, auch fremden Ausgaben und Uebersetzungen in lateinischer, deutscher, französischer, englischer oder italienischer Sprache, auf kaum 10 Seiten. Daß überhaupt die neueste Zeit und Literatur nicht übersehen sind, wird man, außer in den wissenschaftlichen Artikeln, z. B.: Föderativstaat, Declamation, Epos, Fabel, Dechiffrirkunst, Continentalsystem, Concours, Forstvermessung, Metrik u. a. auch in den historischen, oder in den Skizzen der merkwürdigeren Länder, Völker, Sprachen und Religionen, bemerken."

Zu dem vorstehend Gesagten möchte noch die Eigenthümlichkeit der Taschen-Encyclopädie besonders und wiederholt herauszuheben seyn, daß sie bei allen ihren Artikeln auf die neuesten Schriften hinweis't, wo weitere Belehrung zu suchen ist, und daß sie eine Reihe von erläuternden Kupfern enthält die mit großer Umsicht gewählt und trefflich gestochen sind, welches beydes dem Conversations-Lexicon entbricht.

Leipzig, im September 1819.

F. A. Brockhaus.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

aſ

füßer.
nde Säugthiere.
e. Säugthiere.

untere Theil
beſetzt; die Ze-
urch eine breite

r untere Theil
; oder mehrere
Membran ver-

Herz
Gehirn

, ſon
nd ver
r Rück

DIOGENS

s, Hirsch.

dama, Damwild.
c. C. capreolus,

s, Pferd.

*) Wenn in dieser, wie i
Benennungen den
schah dies deshalb,

bei denen die teutschen
deut angehen, so ge-
rgeführt worden seyn.
s Verf.

Digi by Google

el aus de

era).

5. Tura-

er.

ra. 28.

s. 74. Pa-
7. Melcā-
uānus.

A nebenſtehenden Gattungen.

Picus mar Grüngrauſpecht. P. major, (Bunt-) Bandſpecht. P. leuconōtus, weißrückiger Specht (

Yunx torq

Cuculus c

Vultur cin ſiger Geier, Aasgeier.

Gypaetos phālus, ſchwarzköpfiger Geierabler.

Aquila ch.). A. fulva, Steinadler. A. albicīlla s ia, Schreiadler. A. brachydactyla, kurzzehichaar.

Milvus v Milv. fusco-ater, ſchwarzbrauner Milan (

Buteo fus B. apivōrus, Wespenbuſſard.

Circus aer

Astur palu

Falco per olf), Blaufalk. F. tinnuncūlus, Thurmfälſcher Falk.

Nisus vul

a. Ohreule. Str. brachyōtos, *Linn.* (Str. palūs ri Ohreule.

b. Eulemēa, Schneekauz. Str. alūce, Nachtkauz. Str. flamiger Kauz. Str pygmāēa, Zwergkauz.

c. Eulenoūra, *Natterer*, Habichtseule. Str. nisoria

Muscicapa illa, ſchwarzrückiger Fliegenfänger. (M. mer Fliegenfänger.

Ampelis g

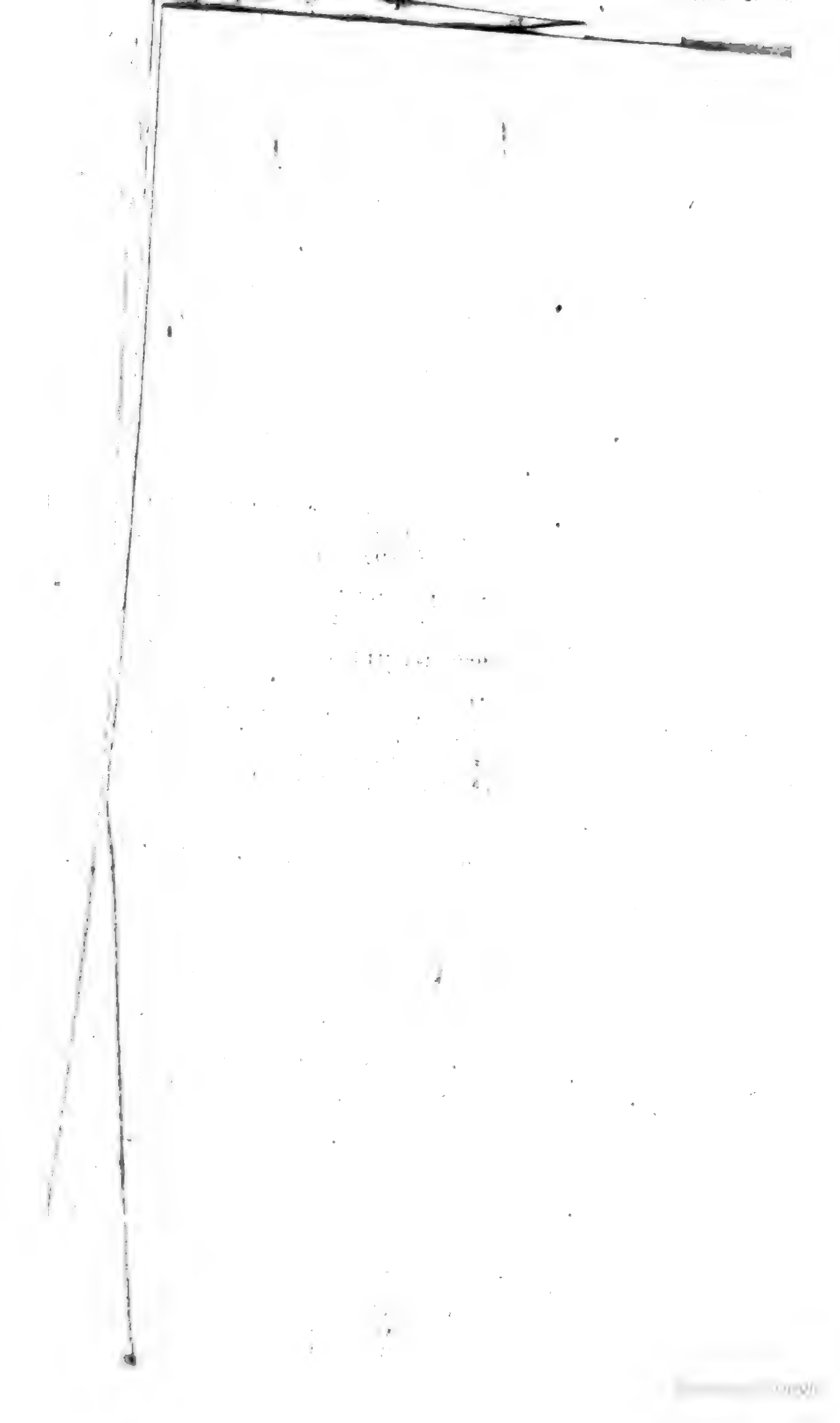
Oriolus ga

Tetrao uro chwänziges Waldhuhn. T. bonasia, Haſelhuh Waldhuhn. T. albus, Schneehuhn. T. arena

Perdix cin feldhuhn, Steinhuhn. P. cotūrnix. Wachtelf

Phasianus derter Faſan.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

6.

kung

s gehört zu §.

g im ersten

300.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google